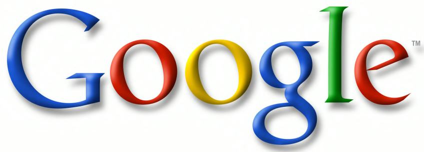
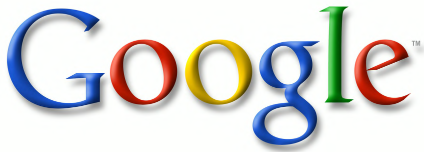














Geschichte der Kriegskunst

im Rahmen der politischen Geschichte.

Von

Hans Delbrück.

Vierter Teil.

Neuzeit.



Berlin 1920
Verlag von Georg Stilke.

Vorwort.

Dieser vierte und letzte Band der „Geschichte der Kriegskunst“ erscheint in dem Jahre, in dem der größte aller Kriege zu Ende ging. Schon im Jahre 1914 war er der Forschung nach so gut wie vollendet und auch zum großen Teil schon ausgearbeitet. Aber der äußere Sturm, statt, wie man vielleicht meinen könnte, mich fortzureißen zur Vollendung gerade dieser Aufgabe, Ausarbeitung dieses Themas, lenkte mich ab und ich habe die Arbeit unterbrochen, um sie endlich zu Ende zu führen, ohne zwischen ihr und der Gegenwart eine Brücke zu schlagen. Wenn in diesem Buche von den Verhältnissen unserer Zeit die Rede ist, so ist damit die Zeit vor dem Weltkriege gemeint, wo die Worte geschrieben wurden, manchmal auch die Zeit, wo ich selber das Kriegswesen praktisch kennen gelernt habe (ich bin im Jahre 1867 Soldat geworden und habe als Premier-Leutnant der Reserve 1885 den Abschied genommen).

Ich habe ursprünglich wohl gedacht, das Werk in den deutschen Einigungskriegen auslaufen zu lassen und noch die Fortentwicklung der Napoleonischen Strategie durch die Moltkesche darzustellen. Aber ich habe diesen Gedanken fallen lassen, da er sofort in die Probleme des Weltkrieges hineingeführt haben würde, die für eine wissenschaftliche Behandlung im Sinne dieses Werkes noch nicht reif sind. Das soll nicht heißen, daß ich der neuesten Zeit überhaupt noch keine Betrachtung zu widmen wagte, sondern nur, daß es noch nicht in der systematischen, abgeschlossenen Weise geschehen kann, wie es ein Werk von der Art des vorliegenden erfordert. Deshalb bricht dieses Werk mit Napoleon und seinen Zeitgenossen ab. Die Fortsetzung bis auf die Gegenwart aber ist bereits da, wenn auch in anderer Form. Was ich über die kriegsgeschichtlichen Erscheinungen des späteren 19. Jahr-

hunderts, im besonderen über die Strategie Moltkes und endlich über die Erscheinungen des Weltkrieges zu sagen habe und zu sagen vermochte, ist in einzelnen Aufsätzen und in der gleichzeitig mit diesem Buch erscheinenden Sammlung „Krieg und Politik“, 1914 bis 1918 (drei Bände) niedergelegt. Die Moltke-Aufsätze stehen in der Sammlung „Erinnerungen, Aufsätze und Reden“, ergänzt durch einen Artikel über Caemmerers „Entwickelung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert“, in den „Preuß. Jahrbüchern“, Bd. 115, S. 347 (1904). Hier ist im Anschluß an Schlichting der neue Gedanke Moltkes, der strategische Anmarsch aus zwei Fronten, den dann Schlieffen im Anschluß an meine Analyse der Schlacht bei Cannä zu der Idee der doppelten Umfassung fortgebildet hat, des Breiteren dargelegt und technisch wie psychologisch begründet, und das leitet über in die strategischen Betrachtungen, mit denen ich die Ereignisse des Weltkrieges begleitet habe.

Die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß ich das Technische des Kriegswesens, der Bewaffnung wie der Taktik, bei der Behandlung der Neuzeit ganz zurücktreten lassen konnte, nicht weil es weniger zu bedeuten hätte, als früher, im Gegenteil, es ist ja nur immer schneller und immer gewaltiger angewachsen, sondern weil es in seinem Wesen und seiner Bedeutung so klar zutage liegt, daß es keiner Untersuchungen mehr bedarf, reichliche Literatur darüber vorhanden ist und ich mich also begnügen durfte, das praktische Ergebnis festzustellen. Ich durfte mich um so mehr auf das Notwendigste beschränken, als die unschätzbare „Geschichte der Kriegswissenschaften“ von Max Jähns dem Suchenden für weitere Belehrung das wohlgeordnete Material darbietet. Bei dieser Einschränkung des Technischen war es mir, wie ich hoffe, um so mehr möglich, den Grundgedanken des Werkes, den Zusammenhang zwischen Staatsverfassung, Taktik und Strategie, „Die Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte“, wie der Titel lautet, plastisch herauszuarbeiten. Die Erkenntnis der Wechselwirkung zwischen Taktik, Strategie, Staatsverfassung und Politik wirft ihr Licht auf den Zusammenhang der Universalgeschichte und hat Vieles, was bisher im Dunkel lag oder verkannt wurde, aufgehellt. Nicht um der Kriegskunst willen ist dieses Werk geschrieben worden,

sondern um der Weltgeschichte willen. Wenn Militärs es lesen und daraus Anregungen entnehmen, so kann mir das nur recht sein und ist mir eine Ehre; geschrieben aber ist es für Geschichtsfreunde von einem Historiker. Ich würde sogar nichts dagegen haben, wenn man dieses Werk, das den Krieg behandelt und noch dazu ausdrücklich im Rahmen der politischen Geschichte, doch in die Kategorie der kulturgeschichtlichen Werke einordnen wollte. Denn die Kriegskunst ist eine Kunst wie die Malerei, die Baukunst oder die Pädagogik, und das ganze kulturelle Dasein der Völker wird in hohem Grade bestimmt durch ihre Kriegsverfassungen, die wiederum mit der Technik des Krieges, der Taktik und Strategie zusammenhängen. Alles steht in Wechselwirkung miteinander, der Geist jeder Epoche offenbart sich in ihren vielseitigen Einzelerscheinungen, und die Erkenntnis jedes einzelnen, wie in meinem Falle der Kriegskunst, fördert die Erkenntnis der Menschheits-Entwicklung im ganzen. Keine weltgeschichtliche Epoche, die nicht in ihren Fundamenten durch die Ergebnisse dieser Arbeit berührt würde. Aber es hat Mühe und auch Kampf gekostet, die Idee, daß auf diesem Wege etwas zu gewinnen sei, durchzusetzen. Selbst Leopold Ranke lehnte ihn direkt ab, als ich ihm einmal meinen Plan vortrug; die Fakultät, der ich jetzt die Ehre habe, anzugehören, machte mir Schwierigkeiten bei der Habilitation, da das Kriegswesen nicht auf die Universität gehöre, und Theodor Mommsen, als ich ihm den ersten Band überreicht hatte, der doch recht tief in die alte und besonders in die römische Geschichte eingreift, erklärte mir bei seinem Dank, seine Zeit werde ihm doch wohl kaum erlauben, dieses Buch zu lesen. Da ich auf der anderen Seite auch den Generalstab gegen mich hatte, so wird man mir zugestehen, daß mein Kampf nicht leicht war. Niemand, der dafür bekannt war, mein Schüler zu sein, durfte Lehrer an der Kriegsakademie werden, und Historiker, die sich von dem Zutreffenden meiner Forschungs-Ergebnisse überzeugt hatten, waren doch vorsichtig genug, das möglichst wenig merken zu lassen. Bei Anderen habe ich es, wie man sehen wird, bis in die neueste Zeit nicht erreichen können, daß sie meine Auffassung auch nur richtig wiedergaben. Neue Ideen haben sich durchzusetzen nicht nur gegen den zähen Widerstand des Ueberlieferten, sondern auch gegen das fast noch unbelehrbarere Mißverständnis.

Vorwort.

Wie ich bei der Herausgabe des ersten Bandes einst in der Vorrede das Werk von **Julius Beloch**, „Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt“ nennen mußte, als eine Arbeit, die der meinigen notwendig vorangehen mußte, so darf ich auch diesmal nicht unterlassen, schon hier ein Werk zu nennen, das ebenso sehr eine unerläßliche Vorarbeit, wie die wertvollste Ergänzung dieses Bandes bildet. Es ist „Machiavellis Renaissance der Kriegskunst“ von **Martin Hobohm**. Ich habe mir die Ergebnisse dieser ebenso gelehrten, wie glänzend geschriebenen Arbeit vollständig zu eigen machen können, und Herr Dr. Hobohm hat mich auch weiter durch Sammlung von Material für die Fortführung der Forschung sehr wesentlich unterstützt. Neben Herrn Dr. Hobohm bin ich Herrn Dr. Siegfried Mette für seine Beihilfe beim Lesen der Korrektur und Herstellung des Registers zu Danke verpflichtet.

Berlin-Grunewald, den 7. August 1919.

Hans Delbrück.

Inhalt.

Vierter Teil.

Die Neuzeit.

Erstes Buch.

Das Kriegswesen der Renaissance.

Zweites Buch.

Das Zeitalter der Religionskriege.

Seite

Drittes Buch.

Die Epoche der stehenden Heere.

Druckfehler.

Seite 70, 7. Zeile von unten, ist zu lesen: Hansen statt Hausen.

Erstes Buch.

Das Kriegswesen der Renaissance.



Erstes Kapitel.

Die Bildung einer europäischen Infanterie.

Die erstaunliche Kraft des schweizerischen Kriegertums beruhte auf der Massenwirkung der großen geschlossenen Haufen, in denen jeder Einzelne erfüllt ist von dem durch zweihundert Jahre ununterbrochener Siege genährten Selbstvertrauen. Die durch das ganze Volk verbreitete kriegerische Gesinnung machte es möglich, es als Menge in den Kampf zu führen, und die Massenbildung wiederum wuchtete alle noch so große persönliche Tapferkeit des alten Berufskriegertums nieder. Mit der Schlacht bei Nancy war dieses schweizerische Massenkriegertum aus den Bergen, die ihm für seine bisherigen Siege so wesentliche Bundesgenossen gewesen waren, herausgetreten. Wie schon in dem Kriege, der schließlich bei Granson und Murten entschieden wurde, die Eidgenossen mehr für den König von Frankreich als für ihr eigenes politisches Interesse gefochten hatten, so fing jetzt ihre militärische Kraft an, auch fern von der Heimat in fremden Diensten wirksam zu werden. Schon hierdurch übte dieser kleine Bruchteil eines deutschen Stammes eine wesentliche geschichtliche Wirkung aus; noch viel größer aber, weltgeschichtlich umgestaltend wurde diese Wirkung, indem nun die anderen Völker, die Ueberlegenheit des schweizerischen Kriegswesens erkennend, es nachzuahmen begannen.

Schon sehr lange hatte es ja neben der schweren, gepanzerten Reiterei nicht bloß Schützen, sondern auch Fußknechte mit blanker

Waffe gegeben, die die Ritter im Kampfe unterstützten. Der Fortschritt, der zu machen und die Reform, die zu vollziehen war, bestand darin, diese Fußknechte, die bisher nur Hilfswaffe gewesen waren, sehr vermehrt zu festgeschlossenen Haufen zusammenzuballen.

Voll gelungen ist dieser Fortschritt zunächst nur bei zwei Völkern, den Deutschen und den Spaniern; bei den Franzosen und den Italienern finden wir wohl Ansätze dazu, aber sie sind nicht oder erst später zur Ausbildung gelangt. Das ist gewiß ein sehr merkwürdiger Unterschied, dem eine besondere Betrachtung zu widmen sein wird. Zunächst aber wenden wir uns der Aufhellung der ersten positiven Erscheinung der neuen Zeit zu, die sich auf deutschem Boden vollzieht.

Die Niederländer und die Schlacht bei Guinegate[1]). 7. August 1479.

Die erste Schlacht, in der die schweizerische Kriegsweise von Nicht-Schweizern angewandt erscheint, ist die Schlacht bei Guinegate, in der 2½ Jahre nach der Schlacht bei Nancy Erzherzog Maximilian, der Schwiegersohn Karls des Kühnen, ein französisches Heer besiegte — gerade die Burgunder also, die die schweizerische Ueberlegenheit so sehr am eigenen Leibe erfahren hatten, sind es gewesen, die den ersten und erfolgreichen Versuch machten, diese taktische Kunst nunmehr selber auszuüben.

Maximilian belagerte die kleine Grenzfestung Therouanne und ging einem französischen Entsatzheer, das unter des Cordes von Süden heranzog, entgegen, um es zurückzuwerfen. Das französische Heer bestand in der bis dahin üblichen Weise aus Rittern und Schützen; neben den den einzelnen Rittern zugeteilten Schützen der Ordonnanz-Kompagnien auch aus zahlreichen Landesschützen (Francs archers). Maximilian war in diesen beiden Waffen erheblich schwächer, hatte aber dafür nicht weniger als 11000 Fußknechte mit blanken Waffen, Spießen und Hellebarden, die ihm Jean Dadizeele, Bailli von Gent und Generalkapitän von Flandern, herangeführt hatte. Maximilian war erst 20 Jahre alt und

[1]) Die maßgebende Monographie ist „Die Schlacht bei Guinegate" von Ernst Richert. Berliner Dissertation. 1907.

hatte selber weder die Erfahrung, noch hier in den Landen seiner Gemahlin die Autorität, um das neue Kriegswesen zu schaffen. Aber in seinem Heer war der Graf v. Romont, dessen Besitzungen in der unmittelbaren Nachbarschaft von Bern und Freiburg am Neuenburger See lagen. Im Dienste des Burgunder-Herzogs hatte er die Schlachten gegen die Schweizer mitgeschlagen. Sehr gegen seinen Wunsch und seinen Willen war er ihr Feind geworden; niemand kannte sie im Frieden und im Kriege besser als er. Dieser schweizerische Graf ist es gewesen, der nach dem Zeugnis der Quellen jetzt die flämischen Knechte nach der schweizerischen Art aufstellte. Wir werden annehmen dürfen, daß er es auch gewesen ist, der seinem jetzigen Herrn den Rat gab, sich in Massen mit solchen Fußknechten zu versehen, und nirgends in der Welt konnte er einen besseren Stoff für die Neugestaltung vorfinden, als eben in den burgundischen Niederlanden. Hier hatte ja schon einmal ein Kriegswesen ganz ähnlich dem schweizerischen sich aufgetan, als die aufständischen flämischen Städte die französische Ritterschaft in der Schlacht bei Courtray (1302) niederwarfen. Bei Rosebeke (1382) war dieses Kriegertum wieder zugrundegegangen, weil ihm in der flandrischen Ebene gegenüber den Rittern die Gelände-Stützpunkte, die den Schweizern ihre Berge gewährten, fehlten. Immer aber hatte sich viel Kriegertum und viel kriegerischer Sinn in diesen Landschaften erhalten; auch die Heere Karls des Kühnen bestanden zum großen Teil aus Niederländern, und das Schweizer Muster gab nun die Form, in der dieser kriegerische Geist sich von neuem realisieren konnte.

Im Ganzen wird das burgundische Heer um einige Tausend Mann stärker gewesen sein, als das französische, selbst wenn man diesen die Besatzung von Therouanne zuzählt, 4000 Mann, die während der Schlacht die Burgunder im Rücken bedrohten.

Beide Heere hatten die Reiter auf den Flügeln, das Fußvolk, hier Schützen, dort vorwiegend Pikeniere im Zentrum. Die burgundischen Pikeniere waren in zwei große, tiefe Haufen geteilt, deren einen der Graf Engelbert von Nassau, der unter Karl dem Kühnen bei Nancy mitgefochten hatte, deren andern der Graf von Romont führte, und statt nach der überlieferten Rittersitte mit den Rittern zu fechten, trat Maximilian selbst mit einer

Anzahl von Edelleuten[1]) mit dem Spieß in der Hand bei diesen Haufen ein. Maximilian selbst erzählt uns in seinen Memoiren, daß er, nachdem er als junger Fürst in die Niederlande gekommen, lange Spieße habe anfertigen lassen und Waffenübungen ausgeführt habe. So zu sagen systematisch ist also das Fußvolk ausgebildet worden: lange Spieße, eingetretene Edelleute und Uebungen. Daß man durch den Eintritt von Edelleuten, die natürlich im ersten Gliede standen, den Haufen der Fußknechte festzumachen suchte, ist ein Vorgang, den wir im späten Mittelalter schon öfter gefunden haben. Der Unterschied, der wesentliche Unterschied aber ist, daß sie jetzt mit dem Langspieß auch die Waffe der Fußknechte annehmen und diesen nicht bloß vorkämpfen, sondern mit ihnen zu einem einheitlichen, taktischen Körper verschmelzen. „Da erstelde", meldet uns die „Allerexcellentste Cronyck", „de grave van Romont twolc im ordinancien unde dade den hertoghe (Maximilian) staan onder dat volc te voet ende onder den pyken."

Des Cordes gelang es nun, auf dem einem, seinem rechten Flügel, die die Infanteriehaufen begleitenden burgundischen Ritter zu werfen und auch die dort aufgestellten burgundischen Geschütze zu nehmen. Die burgundischen Schützen, obgleich auch ziemlich zahlreich, werden in dem Gefecht gar nicht erwähnt; sie werden vor der französischen Ueberlegenheit sofort gewichen und entweder geflohen sein oder sich in die Pikenierhaufen gedrängt haben.

Der Sieg seiner Ritter gab des Cordes die Möglichkeit, den linken, von Nassau geführten Pikenierhaufen der Burgunder aus der Flanke anzugreifen. Er brachte ihn dadurch zum Stehen und indem nun die französischen Schützen ihn sowohl von vorne wie von der Seite beschossen und sogar durch die eroberten burgundischen Kanonen unterstützt wurden, in große Bedrängnis, obgleich die Mehrzahl der siegreichen französischen Ritter, statt sich an diesem Kampfe zu beteiligen, den geflohenen burgundischen Rittern nachsetzte und sich dadurch vom Schlachtfelde entfernte.

Wenn der Verlauf auf dem anderen Flügel der gleiche gewesen wäre, hätten die Burgunder unterliegen müssen. Aber hier

[1]) Dadizeele, Memoires ed. Kervyn de Lettenhove S. 19. Nach Comines waren es 200 Edelleute.

hielt sich der größere Teil der Ritterschaft gegenüber der französischen und ließ diese nicht den Pikenieren in die Flanke kommen. Der Romont'sche Haufen blieb also im Vordringen, jagte die französischen Schützen in die Flucht, entlastete und befreite dadurch auch den anderen Haufen und entschied die Schlacht.

Einen zeitgenössischen Bericht, der uns mit präzisen Worten sagte, daß wir in den Infanteriehaufen bei Guinegate die übertragene Schweizer Taktik haben, haben wir nicht. Namentlich steht nichts dergleichen in den nicht weniger als vier Berichten über die Schlacht, die von Maximilian selbst herrühren oder auf ihn zurückgeführt werden können. So auffällig das auf den ersten Blick erscheint, so ist es doch nicht so ganz selten, daß Zeitgenossen sich des Moments einer prinzipiellen Abwandlung nicht bewußt werden und erst die Nachwelt die Bedeutung dieses Moments erkennt. In der Kriegsgeschichte des Altertums z. B. haben wir ja gefunden, daß eine so fundamentale Reform wie die Treffenbildung während des zweiten punischen Krieges von den Quellen direkt gar nicht erwähnt wird. Nichts destoweniger ist hier, wie dort der Tatbestand völlig sicher. Dadizeele, Molinet, de But und Basin stimmen darin überein, daß das flämische Fußvolk den Sieg entschieden habe. „Dux Maximilianus, sagt de But, cum picariis fortiter instabat, ut equitatus Francorum, qui ab utraque parte cum aliis suis obpugnare quaerebat eundem, non posset in eum praevalere" und noch anschaulicher Basin: Die flämischen Fußknechte mit ihren langen Spießen wehrten das Eindringen der feindlichen Reiter ab. Nam ipsi Flamingi pedites, cum suis longis contis praeacutis ferramentis communitis, quos vulgo piken appellant, hostium equites, ne intra se se immitterent, viriliter arcebant.

Es gehörte zu dem Siege aber auch, wie nicht zu übersehen, daß wenigstens dem einen burgundischen Pikenierhaufen die Ritterschaft die Flanke deckte. Wäre das nicht geschehen, so hätte das flämische Fußvolk die Schlacht verlieren können, wie einst die von Rosebeke.

Bisher unerklärt ist, daß der Sieg nicht etwa den Fall von Therouanne zur Folge hatte, sondern, daß Maximilian den Feldzug aufgab und sein Heer entließ. Wäre der Verlauf und

Ausgang der Schlacht nicht so vielfältig und sicher bezeugt, so würde man dem Siege überhaupt nach diesem Schlußergebnis wohl den Glauben versagen. Die Vlamen, heißt es, wollten nicht länger dienen; vermutlich ist es der alte Gegensatz zwischen dem Fürsten und den Ständen, der hier mitspielt: die Niederländer fürchteten ihren eigenen Herrn, Maximilian, nicht weniger, als die Franzosen, und wollten nicht, daß er, den Sieg verfolgend, gar zu mächtig werde. Vielleicht waren Maximilians Kassen auch so leer, daß er nicht einmal den Sold für den kleinen Heeresteil, der nunmehr für die Fortsetzung der Belagerung noch notwendig gewesen wäre, aufbringen konnte.

Politisch hat daher die Schlacht von Guinegate keine Bedeutung gewonnen; militärisch aber ist sie ein Wendepunkt. Die Bande der niederländischen Knechte, die die nächste Generation hindurch eine Rolle spielt, wird von den Siegern von Guinegate ihren Ausgang genommen haben, und den Franzosen gab die Niederlage den Anstoß zu einer Reform ihrer Kriegsverfassung, die auf Spanien hinübergewirkt haben dürfte. Vor allem aber sind diese niederländischen Knechte die Vorläufer der Landsknechte.

Die Landsknechte[1]).

Der Sieg bei Guinegate brachte dem Sieger keine Frucht, weil er das Heer nach dem Siege nicht mehr in der Hand hatte, und bald geriet Maximilian, der ja das Land zunächst nur als Prinzgemahl, dann, nach dem Tode seiner Frau, als Vormund seines und ihres Sohnes Philipp verwaltete, in offenen Kampf mit den Ständen. Um in diesem Kampfe zu bestehen, mußte er sich ein anderes Kriegsvolk als die Bürgeraufgebote beschaffen.

Er warb Knechte aus aller Herren Länder, aus den Niederlanden selbst, vom Rhein, aus Oberdeutschland, aus der Schweiz.

[1]) Alle früheren Werke und Untersuchungen über die Landsknechte sind überholt durch das in eindringendem Studium und scharfsinniger Kritik musterhafte Werk von Martin Nell „Die Landsknechte, Entstehung der ersten deutschen Infanterie". Berlin 1914. Der erste Teil erschien als Berliner Dissertation. Der zu den schönsten Hoffnungen berechtigende und selbst mit jugendlicher Zuversicht ins Leben schauende Verfasser ist 1914 in Frankreich auf dem Felde der Ehre geblieben.

Erben H. Z. 116, S. 48 hat gegen die Ergebnisse Nells einige Vorbehalte gemacht, die man anerkennen kann, die aber alles Wesentliche bestehen lassen.

Für diese Knechte ist in den Jahren 1482 bis 1486 der Name „Landsknechte“ aufgekommen.

Weshalb wurden sie gerade Landsknechte genannt (provinciae servi, patriae ministri, compagnons du pays)? Warum nicht Fußknechte, Soldknechte, Kriegsknechte oder sonst eine Zusammensetzung? Die Bezeichnung hat sich etwa ein Jahrhundert lang, bis in den 30jährigen Krieg gehalten; dann verschwindet sie, weil der freie, seine Wirkungsstätte wechselnde Söldner in ein mehr dauerndes festes Verhältnis zu einem Staat oder Kriegsherrn trat und nach ihm benannt wurde.

Mancherlei Deutungen hat das Wort bereits erfahren, die alle abzuweisen sind. Es bedeutet nicht „Knechte des eigenen Landes“ im Gegensatz zu den Schweizern, denn sie dienten mit diesen unter denselben Fahnen und in demselben Haufen. Es bedeutet auch nicht „Knechte des platten Landes“ im Gegensatz zu dem Schweizer Bergland. Es bedeutet nicht „Knechte zur Verteidigung des Landes“, „Knechte, die dem Lande dienen“. Es bedeutet nicht „Knechte, die nicht von den Ständen gestellt, sondern aus dem Lande geworben sind“. Es bedeutet nicht „Knechte desselben Landes“, also „Landsleute“. Das Wort hat auch nichts mit der „Lanze“ zu tun, denn die Waffe, die diese Knechte führten, wurde „Spieß“ oder „Pike“ genannt[1]).

Das Wort „Landknecht“ kommt im 15. Jahrhundert sowohl im Hoch- wie Niederdeutschen vor und bedeutet einen Büttel, Gerichtsvollzieher, Gerichtsboten, Gensdarmen zu Pferde oder zu Fuß, der auch kriegerische Funktionen übernimmt. So erzählt Joh. v. Posilge in seiner im Jahre 1417 geschriebenen Chronik, daß eine preußische Burg Bassinhayen „von etlichen Lantknechten“ an den Polenkönig verräterisch übergeben worden sei. Die Jahre 1482 bis 1486, in denen nun der Name in den Niederlanden seine spezifische Bedeutung erhielt, sind die Jahre, wo Maximilian mit Frankreich Frieden hatte, mit seinen Ständen aber, die ihm die vormundschaftliche Regierung für seinen Sohn Philipp aus der Hand nahmen, Krieg führte. Gerade die Söldner, die Maximilian

[1]) In den ersten sieben Urkunden, in denen der Name vorkommt, ist er nach Nells Feststellung, zweimal „Lanzknechte“ geschrieben, in dem Schweizer Protokoll (1486) „landtsknechte“; dreimal „lantknechte“.

in steigender Zahl in Dienst genommen, die bezahlt sein wollten und das Land drückten, wollten die Stände los werden. Wozu brauchte man diese Söldner? Man hatte ja Frieden. Eben deshalb wird Maximilian ihnen den harmlosen Namen „Landknechte“, der bis dahin nicht in erster Linie einen Kriegsmann, sondern bloß einen Polizisten bedeutete, gegeben haben.

Die Entwicklung vollzog sich so, daß Maximilian das bunte Gemisch seiner Söldner militärisch erzog in den taktischen Formen, die die Schweizer geschaffen hatten, und nach deren Muster die niederländischen Bürgeraufgebote schon die Schlacht bei Guinegate gewonnen hatten. Das wichtigste Mittel dieser Erziehung war nicht nur oder nicht sowohl, daß eine Anzahl Schweizer in den Soldbanden war, sondern daß der Herzog selbst den Spieß in die Hand nahm und seine Edelleute bewog, in den Haufen der Fußknechte einzutreten, um durch diese Verbrüderung ihr Selbstbewußtsein zu heben und von dem im Rittertum überlieferten kriegerischen Geist einen Anhauch auf sie zu übertragen. Kaiser Maximilian, erzählten die Chronisten später, habe den Orden der Landsknechte gestiftet; das will sagen, diese Knechte in den neuen festen, auch äußerlich eingeübten Gefechtsformen, nicht mehr als bloße Hilfswaffe betrachtet, bildeten einen kriegerischen Zunft- oder Korpsgeist aus, der sie als etwas Neues erscheinen ließ und sie von den früheren Soldknechten wesentlich unterschied.

Zu den ältesten, berühmteren Landsknechtsführern gehört Martin Schwarz, der von Herkunft ein Schuhmacher aus Nürnberg war, für seine Tapferkeit zum Ritter geschlagen wurde und unter seinem Befehl Schwaben und Schweizer vereinigte; sein Venner (Fähnrich) war ein auch sonst genannter Schweizer, Hans Kuttler von Bern.

Die erste sichere Erwähnung der neuen Erscheinung unter dem in dieser Bedeutung neuen Namen finden wir in dem Protokoll einer Tagung der Eidgenossen zu Zürich vom 1. Oktober 1486, wo man sich beschwert über die Anwerbungen eines schwäbischen Ritters in Maximilians Dienst, Konrad Gäschuff, der schmähliche Reden geführt und sich vermessen habe, er wolle die schwäbischen und andern Landsknechte dermaßen ausrüsten und unterrichten, daß einer derselben mehr wert sei, als zwei Eidgenossen.

Aus diesem Aktenstück entnehmen wir, daß im Herbst 1486 der „Landsknecht" bereits ein fester Begriff geworden war, daß er zu seinem Beruf ausgebildet wurde, und daß Schweizer und Landsknechte als ein Unterschied und Gegensatz empfunden wurden.

Noch zehn Jahre früher hatte man von den deutschen Kriegsknechten nichts gehalten. Als René von Lothringen 1476 mit oberrheinischen Söldnern sein Herzogtum wieder erobern wollte, bewährten sie sich nicht, sondern nahmen bei Pont à Mousson vor den Burgundern die Flucht. Die Schweizer mußten kommen, und die Gevierthaufen bei Nancy (5. Juni 1477) wurden aus Schweizern und Schwaben gemischt. Die Schweizer aber waren sich so sehr ihrer Ueberlegenheit bewußt, daß sie die Deutschen verächtlich behandelten und die Beute in diesen Feldzügen fast für sich allein beanspruchten.

Als die Landsknechte durch bewußte Erziehung auf einen Grad der Tüchtigkeit gebracht sind, der ihnen schon Selbstvertrauen gibt, scheiden die Eidgenossen aus ihrer Körperschaft aus, und von Stund an stehen sich Lehrer und Schüler eifersüchtig einander gegenüber. Die Schweizer mit ihrer stolzen Sieges-Tradition wollen den Rang des alle überragenden, unvergleichlichen Kriegertums behaupten; den Landsknechten sagen ihre Führer, sie könnten das gleiche, und sie fangen an, sich selber mit diesem Glauben zu erfüllen. Von den Niederlanden ziehen geschlossene Banden aus nach England, nach Savoyen. Unter Herzog Sigismund von Tirol besiegen sie, geführt von Friedrich Kappeler, venezianische Kondottieri in der Schlacht bei Calliano (10. August 1487). Anfänglich hatte Sigismund auch noch schweizer Söldner, aber statt daß, wie ehedem, diese geringschätzig auf die Mitkämpfer herabsahen, berichten jetzt die schweizer Hauptleute nach Hause, daß sie von den Landsknechten bedroht würden und kaum ihres Lebens sicher seien.

Als 1488 ein Reichsheer in die Niederlande zog, um Maximilian gegen die Stände, die ihn zeitweilig gefangen gesetzt hatten, zu Hilfe zu kommen, erschienen vor den Toren Kölns auch Schweizer; man wollte sie jedoch nicht aufnehmen „der Land-

knechte halber", um Zwietracht zu vermeiden, und die Schweizer zogen wieder nach Hause.

Zwei Jahre später, 1490, finden wir wieder Schweizer und Landsknechte vereinigt, als Maximilian gegen die Ungarn zog. Ein etwas späterer St. Galler Chronist, Watt, berichtet: „in disem zug sind bey den lanzknechten vil Eidgenossen und auch ettlich uss unser stat S. Gallen gsin." So sind sie noch öfter wieder zusammengesperrt worden.

Erst dieser Feldzug 1490, in dem Stuhlweißenburg erstürmt wurde, scheint die allgemeine Aufmerksamkeit auf die neue Erscheinung gelenkt zu haben, so daß die Chronisten sich bewogen sehen, dem Worte „Landsknechte" einige Worte der Erklärung oder der Erläuterung hinzuzufügen.

Im Volkslied erscheint das Wort „Landsknecht" sicher datiert zum ersten Mal im Jahre 1495. „Im Land ist manger Landsknecht"[1]).

Es sind geworbene Kriegsknechte, wie wir sie seit dem 11. Jahrhundert kennen; im 15. Jahrhundert finden wir mancherlei Namen, wie „Böcke" und „Trabanten" für sie. Der Unterschied ist, daß sie nicht mehr bloße Einzelkrieger sind, sondern den geschlossenen taktischen Körper bilden und daran gewöhnt worden sind, ihre Kraft eben in dieser Geschlossenheit, diesem Zusammenhalt zu finden und zu verstehen. Dem äußeren Zusammenhalt entspricht der innere, der neue Standesgeist. Was bei den Schweizern, die das Muster abgaben, die Landsmannschaft und deren kriegerische Ueberlieferung war, das ist bei diesen freien Soldbanden die militärische, in den Banden selbst, nachdem sie einmal geschaffen, sich fortpflanzende Erziehung.

Zum erstenmal in der Weltkriegsgeschichte sind wir dem taktischen Körper begegnet in der Phalanx der Spartaner, von denen im bewußten Gegensatz zum Einzelkrieger, Demarat dem König Xerxes gerühmt haben soll, die einzelnen Spartaner seien so tapfer wie andere Männer, ihre eigentliche Kraft aber beruhe darin, daß das Gesetz ihnen gebiete, in Reih und Glied verharrend zu siegen oder zu sterben.

[1]) Liliencron II, 362, 20.

Obgleich es dauernd auch niederdeutsche Banden gab, so hat der Name „Landsknechte" doch wesentlich gehaftet an den Oberdeutschen, den Schwaben und Bayern, wohl damit zusammenhängend, daß hier einerseits die nahe Schweizer Nachbarschaft verlockend wirkte, der Trommel zu folgen, und daß die Hausbesitzungen Maximilians hier lagen und ihm infolgedessen aus diesen Gegenden besonders gern und zahlreich die Knechte zuliefen. Landsmannschaftliche Sonderungen und Gruppierungen waren besonders im Anfang natürlich, und die stärkste Gruppe, die schwäbische, gab schließlich dem Ganzen den Charakter. „Lanczknechti et Hollandrini" sagt einmal Maximilian in seiner Autobiographie und setzt an einer anderen Stelle die „lanczknechti" den „alti alimany" (Hochdeutschen) gleich. Auch die „Hollandrini" lebten fort, traten im Jahre 1494 bei den Zügen Karls VIII. nach Italien als „Geldener" neben den Schweizern auf und sind wohl in der Schlacht von Pavia 1525 als „schwarze Bande" zugrunde gegangen.

Aus der Beschwerde der Schweizer über Konrad Gäschuff haben wir ersehen, daß eine förmliche Ausbildung der Landsknechte stattfand. Das wird uns bestätigt durch die Erzählung von einer Waffenübung, die der Graf Friedrich von Zollern am 30. Januar 1488 auf dem Markt von Brügge veranstaltete. Wir haben verschiedene Berichte darüber, die nicht ganz übereinstimmen, namentlich darüber nicht, wer eigentlich exerzierte. Nach dem einen sind es deutsche Edelleute aus dem Gefolge Maximilians, nach dem anderen deutsche Fußknechte, nach noch anderen Niederländer, die sich von den Deutschen unterrichten lassen. Jedenfalls ist die Waffe, die die Schaar trägt, der lange Spieß; dann erfolgt das Kommando zur Bildung einer Schnecke (faisons le limaçon à la mode d'Allemagne), dann das Kommando zum Spießfällen (chacun avalle sa pique). Hierbei wird auch ein Kriegsruf ausgestoßen „Sta, sta". Die herumstehenden Bürger glauben zu verstehen „Sla, sla" und stieben voller Schrecken, einen Ueberfall fürchtend, auseinander.

Unter der „Schnecke" ist jedenfalls eine geordnete Bewegung zu verstehen, in der man aus einer Marsch-Kolonne in eine Angriffs-Kolonne überging und umgekehrt. Das macht sich keineswegs von selbst, sondern muß eingeübt werden, was auf verschiedene

Weise geschehen kann[1]). Mit einem späteren Manöver der Schützen, das ebenfalls „Schnecke“ (limaçon, caracole) genannt wird, hat es nichts zu tun.

Der Gebrauch des langen Spießes ist nicht so einfach, wie er scheinen möchte[2]). Der Schweizer Müller-Hickler, der es ausprobiert hat, berichtet darüber:

„... Die unliebsamste Erscheinung war das Vibrieren des langen Schaftes. Ich habe selbst beim Fechten mit dem langen Spieß erfahren, daß es fast unmöglich ist, das Ziel zu treffen, weil die Spitze bei heftigem Stoß so sehr zittert; besonders trifft dies zu bei energischem Zustoßen, am meisten, wenn die volle Länge ausgenutzt und mit dem langgestreckten rechten Arm weit ausgefallen wird. — — —

„Es gehörte ein sicherer, die Gelegenheit abwartender, verhältnismäßig langsamer Stoß dazu, wollte man im Kampfe mit dem geharnischten Doppelsöldner den beliebten Stoß nach Hals und Unterleib so placieren, daß er die Fuge des Harnisches traf[3]).“

Statt der langen Spieße führten manche Landsknechte auch gewaltige Schwerter, die mit beiden Händen gehandhabt wurden; sie haben aber keine wesentliche Rolle gespielt. Böheim hat darüber gewiß mit Recht gesagt[4]), es seien nur einige besonders starke Männer damit ausgestattet worden zum speziellen Schutz der Fahne, später des Obersten. Man habe das Fechten damit systematisch ausgebildet, in der Wirklichkeit aber hätten die bramarbasierenden Enakssöhne, die sie führten, gerade so viel Wert gehabt, wie die riesigen Tambourmajors in der Armee Napoleons.

Immer wieder rühmen die Quellen auch die Ordnung, in der die Knechte marschierten. Rotten von vier, fünf und acht

---

1) Ausführlicher darüber Hobohm, Machiavellis Renaissance d. Kriegskunst II, 394 mit den Belegen II, 405. Nells Auslegung will mir nicht recht zusagen.

2) Hobohm II, 426 ff hat, gestützt auf Jovius, die Ansicht aufgestellt, daß der Schweizer Spieß ursprünglich nur 10 Fuß lang gewesen und allmählich, als die Spießerhaufen gegeneinander kämpften, bis auf 17—18 Fuß verlängert worden sei. Nell S. 158 bemerkt dazu, daß die Verlängerung dann im Jahre 1483 eingesetzt haben müsse. Vermutlich hatten die Spieße keineswegs eine Normallänge, sondern waren von je sehr verschieden gewesen.

3) Studien über den Langen Spieß. Zeitschr. f. hist. Waffenkde., Bd. IV, S. 301. 1908.

4) Böheim in d Zeitschr. f. hist. Waffenkunde, Bd. I, S. 62.

Mann Breite werden genannt. Mittelalterliche Quellen wissen niemals dergleichen zu melden.

Im Herbst des Jahres 1495 zogen 10000 Deutsche dem Herzog Ludovico Moro von Mailand zu Hilfe, der den Herzog von Orleans in Novara belagerte. Der Arzt Alessandro Benedetti hat uns ausführlich eine Parade beschrieben, die der Herzog mit seiner Gemahlin über seine Truppen vor Novara abnahm. „Aller Augen, schreibt er, zog dabei auf sich eine Phalanx der Deutschen, welche einen Gevierthaufen bildete und 6000 Fußknechte umfaßte unter Führung Georgs von Eberstein (Wolkenstein) auf einem prächtigen Pferde. Nach deutscher Sitte hörte man in diesem Schlachthaufen eine Menge von Trommeln, daß die Ohren platzten. Nur auf der Brust gewappnet, schritten sie einher mit geringem Zwischenraum zwischen den Gliedern, die vordersten trugen lange Lanzen mit scharfer Spitze, die folgenden trugen die Lanzen hoch, dann folgten Hellebarden und Zweihänder; Fahnenträger waren bei ihnen, nach deren Wink sich der ganze Haufe rechts, links, rückwärts bewegte, als ob er auf einem Floß gefahren würde. Weiter folgten Arkebusiere und rechts und links Armbrustschützen. Im Angesicht der Herzogin Beatrix verwandelten sie den Gevierthaufen plötzlich auf ein Zeichen in einen Keil (d. h. die breite Aufstellung in eine schmale, oder das Landsviereck in ein Mannsviereck), dann teilten sie sich in Flügel, endlich schwenkte die ganze Masse, indem ein Teil sich ganz langsam, der andere sich schnell bewegte und so der eine Teil um den anderen, der stehen blieb, herumbewegt wurde, so daß sie einen einzigen Körper zu bilden schienen[1])".

---

[1]) Das Werk ist schon 1496 in Venedig erschienen. Ich benutze den Abdruck bei Eccard, Corp. Historicum II. 1612. Als völlig gesichert möchte ich die obige Uebersetzung nicht hinstellen. Die Ausdrücke, die der Autor gebraucht, sind, obgleich er Augenzeuge war, nicht unbedingt klar; auch eine italienische Uebersetzung (Venedig 1549) hilft nicht weiter. Jähns I, 727 hat nicht eine Schwenkung, sondern eine Caracole herauslesen wollen. Ich füge deshalb den Urtext hinzu. „Ab his phalanx una peditum Germanorum erat, quae omnium oculos in se convertebat, quadratae figurae, quae VI M. peditum continebat, Georgio Petroplanensi Duce integerrimo, in equo eminente. In ea acie tympanorum multitudo audiebatur germanico more, quibus aures rumpebantur; hi pectore tantum armato incedebant per ordines primo a posteriore parvo intervallo. Primi longiores lanceas in humeris ferebant, infesto mucrone sequentes lanceas erectiores portabant post hos bipennibus et securibus armati; ab his signiferi erant, ad quorum inclinationem agmen totum ac si una rate veherentur, in dextrum, laevum, retro regrediuntur;

Neben dem Einüben ist von besonderer Bedeutung für die Bildung der Landsknechte die Teilnahme der Edelleute. Immer wieder wird berichtet, daß sie mit dem Spieß in der Hand in die Reihen des Fußvolks eintreten. In einem Gefecht bei Bethune erleiden die Deutschen von den Franzosen (1486) eine Niederlage. Herzog Adolf von Geldern und Graf Engelbert von Nassau sind bei dem Fußvolk eingetreten, sie sagten, sie wollten mit ihm leben und sterben und vergossen, wie der Chronist sagt, ihr Blut „pour la protection des piétons".

Eine umgekehrte Erzählung zeigt uns, was das bedeutete. Als Kaiser Maximilian 1509 Padua belagerte und die Landsknechte stürmen sollten, verlangten sie, daß die Edelleute sich daran beteiligten. Aber Bayard sagte: „sollen wir uns zu Seiten derer in Gefahren wagen, die Schneider und Schuster sind?" Und die deutschen Ritter sagten, sie seien da, zu Pferde zu streiten und nicht zum Sturm. Darauf gab der Kaiser die Belagerung auf. Der erste große Zusammenstoß zwischen den Landsknechten und Schweizern ist im Schwabenkrieg 1499. Noch siegt das ältere durch Erfolge und Erfahrungen gefestigte Kriegertum der Schweizer; bei Hard, am Bruderholz, bei Schwaderlow, bei Frastenz, an der Calven, bei Dornach werden die Schwaben geschlagen. Trotzdem stellt, als es zu Verhandlungen kommt, Maximilian die stolzesten Bedingungen, und im Frieden erlangen die Schweizer schließlich kaum etwas Positives, geben sogar etwas zurück. Den Ausschlag für den Frieden gibt freilich, daß Ludwig XII. mittlerweile Mailand eingenommen hat.

Die Franzosen, Spanier und Italiener.

Die Kriegsverfassung Frankreichs im 15. Jahrhundert beruhte auf den Ordonnanz-Companien und den francs-archers. Nachdem die letzteren sich bei Guinegate so schlecht bewährt hatten, wollte Ludwig XI. sie in Fußvolk nach Schweizer Muster um-

a tergo pilularii dicti parvorum tormentorum; hos a laeva et sinistra scorpionum Magistri sive manubalistarii sequuntur. Hi in conspectu Beatricis Ducis quadratum agmen uno signo in cuneum subito commutavere, paulo post in alas sese divisere: demum in rotundum altera tantum parte levi motu, altera cursim movebant, prima parte circumacta, postrema immota, ita ut unum corpus esse videretur."

wandeln. Er gab ihnen statt der Bogen lange Spieße und Hellebarden und zog sie, über 10000 Mann stark, zu ihrer Ausbildung in ein Lager bei Hedin in der Pikardie, das nächste Jahr bei Pont de l'Arche, unweit Rouen, zusammen.

Der König lasse eine große Masse langer Spieße und Hellebarden nach deutscher Weise fabrizieren, meldete der schweizerische Gesandte Melchior Ruß nach Hause[1]; wenn er auch Menschen fabrizieren könnte, die sie handhabten, würde er Niemandes Dienste weiter gebrauchen. Spätere Historiker haben geglaubt, das Lager von Pont de l'Arche als die Wiege der französischen Infanterie betrachten zu dürfen; man habe dort die Mannschaften systematisch einexerziert, nachdem man 6000 Schweizer als Mustertruppe zugezogen. Drei Jahre soll das Uebungslager bestanden haben, ein Jahr die Schweizer Lehrmeister geblieben sein. Aber nähere Prüfung der Zeugnisse hat dies Phantasiebild zerstört[2]). Es ist in Wahrheit nichts von einem Drill und von einer Schweizer Mustertruppe überliefert. Die Absicht des Königs ist unzweifelhaft auf dasselbe gerichtet gewesen, was eben damals unter Maximilian in den Niederlanden geschaffen wurde. Wir hören auch ausdrücklich, daß 1500 Ritter der Ordonnanz-Companien in das Lager geführt wurden, um nach Bedarf zu Fuß zu fechten, was doch wohl heißen soll, bei den Fußknechten einzutreten. Aber solche Reformen sind mit einem bloßen Befehl nicht durchgeführt.

Die Infanterie, die aus jenem Lager hervorging, ist niemals den Schweizern oder Landsknechten gleichgewertet worden. Eine ähnliche Truppe, wie an der belgischen, wurde auch noch an der italienischen Grenze gebildet. Neben diesen Truppen, die später als die „alten Banden" von Pikardie und Piemont bezeichnet wurden, gab es noch andere, mehr oder weniger lockere Soldbanden, die aventuriers genannt werden, auch zum Teil mit blanken Waffen ausgerüstet waren, zum größeren Teil aber als Schützen dienten. Vor Genua im Jahre 1507 zeichneten sie sich einmal aus, als

[1]) Jahrb. f. Schweizer Gesch., Bd. VI, S. 263. Basin: „Surrogavit enim in eorum locum alios pedites, quos appellabant halbardarios, qui similibus armis induti ut franci sagittarii, loco arcuum contos longos ferratos, quos Flamingi piken appellant, aut latas quasdam secures, secundum Alemannorum peditum ritum, deferebant."

[2]) Hobohm II, 329, 345.

Bayard und andere Ritter sich zum Sturm an ihre Spitze stellten, so daß Susane, der Historiker der französischen Armee, hier den Ursprung der französischen Infanterie feststellen zu können glaubt. Seit jenem Ereignis sei es Sitte geworden, daß junge Edelleute, denen die Mittel für eine Reiter-Ausrüstung fehlten, gegen einen erhöhten Sold bei der Infanterie eintraten. Man nannte diese Edelleute mit einem italienischen Ausdruck lanze spezzate. Der Ausdruck lanspessades habe sich in der französischen Armee bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts gehalten als Bezeichnungen für Soldaten erster Klasse zwischen den Korporalen und den Gemeinen.

In den sog. Memoiren Vieilleville wird erzählt, daß in jeder Kompanie zwölf lanspessades gewesen seien; sie trugen weder Hellebarden noch Arkebusen, sondern den Spieß.

Aber trotz dieser sozialen Stärkung haben die französischen Infanteriehaufen neben den im Solde ihres Königs auftretenden Schweizern und Landsknechten doch immer nur eine nebensächliche Rolle gespielt. Sie treten auf in den großen Schlachten von Ravenna bis Pavia, auch Gascogner und Burgunder werden genannt, das Zeugnis unbedingter Tüchtigkeit wird ihnen aber nirgends ausgestellt, und die französischen Könige von Karl VIII. an haben ihre großen Schlachten immer wieder vorwiegend mit deutschem Fußvolk geschlagen. Im Jahre 1523 schickte ihr Feldherr Bonnivet die Franzosen aus Italien nach Hause, als er an ihrer Stelle Schweizer haben konnte. Erst 1544, in der Schlacht bei Ceresole, ficht ein gaskognischer Spießerhaufe nicht nur nach Schweizer Art, sondern auch erfolgreich.

Franz I. hat im Jahre 1533 einen anderen Versuch gemacht, eine nationalfranzösische Infanterie, mehr milizartigen Charakters, zu schaffen, der er den stolzen Namen „Legionen" gab. Man wollte mit ihnen sogar neue taktische Formen schaffen, die aus der Phalanx, der römischen Legion und dem Gebrauch der modernen Kriege gemischt sein sollten. Was uns vorgeführt wird, ist der große Gevierthaufe, der auf eine höchst gekünstelte Weise in kleine Abteilungen mit kleinen Intervallen zerlegt ist. Irgend ein Zweck, eine Funktion der kleinen Haufen ist dabei nicht zu erkennen; es handelt sich offenbar um ein bloßes theoretisches

Spintisieren. Als im Jahre 1543 10000 französische Legionäre Luxemburg verteidigen sollten, desertierten sie in Massen und überlieferten den Kaiserlichen die Festung. Dasselbe geschah 1545 in Boulogne. Zum Jahre 1557 steht in den Memoiren des Marschalls Vieilleville, diese Legionäre seien keine Krieger, sie verließen den Acker, um durch eine Dienstzeit von 4—5 Monaten von den Steuern frei zu werden, auf Grund eines Zeugnisses, das in den Akten ihres Amtsbezirks registriert werde.

Man erkannte in den leitenden französischen Kreisen wohl, wie unerträglich es sei, die französischen Kriege mit Fremden zu führen, aber man fand, der französische Charakter sei einmal für den Infanteriedienst nicht geeignet, und indem man Deutsche, Schweizer und Italiener in Sold nehme, habe man nicht nur gute Soldaten, sondern entziehe eben diese guten Soldaten auch dem Feinde.

Um 1500 nannte man in Frankreich die Kavallerie l'ordinaire de la guerre und die Infanterie l'extraordinaire de la guerre, weil im Frieden nur jene vorhanden waren[1]). Die Bezeichnung „Infanterie" soll aber erst unter Heinrich III. aufgekommen sein; um 1550 habe man noch „fanterie" gesagt, aus dem Italienischen „fante" gleich „Bursche", „Knecht".[2])

Anders als in Frankreich verlief die Entwicklung in Spanien. Schon im Jahre 1483, also gleich nachdem Ludwig XI. das Lager in der Pikardie errichtet haben soll und während noch um Granada gekämpft wurde, soll König Ferdinand von Aragonien eine schweizerische Truppe zu sich berufen haben, die als Modell für die Bildung einer ähnlichen Infanterie dienen sollte. Von schweizerischer Seite ist aber von dieser Truppe jenseits der Pyrenäen nichts bekannt, und die bisherige Forschung hat auch noch nichts über die Neubildung in den nächsten 20 Jahren zutage gefördert.

Da neben den Deutschen es zunächst allein die Spanier sind, die ein brauchbares Fußvolk nach Art der Schweizer gebildet haben, so hat ihr Kriegswesen in dieser Zeit ein besonderes

[1]) Nach Spont, Revue des Quest. Histor. 1899, p. 60.

[2]) Nach Susane, Hist. de l'infant. française I, 14.

Interesse und Dr. Karl Hadank hat auf meine Veranlassung und mit Unterstützung des Kultusministeriums eine Reise nach Spanien unternommen, um in den dortigen Archiven wie in der Literatur Nachforschungen anzustellen. Die Ergebnisse sind jedoch nur geringfügig gewesen und führen nicht wesentlich über das hinaus, was schon bei Hobohm gesagt ist. Die Quellen-Literatur über die spanisch-französischen Feldzüge in Unteritalien ist zwar ziemlich umfangreich — an der Spitze steht das Leben des „Gran Capitan" Gonzalo de Cordova von Jovius —, gibt aber für das eigentliche Problem, die Bildung des taktischen Körpers der Infanterie nur wenig. Eine Miliz-Einrichtung, die im Jahre 1495 auf einer Junta und noch mehrfach angeordnet wurde, zeigt nichts von dem Geist der neuen Kriegskunst, und als die Spanier den Kampf mit den Franzosen um den Besitz von Neapel aufnahmen und ihre Truppen unter Gonzalo von Cordova hinüberbrachten (1495), konnten diese es mit den Schweizern, die ihnen die Franzosen gegenüberstellten, nicht aufnehmen. „Weder an Qualität der Waffen noch an Festigkeit der Ordnung" waren sie ihnen gewachsen und nahmen trotz numerischer Ueberlegenheit die Flucht. Gonzalo aber gab darum seine Sache nicht verloren. Während des Krieges und durch den Krieg selbst bildete er seine Truppen aus und erfocht, unterstützt von Landsknechten, den ersten Erfolg in der Schlacht bei Cerignola 1503. Das Material seiner Truppen soll ursprünglich sehr schlecht gewesen sein. Nicht nur Abenteurer und Vagabunden, die auch sonst der Trommel nachliefen, sondern auch gewaltsam Gepreßte waren darunter. Aber es kam ihm zu Hilfe, daß sie fern von der Heimat im fremden Lande waren; es blieb den Leuten um ihrer selbst willen nichts anderes übrig, als zu ihrer Fahne zu stehen, und wieder einige Jahre später unterliegt es keinem Zweifel, daß die spanische Infanterie den Schweizern und den Landsknechten an Tüchtigkeit nichts nachgibt. Die Schlacht bei Ravenna (1512) wird es zeigen, obgleich sie hier von den Landsknechten, verbunden mit der französischen Ritterschaft, geschlagen wurden, und von da haben die Spanier an die anderthalb Jahrhunderte den Ruf einer ganz hervorragenden Infanterietruppe bewahrt.

Bei ihnen erfahren wir auch einmal etwas von der prin-

zipiellen Opposition, auf die die Neubildung stieß. Ein Gonzalo von Ayora, der gleichzeitig mit Gonzalo von Cordova zu Hause Gevierthaufen aufstellen und einüben wollte, wurde damit verspottet. Einmal erfahren wir, daß er seine Fußknechte den ganzen Tag geübt habe; er bittet den König den dadurch entstandenen Mehrbedarf an Wein und Proviant zu decken und wünscht eine Verstärkung seiner Autorität durch Ernennung zum Oberst und ausdrückliche Anweisung an die Kapitäne, ihm aufs Wort zu gehorchen. In einem großen Kriegsrat wurde darüber debattiert, ob man Ayoras Ideen gutheißen solle. Die Hofleute sollen sich noch lange darüber lustig gemacht haben. Im Jahre 1506 aber brachte der Gemahl der Erbtochter, Philipp der Schöne, der Sohn Maximilians, 3000 Landsknechte mit nach Spanien, und deren Beispiel wird wohl den letzten Widerstand besiegt haben.

Wieder anders als in Spanien gingen die Dinge in Italien. Italien war im 14. und 15. Jahrhundert ein höchst kriegerisches Land. Es brachte die großen Condottieri hervor, die eine schulmäßige Tradition in der Kriegskunst ausbildeten. Man unterschied nach gewissen, wenn schon nicht sehr wesentlichen Differenzen in den strategischen Prinzipien die Schule der Sforza und die Schule der Braccio. Die großen Historiker der Renaissance, Machiavelli, Guicciardini, Jovius sind einig in der Behauptung, daß die Condottieri den Krieg bloß als Spiel und nicht als blutigen Ernst betrieben hätten; in eigensüchtiger Berechnung, um den Krieg möglichst in die Länge zu ziehen, um möglichst viel Sold herauszuschlagen, hätten sie die Entscheidung nicht aufgesucht, sondern vermieden, und wenn es einmal zur Schlacht kam, so hätten sich die Mannschaften, die sich untereinander als Kameraden ansahen, gegenseitig geschont und kein Blut vergossen. In der Schlacht von Anghiari (1440) z. B. sei wohl ein Mann umgekommen, aber er sei nicht gefallen, sondern im Sumpfe erstickt. Neuere haben wohl gar diese Art Kriegführung dahin charakterisiert, daß durch diese Condottieri der Krieg zu einem Kunstwerk, nämlich des Manövrierens, erhoben worden sei.

Die Prüfung der gleichzeitigen Berichte hat ergeben, daß an dieser ganzen Schilderung trotz der drei großen Autoritäten kein wahres Wort ist. Richtig ist nur, daß die Condottieri den Krieg nicht

mit der Grausamkeit führten, wie es Machiavelli und seine Zeitgenossen an den Schweizern sahen, denen es ja verboten war, Gefangene zu machen, und die sogar in den erstürmten Städten alle Männer töteten. Die Schlacht der Condottieri war ähnlich der der Ritter, die ebenfalls, wenn es der Kriegszweck zuließ, Schonung walten ließen und auch des Lösegelds wegen Gefangennahmen nicht bloß erlaubten, sondern auch erstrebten. Weiter sind auch die Condottieri in der Schonung nicht gegangen, und ihre Schlachten waren oft recht blutig[1]).

Eines besonderen Rufes erfreuten sich im ganzen 14. und 15. Jahrhundert die italienischen Schützen, Genuesen und Lombarden, die auch in dem Heere Karls des Kühnen eine große Rolle spielten.

Die Heere der Condottieri bestehen, wie die mittelalterlichen Heere überhaupt, wesentlich aus Reitern. Auch das war ein Grund, weshalb Machiavelli sie haßte und verachtete, da er die Infanterie, nach dem römischen Muster, für die entscheidende Waffe ansah.

Als nun die Nachrichten von den Taten der Schweizer und der Landsknechte auch in Italien erschollen, fanden sich bald einsichtige Kriegsmänner, die die neue Praxis auch auf ihr Land übertragen wollten. Die Bevölkerung bot viel mehr und besseres Material als damals etwa die Franzosen. Jener Spanier Gonzalo de Ayora hatte in Mailand die neue Kunst gelernt, und ein angesehenes Condottieri-Geschlecht, die drei Brüder Vitelli, die in der Romagna die kleine Herrschaft Città di Castello besaßen, nahmen sich vor, die bisher fehlende italienische Infanterie zu schaffen (1496). Sie warben unter ihren eigenen Untertanen, mischten sie mit erfahrenen Kriegsleuten, bewaffneten sie mit Spießen, die noch eine Elle länger waren als die der Deutschen und lehrten sie, wie uns Jovius sehr anschaulich berichtet, „den Fahnen zu folgen, nach dem Trommelschlag Tritt zu halten, die Kolonne zu dirigieren und zu wenden, die Schnecke zu bilden und endlich mit vieler Kunst den Feind zu schlagen und genau die Ordnung zu bewahren.“ (Signa sequi, tympanorum certis pulsibus scienter

[1]) Quellenmäßiger Nachweis bei Willibald Block. Die Condottieri. Studien über die sogenannten „unblutigen Schlachten“. Berl. Dissert 1913.

obtemperare, convertere dirigereque aciem, in cocleam decurrere, et denique multa arte hostem ferire, exacteque ordines servare.) Wirklich gelang es Vitellozzo mit einem Haufen von 1000 Mann in einem Gefecht bei Soriano (26. Januar 1497), 800 deutsche Landsknechte im Dienste des Papstes, Alexanders VI., zu schlagen. Aber die Schöpfer überlebten ihr Werk nur kurze Zeit: Camillo Vitello starb schon 1496 in Neapel in französischem Dienst, Paolo wurde 1499 von den Florentinern geköpft, Vitellozzo 1503 auf Befehl Cäsar Borgias erdrosselt.

Cäsar Borgia selbst hat das Werk der Vitelli aufgenommen und fortgebildet, und nach seinem Untergang traten in venezianischem Dienst Romagnolen als Söldner auf, die sehr tüchtig waren. Aber schließlich waren die Versuche zu klein und hatten nicht die Hinterhand einer überragenden politischen Macht, die sie auch nach Krisen aufrecht erhalten hätte. Machiavellis Versuch, der Republik Florenz eine einheimische, kriegstüchtige Miliz zu organisieren, war in der Anlage verfehlt und mißglückte. Am günstigsten hätten die Verhältnisse in der Republik Venedig gelegen, die über eine sehr große und anhängliche Bauernschaft gebot. Aber die Regierung scheute sich, die eigenen Untertanen zu militarisieren und warb lieber auswärts, namentlich in der Romagna. Diese Romagnolen, die die Stammtruppe einer national-italienischen Infanterie hätten werden können, wurden in den beiden Schlachten von Baila (1509) und La Motta (1513), von den Schweizern und dann von den Spaniern und Landsknechten geschlagen und vernichtet. Seitdem gilt das italienische Fußvolk, wo es auftritt, als ebenso minderwertig, oder noch weniger als das französische, obgleich der einzelne Italiener einen so guten militärischen Ruf hatte, daß die Kapitäne der französischen Aventuriers zum nicht geringen Teil Italiener waren.

Es ist hiernach ausdrücklich festzustellen, daß, wenn in der neuen Kriegskunst die Franzosen und Italiener hinter den Deutschen und Spaniern zurückblieben, eine Rassen-Anlage dabei nicht in Betracht kommt, da ja die Franzosen noch in späterer Zeit hervorragende kriegerische Anlagen gezeigt haben und die Italiener bis in die Renaissance-Epoche hinein für sehr tüchtige Krieger galten. Es handelt sich vielmehr um ein Produkt der Umstände

und der Abfolge der Ereignisse. Den Deutschen ist zugutegekommen, daß sie zunächst mit Schweizern zusammen unter den Fahnen Maximilians standen. Die Schweizer selbst wurden dadurch die Stammtruppe der Landsknechte, die sie später, als sie sich getrennt hatten, nicht bloß als ihre Rivalen, sondern als ihre grimmigen Feinde ansahen. Einige bedeutende Männer unter Führung Maximilians selber haben, die Aufgabe theoretisch erkennend, sie durch Abhalten von Exerzierübungen durchgeführt, und als ein gewisser Kern von Landsknechten, erfüllt von dem neuen Geist und seinem Selbstvertrauen geschaffen war, als eine Anzahl von Hauptleuten und Obersten, die das allgemeine Ansehen und Vertrauen genossen, sich emporgearbeitet hatten, pflanzte sich das Landsknechttum durch die eigene Kraft unausgesetzt weiter fort.

Weshalb bei den Franzosen nichts Aehnliches geschah, haben die Zeitgenossen schon oft gefragt; man meinte, es stecke die Absicht dahinter, das Volk nicht wehrhaft werden zu lassen, damit man es leicht gehorsam erhalten könne. Das sei die Auffassung des Adels gewesen, und der König selber habe sich dadurch beeinflussen lassen[1]). Dem widerspricht, daß man ja immer wieder Versuche gemacht hat, eine national-französische Infanterie zu schaffen. Aber sie sind nicht gelungen, d. h. sie brachten es nicht bis zu der Tüchtigkeit und dem Selbstvertrauen der Schweizer und Landsknechte, und man wird wohl auch nicht daran zweifeln dürfen, daß die französischen Könige, statt der minderwertigen Truppen, lieber vollwertige haben wollten. Der Grund des Versagens der Franzosen ist also, daß zunächst der Ausgangspunkt fehlte: die Anlehnung an die Schweizer. Freilich hatten ja auch die französischen Könige selber Schweizer, aber es war unmöglich, französische Fähnlein wie die Schwaben und Tiroler mit den Schweizern in einem Haufen zusammenzustellen. Die Schweizer haben den Franzosen nur theoretisch als Vorbilder dienen können. Die französische Infanterie mußte aus neuem Samen aufgezogen werden. Hierauf aber die genügende Arbeit und Energie zu verwenden, fühlte man sich nicht veranlaßt, weil das bequeme Mittel

[1]) Hobohm II, 336.

zur Hand war, aus der Schweiz die allerbesten Krieger durch Anwerbung zu beziehen. Gerade, daß Schweizer und Landsknechte sich verfeindeten, kam den französischen Königen zu Hilfe. Als Ludwig XII. im Jahre 1509 sich mit den Schweizern erzürnt hatte und sie ihm keine Knechte lieferten, ließ er Landsknechte werben.

Umgekehrt lag es in Spanien. Sobald man einmal die neue Kriegskunst begriffen hatte, trieb die harte Notwendigkeit dazu, die eigene Mannschaften in ihr auszubilden. Wo hätten die Könige von Aragonien und Castilien, auch wenn es geographisch leichter gewesen wäre, das Geld hernehmen sollen, die anspruchsvollen deutschen Knechte zu bezahlen? Die Quelle des Edelmetalls jenseits des Ozeans begann eben erst angebohrt zu werden. Für Italien ist schließlich noch als sehr wesentlich in Betracht zu ziehen, daß die Bildung des mehr oder weniger stehenden Heeres von Fußknechten die Republiken und sonstigen nur mittelgroßen Gewalten in eine sehr gefährliche Abhängigkeit von den Führern gebracht hätte. Die großen Könige brauchten das als Kriegsherrn nicht so sehr zu fürchten.

Zweites Kapitel.

Die Feuerwaffe.

Erfindung des Pulvers und des Schießens.

Erst an dieser Stelle schiebe ich ein Kapitel über die Feuerwaffen ein, denn obgleich jetzt schon hundertfünfzig Jahre in Gebrauch und oft von mir erwähnt, haben sie doch nicht eher als in der Epoche, mit deren Behandlung wir jetzt beschäftigt sind, eine wirkliche und wesentliche Bedeutung gewonnen[1]).

---

[1]) Aus der umfangreichen Literatur über die Erfindung des Pulvers und die ältesten Feuerwaffen führe ich an: Napoléon III., Du Passé et de l'Avenir de l'Artillerie. Dieses Werk, geschrieben während der Gefangenschaft Louis Napoleons in Ham, ist auch heute noch beachtenswert. Es ist mit einer gewissen Verkürzung, unter Weglassung der Noten und Tafeln, abgedruckt in den „Oeuvres de Napoléon III.", Bd IV (1856) und übersetzt von Leutnant (späterem Generalleutnant) H. Müller. Berlin 1856 — Essenwein, A., Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen. Faksimilierte Nachbildung alter Originalzeichnungen, Miniaturen, Holzschnitte und Kupferstiche nebst Aufnahmen alter Originalwaffen und Modelle Herausgegeben vom Germanischen Nationalmuseum. Text von A. Essenwein. Mit 213 Faks.-Tafeln. 4 Lpz. 1872–77. – Thierbach M., Die geschichtliche Entwicklung der Handfeuerwaffen. Dresden 1886. Nachtrag 1899. – Köhler, G., Die Entwicklung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit III[1]. Breslau 1887 (Wohl das fruchtbarste Stück des breit angelegten Werkes.) — Romocki, S. J. v., Geschichte der Explosivstoffe. Band I. Berlin. Hannover 1898. Höchst wertvoll, namentlich durch verbesserten Abdruck des Marcus Gräcus. — Jähns, M, Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen (Anhang Feuerwaffen). Berlin 1899. — Sixl, P, Entwicklung und Gebrauch der Handfeuerwaffen (Zeitschrift für historische Waffenkunde I ff., 1899 ff – Reimer, P., Das Pulver und die ballidisitischen Anschauungen im XIV. und XV Jahrhundert. Zeitschrift für historische Waffenkde. I, S. 164 ff Auch Band IV, S 367. — Oskar Guttmann, Monumenta pulveris pyrii London 1906. — Karl Jakobs, Das Aufkommen der Feuerwaffen am Niederrheine bis zum Jahre 1400; Bonn, Verlag von Peter Hanstein, 1910 Eine vortreffliche Schrift, die viel mehr gibt, als der Titel besagt. — Rudolf Schneider in der Zeitschrift für historische Waffenkunde, Bd. 6, Heft 3, „Eine byzantinische Feuerwaffe" und dazu die Ausführung von R. Forrer „Archäologisches und Technisches zu der byzantinischen Feuerwaffe des cod. Vat 1605 . 11. Jahrh." im 4. Heft derselben Zeitschrift (1909). Diese beiden Aufsätze führen

Die Ansichten über die Erfindung des Pulvers haben noch in jüngster Zeit stark geschwankt, und die Untersuchung ist auch jetzt noch nicht, weder in bezug auf das Land noch die Zeit abgeschlossen. Vor wenigen Jahren galt als sicher, daß das griechische Feuer, von dem uns zuerst im 7. Jahrhundert berichtet wird (bei der Belagerung von Kyzikos 678 n. Chr), mit dem Pulver, dem aus Salpeter, Kohle und Schwefel zusammengesetzten Explosivstoff, nichts zu tun habe, sondern als ein wesentlich aus ungelöschtem Kalk oder sonstwie zusammengesetzter Brandsatz aufzufassen sei. Jetzt aber ist wieder in byzantinischen Handschriften eine Zeichnung gefunden worden, die bis ins 10. Jahrhundert zurückgeht und kaum anders zu erklären ist, als durch Pulver-Explosion, und die daraufhin wiederholten Untersuchungen der Beschreibung des griechischen Feuers, sind auch wieder zu dem Ergebnis gekommen, daß eine Pulververwendung doch wohl die beste und natürlichste Interpretation sei[1]). Ist das richtig, so haben wir hier das älteste historisch bezeugte Vorkommen des Pulvers. Trotzdem spricht Einiges dafür, daß die Erfindung nicht hier, sondern in China gemacht worden ist. Man erhält den Explosivstoff Pulver, indem man etwa sechs Teile Salpeter, einen Teil Kohle und einen Teil Schwefel pulverisiert mit einander mischt. Das ergibt eine mehlförmige Masse, die sehr schnell verbrennt und deren Verbrennungsprodukte, zum größten Teil gasförmig, etwa den tausendfachen Raum des ursprünglichen Pulvers beanspruchen. Der Hauptbestandteil des Pulvers ist also Salpeter. Dieser aber wird in natürlichem Zustand in unserer alten Kulturwelt nur selten gefunden, in der Mongolei und in China dagegen ist er sehr häufig. Hier muß man schon früh darauf aufmerksam geworden sein, wie sehr er die Lebhaftigkeit jeder Verbrennung steigert, und konnte leicht zu der Erfindung des Pulvers kommen, indem man älteren Brandsätzen Salpeter beimischte. Ferner wird bei den

---

mit ganz neuem Material über Romocki hinaus Einen wertvollen Ueberblick auf Grund eigener Forschung gibt M. Feldhaus, Ruhmesblätter der Technik Lpz. 191 . Neuerdings ist als neuer Beitrag mit sehr wertvollen neuen Aufschlüssen hinzugekommen: Rathgen (Generalleutnant) und Schäfer, „Feuer- und Fernwaffen bem päpstlichen Heer im 14. Jahrh." Zeitschr. f. hist. Waffenkunde, Bd. VII, H. 1, 1915.

[1]) Schneider und Forrer l. c.

Arabern der Salpeter „Schnee von China" genannt und auch das führt darauf, daß die richtige Mischung der drei Bestandteile zuerst in China gefunden und von da zu den Arabern und Oströmern gekommen ist.

Man ist auch in China schon zu einer Verwendung des Pulvers für Kriegszwecke gelangt, aber nicht vor dem 13. Jahrhundert, also lange nachdem die Griechen bereits auf diese Verwendung gekommen und erst kurz bevor wir Pulverrezepte und Feuerwaffen im Okzident genannt finden.

Bei der Verteidigung einer belagerten Stadt Pien-King im Jahre 1232 schoß man Raketen, schleuderte eiserne Handgranaten und legte Erdminen an. Im Jahre 1259 wurde das Pulver benutzt, aus Bambusröhren brennende Zündflocken zu schleudern. Die Chinesen nannten dieses Instrument die „Lanze des ungestümen Feuers"; in der heutigen Feuerwerkerei ist es bekannt unter dem Namen der „römischen Kerze". Die Prozedur kann bereits als Schießen bezeichnet werden, denn wir haben ein Rohr, aus dem durch Explosivkraft Geschosse geschleudert werden auf eine Entfernung von etwa 100 Fuß. Da sich der Zweck aber beschränkt auf das Anzünden brennbarer Gegenstände, so kann „die Lanze des ungestümen Feuers" als eine Schußwaffe noch nicht bezeichnet werden, und weiter haben die Chinesen ihre Erfindung nicht getrieben.

Das erste erhaltene richtige Pulverrezept, die drei Bestandteile in dem Verhältnis 6:1:1, findet sich in einer lateinischen, einem Marcus Gräcus zugeschriebenen Schrift, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts anzusetzen ist. Unzweifelhaft handelt es sich um eine lateinische Uebersetzung aus einer griechischen Schrift, die von aller Art Feuerwerkerei handelt. Direkt oder indirekt aus dieser Quelle sind auch die Pulverrezepte geschöpft, die sich in Schriften des Albertus Magnus († 1280) und Roger Baco († 1294) finden. Was sich aber über die Anwendung des Pulvers in allen diesen Schriften angegeben findet, zeigt, daß man es zum Schießen damals noch nicht verwandte; schon der Titel des Buches des Marcus Gräcus „liber ignium ad comburendos hostes" zeigt das. Nicht anders steht es mit gleichzeitigen und etwas späteren arabischen Schriften

aus Spanien, von Hassan Alrammah (etwa 1290), Jussuf und Schemaeddin-Mohammed, die Pulverrezepte und Gebrauchsanweisungen enthalten, wonach die Kraft des Pulvers als Feuer zum Verbrennen der Feinde, aber nicht, um sie zu erschießen verwendet werden soll. Im Besonderen gilt das von einem „Madfaa" genannten Instrument, das, wie das auch schon die Chinesen getan haben, mit der Kraft des Pulvers einen Brandsatz (kein Geschoß, keine Kugel) gegen den Feind schleudert[1]).

Aus dem oströmischen Reich, durch Uebersetzung aus einer griechischen Schrift, ist also das Geheimnis des Pulver-Rezepts ins Abendland gekommen. Der Name „Römerkerze" für das Instrument, das die Chinesen die „Lanze des ungestümen Feuers" nannten, läßt vermuten, daß mit dem Rezept auch diese Anwendung der neuen Komposition aus Ostrom zu uns gebracht worden ist.

Die gewaltige Wirkung des Pulvers erklärten sich die Alchymisten aus der Hitze des Schwefels und der Kälte des Salpeters, die einander nicht vertragen könnten.

Bemerkenswert dürfte sein, daß sich bei Hassan Alrammah ein Instrument beschrieben findet, das man als einen primitiven, aber in seinem Wesen völlig ausgebildeten automobilen Torpedo ansprechen kann[2]). Der Torpedo ist also virtuell früher erfunden als das Geschütz oder das Gewehr und das mag uns als Illustration dienen, daß es nicht so einfach war, auch wenn man das Pulver schon hatte, zur Erfindung der Feuerwaffe zu gelangen.[3])

Die erste historisch sicher beglaubigte Anwendung von Feuerwaffen im Kriege in Europa hat stattgefunden im Jahre 1331 zur Zeit Ludwigs des Bayern, auf dem italienisch-deutschen Grenzgebiet, im Friaul, als die beiden Ritter de Cruspergo und de Spilimbergo, die Stadt Cividale angriffen. Die Ausdrücke der Chronik lauten „ponentes vasa", das ist auf deutsch „Büchsen" „versus civitatem" und „extrinseci balistabant cum sclopo versus Terram, et nihil nocuit". Sclopus oder sclopetum,

---

[1]) Am eingehendsten und besten hierüber Romocki l. c.

[2]) Romocki S. 31.

[3]) Die Frage, ob und wie weit Schießpulver und Feuerwaffen im alten Indien bekannt geworden sind, darf ich unter diesen Umständen ganz bei Seite lassen. Vergl. hierüber Oppert, Gustav: Zur Schießpulverfrage im alten Indien, „Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften" IV, p. 421—437.

italienisch „schioppo“ (Knaller, Donnerer) bedeutet später eine Handfeuerwaffe im Gegensatz zu Geschützen.

Drei Jahre nach jenem Kampf von Cividale, im Jahre 1334, berichtet die Chronik von Este, daß der Markgraf eine große Menge von Geschützen verschiedener Art habe anfertigen lassen (praeparari fecit maximam quantitatem balistarum, sclopetorum, spingardarum). Die Springarden bedeuten um jene Zeit nicht sicher Feuerwaffen, wohl aber die vasa und die sclopeta.

Das drittälteste sichere Zeugnis von Feuerwaffen ist in den päpstlichen Rechnungen erst jüngst entdeckt worden[1]). Danach wurden im Jahre 1340 bei der Belagerung von Terni von dem päpstlichen Heer probeweise Donnerbüchsen („edificium de ferro, quod vocatur tromba marina“, „tubarum marinarum seu bombardarum de ferro“) verwandt, die Bolzen schossen, und 1350 bei der Belagerung der Burg Saluerolo Bombarden, die eiserne Kugeln von etwa 300 Gramm Gewicht schossen.

Gleich bei den ersten Erwähnungen der neuen Waffen in den Chroniken finden wir also verschiedene Bezeichnungen, und das dürfte dafür sprechen, daß schon damals verschiedene Arten in Gebrauch waren, daß also die Erfindung selbst etwas weiter zurückliegt. Da Albertus Magnus, Roger Baco, Hassan Alrammah sie noch nicht kannten, so wird sie ums Jahr 1300 oder bald danach gemacht worden sein.

Beschreibungen oder Abbildungen dieser ältesten Feuerwaffe haben wir nicht. Freilich befindet sich in einer englischen Prachthandschrift[2]) etwa aus den Jahren 1325 bis 1327 eine Illustration,

[1]) Rathgen und Schäfer l. c.

[2]) Das Werk heißt „De officiis regum“ von Walter de Millemete und ist angeblich im Jahre 1325 oder im Anfang der Regierung Eduards III., also kurz nach 1327 geschrieben worden. Das Manuskript ist in Oxford, die Abbildung bei Guttmann Fig. 69, reproduziert in der Zeitschrift für histor. Waffenkunde und, recht undeutlich, bei Feldhaus S. 100. Ich habe die bei Guttmann gegebene Probe meinem Kollegen Tangl vorgelegt und er sagte mir, daß aus der Schrift nichts zu schließen sei; sie gehöre zwar sicher dem 14. Jahrhundert an, aber gehöre zu der Art von Prachtschriften, die so wenig Individuelles haben, daß eine nähere Datierung nicht möglich ist; sei aber das Manuskript nachweislich aus den angegebenen Jahren (1325–27), so sei auch anzunehmen, daß die Illustration aus derselben Zeit sei. Daß das Geschoß mit der Pfeilspitze gegen ein Burgtor gerichtet ist, könnte vielleicht so ausgelegt werden, daß es sich um eine rein dekorative Zusammenstellung handelt und nicht das Einschießen der starken Torflügel gemeint zu sein braucht. Das Schießen mit Bolzen statt mit Kugeln ist tatsächlich ausgeübt worden.

die unzweifelhaft ein Pulvergeschütz darstellen soll, also noch etwas älter als das Ereignis von Cividale. Ein Gefäß von der Gestalt einer großen, bauchigen Flasche liegt auf einer Holzbank; in dem Hals der Flasche steckt ein Kloß und ein daran befestigter, schwerer Pfeil; ein Mann, der sich in einer gewissen vorsichtigen Entfernung hält, bringt eine Lunte an ein in der Flasche erkennbares Zündloch; das Instrument ist gegen ein geschlossenes Burgtor gerichtet. So interessant dieses Bild ist, so ist es doch ausgeschlossen, daß wir darin die Wiedergabe einer jemals wirklich angewandten Feuerwaffe haben. Wäre diese Flasche entsprechend der Schwere des schließenden Klotzes und des Pfeiles darauf, oder gar entsprechend der Stärke des zu beschießenden Burgtores mit Pulver gefüllt gewesen und dementsprechend die Flasche von genügend starkem Metall, so hätte der Rückschlag nicht nur die leichte Holzbank, auf der sie ganz lose liegt, zerschmettert, sondern auch der Schütze wäre, wenn er sich auch vorsichtig etwas entfernt hält, schwerlich mit dem Leben davongekommen. Es ist daher nicht wohl anders denkbar, als daß der Zeichner selber niemals ein Geschütz gesehen, sondern nur von der wunderbaren neuen Erfindung gehört und nach unklaren Beschreibungen sein Bild konstruiert hat. Immerhin bleibt das Bild als ein Zeugnis, wie und daß man damals in den Kreisen der Gelehrten über die Verwendung der jetzt im Abendland bekannt gewordenen Kraft des Pulvers gesprochen hat, interessant. Die wirkliche Gestalt der ältesten Geschütze müssen wir uns aber nicht nach diesem Bilde, sondern nach den später erscheinenden, realistischen Bildern[1]) und erhaltenen Reliquien rekonstruieren. Danach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die ältesten Feuerwaffen ziemlich klein und recht kurz waren. Sehr früh erscheinen zwei verschiedene Grundformen: die eine, wo das Rohr mit einem ziemlich langen Stiel versehen ist, den der Schütze unter den Arm nimmt oder gegen den Boden stemmt; die andere etwas größeres Kaliber, das Rohr

[1]) Am wichtigsten sind zwei in der Kirche des ehemaligen Klosters von St. Leonardo in Lecceito bei Siena befindliche Fresken, auf denen eine Belagerung mit einer Kanone und Handbüchse abgebildet sind (Guttmann l. c. S. 28.) Nach einem Rechnungsbuch sollen dem Meister Paul dafür L. 16 R 12 im Juni 1343 bezahlt worden sein. Professor Tangl erklärte mir jedoch, daß die Schrift des Rechnungsbuches sehr viel jünger sei.

befestigt auf einem Balken, den man auf die Erde legt oder mit dem hinteren Teil in die Erde eingräbt. Welche von diesen beiden ältesten erkennbaren Formen die eigentliche Urform ist, ist nicht zu entscheiden. Es scheint aber nicht unmöglich, von hier zu den vorhergehenden Verwendungen des Pulvers als Feuer für den Kampfzweck eine Verbindungslinie zu ziehen. Der Stiel, mit dem das Rohr geschäftet ist, ist ähnlich dem Stiel, den wir auch bei der Madfaa finden; für das größere Kaliber aber könnten wir als Vorläufer jenes schon erwähnte byzantinische Kriegsinstrument vermuten, dessen Abbildung sich bis ins 10. Jahrhundert verfolgen läßt. Dieses Instrument hat etwa die Größe und Gestalt einer großen Bierkanne, mit einem Henkel unten und einem Zündloch oben; aus diesem Instrument wollte man dem Feind in dem Augenblick, wo man ihm zu Leibe ging, den Feuerstrahl ins Gesicht schießen. Auch hier freilich darf man zweifeln, ob man es mit einer jemals praktisch angewandten Waffe und nicht vielmehr wieder mit einer Phantasie-Konstruktion zu tun hat. Denn da der Feuerstrahl noch nicht ein Meter weit reicht, so setzt sich der Träger des Instruments doch gar zu sehr der Gefahr aus, daß der Gegner ihn mit seiner blanken Waffe, Schwert oder Spieß, schneller erreicht, als er ihm sein Feuer entgegenbläst, das überdies höchstens Schrecken erregen, aber wenig Schaden tun konnte[1]).

Eine besondere Erschwerung für die Verwendung des Pulvers bildet es, daß der Salpeter oft mit anderen Salzen versetzt oder durch Staub verunreinigt ist. Diese Verunreinigung zieht Feuchtigkeit an, so daß das Pulver schon einige Zeit nach seiner Herstellung unbrauchbar wird. Zur Fabrikation eines brauchbaren Pulvers gehörte daher eine wirksame Methode der Reinigung oder Krystallisierung des Salpeters, was schon im 13. Jahrhundert erstrebt, aber erst allmählich ganz erreicht wird.

Die Erfindung des Pulvers ist, wie das Voraufgehende gezeigt, noch nicht gleichbedeutend mit der Erfindung der Feuerwaffe, d. h. begrifflich ausgedrückt: Umsetzung der Explosivkraft des Pulvers in Durchschlagskraft. Viele Jahrhunderte hat man das Pulver gekannt, hat es auch schon für Kriegszwecke verwandt, ehe die Feuerwaffe entstand. Wie ist sie endlich gefunden worden?

[1]) Hierüber die genannten Aufsätze von Schneider und Forrer.

Man hatte in Byzanz die Feuerkanne mit dem Zündloch und bei den Arabern in Spanien die Madfaa; um von diesen Instrumenten zur Feuerwaffe zu gelangen, genügte es nicht etwa, daß man auf die Pulverladung eine metallene oder steinerne Kugel setzte. Das älteste, mehlförmige Pulver entzündete sich nicht gleich im ganzen, sondern es bedarf einiger Augenblicke, bis der Brand die ganze Masse ergriffen hat. Die Kugel einfach auf eine Ladung Pulver gelegt, würde also nicht mit der vollen Gewalt der Explosion herausgeschleudert werden, sondern sie würde langsam herausrollen und die Hauptkraft der Explosion erst hinter ihr her aus dem Rohr herauspuffen. *Die eigentliche Erfindung, die vom Schießpulver zum Schießen führt, ist daher die Erfindung des Ladens.* Die Kugel muß so fest in das Rohr gepreßt sein, oder besser zwischen das Pulver und die Kugel mußte ein Pfropfen gelegt werden, der das Rohr so fest verschloß, daß er und mit ihm die Kugel erst herausgetrieben wurden, wenn die gesamte Ladung in Brand geraten war und ihre volle Explosivkraft entwickelt hatte. Am allerbesten geschah das, wenn zwischen der Pulverladung und dem Pfropfen noch ein leerer Raum blieb. Vermöge der durch die Verpfropfung bewirkten Ansammlung der Kraft entsteht auch der starke Knall. Da wir nun schon bei den Byzantinern von dem Donner hören, den sie mit dem griechischen Feuer hervorbringen, so ist anzunehmen, daß sie die Methode, einen Pfropfen auf das Pulver zu setzen, schon früh gefunden haben[1]). Auch von da zu einer Schußwaffe mit Durchschlagskraft ist aber immer noch eine erhebliche Strecke. Die Explosivkraft wirkte nicht bloß nach vorn auf das Geschoß, sondern nach allen Seiten. Das Rohr mußte also sehr fest und schwer sein, konnte demgemäß nicht mit der freien Hand gehalten werden, sondern mußte entweder, wie wir gesehen haben, auf einem Stiel, der dem Schützen erlaubte, den Rückstoß mit seiner ganzen Körperkraft aufzunehmen, oder, wenn das Kaliber und demgemäß die Ladung auch dafür zu stark war,

[1]) *Rathgen* und *Schäfer* machen freilich darauf aufmerksam, daß in den päpstlichen Rechnungen sich eine Eintragung für Holz zu den Pfropfen nicht findet, so genau sie sonst alles angeben; man könne sie aber an Ort und Stelle angefertigt haben.

irgendwie auf der Erde befestigt sein. Weder die byzantinische Feuerkanne, noch die arabische Madfaa werden daher die unmittelbaren Vorläufer der Feuerwaffe gewesen sein — wenn anders überhaupt eine Verbindung besteht. Bei dem Mangel an Quellen hat die Phantasie hier noch freien Spielraum. Denkbar wäre z. B., daß die byzantinische Feuerkanne zur Feuerwaffe geworden ist, indem man sie, statt sie in die Hand zu nehmen, die Ladung mit einem Pfropfen verkeilend, auf die Erde festlegte, und daß man dann wieder eine Handfeuerwaffe daraus gemacht hat, indem man die äußere Form der Madfaa mit dem Stiel zum Muster nahm. Daß wir den ersten Feuerwaffen in Italien begegnen, wo man sowohl zu Byzanz wie zu Spanien in Beziehung stand, könnte für eine derartige Hypothese in Betracht kommen.

Wo und von wem die erste Schußwaffe konstruiert worden ist, bleibt im Dunkeln; nur die Zeit, um 1300, ist ungefähr zu bestimmen; als das Land der Entdeckung wird Oberitalien anzusehen sein und des Weiteren ist festzustellen, daß zur Erfindung der Feuerwaffe nicht bloß das Pulver gehörte, sondern auch die Reinigung des Salpeters, das starke Rohr mit dem Zündloch, das Laden mit dem Pfropfen und die Schäftung.

Einige Jahre später als in Italien erscheinen die ersten Nachrichten von Donnerbüchsen in Frankreich 1339, in England 1338[1]) und in Spanien 1342, wieder einige Jahre später auch in Deutschland; zuerst 1346 in den Stadtrechnungen von Aachen, dann in Deventer 1348, in Arnheim 1354, in Holland 1355, in Nürnberg 1356, in Wesel 1361, in Erfurt 1362, in Köln 1370, in Meißen[2]) etwa 1370, Trier 1373. Die älteste Notiz über das Vorhandensein einer Büchse in der Schweiz ist aus Basel im Jahre 1371; das Geschützwesen sei „von jenseits des Rheins" gekommen.[3])

---

[1]) Nach Clephan, A Sketch of the history and evolution of the handgun (Festschrift für Thierbach), S. 35 u. S. 40 wird Schießpulver und verschiedene Arten Geschütz in England zuerst 1338 in einem Lieferungskontrakt erwähnt.

[2]) Bezüglich Meißens vergl. Baarmann in der Festschr. f. Thierbach S. 67, wonach der Verteidiger von Salzderhelden schon einige Jahre vorher eine Bleibüchse mit Erfolg gebrauchte.

[3]) Ueber älteste Geschütze in der Schweiz, mit einer Urkunde vom Jahre 1391. Von Dr. J. Häne in Zürich. Anzeiger für schweizer. Altertumskunde. N. F. Bd. II, S. 215—22. 1900.

Die ersten Kriegsherren, von denen die Ueberlieferung erhalten ist, daß sie Feuerwaffen im Kriege angewandt haben, waren, wie wir sahen, die Ritter von Kreuzberg und Spangenberg (1331); obgleich beide Deutsche waren, so spricht doch das relativ spätere Auftreten der neuen Waffen in Deutschland gegen die Legende, daß die Erfindung unserm Vaterlande entstamme. Auch irgend eine wesentliche Verbesserung, die etwa in Deutschland gemacht worden wäre und Anlaß zu der Legendenbildung gegeben, hat sich nicht nachweisen lassen[1]).

Wie gering die Reichweite der ältesten Büchsen war, ersieht man aus einer Instruktion über ihren Gebrauch. Die Burg Bioule des Ritters Hugues de Candilhac war 1347 mit 22 Büchsen armiert. Je zwei Büchsen hatten einen Mann zur Bedienung; es wurde also nicht darauf gerechnet, daß sie während des Kampfes von neuem geladen werden könnten. Der Schütze hatte sie nur hintereinander abzufeuern. Erst aber sollten die großen Armbrüste schießen, dann die Schleudern, zuletzt die Büchsen, die also wenigst weite Wirkung hatten[2]).

Die angebliche erste Verwendung von Geschützen in der Schlacht bei Crecy, 1346, ist eine Fabel. Nach Froissart sollen die Genter in einer Schlacht gegen die Brügger 200 Ribaudequins gebraucht haben, die in wenig klarer Weise als Karren beschrieben werden, die kleine Kanonen trugen und aus denen vorn ein Spieß herausragt[3]). Wie groß die Wirkung war, muß dahingestellt bleiben.

Um ein brauchbares Pulver zu haben, mußte man, wie wir gesehen haben, von Anfang an darauf Bedacht nehmen, den Salpeter zu reinigen. Mit dieser Reinigung machte man allmählich weitere Fortschritte und lernte guten Salpeter von schlechtem zu unterscheiden. Von entscheidender Bedeutung aber ist, daß man lernte, das Pulver zu körnen. Man feuchtete das Pulver an und machte kleine Knollen daraus, die man wieder trocknen ließ. Das gewährte den Vorteil, daß vermöge der kleinen Zwischenräume zwischen den Knollen die Verbrennung sich viel schneller voll-

[1]) Jacobs S. 136.

[2]) Favé III, 80 ff. nach Köhler.

[3]) Die Ribaudequins sind ursprünglich große Armbrüste, die auf den Wällen aufgestellt wurden. Im 15. Jahrhundert werden sie öfter als Feuergeschütze genannt. Die Hauptstellen finden sich zitiert und abgedruckt bei Köhler, Kriegsw. der Ritterzeit III[1] 178, 279, 315.

ziehen konnte. Ueberdies geschah es beim Mehlpulver leicht, daß während eines Transportes sich die verschiedenen Bestandteile vermöge der Rüttelung teilweise wieder von einander trennten, während sie in den Knollen zusammengehalten wurden. Von den Knollen gelangte man zur Körnung, indem man den angefeuchteten Brei durch ein Sieb drückte. Auf die Verbesserung des Pulvers durch die Körnung ist es wohl zurückzuführen, daß der leere Raum zwischen den Pfropfen und der Kugel verschwindet und von Mitte des 15. Jahrhunderts an die Kugel mit oder ohne Pfropfen direkt auf das Pulver gesetzt wird[1]).

Eben hierher gehört das Suchen nach dem besten Verhältnis der Mischung. In Deutschland hat man im 19. Jahrhundert die Mischung 74 Teile Salpeter, 10 Teile Schwefel, 16 Teile Kohle (oder auch 74:12:13) für die beste gehalten. Im 15. Jahrhundert finden wir ähnliche Vorschriften. Daneben aber auch andere mit einem viel geringeren Satz für Salpeter, was wiederum so ausgelegt wird, daß man wegen der schwachen Geschütze, die bei etwaigem Springen die Bedienungsmannschaften schwer gefährdeten, kein gar zu starkes Pulver wünschte.

Bei der ungenügenden Reinigung des Salpeters war aber das Urteil über die Wirkung der verschiedenen Kompositionen unsicher und die Wirkung des Pulvers ungleich.

Die erste literarische Erwähnung der neuen Waffe findet sich in einer Schrift Petrarcas, betitelt „de remediis utriusque fortunae", das er seinem Freunde Azzo da Coreggio widmete, aber erst nach dessen Tode vollendet hat. Azzo hatte, nachdem er 1344 seine Stadt Parma an die Este verkauft, viel Trauriges erlebt, Krankheit, Verbannung, Tod der Angehörigen, treulosen Abfall der Freunde — die Schrift sucht nach den Trostgründen in dem

[1]) Wie „Knollenpulver" gemacht wird und daß dies Pulver wirksamer sei als Mehlpulver, steht schon in einer Abschrift des Feuerwerksbuches v. J. 1429. Köster (S. 336) und Jähns (S. 401) wollen in diesem Knollenpulver noch nicht eigentliche Kurnung, sondern nur eine Vorstufe dazu sehen. Romocki S. 182 und Clephan S. 36 nennen es einfach Körnung. Clephan fügt hinzu, daß nichtsdestoweniger das Mehlpulver noch lange im Gebrauch geblieben und das gekörnte Pulver im Beginn des 16. Jahrhunderts wieder angewandt worden sei. Als Grund nimmt er an (ähnlich Köhler III[1], 255), daß die Explosion des gekörnten Pulvers so stark war, daß die schwachen Geschütze sie nicht aushielten. Recht einleuchten will diese Erklärung nicht, da man entsprechend weniger Pulver hätte nehmen können.

Elend dieser Welt. In dem Dialog wird Jemand, der sich seines Besitzes an Maschinen und Ballisten rühmt, spöttisch zugerufen, ob er nicht auch jene Instrumente besitze, die mit Donnern und Flammen eherne Eicheln schleudern; noch jüngst sei diese Pest so selten gewesen, daß man sie mit der höchsten Verwunderung angestaunt habe; jetzt aber sei sie so verbreitet, wie alle anderen Waffen.

Köhler, Jähns, Feldhaus und andere setzen die Schrift Petrarcas in oder um das Jahr 1340 oder 1347. Wäre das richtig, so müßte man annehmen, daß Italien den anderen Ländern in der Verwendung der neuen Waffe noch viel mehr voraus gewesen ist, als auch sonst anzunehmen. Tatsächlich ist die Schrift jedoch erst im Jahre 1366 abgeschlossen worden[1]), als die Feuerwaffen bereits in ganz Europa verbreitet genug waren. Als Zeugnis für den Vorsprung der Waffe fällt die Betrachtung Petrarcas also fort, immerhin sind einige Wendungen darin bemerkenswert und es lohnt sich der Mühe, die Stelle vollständig kennen zu lernen. Sie lautet:[2]).

„Mirum, nisi et glandes aeneas, quae flammis injectis horrisono tonitru iaciuntur. Non erat satis de coelo tonantis ira Dei immortalis, nisi homuncio (O crudelitas iuncta superbiae) de terra etiam tonuisset: non imitabile fulmen (ut Maro ait) humana rabies imitata est, quod e nubibus mitti solet, ligneo quidem, sed tartareo mittitur instrumento, quod ab Archimede inventum quidam putant . . . Erat haec pestis nuper rara, ut cum ingenti miraculo cerneretur; nunc ut rerum pessimarum dociles sunt animi; ita communis est, ut unum quodlibet genus armorum."

1) G. Körting, Petrarcas Leben und Werke, S. 542, sagt, daß der Dichter lange Jahre an dem Werke gearbeitet, aber es erst im Alter abgeschlossen habe, nach einer glaubwürdigen Ueberlieferung am 4. Oktober 1366. Azzo ist 1362 gestorben. Dieses Datum akzeptiert auch Karl Förster, Petrarcas samtliche Canzone usw., übers. 2. Aufl. (1833), S XI. Die Nachricht geht zurück auf Baldelli, Del Petrarca e delle sue opere. Firenze 1797. 2. Aufl., Fiesole 1837. Blanc, in Ersch u. Gruber III. 19, S. 237 berichtet, daß Petrarca das Werk 1358 begonnen und 1360 beendigt habe; 1360 oder Anfang 1361 habe er es dem Dauphin, später Karl V. von Frankreich gelegentlich einer Gesandtschaft geschenkt, und dieser hat es ins Französische übersetzen lassen. Blanc beruft sich für seine Angaben auch auf Baldelli, der aber, in der 2 Auflage wenigstens, das Jahr 1366 als Abschlußjahr nennt.

2) Ausg. Genevae, apud Jacobum Stoer 1645 S. 302.

Die Erfindung der Feuerwaffen muß etwa zur Zeit der Geburt Petrarcas (1304) oder als er heranwuchs gemacht worden sein; dennoch wußte er nichts von dem Erfinder, sondern spricht Archimedes dafür an. Schon damals also, dürfen wir schließen, war der Erfinder nicht bekannt. Weiter nannte Petrarca die Waffe ein „zwar hölzernes, aber höllisches Instrument". Es ist schwer zu sagen, wie das gemeint ist. Hölzern ist nur die Schäftung, die mit ihrem langen sehr massiven Stiel wohl viel umfangreicher war als der ganz kurze eiserne Lauf, aber doch unmöglich als das Wesentliche angesehen werden konnte. Man hat die Wahl anzunehmen, daß Petrarca die Waffe selber kaum gesehen, von ihrem Wesen keine wirkliche Vorstellung gehabt oder nur durch die Antithese von „hölzern" und „höllisch", sich zu der ungenügenden Charakterisierung hat verführen lassen[1]).

Das dritte Bemerkenswerte nun in der Betrachtung Petrarcas liegt in den Worten „höllisch". Damit ist ein Ton angeschlagen, der durch alle die Jahrhunderte gegangen ist, den Ariost und Luther in Verdammungen der grausamen Kriegswerkzeuge aufgenommen und der noch heute nachklingt, wenn die Friedensfreunde die Erfindung immer neuer Mordmaschinen beklagen.

Heute erblickt man in der Erfindung des Schießpulvers einen der wichtigsten technischen Fortschritte, die die Menschheit gemacht hat, und auch wer die Vorstellung, daß die Feuerwaffe Rittertum und Feudalität überwunden und dadurch das moderne Staatsbürgertum mit der sozialen Gleichheit geschaffen, als unrichtig erkannt und abgelehnt hat, wird nicht anstehen, namentlich der späteren Entwicklung der Technik der Feuerwaffe einen wesentlichen Anteil an der Entwicklung der Menschheit zuzuschreiben: wir haben an der Kraft des Schießpulvers und der sich in der neusten Zeit weiter daran anschließenden Sprengstoffe eine Macht über Natur und Barbarei gewonnen, die eine Wiederholung der Niederlage, wie sie die antike Kultur in der Völkerwanderung erlitt, ausschließt. Die Zeitgenossen aber dachten darüber anders.

Im Jahre 1467 fochten die florentinischen Verbannten unter Colleoni gegen Florenz unter Federigo von Urbino, unweit Imola.

---

[1]) Jähns hat in dem „hölzern" ein indirektes Zeugnis für die Ableitung aus der Madfaa sehen wollen. Mir will das nicht einleuchten.

Weil Colleoni die Feldgeschütze in ungewohntem Maße anwandte, hatte Urbino verboten, Quartier zu geben.

Paolo Vitelli, der selber grobes Geschütz gebrauchte, ließ 1498 gefangenen Hakenschützen die Hände abhauen und die Augen ausstechen, weil es nach Jovius unwürdig schien, daß edle Ritter von gemeinen Fußknechten ungerächt hingestreckt werden könnten[1]).

Aehnlich schreibt Frönsberger: „So wird schier kein Mann oder Tapferkeit in Kriegssachen mehr gebraucht, dieweil alle List, Betrug, Verräterei samt dem gräulichen Geschütze so gar überhand genommen, also daß weder Fechten, Balgen, Schlagen, Gewehr, Waffen, Stärke, Kunst oder Tapferkeit mehr helfen oder etwas gelten will, denn es geschieht oft und viel, daß etwa ein männlicher tapferer Held von einem losen verjagten Buben durch das Geschütz erlegt wird, welcher sonst einen nicht freventlich dürfte besehen oder ansprechen."

Auch Luther erklärte Büchsen und Geschütz für das eigene Werk des Teufels und der Hölle. Aehnlich Sebastian Münster. Fugger hingegen erklärte, es sei wie mit Wasser und Feuer, das sowohl nützlich wie schädlich sein könne.

Nicht selten wird berichtet, daß man gefangene Büchsenmeister in ihre eigenen großen Büchsen steckte und abfeuerte.

Die großen Geschütze.

Wenn es auch sicher ist, daß die ältesten Büchsen nur klein waren[2]), so ist man doch schon ganz früh dazu gekommen, zu differenzieren, kleinere Handbüchsen, die Vorläufer der Gewehre, und größere, die Vorläufer der Geschütze, herzustellen, und die größeren wuchsen dann sehr schnell. Etwa von 1370 an konstruierte man, und zwar wieder zuerst auf romanischem Gebiet[3]), die ungeheuren Bombarden, die mit ihren gewaltigen Steinkugeln Bresche in die Mauern schlagen sollten.

Eine einfache Vergrößerung reichte dafür nicht aus, da man bei einem Rohr von ½ Meter Durchmesser, den, wie wir gesehen

[1]) Jovius, Elogia virorum bellica virtute illustrium. Basel 1575. S. 184. Auch Guicciardini, Hist. d'Italia, Bd. IV. Venedig 1562. S. 100.

[2]) Jacobs S. 53.

[3]) Jacobs S. 51 ff., S. 136.

haben, so nötigen festen Abschluß der Pulverladung nicht erreichen konnte. Man teilte also das Geschütz in die Kammer, die nur einen mäßigen Durchmesser hatte, das Pulver aufnahm und mit einen Kloß aus weichem Holz fest verkeilt und verschlossen wurde, und das Vorhaus, oder den Flug, in dem die riesige Steinkugel lag, die auch noch mit Werg oder Lehm möglichst befestigt wurde. Die ungeheure Größe der Steinkugeln wird durch den Stoff postuliert: sie wirkten durch ihre Schwere, auch wenn ihnen nur eine mäßige Geschwindigkeit gegeben wurde; kleineren Kugeln hätte man eine um so größere Geschwindigkeit geben müssen — dann aber zerschellten sie leicht selbst an den Mauern, die sie zerstören sollten.

Indem man das Vorhaus und die Kammer von einander trennte und sie nur zum Schuß, sei es durch die Bettung, sei es durch irgend einen Verschluß aneinanderfügte, war die Kammer leichter zu laden, das Geschütz leichter zu transportieren, und man konnte auch mehrere Kammern zu einem Vorhaus haben und dadurch schnelleres Feuern erzielen. Als Hinterlader darf man aber diese Geschütze nicht bezeichnen.

Bei den älteren Steinbüchsen dieser Art ist das Vorhaus noch so kurz, daß die Kugel nur gerade hineinging und wohl auch noch herausragte. Erst allmählich machte man sich klar, welche Vorteile ein langes Rohr gewähre und verlängerte es demgemäß.

Um ein solches Geschütz, seine Bedienung, wenn es vor der feindlichen Stadt oder Burg aufgepflanzt wurde, vor den Schüssen der Belagerten zu schützen, wurde ein hölzerner Schirm davor aufgebaut mit einer durch eine Klappe verschlossenen Schießscharte.

1388 sandte die Stadt Nürnberg ihre große Büchse „Chriemhilde" aus, eine Burg zu brechen; sie wog gegen 56 Zentner, schoß etwa 5½ Zentner und wurde von 12 Pferden gezogen. Das Lager, „die Wiege", für das Geschütz wurde von 16 Pferden gezogen. Der Schirm wurde mitgeführt auf 3 Karren zu 2 Pferden. Vier vierspännige Wagen waren mit 11 Steinkugeln beladen. Sonstige Utensilien, Hebezeug, Schaufeln und Seile, das Gepäck des Geschützmeisters, gebrauchten zwei Wagen mit 4 Pferden. Zur Bedienung gehörten 8 Knechte mit Brustplatte und Eisenhut, die auf einem Wagen fuhren. Der Büchsenmeister Grunwald war

beritten. Merkwürdig gering erscheint der Pulvervorrat, den man mitnahm für das ungeheure Geschütz, nicht mehr, als etwa 1½ Zentner. Aber da man ja nicht mehr als höchstens elf Schuß in Aussicht nahm, so reichte das aus, auf den Schuß 14 Pfund. Um die elf Schüsse anzubringen, gebrauchte man sicherlich mehrere Tage.

Die noch erhaltene große Bombarde in Wien ist über 2½ Meter lang; ihre Steinkugel wog bei einem Durchmesser von 80 Zentimeter etwa 12 Zentner. Die Bombarde selbst ist erheblich über 200 Zentner schwer; sie wird etwa 1430—1440 angefertigt worden sein.

Eine Frankfurter Büchse, die bei der Beschießung der Burg Tannenberg in Hessen 1399 verwandt wurde, war noch etwas größer.

Die älteren Rohre wurden wohl meist aus Eisen über einen Dorn geschmiedet; schon im 14. Jahrhundert aber gewann der Guß aus Bronze das Uebergewicht. Man bestrebte sich, die genügende Stärke ohne gar zu große Schwere zu erreichen, indem man das Rohr nach der Mündung zu verjüngte. Man gestaltete durch Nachbohren und Feilen den Lauf innerlich möglichst glatt und gleichmäßig, aber Ende des 15. Jahrhunderts war man doch noch nicht so weit, genau zylindrische Rohre zu haben[1]).

Je größer die Geschütze wurden, desto wichtiger wurde die Aufgabe, sie fest zu lagern, den Rückstoß aufzufangen und sie leicht bewegen zu können, um sie fortzuschaffen und zu richten. Ein Versuch folgte dem andern, eine Erfindung der anderen, bis man zu einer in jeder Beziehung brauchbaren Lafette gelangte. Schon die Lafettierungen Karls des Kühnen werden gerühmt, die balancierenden Schildzapfen aber erscheinen erst auf dem Feldzug Karls VIII. in Italien im Jahre 1494, und die Schildzapfenscheiben, die den Spielraum im Lager der Schildzapfen beseitigen, erst bei Geschützen Maximilians. Bis ins 18. Jahrhundert hat es gedauert, ehe die Schildzapfen überall die für eine gute sichere Lagerung des Rohrs in der Lafette nötige Form erhielten[2]). Noch

[1]) Napoleon, Etudes S. 66.

[2]) Baarmann, Die Entwicklung der Geschützlafette bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts und ihrer Beziehungen zu der des Gewehrschaftes. Festschrift

im Jahre 1540 klagte der Ingenieur Biringuccio, die Lafetten seien meist so schwerfällig gebaut, daß man die Geschütze kaum bewegen könne und sie durch ihre Langsamkeit auch die Bewegungen der Truppen aufhielten.

Man schoß aus den großen Büchsen nicht bloß Vollkugeln, sondern auch Haufen von kleinen Kugeln oder Kieselsteinen, Vorläufer der Kartätsche, und Ende des 15. Jahrhunderts erscheinen auch schon Bomben[1]).

Die wichtigste Verbesserung aber, die zu machen war, war die Konstruktion einer brauchbaren Kugel. Die steinernen Kugeln waren zu wenig fest, und die gekreuzten eisernen Ringe, die man herumlegte, halfen natürlich wenig. Nun entwickelte sich im 15. Jahrhundert der Eisenguß vermöge der Ausnutzung der Wasserkraft, die es ermöglichte, ein genügend starkes Gebläse herzustellen, um das Eisen bis zur Flüssigkeit zu erhitzen. Man hat gesagt, die Benutzung der Wasserkraft, deren sich die Menschheit erst damals zu bedienen wußte, bedeutete für den technischen Fortschritt nicht weniger als 300 Jahre später die Dampfkraft. Der Eisenguß gab die eiserne Kanonenkugel. Wann sie zuerst angewandt worden ist, verliert sich im Dunkel, sicher aber ist, daß die Franzosen sie auf ihrem ersten Zuge nach Italien, 1494, verwandten und mit ihnen auf das schnellste die Mauern der feindlichen Städte in Staub verwandelten[2]). Da die eisernen Kugeln nicht einmal so

---

f. Thierbach S. 54. Eine höchst wertvolle Untersuchung. Auf abweichende Annahmen bei Essenwein und Gohlke (Gesch. der Feuerwaffen) gehe ich nicht ein. Nach v. Graevenitz, Gattamelata und Colleoni und ihre Beziehungen zur Kunst, Leipzig 1906, S. 96, setzte Colleoni die Geschütze auf fahrbare Lafetten und wurde dadurch für Italien der Schöpfer der Feldartillerie.

1) Robertus Valturius, de re militari, Veronae 1482 hat im X. Buch eine Reihe von Geschützabbildungen. Darunter sind auch Bomben mit brennendem Zündschwamm, im übrigen aber sind die Bilder stark phantastisch.

2) Auf dem raschen Marsche Rom—Neapel 1495 beschießt Karl VIII. die Stadt Monte-Fortino, sodaß sie durch Sturm genommen werden kann. Pilorgerie, Campagne de 1494/95, S. 174. Dasselbe wiederholt sich bei Monte di San Giovanni (S. 174) „Vier Stunden Beschießung“ bezeugt Karl VIII selbst am Tage der Eroberung (9. II. 95) in einem Brief. Man hat in dieser Zeit eine ausreichende Bresche gelegt (a. a. O. S. 176). Monte Fortino bezeichnet Karl im Brief vom 11. II. als „une des places de ce pays très renommée de force“. Gegen diese Stadt ist er erst nach dem Mittagessen aufgebrochen; noch nicht eine Stunde nach dem ersten Schuß war der Sturm schon geglückt (a. a. O. S. 177/78). — Brief eines hohen frz. Militärs aus Neapel vom Februar 1495: Notre artillerie n'est pas grande, mais nous en avons trouvé en ceste ville et des poudres

sehr groß zu sein brauchten, so konnten die Franzosen ihre Belagerungsgeschütze ohne Schwierigkeit mit sich führen und schnell eine Stadt nach der anderen überwinden. Erst jetzt, also mehr als fünf Menschenalter nach dem ersten Auftreten der Feuerwaffen, haben wir, vermöge der Nebenerfindung des Gusses eiserner Kugeln wirklich brauchbare Geschütze[1].

Die Büchsenmeister bildeten eine Art Zunft, die ihre Kunst wie ein Geheimnis behandelte, sie in den Familien vererbte oder durch Schüler fortpflanzte. Auch als etwa ums Jahr 1420, also etwa ein Jahrhundert nach der Neuerfindung, ein unbekannter Meister das „Feuerwerksbuch" verfaßte, das die gesamte Technik des Pulverfabrizierens, Geschützgießens, Ladens, Zielens und Abschießens behandelt, wurde dies Buch zwar in sehr zahlreichen Abschriften verbreitet, auch ins Französische übersetzt, aber doch so geheim gehalten, daß es erst im Jahre 1529 gedruckt worden ist. Mehr als anderthalb Jahrhundert ist dies Buch, indem die Abschriften den Fortschritten der Kunst angepaßt wurden, das maßgebende Lehrbuch der Artilleristen geblieben und auf seinen Ruhm geht es auch vielleicht zurück, daß die Legende, in Deutschland sei das Pulver erfunden worden, Glauben fand.

---

largement; mais nous avons faulte de voultes de fer pour ce qu'ilz n'ont que pierres icy (a. a. O. S 197). — In Anwesenheit des Königs wird besser geschossen: au jour d'huy le roy est allé disner à l'artillerye, et ont faire les canonniers en peu de temps si bonne diligence de battre qu'ilz ont rué une tour (a. a. O. S. 211, 13. März 1495).

[1]) Beck, Gesch. des Eisens (I, 906) sagt, die eisernen Kugeln gehörten zu den frühesten Zeugen für die Erfindung des Eisengusses und lägen lange vor 1470, wo Ludwig XI. das Geheimnis einem deutschen Juden abgekauft haben soll (a. a. O S. 910). S. 915 will er sogar bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts zurückgehen. Aber das scheint sicher unrichtig. Wo eiserne Kugeln früher erwähnt werden, mögen es, wie Beck selbst sagt, geschmiedete Kugeln gewesen sein, und die gegen Ende des 15. Jahrhunderts auftretenden gegossenen Eisenkugeln werden als etwas ganz Neues angesehen Jähns I, 427 ist aus einem anonymen Kriegsbuch v. J. 1450 zitiert, daß steinerne Kugeln vorzuziehen seien, weil sie viel billiger seien, als eiserne oder bleierne. Der hohe Preis kann aber doch wohl kaum ausschlaggebend gewesen sein, wenn man sich klar macht, daß die einzelne Steinkugel wohl viel billiger, das Geschütz dafür aber in Herstellung, Transport und Behandlung um so kostspieliger war. Die Handschrift eines Feuerwerksbuches, die Jähns II, 405 in das Jahr 1454 setzt, empfiehlt, eiserne Kugeln mit Blei zu umgießen; das kann wohl nur auf geschmiedete Eisenkugeln bezogen werden, denen man durch den Bleiumguß die Rundung gab, die mit Schmieden nicht so leicht zu erreichen war. Es wäre also ein indirektes Zeugnis, daß man das Eisen selber noch nicht zu gießen verstand. Ein Nürnberger Inventar im Jahre 1462, das Jähns I, 427 erwähnt, führt eiserne Geschützkugeln nicht auf.

Die Bewachung der Artillerie wurde um die Zeit, in der wir stehen, als ein besonderer Ehrendienst betrachtet, die Artilleristen selber aber noch nicht als Soldaten, sondern als Techniker angesehen[1]).

Als speziellen Heiligen dieser Zunft nennt de la Noue 1568 den Heiligen Antonius[2]), endlich aber hat die heilige Barbara, die man bei Blitzgefahr anrief, diesen Platz gewonnen.

Wie groß eigentlich die Wirkung der ältesten Belagerungsgeschütze, also der großen Steinbüchsen in den letzten Jahrzehnten des 14. und Beginn des 15. Jahrhunderts gewesen ist, ist schwer zu sagen. Im Jahre 1388 belagerte Erzbischof Friedrich von Köln die Stadt Dortmund und brachte es so weit, an einem Tage 33 Kugeln zu verschießen und in 14 Tagen im ganzen 283. Im Jahre 1390 soll Blaubeuren, im Jahre 1395 die Burg Elkershausen durch Beschießung genommen worden sein. Als die Appenzeller in der Erhebung gegen ihren Herrn, den Abt von St. Gallen, 1401, das Schloß Klanx belagerten, sollen sie es schließlich mit Hilfe der St. Galler Bürger, die Geschütz heranführten, genommen haben.

Als im Februar 1414 Friedrich von Brandenburg mit seinen Verbündeten gegen die Quitzows auszog, waren auch diese bereits mit Geschütz versehen. Friedrich hat sich nach einer Angabe in seinem Testament aus den Glocken der Marienkirche in Berlin Geschütz gießen lassen; ob das jedoch für diesen Feldzug oder etwa später für den Hussitenkrieg gewesen ist, bleibt eine offene Frage[3]). Vom Landgrafen von Thüringen hatte er sich das Riesengeschütz geliehen, das die Legende die „faule Grete" nennt. Dieses Geschütz kam erst vor Friesack bei Rathenow und dann vor Plaue bei Brandenburg zur Verwendung. Friesack war von Dietrich, Plaue von Hans von Quitzow verteidigt; beide aber entflohen, ehe es zum äußersten kam, und die Burgen kapitulierten darauf. Daß das Geschütz dabei entscheidend gewesen ist, wird man nicht

[1]) Liebe, Die soziale Wertung der Artillerie. Zeitschrift für historische Waffenkunde II, 146.

[2]) De la Noue, 26. Discours, Obs. milit. Ed. 1587, S. 755.

[3]) Sello, der Feldzug Burggraf Friedrichs im Februar 1414. Zeitschr. für Preuß. Gesch. 1882, Bd. 19, S. 101.

annehmen dürfen, da die Uebermacht des Burggrafen, der mit dem Erzbischof von Magdeburg und dem Herzog von Sachsen verbündet war, auf jeden Fall ausgereicht hätte, die Burgen zu bezwingen. Noch im Jahre 1437 hatte der Kurfürst in seinem Belagerungspark außer den Büchsen auch Bliden[1]).

1422 verschossen die Hussiten auf die böhmische Feste Karlstein in fünf Monaten fast 11000 Geschosse und mußten doch unverrichteter Sache abziehen.

1428 beschossen die Engländer Orleans mit Steinkugeln von 120 bis 164 Pfund, ohne die Mauer zu schädigen: es wurden nur einzelne Gebäude in der Stadt in Trümmer geschossen, dabei einige Personen, aber noch nicht 50 insgesamt, verwundet oder getötet.

1453 eroberten die Türken Konstantinopel durch Sturm und zwar mit denselben Kriegsmitteln, die auch schon vor der Anwendung von Feuerwaffen in Gebrauch waren. Die Artillerie hatte zum Erfolge nichts beigetragen, obwohl eine Riesenkanone mit einer Steinkugel von 1200 Pfund gegen die Stadt schoß[2]).

Rud. Schneider hat festgestellt[3]) daß dasjenige Geschütz, mit dem die Alten die größte Wirkung erzielt hatten, in der Völkerwanderung verloren gegangen ist. Dieses Geschütz beruhte auf der Kraft der Torsion, d. h. der Spannung durch zusammengedrehte Tiersehnen oder Haare. Diese Kraft ist außerordentlich groß, die Konstruktion eines Geschützes mit ihr aber recht kompliziert, und als das Kriegswesen barbarisiert wurde, war man nicht imstande,

---

[1]) Sello a. a. O. S. 101.

[2]) Die drei letzten Beispiele nach der Zusammenstellung bei R. Schneider, N. Jahrb. für das klassische Altertum, 1909, S. 139. Die Wirkung der türkischen Riesenkanone vor Konstantinopel wird von anderer Seite doch als sehr stark geschildert. Vergl. Essenwein, S. 34. Vergl. auch Jacobs, S. 128 ff.

[3]) Rud. Schneider, Anonymi de rebus bellicis liber. 1908. Ders. Anfang und Ende der Torsionsgeschütze. N. Jahrb. für das klass. Altertum, 1909. Ders. Die Artillerie des Mittelalters. 1910. Für nicht richtig in diesen sonst vortrefflichen Schriften halte ich, was über die karolingische Zeit gesagt ist. Die Kapitularien sind keine „Gesetze", sondern bloße Verordnungen für den einzelnen Fall und Beweise, daß es Hebelgeschütze zur Zeit Karls des Großen nicht gegeben habe, existieren nicht; es steht daher nichts im Wege, die Schneider, S. 24 f. zitierten Stellen eines Paulus Diaconus und der vita Hludowici auf solche zu beziehen, und es ist kein Grund (S 61), die Erfindung den Normannen zuzuschreiben. Unrichtig ist auch das Raisonnement (S. 22) über die Unfähigkeit der scara, Geschütze zu fabrizieren und zu bedienen.

diese Technik weiter anzuwenden. Das Mittelalter hat nur vergrößerte Armbrüste und Hebelgeschütze (die Blide) gekannt. Schneider glaubt sagen zu dürfen, daß, wenn die Torsionsgeschütze erhalten geblieben wären, die Pulvergeschütze vielleicht nie aufgekommen wären, da sie in ihren älteren Formen, ja bis zum Jahre 1600 es an Wirkung mit jenen nicht hätten aufnehmen können.

So schlüssig dieser Gedankengang erscheint, so ist er doch jüngst widerlegt worden durch die Entdeckung, daß etwa gleichzeitig mit dem Aufkommen der Feuergeschütze auch die antiken Torsionsgeschütze von Neuem entdeckt und wieder aufgelebt sind. Ein solches Geschütz ist im Jahre 1324 bei der Verteidigung von Metz verwendet worden, und 1346 und später hat Johann Gui aus Metz solche Instrumente gegen einen überaus hohen Lohn in Avignon für den Papst gebaut[1]).

Wie merkwürdig der Erfindungsgeist doch in die Irre gehen kann! Johann Gui oder dessen Lehrer in Metz, der die Alten studierte und aus ihnen das Torsionsgeschütz wieder herausholte und aufbaute, war gewiß ein genialer Mann und schuf eine Waffe neu, die dem gleichzeitigen Feuergeschütz sicher weit überlegen war. Aber jenes war entwicklungsfähig und dieses nicht, und Johann Gui hätte etwas praktisch viel Größeres erreicht, wenn er seine Zeitgenossen hätte lehren können, eiserne Geschützkugeln zu gießen.

Aber noch 1740 machte Dulacq, theorie nouvelle sur le mechanisme de l'artillerie, den Vorschlag, die Wurfmaschinen der Alten an Stelle der Steilfeuergeschütze wieder einzuführen, da ihre Leistungen doch zu unregelmäßig seien.

Wie gering man nun auch die Wirkung der großen Steinkugeln anschlagen mag, so ganz unbedeutend kann die Leistung nicht gewesen sein, da man sonst nicht immer neue dieser Riesengeschütze gegossen und sie angewandt hätte. Wenn man als die eigentliche Probe eine entsprechende Wandlung in der Verteidigung, in der Anlage und Konstruktion der Befestigungswerke ansieht, so ist zu bemerken, daß diese von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an zu beobachten sein soll[2]).

---

[1]) Rathgen und Schäfer l. c.

[2]) Jähns, S. 429. Bei Burckhardt, Gesch. der Renaissance in Italien, § 108, S. 224 ist gesagt, daß Federigo von Urbino (1444—82) statt der hohen

Sehr zahlreich sind die Namen für die verschiedenen Arten Geschütze, ohne, daß man nun bestimmte Grenzen für die Bedeutung ziehen könnte. Die Couleuvrine, die zur Zeit Karls des Kühnen eine Handfeuerwaffe bedeutet, bezeichnet im 16. Jahrhundert ein Geschütz; im übrigen will ich noch aufzählen: Bombarde, Steinbüchse, Klotzbüchse, Hauptbüchse, Metze, Mörser, Tummler, Böller, Haufnitze, Karthaune (d. h. eigentliche Quartane = Viertelsbüchse), Schlange, Notschlange, Serpentine, Falke, Falkonet, Sperber, Tarrasbüchse, Singerin, Nachtigal, Vögler, Pelikan, Basilisk, Drache, Saker, Kanone[1]).

Für die Bespannung der Geschütze verwandten die Italiener und Spanier ursprünglich Ochsen. Als die Franzosen 1494 in Italien erschienen, fiel es auf, daß sie ihre zahlreichen Geschütze mit Pferden und zwar mit besonders starken bespannt hatten[2]). Die Beweglichkeit, die sie damit erlangten, gereichte ihnen sehr zum Vorteil, aber die Unkosten einer solchen Bespannung war auch sehr groß. Als Kaiser Maximilian im Jahre 1507 ins Feld rückte, so wird im Leben Bayards erzählt, hatte er Bespannung

---

Festungen die niederen eingeführt habe, denen das Geschütz weniger anhaben konnte. v. Stetten, Gesch. v. Augsburg, Bd. I, S. 195 ff. berichtet, daß, während in dieser Stadt in der 2. Hälfte des 15. Jahrh. noch die sehr eifrige Arbeit an der Stadtbefestigung darin bestand, die Mauern zu erhöhen, mit der Wende des Jahrhunderts ein sehr deutlich erkennbarer Umschwung in umgekehrter Richtung eingetreten sei. Mauern und Türme werden bis auf eine gewisse Höhe abgetragen, starke Erdwälle werden angelegt, die Gräben vertieft und „gefüttert", Basteien und Ravelins geschaffen usw. Das Rayongesetz wurde immer schärfer, 1542 trotz des Protestes der Geistlichkeit selbst eine Kirche niedergelegt. Vergl. des Weiteren hierzu die Betrachtungen von Guicciardini, Hist. d'Italia (Venedig 1562), Seite 388 und Seite 425. Danach hat auch die Eroberung Otrantos durch die Türken i. J. 1480 und die Rückeroberung durch den Herzog Alfonso von Calabrien im folgenden Jahre im Belagerungskrieg Epoche gemacht. De la Noue, 18. Disk. 2. Paradox. Ed. 1587, S. 387. Auf das Technische weder der Befestigung noch des Angriffs gehe ich hier nicht weiter ein, sondern verweise auf die betr. Abschnitte in Jähns Gesch. d. Kriegswissenschaften. Methodologisch interessant ist, was für Uebertreibungen bei etwas Neuem und Ueberraschendem Glauben finden. Napoleon III. in seiner Geschichte der Artillerie stellt fest, daß Karl VIII. 1494 auf dem Zuge nach Italien 100 Geschütze mittleren und 40 schweren Kalibers mitnahm. Eine Reihe von Schriftstellern geben ihm aber bis zu 240 Kanonen und 2040 Feldstücken, ja bis zu 6000 leichten Geschützen, teils infolge von Abschriftfehlern, teils indem man die 6000 vastardeurs (Pioniere, Arbeiter), die das Heer begleiteten, für Geschütze hielt.

1) Nach „Quellen z. Gesch. der Feuerwaffen", S. 100, findet sich das Wort „Kanone" zuerst in einem spanischen Zeugbuch Karls V.

2) Guicciardini, Hist. d'Italia, I, S. 24. Jovius z. J. 1515. Hist. Lib. XV. Bd. I, S. 298.

nur für die Hälfte seiner Artillerie, wenn also die Hälfte ihren Marsch vollendet hatte, mußten die Gespanne wieder umkehren und noch die zweite Hälfte holen.

Trotzdem wird zuweilen Maximilian, an anderen Stellen werden die Schweizer[1]), an anderen wieder die Franzosen[2]) besonders wegen ihrer Artillerie gerühmt.

In der Schlacht war die Wirkung der Artillerie noch in Beginn des 16. Jahrhunderts wenig erheblich. Die Technik und Kunst des Richtens war noch zu gering. Die Kugeln gingen zu hoch; die dicken Haufen der Infanterie legten sich hin, wenn sie im Geschützfeuer zu halten hatten, oder suchten sie zu unterlaufen, so daß das Geschütz zu nicht mehr als einem Schuß kam[3]).

Der berühmte Söldnerführer Trivulzio erklärte deshalb, als im Jahre 1494 das Geschütz gerühmt wurde, das die Franzosen mitbrachten, es sei in der Schlacht kaum von Nutzen[4]), und Machiavelli meinte noch in den zwischen 1513 und 1521 ge-

---

[1]) v. Ellgger, Kriegswesen und Kriegskunst der schweizerischen Eidgenossen Luzern 1873, S. 139.

[2]) Jovius lib. I z. J. 1494 und lib. XV. vor Marignano.

[3]) Die Schweizer bei Frastenz: Stettler 342 bei Ranke, Werke 34, S. 115. Valerius Anshelm, Berner Chronik, Bern 1826, II, S. 396. Jovius, Leben Gonsalvos, Venedig 1581, S. 292. bei Cerignola 1503. Ebenso bei Suriano 1497: Jovius Hi-t. Lib. IV. Bei Marignano: Jovius Lib. XV; bei Ravenna 1512: Jovius, Leben Leos X. lib. II, Guicciardini, Hist. d'Italia lib. XI, Reißner, Leben Frundsbergs, Frankfurt 1620 fol. 41, 42. Bei Novara sollen die Schweizer mit umgedrehten eroberten Geschützen der Franzosen gefeuert haben: Fleuranges, Mem. S. 151.

Der venezianische Gesandte Quirini schreibt Ende 1507 vom deutschen Schlachthaufen: „. . hanno i fanti per costume, subito che vedono il fuoco delle artiglierie, alzar tutti insieme le alabarde e le lancie lunghe sopra le loro teste ed incrociar una lancia con l'altra e cosi le alabarde, e in un medesimo tempo abbassarsi fino a terra, tanto che le artiglierie, che non tirano in giù, passano di sopra, ovvero urtano nelle alabarde e lancie lunghe, non facendo molto danno nei fanti dell'ordinanza. Per questa causa usano i tedeschi al presente far le ruote delle carrette d'artiglieria tanto piccole e basse che i'nemici possano esser offesi ancor che si abbassino come èdetto; e quando l'ordinanza è per affrontarsi, gli alabardieri, e cosi quelli dalle lancie lunghe, portano tutti l'alabarda bassa, e cosi la lancia, con la punta innanzi, e non sopra le spalle." Relazioni degli Ambasc. Veneti. Ed. Albèri, Serie I, vol. VI, S. 21—22.

1537 lehrte de Langey, das beste Mittel gegen die Artillerie sei, sie im Sturm zu nehmen, so daß sie nicht Zeit zum zweiten Schuß behalte, oder in zerstreuter Ordnung heranzugehen, so daß sie weniger Leute treffe. „Trewer Rat" fol. III empfiehlt, das Geschütz durch 300 „Läufer" (etliche gute Büchsenschützen darunter) unterlaufen zu lassen.

[4]) „Nullo prope usui fore", Jovius, Hist. Lib. I, Venedig 1553, I, S. 30.

geschriebenen Discorsi[1]), es sei hauptsächlich der ungewohnte Lärm, der den Schrecken hervorbringe. Dieser Meinung war auch in den achtziger Jahren noch Montaigne und hoffte deshalb, man werde von den nutzlosen Dingern wieder abkommen[2]). Trotzdem sagt freilich Jovius im Leben Pescaras[3]), kein weiser Feldherr gehe unter irgend welchen Umständen ohne Artillerie in die Schlacht, und Avila rühmt, wie gut im Schmalkaldischen Kriege Landgraf Philipp und seine Offiziere sich des Geschützes zu bedienen verstanden hätten[4]); sie verschossen einmal vor Ingolstadt in neun Stunden 750 Kugeln, und das galt für eine schreckliche Kanonade.

Die Handfeuerwaffen.

Sehr früh muß sich, wie wir gesehen haben, die Feuerwaffe in Handfeuerwaffen, in Deutschland Lotbüchsen genannt, und Geschütze differenziert haben. Die Entwicklung aber hat bei aller Verschiedenheit auch wieder Analogien. Auch bei den Handbüchsen wurde das Rohr verlängert und zuweilen in zwei Stücke zerlegt oder innerhalb ein Wulst angebracht, der die Kammer von dem Fluge trennte, damit beim Hineinstoßen des hölzernen Pfropfens dieser nicht ganz bis auf das Pulver herunterkäme, sondern der leere Raum zur vollen Entwicklung der Gase bliebe.

Die Zündung bei den großen Büchsen geschah, indem man einen glühend gemachten eisernen Haken in das Zündloch steckte. Bei den Handbüchsen drückte man eine Lunte auf das mit Pulver gefüllte Zündloch. Das verhinderte, solange das Zündloch oben war, ein Zielen, um so mehr, als aus dem Zündloch ein Feuerstrahl herausschoß. Man hatte deshalb zuweilen zwei Mann bei einer Büchse: der eine zielte und der andere feuerte ab, wenn jener ihm das Zeichen gab. Dann legte man das Zündloch an die Seite, brachte für das Zündpulver eine Pfanne an und machte die Erfindung des Hahns, in dessen Maul die Lunte eingeklemmt wurde und den der Schütze ohne hinzusehen, während er zielte, mit der Hand herunterdrücken konnte.

---

[1]) Buch II, Kap. 17. Vergl. auch die Erzählung von Commines II, 258 Ed. Mandrot.
[2]) Essais B. I.
[3]) Le vite di dicenove huomini illustri. Venedig 1581. lib. III.
[4]) Avila, Schmalkaldischer Krieg. Venedig 1548. Bl. 40.

Dem Luntenhahn, den der Schütze mit der Hand niederdrückte, folgte das Luntenschloß, das den Hahn vermöge einer Feder bei dem bloßen Anziehen mit dem Finger niederschnappen, wie man das an der Armbrust schon kannte.

Das Laden wurde erleichtert, indem der Schütze kleine hölzerne Pulvermaße bei sich führte, deren jedes die im voraus abgemessene passende Pulvermenge für einen Schuß enthielt. Um diese Patronenbüchsen, wie man sie nennen kann, möglichst schnell bei der Hand zu haben, trug der Schütze sie, ihrer 11 an der Zahl, an einem Bandelier über der Schulter. Daneben hatte er einen Beutel mit Kugeln und ein Pulverhorn zum Aufschütten auf die Pfanne. Zu diesem Zündpulver oder Zündkraut nahm man eine andere, feinere Sorte Pulver, als zu dem Schuß selbst. Die Pfanne erhielt einen Deckel.

Auf sehr verschiedene Weise wurden die älteren Lotbüchsen gehandhabt: man stemmte den Stiel gegen den Boden, legte ihn in die Achselhöhle oder auf die Achsel, stemmte ihn gegen die Brust oder hielt das Gewehr mit beiden Händen frei vor sich.

Aber alle diese Gestaltungen konnten weder einen weiten, noch einen sicheren Schuß geben und wenn man, um diesen zu erlangen, noch den Lauf verlängerte, so ergab der verstärkte Rückstoß neue Schwierigkeiten. Um diesen abzufangen, brachte man unter dem Lauf, nahe der Mündung einen eisernen Haken an (seit 1419[1]). Büchsen mit solchen Haken sind sehr häufig, da sie aber einer festen Unterlage, einer Mauer oder eines Balkens bedürfen, so sind sie für das freie Feld kaum verwendbar. Auch als man eigene Böcke zum Auflegen konstruierte, war damit für das freie Feld wenig gewonnen, da das Transportieren und jeder Wechsel der Aufstellung zu schwierig war[2]).

---

[1]) Sixl a. a. O. II, 167.

[2]) Der Name „Hakenbüchse“ wird von diesem Haken abgeleitet und hat sich lange erhalten, auch im französischen „haquebutte“. Dabei mag auch ein Anklang an „Arkebuse“ mitspielen. Jähns hat jedoch die Vermutung ausgesprochen, daß der Name „Hakenbüchse“ von dem Haken herkomme, in den die Lunte eingeklemmt wurde, und das hat die inneren Gründe eigentlich für sich. Die Erfindung dieses „Hakens“ war ein viel wichtigerer Fortschritt als die Erfindung des Rückstoßhakens. Dieser war ja nur in vorbereiteter Verteidigung und beim Scheibenschießen anwendbar. Die Gabel bot kein Widerlager für den Rückstoß; selbst ein dreibeiniger Bock wäre dazu zu schwach gewesen.

Ein feineres Zielen wurde ermöglicht durch die Erfindung von Visier und Korn. Seit 1430 fanden Wettschießen unter den Bürgern statt. Doch kam das Feinschießen für den Krieg, wo der Schütze durch die Erregung mehr oder weniger behindert war, nicht so sehr in Betracht und wurde später, im 18. Jahrhundert, sogar zugunsten des Massenfeuers und des Schnellfeuers absichtlich unterdrückt.

Der Vorzug der neuen Waffe vor Bogen und Armbrust ist ihre große Durchschlagskraft und große Tragweite. Bei den Schützenfesten Ende des 15. Jahrhunderts wurde mit den Büchsen auf nicht weniger als 230 bis 250 Schritt geschossen, während für Armbrust die Entfernung nur 110 bis 135 Schritt betrug[1]). Gezogene Läufe, die damals schon erfunden waren, werden meist ausdrücklich ausgeschlossen. Weitere Bestimmungen sind kaum anders zu verstehen, als daß es sich um freihändiges Schießen (nicht etwa aufgelegte Hakenbüchsen) handelt.

Die schwere Ritterrüstung zu durchschlagen, erwies sich die Kugel der Arkebusen doch häufig noch zu schwach. Man konstruierte deshalb die Muskete, ein Infanteriegewehr, das eine 4 Lot schwere Kugel (das ist etwa das doppelte unseres alten Zündnadelgeschosses) schoß und, weil der Schütze es mit den bloßen Händen nicht regieren konnte, auf eine Gabel gestützt wurde. Du Bellay berichtet zum Jahre 1523, also nach Bicocca und vor Pavia von dieser Erfindung.

Die Gabel war so leicht, daß der Schütze sie neben der Muskete tragen konnte, und ließ sich beim Anschlagen leicht nach allen Seiten drehen. Während des Ladens hielt sie der Schütze an einer ledernen, über den linken Arm gestreiften Schleife.

Erst sehr allmählich wurde die Schäftung so gestaltet, daß das Gewehr an die Schulter angesetzt werden konnte.

[1]) Sixl, Zeitschr. f. hist Waffenk. Bd. II, S. 384, 407, 409 auf Grund der Schießbriefe von Zürich 1472, Würzburg 1474, Eichstädt 1487 und anderer. In merkwürdigem Widerspruch damit steht die Bemerkung Guicciardinis, daß vor Pavia 1525 die beiderseitigen Verschanzungen nur 40 Schritt (passi) von einander entfernt gewesen seien und die Bastionen so nahe daß die Arkebusiere sich hätten beschießen können. Die weiten Entfernungen bei den Wettschießen sind so vielfältig bezeugt daß man sie nicht anzweifeln kann, aber selbst wenn die Schritte so klein wie irgend möglich genommen worden sind, so erscheint es doch schwer begreiflich, daß man mit den damaligen Gewehren auf solche Entfernungen Treffer erzielen wollte.

Die leichtere Arkebuse und die schwerere Muskete halten sich das 16. Jahrhundert hindurch nebeneinander. (S. unten Exkurs.)

Beim Schmieden des Laufes über einen Dorn mußte große Rauhigkeit bleiben, die der Wirkung der Pulvergase wie der Sicherheit des Zielens abträglich waren. Durch sorgsame Ausbohrung suchte man völlig glatte Seelenwände zu erreichen.

Man erfand auch schon Doppelläufer, Revolver- und Orgelgeschütze, die mit den modernen Mitrailleusen und Maschinengewehren Aehnlichkeit haben. Man versuchte, auch mit Bolzen zu schießen.

Der unsichere Erfolg der Schießwaffe erzeugte den Gedanken, sie so zu gestalten, daß man sie auch als Schlagwaffe benutzen könne. Man verfertigte Streitkolben, aus denen man auch schießen konnte, sogar mehrläufige[1]).

Diese Erfindungen und Konstruktionen haben nur den Wert von Versuchen und Kuriositäten. Die eigentliche Entwicklung geht den Weg, das Instrument der Handfeuerwaffe in sich selbst immer mehr zu vervollkommnen.

Schon auf dem Reichstag zu Nürnberg 1431 wird für den Feldzug gegen die Hussiten beschlossen, daß die Hälfte der Schützen mit Büchsen, die Hälfte mit Armbrüsten bewaffnet werden solle. Aehnliche Vorschriften finden sich öfter. Noch in den Heeren Karls des Kühnen gab es Bogner, Armbrustschützen und Feuerschützen nebeneinander. Im Jahre 1507 aber schloß Kaiser Maximilian die Armbrust von der Musterung aus.

Etwa zweihundert Jahre waren damals seit der Erfindung der ersten Feuerschußwaffe verflossen. Man hatte den Lauf verlängert, die Schäftung mit dem Kolben erfunden, die Zündpfanne mit dem Deckel, das Luntenschloß, die Gabel, die Patronenbüchsen, die Bohrung des Laufes. Aber hören wir, wie ein moderner Kenner die Handhabung dieser so vervollkommneten Gewehre schildert[2]).

„Langweilig, kompliziert und gefährlich in hohem Grade war die Handhabung der Feuergewehre mit Luntenschlössern. Vorerst das Anzünden der Lunte mit Stein, Stahl, Zünder und Schwefel

[1]) Forrer, Zeitschr. f. hist. Waffenk. IV, 55.
[2]) Zeitschrift für historische Waffenkunde I, 316.

(wenn nicht gerade eine andere brennende Lunte oder ein Lagerfeuer zu Gebote stand), dann die Vorsicht, welche notwendig war, die Lunte vor dem Auslöschen vor Feuchtigkeit, sich selbst, seine Kleider und die Munition vor ihrer Glut zu bewahren. Hierauf die langweilige Ladung aus der kleinen Pulverbüchse und dem Kugelbeutel, endlich das Aufschütten auf die Pfanne, wobei ein guter Atem dazu gehörte, das überflüssige Pulver, nachdem diese geschlossen war, aus allen Fugen des Schlosses wegen Gefahr zufälliger Entzündung wegzublasen. Sollte nun nicht unmittelbar oder bald nach der Ladung abgefeuert werden, so war es meist notwendig, den Pfannendeckel zu besserem Schutze des Zündpulvers mit Unschlitt zu verkleben — eine etwas schmutzige Operation, dann das Einpassen der Lunte in das Hahnenmaul; nicht zu weit vorstehend, wo sie die Pfanne nicht getroffen hätte, nicht zu weit zurück, wo sie leicht erstickt wäre — nicht zu fest, weil man sie ja bei dem Kürzerbrennen sehr oft weiterschieben mußte, nicht zu locker, weil sie sonst leicht durchrutschen und erlöschen konnte, und dabei immer die ängstliche Aufmerksamkeit, um nicht mit einer der beiden brennenden Luntenspitzen oder der von ihnen abgewehten Funken der offenen Pulverbüchse oder dem Gewande nahe zu kommen. Und vollends ein so armer Luntengewehrmann, den man als Dragoner auf ein Pferd setzte und der alle diese verwickelten Manipulationen noch mit der Leitung seines Gaules vereinigen sollte!"

Kein Wunder, daß Machiavelli wohl an manchen Stellen seiner Kriegskunst von der Gefährlichkeit der Hakenbüchse und Feldgeschütze spricht, an anderen aber sie wieder geringschätzig behandelt und von den Hakenbüchsen meint, sie seien nützlich, die Bauern zu schrecken, wenn sie etwa einen Paß besetzt hätten.

Ein französisches Werk aus dem Jahre 1559 empfahl die Armbrust wieder einzuführen, weil sie vorteilhaft sei gegen Kavallerie, bei Regen und bei Ueberfällen[1]).

Namentlich der Bogen hat noch lange seine Anhänger und Verteidiger gefunden. Noch im Jahre 1590 fand in England eine

[1]) Institution de la discipline militaire au Royaume de France. Lyon 1559. Bd. I, cap. 10. S. 46. Karl V. erlitt, nach Jovius, 1541 in Algier große Verluste, weil ein Regen die Lunten verlöschte. Aehnlich Vieillville, Mem. Bd. III, Kap. 22.

literarische Kontroverse über die Vorzüge des Bogens und der Arkebuse statt. Sir John Smythe ist für den Bogen: er schießt sicherer, schneller, man wird nicht in Verlegenheit gebracht durch schlechtes oder feuchtes Pulver oder durch die Lunte; man könne in mehr Gliedern schießen und die Pfeile erschreckten die Pferde. Barwick erwidert darauf, daß die Nässe für die Bogensehnen ebenso schädlich sei wie für das Pulver; gute Bogenschützen seien selten, da es leichter sei, mit der Arkebuse zu zielen als mit dem Bogen und Müdigkeit den Bogner überhaupt unfähig mache; oft würden die Schüsse überhastet, mit halber Kraft abgegeben. Es möge sein, daß die Pferde mehr in Furcht gesetzt würden durch Pfeile, die Männer aber mehr durch Kugeln. Smythe erwidert, daß, wenn ein Musketier öfter als zehnmal in der Stunde schieße, er nicht mehr imstande sei, ein Ziel zu treffen[1]).

Im Jahre 1547 besiegte der englische Bogen die Schotten bei Pinkin Cleugh; 1616 werden in den Kämpfen zwischen Venedig und Oesterreich Pfeilschützen erwähnt; im Jahre 1627 erschienen die Engländer vor La Rochelle mit Bogen und Pfeilen; im Jahre 1730 im Lager von Mühlberg waren sächsische Husaren mit Bogen und Pfeil bewaffnet; im Siebenjährigen Kriege brachten die Russen Kalmücken mit, von denen ein Tagebuch berichtet: Sie führen Bogen und Pfeile, mit denen sie unglaublich weit und gewiß schießen, alleine bei nassem und windigem Wetter ist dieses Geschoß nicht sehr zu fürchten. General Fermor habe schließlich die „meisten Kalmücken" nach Hause geschickt, weil sie der Kriegszucht nicht zu unterwerfen waren, überdies auch, ebenso wie die Kosacken, das Feuer scheuten[2]). Ja sogar im Jahre 1807 und 1813 traten im russischen Heere Kalmücken, Baschkieren, Tungusen auf, die mit Bogen und Pfeil bewaffnet sind. Der französische General Marbot erzählt in seinen Memoiren, er selbst sei in der Schlacht bei Leipzig durch einen Pfeil verwundet worden; obgleich aber die Zahl dieser berittenen Bogenschützen ungeheuer gewesen sei, sie wie ein Wespenschwarm die Franzosen immer umschwärmt und

---

[1]) Nach dem Badminton Archery Book von Charles Longman. London 1894.

[2]) Tielcke, Beyträge zur Kriegskunst u. Geschichte d. Krieges von 1756 bis 1763. 2. Stück S. 22.

die Luft mit der Masse ihrer Pfeile erfüllt hätten, so sei, seines Wissens, doch nur ein Franzose durch einen Pfeilschuß getötet worden und die Verwundungen, die sie hervorbrachten, meist nur leicht gewesen. Diese geringe Wirkung würde mit den mittelalterlichen Nachrichten schlecht harmonieren, wenn nicht in Betracht zu ziehen wäre, erstens daß Marbot die Zahl dieser Naturkrieger ungeheuer übertreibt und zweitens, daß sie sich den Feuergewehren gegenüber natürlich meist in respektvoller Entfernung gehalten haben[1]).

Wenn im Jahre 1495 die Franzosen[2]), im Jahre 1499 Schweizer[3]), im Jahre 1526 Frundsbergs Landsknechte[4]) sich auf einem Marsch gegen verfolgende Gegner durch Schützen in der Nachhut deckten, so werden Bogner und Armbruster das in ähnlichen Lagen auch früher getan haben.

Während das Geschütz in der Feldschlacht eine völlig neue Erscheinung ist, so sind das Geschütz im Festungskrieg und die Handfeuerwaffe Instrumente, die zunächst nur ergänzend neben ähnlich wirkenden Instrumenten anderer Art gebraucht werden und erst sehr allmählich dazu kommen, diese ganz zu verdrängen. Die taktische Verwendung der neuen Handfeuerwaffen unterscheidet sich daher zunächst nicht von der Anwendung der bisherigen Fernwaffen.

In den Schlachten, die dem mittelalterlichen Kriegswesen ein Ende machten und die neue Epoche auf diesem Gebiete heraufführten, bei Granson, Murten und Nancy, um das noch einmal zu betonen und mit Nachdruck hervorzuheben, war die neue Kraft auf der Seite der Ritterschaft: nicht durch das Feuergewehr ist sie über-

---

[1]) Ueber die erstaunliche Treffsicherheit der heutigen Mongolen mit dem Pfeil berichtet v. Binder im Mil. Wochenbl. 1905, Nr. 8, S. 173. Ueber Leistungen im Mittelalter Giraldus Cambrensis, zit. bei Oman, Hist. of the art of war, S. 559. Walliser hätten bei einer Belagerung mit ihren Pfeilen eine 4 Zoll dicke eichene Tür durchschossen; er selber habe im Jahre 1188 die Pfeile, die man der Kuriosität halber dringelassen habe, in der Tür gesehen; die eisernen Spitzen seien auf der Innenseite der Tür gerade zu sehen gewesen. Ein Pfeil sei einem Ritter durch das Panzerhemd, die Kettenhose, durch den Schenkel, durch das Holz des Sattels noch tief in die Flanke des Pferdes gedrungen.

[2]) Commines ed. Mandrot II, 296.

[3]) Escher, Neujahrsbl. der Züricher Feuerwerker, 1906, S. 23.

[4]) Ranke, Werk II, 269.

wältigt worden, sondern umgekehrt: sie ist überwältigt worden, obgleich sie es verstanden hatte, sich die neue Technik schon zu Nutzen zu machen und sich mit ihr zu verbünden.

Das erste größere Gefecht, bei dem wir eine wesentliche Einwirkung der Handfeuerwaffe bemerken, scheint Anfang 1503 in Unteritalien zwischen Franzosen und Spaniern stattgefunden zu haben und wird uns, offenbar nach guten Quellen, von Jovius in seinem Leben Gonsalvos von Cordova erzählt[1]). Der französische Feldherr, der Herzog von Nemours, sucht Gonsalvo aus seinem festen Stützpunkt Barletta herauszulocken. Gonsalvo hielt sich zurück, aber als die Franzosen abzogen, folgte er ihnen mit seiner leichten Reiterei und gab dieser zwei Abteilungen Arkebusiere mit, die auf beiden Flügeln die Reiter begleiteten. Die französischen Gensdarmen machten kehrt und stürzten sich auf die spanischen Reiter, die scheinbar die Flucht ergriffen und die Franzosen dadurch zwischen die Arkebusiere lockten, die sie nun kräftig beschossen. Die Gensdarmen hätten sich nun ihrerseits gegen die Arkebusiere wenden können, um die niederzureiten, aber dazu kamen sie nicht, da die spanischen Reiter verstärkt wieder zum Angriff übergingen, so daß die Franzosen mit schwerem Verlust die Flucht ergreifen mußten.

Bald darauf ist die Schlacht bei Cerignola (28. August 1503), wo dies Feuergewehr in Verbindung mit einer Feldbefestigung den Charakter des Gefechts bestimmt, und das steigert sich nun von einer Schlacht zur anderen.

Pistolen.

Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind auch Schußwaffen für Reiter konstruiert worden[2]), und Ende des 15. Jahrhunderts bildete Camillo Vitelli ein Korps berittener Schützen[3]). Aber sie gingen wieder ein, und noch im Jahre 1535, als Kaiser Karl V. Jovius seinen Feldzug in Tunis erzählte, fügte er hinzu, daß er beabsichtige, wieder Armbrustschützen zu Pferde

[1]) De vita magni Consalvi. Opere 1578, Bd. II, S. 243.

[2]) Nach der sehr sorgsamen und einleuchtenden Untersuchung von R. Forrer, Zeitschr. für hist. Waffenk. IV, 57.

[3]) Jovius, Elogia vir. ill. Lib. III.

einzurichten. Eine hinreichend brauchbare Feuerwaffe für den Reiter scheint dem Kaiser also damals noch nicht vorgeführt worden zu sein. Wenige Jahre später erfahren wir wieder von Jovius, daß die Reiter des Kaiserlichen Heeres im Besitz von Radschloßpistolen waren. Als nämlich Stuhlweißenburg vor dem Sultan Soliman im September 1543 kapitulieren mußte, wurde der Besatzung freier Abzug mit ihrem Eigentum bewilligt, und die Kapitulation wurde von den Türken auch gehalten mit der einen Ausnahme, daß sie den Abziehenden ihre Radschloßpistolen abnahmen, deren wunderbare Konstruktion ihre Neugier und ihre Begierde erregte. Im nächsten Jahre, 1544, werden sie von Landsknechten zu Fuß in der Schlacht bei Ceresole verwandt[1]) und Karl V. selbst erzählt uns in seinen Memoiren, wie die pistolets oder petites arquebuses der deutschen Reiter den Franzosen in einem Gefecht bei Châlons übel mitgespielt hätten[2]). Wieder im Schmalkaldischen Kriege erwähnt sie der spanische Historiker Avila noch mit der Umschreibung „zwei Spannen lange Arkebusen" oder „kleine Arkebusen". Der Name Pistolen hat sich also noch nicht durchgesetzt[3]).

1547 hören wir aus Frankreich, daß die berittenen Schützen, statt der Bogen, die sie getragen, ehe „diese Teufelei von Pistolen erfunden wurde", jetzt mit diesen bewaffnet seien[4]).

Das Radschloß, welches die Pistole für den Reiter brauchbar machte, beruhte darauf, daß ein scharfgezahntes Rad, von einer aufgezogenen Feder in Bewegung gesetzt, einem Schwefelkies Funken entlockte, die das Pulver auf der Pfanne entzündeten. Diese Art Schloß hatte jedoch in der Praxis so große Mängel, daß für den Fußgänger das Luntenschloß vorteilhafter blieb[5]).

---

1) Martin du Bellay als Augenzeuge. Mem. Ed. 1753, V 296.

2) Vergl. auch Martin du Bellay. Mem. B. X, Ed. 1753 VI 35.

3) „Pistole" kommt von dem slavischen (böhmischen) „pist»la" Rohr, Feuerrohr. In einem Breslauer Inventar von 1483 kommen schon 235 „Pisdeallen" vor. Es sind, schon nach dieser Anzahl, Handfeuerwaffen; was für welche, läßt sich nicht entscheiden. Quellen z. Gesch. d. Feuerwaffen, herausg. vom Germ. Museum Textband. Leipzig 1877, S. 46 und 112. Mit Pistoja hat der Name der Schußwaffe nichts zu tun.

4) Susane, H st. de la cavallerie francaise. I 48.

5) Nach den „Quellen z Geschichte der Feuerwaffen" S 118 erscheint eine Pistole schon auf einer 1531 datierten Zeichnung; eine andere, mit Radschloß, wird „nach den Gliederungsprofilen und der Form" „etwa" ins 2. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts gesetzt.

Zum Schluß sei noch die folgende Stelle aus des Züricher Hauptmanns, Lavater, Kriegs-Büchlein (1644) hieran angeführt. (S. 65.)

„Wann aber ein Soldat ein eysen, zinne, in speck gegossen, gekäuwete, gehauwene oder gevierte Kugel schiesset, so solt du ihme kein Quartier halten. Alle die gezogene Rohr und Frantzösische Füse führen, haben das Quartier verwürckt. Item, alle diejenigen, die von eysen geschrote, viereckige, und andere geschröt, und Stahel schiessen, oder geflammete Dägen haben, solt du todt schlagen."

Musketen.

Was man eigentlich als den begrifflichen Unterschied zwischen Arkebuse und Muskete ansehen soll, ist nicht so leicht zu sagen, und was oben im Text gesagt ist, darf angezweifelt werden. Vgl. Hobohm im Führer durch das Berliner Zeughaus (S. 83). Muschettae werden von Marino Sanuto schon 1321 Armbrustgeschosse genannt (Jähns, Kriegswesen S. 637, Schneider, Artillerie des Mittelalters, S. 48). In Deutschland erscheint der Name Muskete erst seit dem Jahr 1587[1]). Im Frühjahr 1504 sollen in Bordeaux Gabelarkebusen gegossen worden sein, die 1499 noch nicht erwähnt werden.

Martin du Bellay, Mémoires, Buch II (Ed. Paris 1586), S. 43, sagt 1521, von der Belagerung Parmas durch die Kaiserlichen sprechend: Es wurden schöne Scharmützel geliefert: „de ceste heure là furent inventées les arcbouzes qu'on tiroit sur une fourchette". Jovius, als in der Schlacht bei Pavia die kaiserlichen Kürisser durch die französischen in Bedrängnis gebracht werden, berichtet in seinem Leben Pescaras:[2])

„Piscarius . . . hispanos sclopettarios circiter octingentos subsidio mittit, qui repente circumfusi a tergo et a lateribus edita terribili pilarum procella, ingentem equorum atque hominum numerum prosternunt. . . . Hispani natura agiles, et levibus protectis armis, retro sese celeriter explicant, equorumque impetum tortuosis discursibus [aggirandosi intorno] eludunt: auctique numero, uti erant cum longo usu, tum novis Piscarii praeceptis edocti, manipulatim [Rucsner: rottmeris] toto campo sine ordine diffunduntur. Erat id pugnae genus per se novum et inusitatum, sed in primis saevum et miserabile, quod magna rerum iniquitate praeoccupantibus sclopettariis, praeclarae virtutis usus in equite penitus interiret: nec ullae vel fortissimae dextrae diu [nè alcuve braccia, anchor che fortissime giovano lungo tempo] proficerent, quin conferti a raris et paucis, plures et clarissimi saepe duces et equites inulta caede passim ab ignobili et gregario pedite sternerentur."

---

1) Quellen z. Gesch. der Feuerwaffen, S. 123.

2) Paulus Jovius, vitae illustrium virorum tom. I, in opera tom II pag. 403 u. 405.

„. . . Erat pugna omnium maxime funesta, et magnopere iniqua Gallis equitibus: nam a circumfusis et expeditis Hispanis in omnem partem ad lethales ictus pilae plumbeae spargebantur: quae non jam tenuioribus (uti paulo ante erat solitum) sed gravioribus sclopettis quos vocant arcabusios, emissae, non cataphractorum modo, sed duos saepe milites et binos equos transverberabant: sic ut miserabili nobilium equitum strage, et morientium equorum cumulis constrati campi, et alarum virtuti simul officerent, si densato ordine irrumpere conarentur, et passim veluti objectis aggeribus, si cui decore vita potior foret, minime expeditum ad fugam iter praeberent."

Noch als die Spanier im Jahre 1544 bei Ceresole von den Franzosen eine Niederlage erlitten hatten, gedachte ihr Feldherr Guasto des einstmaligen Erfolges ihrer Schützen bei Pavia. Jovius (Hist. B. 44) erzählt uns, Guasto habe selber mit ihm darüber gesprochen und gesagt, er habe geglaubt, daß die französische Ritterschaft jetzt nicht mehr zu fürchten sei.

Als 1542 vor Budapest italienische Reiterei und Infanterie erfolglos gegen Janitscharen kämpft, fügt Jovius (Hist. lib. 42, opera tom. I, S. 517) hinzu: Janizeri summa agilitate suspensa ad utrunque latus anteriore tunica (heften die Röck auf beiden Seiten hinten an), peritissime longioribus sclopettis utebantur".

Drittes Kapitel.

Die Taktik der Spießerhaufen.

Der große Infanteriehaufen mit der blanken Waffe war einst von den Schweizern gebildet worden, um defensiv ansprengenden Rittern zu widerstehen und offensiv Ritter und Schützen niederzurennen. Die Verbreitung dieser Infanterie über die anderen Völker ergab die neue Aufgabe des Kampfes solcher Infanteriehaufen nicht bloß gegen Reiter und Schützen, sondern auch gegeneinander. Ja, dieser Kampf wurde jetzt nicht nur eine neue, er wurde die Hauptaufgabe. Denn die Ueberlegenheit der geschlossenen Infanterie über die alten Waffen war so evident geworden, daß man sie zur Hauptwaffe hatte machen müssen, daß sie die Masse und die Kraft des Heeres bildeten und die anderen Waffen dagegen zurücktraten, daß in ihrem Sieg oder ihrer Niederlage die Entscheidung lag. Machiavelli erkannte aus seinen Studien, daß auch im Altertum die Infanterie mit der blanken Waffe den Kern des Heeres gebildet habe, und forderte und prophezeite deshalb eine Erneuerung der Kriegskunst nach dem Muster der Alten.

Die Formen der neuen Infanterie waren aber doch von denen der antiken recht verschieden. Die Alten hatten die Phalanx gehabt, die breite Aufstellung, sei es mit dem Spieß, sei es mit Pilum und Schwert; die Neueren hatten mehrere, meist drei tiefe Gevierthaufen mit den langen Spießen; am meisten Aehnlichkeit hatten sie noch mit der späteren mazedonischen Phalanx, mit der Sarisse, aber der Unterschied zwischen der einheitlichen breiten Aufstellung und den drei Haufen ist doch fundamental. Wir werden noch darauf zurückkommen.

Die neue Aufgabe des Kampfes von Infanterie gegen Infanterie hat vielleicht auch in dem Wesen der Gevierthaufen und ihrer Bewaffnung eine gewisse Wandlung herbeigeführt. Ich habe noch im vorigen Bande bei der Darstellung des schweizerischen Kriegswesens in Uebereinstimmung mit der Tradition an der Vorstellung festgehalten, daß der Langspieß, d. h. der Spieß von etwa 5 Meter Länge, wenn er auch bei Morgarten und Sempach vielleicht noch nicht vorhanden gewesen, sich doch im Laufe des 15. Jahrhunderts eingebürgert gehabt habe, weil er so sehr geeignet war, die Ritterschaft abzuwehren. Nun findet sich bei Jovius zweimal mit einer gewissen Betonung die Nachricht, daß die Schweizer, als sie 1494 im Dienste Karls VIII. von Frankreich in Italien auftraten, Spieße von 10 Fuß Länge gehabt hätten. Rüstow hat das so ausgelegt, daß die Eidgenossen in ihrem gesteigerten Selbstbewußtsein und weil der Langspieß so sehr unbequem zu tragen ist, ihn auf 10 Fuß verkürzt hätten. Hobohm hat dem gegenüber die Meinung ausgesprochen, daß bis dahin die Schweizer überhaupt keine längerer Spieße geführt, und daß der eigentliche Langspieß, also die Verlängerung von 3 Meter auf 5 Meter, erst die Frucht des Kampfes der Infanteriehaufen gegeneinander gewesen sei. Auch mit Spießen von 3 Meter Länge konnten die alten Eidgenossen die Ritter im geschlossenen Haufen genügend abwehren, und nachher im Einzelkampf war dieser Spieß unendlich viel brauchbarer als der ganz lange. Wenn nun dennoch die Waffe verlängert wurde, so war diese Verlängerung zunächst die Technik der Landsknechte, denen sie im Kampf mit den Schweizern den unschätzbaren Vorteil gewährte, daß sie eher zum Stoße kamen. Die Schweizer folgten deshalb notgedrungen nach. Die Bilderhandschriften geben einen gewissen Anhalt dafür, daß die Handhabung des Spießes bei Schweizern und Landsknechten eine etwas verschiedene war.

Wenn dies die Entwicklung gewesen ist — als so unbedingt sicher möchte ich es freilich nicht annehmen — so wäre es eine Analogie zu der Geschichte der mazedonischen Sarisse, die ja auch nicht von Anfang an, sondern erst in ihrem letzten Stadium die überlieferte Länge von 21 Fuß erreicht hat.

Von so sehr großer Bedeutung ist die Frage der Länge des

Spießes nicht, weil der Vorteil auf der einen Seite, mit dem längeren Spieß eher zum Stoß zu kommen, doch wieder aufgehoben wird durch die viel größere Handlichkeit des kürzeren Spießes. Die Spanier, die bei ihrer Ausbildung der Infanterie von vornherein mehr Gewicht auf die Gewandtheit des einzelnen Kämpfers gelegt haben, sind deshalb auch bei einem Spieß von nur etwa 14 Fuß Länge geblieben, und die Franzosen und Italiener haben sich ihnen darin angeschlossen.

Hobohm sieht die Entwicklung des Langspießes jetzt so an.

Zunächst verlängerten die Ritter ihre Lanzen, um den Fußspießern an den Leib kommen zu können. Erst der Plattenharnisch gab im 15. Jahrhundert die Möglichkeit dazu, weil er den Haken zum Auflegen der Lanze hatte, die ohne den Haken nicht lange zu halten war.

Dann experimentierte man mit Verlängerung der Spieße bei den Landsknechten.

Ueber das Experimentier-Stadium war man aber noch nicht hinaus, als 1494 die Schweizer mit Karl VIII. nach Italien zogen, also noch mit den 10 Fuß-Spießen.

Erst von jetzt an begann dann das wirkliche Verlängern.

Stießen nun zwei solcher Haufen mit langen Spießen aufeinander, so entstand ein gewaltiges Drängen. Immer wieder erscheint in den Quellen der „Druck" oder der „Nachdruck", vermöge dessen die tiefen Haufen den Gegner niederzuwuchten suchten; bei Bicocca, wo die Schweizer geschlagen wurden, wird hervorgehoben, daß der „Nachdruck" (da die Leute durch den Graben aufgehalten wurden) „nicht zum Besten war." Bei Ceresole hält der Hauptmann der Schweizer seinen Haufen zurück, damit der gegnerische Landsknechthaufe sich beim Anlauf lockere und nicht fest geschlossen auf die Schweizer stoße, was auch erreicht wird. Wie in derselben Schlacht die Gascogner auf die Landsknechte stoßen, erzählt Monluc, sei der Zusammenprall so heftig gewesen, daß auf beiden Seiten das erste Glied zu Boden stürzte (tous ceux des premiers rangs, soit du choc ou des coups furent portés par terre). Das wird nicht ganz wörtlich zu nehmen sein, aber wenn es weiter heißt, daß das zweite und dritte Glied den Sieg entschieden habe, da es von den letzteren vorwärts gedrängt sei (car les derniers rangs les

poussaient en avant), so entspricht das allem, was sonst berichtet wird.

Man könnte meinen, unter einem solchen Druck von hinten und Mann an Mann fest aneinandergepreßt, hätten die vordersten Glieder sich gegenseitig aufspießen müssen; zum Teil geschah es auch, aber da gerade die vordersten Glieder gut gerüstet waren, so zerbrachen auch wohl die Spieße, oder gingen in die Luft oder glitten rückwärts den Knechten durch die Hand, trotz der Kerben, die sie einschnitten, um sie festhalten zu können. Schließlich also preßte man gegeneinander, fast ohne die Waffe gebrauchen zu können.

Aus dem Altertum ist ein solches Bild, da ja die spätmazedonische Phalanx nie mit einem gleichartigen Gegner zu kämpfen gehabt hat, nicht überliefert[1]).

Auch in der Landsknechtszeit aber erleidet das eben gezeichnete Normal-Bild einige Abwandlungen. Man stellte einige besonders gut gerüstete, starke und bewährte Krieger in das erste Glied, die mit zweihändigen Schwertern oder Hellebarden dreinschlugen. Von Frundsberg selbst wird berichtet, „daß er in der Schlacht bei La Motta (1513) im ersten Gliede gestanden, sein Schwert geschwungen habe und gekämpft, wie ein Holzhackerknecht, der im Walde eine Eiche fällt". Man stellte auch Schützen ein in das erste oder zweite Glied, z. B. bei Ceresole. Die Spanier ließen in der Schlacht bei Ravenna auserwählte Fußknechte, erfahrene Soldaten unterhalb der langen Spieße am Boden hinkriechen und die Landsknechte mit dem kurzen spanischen Schwert treffen.

Alle diese Hilfsmittel können aber nur sekundäre Bedeutung haben. Denn sobald man, sei es Schwertkämpfer, sei es Hellebardier, sei es Schützen, sei es Kurzwaffen in größerer Zahl zwischen die Spießer mischen wollte, würde man nicht sowohl den Gegner als die eigene Ordnung aufgelöst haben, denn diese beruht einmal auf der ungeheuren Wucht der dichtgedrängten Spießleute.

Wir haben eine Schrift „Trewer Rath und Bedencken. Eines Alten wol versuchten und Erfahrenen Kriegsmans", die wohl

[1]) Man könnte an die Schlacht bei Sellasia denken, aber sie ist uns gar zu unsicher überliefert. Vergl. Bd. I, 2. Aufl. S. 239.

Ende 1522 geschrieben ist und vielleicht von keinem Geringeren als von Georg Frundsberg herrührt. Diese Schrift verwirft die Meinung, „die Ordnung solle dicke sein" und durch den Druck von hinten die Entscheidung geben, „denn die forderſten, die die Erbeit thun sollen, die wollen nicht überdrenget werden; man muß ihnen den freien Stich lassen", sonst dränge man sie hinein, „wie man ein Volck in einem Graben stieße".

„Der trewe Rat" empfiehlt deshalb ein anderes Mittel. Der alte Schweizer Haufe, wie ihn die Landsknechte übernommen haben, ist ein Manns-Viereck: ebensoviel Glieder wie Rotten, das will sagen, noch erheblich tiefer als breit, wenigstens im Anmarsch, da der Mann mehr Abstand nach hinten, als nach der Seite beansprucht. „Der trewe Rat" verlangt nun, daß die Front drei mal so breit sei, wie die Tiefe; denn, –sagt er, so viel eine Ordnung breiter sei als die gegnerische, so weit breche man in die Seiten ein „und faßt die schmale Ordnung zwischen die Arme. Das ist der rechte todt und gewinn der Schlacht"; selbst wenn der Feind stärker sei, „denn wenn man in dieselbe in die seiten kompt, so sein sie verloren". Die vordersten fünf oder sechs Glieder seien es, die die Schlacht gewinnen oder verlieren und je mehr Leute durch die breite Ordnung „zu der arbeit kommen können", desto leichter sei es.

In Unterstützung seines Umfassungsgedankens hängt „der trewe Rat" seinem Gewalthaufen noch einige kleine Haufen an, die plänkeln und sich auf die Flanke des Gegners werfen sollen.

Nichts scheint einleuchtender zu sein, als diese Betrachtung. Aber nicht nur ist auch der Gewalthaufen des „trewen Rats" noch immer überaus tief und massig (bei 6000 Mann etwa 45 Mann tief und 135 breit), sondern bis gegen Ende des Jahrhunderts und noch darüber hinaus, hat sich das Prinzip der quadratischen Aufstellung tatsächlich behauptet. Ein Theoretiker nach dem andern empfahl flachere Aufstellung, die Praxis blieb bei der Tiefe, es sei denn, daß man wenigstens zum Raum-Viereck statt des Manns-Vierecks überging, was ja eine größere Breite, geringere Tiefe bedeutete[1]). Wir werden darüber noch zu reden haben;

[1]) Auch die spanischen Theoretiker der Schule Albas, Valdes, Eguiluz, Lechuga (Jähns I, 729 ff.) treten für flachere Aufstellung der Infanterie ein; auf

wenn wir zu dem Moment gekommen sind, wo die Abwandlung einsetzt. Hier sei der Grund des Beharrens in den alten Formen nur angedeutet: breite Ordnungen sind sehr viel schwerer zu bewegen und zu führen, als schmale. Stellen wir hier nun zunächst fest, daß von der Idee, durch breitere Aufstellung Vorteil zu gewinnen, wie wir es kriegsgeschichtlich ausdrücken könnten, aus der Haufen- oder Keil-Aufstellung in die Phalanx-Stellung überzugehen, die tatsächliche Frontentwicklung nicht ausgegangen ist[1]).

Die Abwandlung, die die schwere Infanterie aus sich heraus erfährt, ist allein, daß man die schweizerische Dreizahl der Haufen allmählich aufgibt. Als das Heer der Schmalkaldener Karl V. an der Donau gegenüberstand, sah man es als ein Doppelheer an und stellte zweimal drei Haufen mit den Reitern dazwischen nebeneinander. Die Spanier hatten sich ja schon in der Schlacht bei Ravenna (1512) vom Schema emanzipiert, gehen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu einer größeren Zahl von Haufen über, je nach Umständen, deren quadratische Form beibehalten wird. Diese freiere Behandlung finden wir auch in den Hugenottenkriegen. Eine prinzipielle innere Abwandlung der Infanterietaktik bedeutet die zeitweilige Vermehrung der Haufen aber noch nicht.

---

alle Fälle gegen das Manns-, für das Landquadrat, aber auch für noch flachere Aufstellung bis zum Verhältnis von 1 : 7. Valdes gibt als Beispiel, daß Alba einmal seine 1200 Spießer, drei Terzios, 60 Mann breit und 20 Mann tief aufgestellt habe.

Mendoza gibt keine positive Vorschrift, sondern erwähnt nur, daß man sowohl breitere wie tiefere Ordnungen habe. In der Instit. de la discipline milit. au royaume de France, Lyon 1559, S. 73, ist das Landsviereck, das doppelt so viel Rotten wie Glieder habe, vorgeschrieben.

[1]) Der Italiener Giovacchino da Coniano, in den vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts Sergente maggiore in englischem Dienst gegen Frankreich, hat eine Serie von 32 Schlachtordnungen aufgezeichnet und beschrieben; es sollen sogar noch mehr gewesen sein. (Anm. d. Herausg. z. Schluß d. Schrift. Sie heißt: Dell' Ordinanze overo battaglie del capitan Giovacchino da Conjano, gedruckt im III. Buch des Werkes Della Fortificatione delle città di Girolamo Maggi e Jacomo Castriotto. Venedig 1583, 115 ff.) Das Ganze war im Jahre 1564 bereits fixiert. (Vergl. Maurice I. D. Cockle, A Bibliography of Englisch military Books up to 1642 and of contemporary foreign works. London 1900, S. 141 und 200.) Obgleich der etwas ruhmredige Kriegsmann sich immer wieder auf praktische Erprobung seiner Aufstellungen vor dem Feind beruft, wird man ihm doch nicht zu viel Glauben schenken dürfen: was damals von englischer Seite vor Boulogne geleistet wurde, hat sonst in der Welt nicht viel Aufsehen erregt. Interessant ist immerhin, daß der Sergente maggiore schon sehr flache Aufstellungen zeichnet, mit der Begründung, er habe erlebt, wieviel besser es sei, mehr Waffen in der Front gleichzeitig zur Wirkung zu bringen. (Fol. 119—720.)

Viertes Kapitel.

Die innere Verfassung der Söldnerheere.[1])

Im Mittelalter ist der militärische Führer auch immer zugleich der Organisator der Truppe. Das gilt von den Feudal-Aufgeboten wie von den Soldbanden und setzt sich nun in den Söldnerheeren des 16. Jahrhunderts fort bis in die des 30jährigen Krieges. Der Kriegsherr gibt in größeren Verhältnissen einigen Obersten, in kleineren einem oder einigen Hauptleuten im Pauschquantum das Geld und den Auftrag, die Landsknechte oder Reiter anzuwerben und zu unterhalten; häufig aber sind diese Obersten und Hauptleute auch in dem Sinne die Unternehmer, daß sie das nötige Geld oder einen Teil davon gleich im Beginn oder im Laufe der Handlung vorschießen. In ganz großen Verhältnissen übernimmt auch wohl ein General-Unternehmer, wie Wallenstein, die Aufstellung des Heeres, dessen Feldherr er zugleich ist.

Der Oberst setzte seine Hauptleute ein und diese ernannten sich ihren Leutnant (locotenente), den Fähndrich, den Feldwebel[2]),

---

[1]) Grundlegend ist die sorgsame und ertragreiche Untersuchung von Wilh. Erben „Ursprung und Entwicklung der deutschen Kriegsartikel" in der Festgabe f. Theodor Sickel, Mitteil. d. Inst. f. östr. Gesch.-Forsch., Ergänzungsband VI, 1900, mit einigen späteren Ergänzungen desselben Verfassers. Hieran schließt sich das ebenfalls vortreffliche Buch von Burkhard v. Bonin, Grundzüge der Rechtsverfassung in dem deutschen Heere zu Beginn der Neuzeit (bis 1600). Weimar 1904. Ferner sehr wesentlich und gut orientierend durch seine Uebersichtlichkeit Wilh. Beck, Die ältesten Artikelbriefe f. d. deutsche Fußvolk. 1908. Dazu Erben in der histor. Zeitschr. Bd. 102, S. 368.

[2]) „Weibel" hängt mit „weben" zusammen und bedeutet den Amtsdiener, der sich schnell hin- und herbewegt, hin- und herläuft. Der Feldwebel wird ursprünglich als Ordner für das ganze Regiment vom Obersten bestellt und wird erst allmählich zu einer Kompagniecharge. Die Gemeinweibel, die nach Manchem von den Mannschaften gewählt sein sollen, um ihre etwaigen Beschwerden beim Hauptmann zu vertreten, sind mir etwas fragwürdig. Vergl. hierüber Bonin S. 50, Erben S. 14.

den Furier und die Rottmeister (Korporalschaftsführer), welch letztere wohl auch von den Leuten selbst gewählt wurden.

Eine verschiedene Anzahl von Fähnlein, etwa 10 bis 18, bilden zusammen ein Regiment, welcher Ausdruck ursprünglich bedeutet, daß ein Oberst sein Regiment, d. h. seine Machtbefugnisse über die Fähnlein aufgerichtet habe. Das Fähnlein zählt um die 400 Mann und auch noch mehr; demgemäß ist die Stärke der Regimenter sehr verschieden. Fähnlein wie Regiment sind nur administrative, nicht taktische Einheiten. Der taktische Körper ist, wie wir gesehen haben, der Haufe, der Gevierthaufe, auch das Bataillon genannt.

Von der inneren Struktur der Söldnerbanden des Mittelalters wissen wir nicht viel; sie werden ganz auf der diskretionären disziplinaren Gewalt des Führers und der Stärke seiner Persönlichkeit beruht haben. Dann fing man an, schriftliche Feldordnungen aufzusetzen, wovon uns als ältestes Beispiel die Lagerordnung Barbarossas erhalten ist (Bd. III, S. 269). Um solcher Verordnung Folgsamkeit zu sichern, begann man in der Eidgenossenschaft damit, sie mit den Gehorsamseid der Mannschaft zu verbinden. Dieses Beispiel hat man in Deutschland um die Wende des 15. Jahrhunderts, als eben die Landsknechte aufgekommen waren, nachgeahmt und ließ also die wilden Gesellen, um sie in Ordnung zu halten, beim Dienstantritt eine immer weitere Einzelheiten hineinziehende Feldordnung, einen „Artikelbrief", beschwören. Der Autor des „Trewen Rats" (Frundsberg) empfiehlt die Vereidigung in kleinen Haufen nach und nach vorzunehmen, denn „wann sie alle zusammenkommen unvereidet in einen Haufen, so bringt ihr sie nicht dazu, diesen Artikelsbrief zu schweren, denn sie stellen euch ein Regiment, wie sie gehalten sein wollen, nach allem ihren Gefallen, das müßt Ihr also tun und seid darnach eures Lebens nimmer sicher bei ihnen, denn da man das Kriegsvolk nicht allezeit mit Gewalt zwingen kann, so muß man ihnen das Recht vorzeigen, das sie zu halten geschworen haben." Inhalt und Form dieser Vereinigung von Treueid und Feldordnung weichen bei den verschiedenen Kriegsherren, in den verschiedenen Landschaften und im Ablauf der Zeiten naturgemäß erheblich voneinander ab. Die Grundidee ist ein zweiseitiger Vertrag zwischen den Söldnern auf

der einen, dem Kriegsherrn oder dem Condottiere auf der anderen Seite. Die Knechte beschwören ihre Verpflichtungen, denen die Versprechungen des Soldherrn korrespondieren. Allmählich mit der Umbildung der auf Zeit angeworbenen Soldbanden in ein stehendes Heer ist dann die Zweiseitigkeit verschwunden, das demokratische Element ausgeschaltet und durch die einseitig disziplinare Gewalt des Kriegsherren ersetzt worden. Die Artikelsbriefe, aus denen die noch heute gebrauchten Kriegsartikel geworden sind, sind Dokumente von großer kulturgeschichtlicher wie kriegsgeschichtlicher Bedeutung.

Aus der großen Fülle der Einzelheiten, aus anderen Quellen ergänzt nnd erläutert, hebe ich einige besonders charakteristische Züge hervor.

Eine grundlegende Bestimmung ist, daß die Knechte sich verpflichten, keine „Gemeinde“ zu machen, d. h. ganz modern ausgedrückt, sie haben nicht das Recht der Bildung eines Gewerkvereins. Sie dürfen aber Klagen über irgendwelche Beschwerden durch die Doppelsöldner, deren Wahl ihnen überlassen ist, vor den obersten Hauptmann bringen.

Ihren Befehlen Nachdruck zu verschaffen, schlugen die Vorgesetzten unzweifelhaft nach Umständen kräftig zu[1]). Im Uebrigen aber besteht ein in die Disziplinargewalt eingeordnetes Gerichtsverfahren. Noch aus dem Mittelalter stammt, daß es ursprünglich der Feldmarschall ist, der dem Gericht vorsteht, weil die Krieger aus Reitern bestanden und der Marschall die Pferde und alles, was dazu gehört, unter sich hatte. An seine Stelle sind der Schultheiß und der Profoß, selber erfahrene alte Kriegsleute, getreten. Noch lange aber behielt der Feldmarschall die Verteilung der Beute[2]).

Das Verfahren im Kriegsgericht schließt an das Wesen und Verfahren der deutschen Schöffengerichte an. Die Verhandlungen sind öffentlich.

---

[1]) Bonin S. 170 führt einige Stellen an, wonach der Feldwebel nicht mit der Faust, noch weniger mit Stöcken, sondern mit seinem Hellebardenstiel schlagen soll. Der Hauptmann und Leutnant sollen „mit dem Regiment, auch wohl mit Knebelstöcken zuschlagen“, aber „nit ohne große Ursach“.

[2]) Bonin S. 21.

Die Schöffen oder die mit ihnen sitzenden Offiziere mußten Genossen oder Uebergenossen der Angeklagten sein.

Neben diesem eigentlichen Kriegsgericht gibt es noch das „Recht vor dem gemeinen Mann" mit seiner Abart des „Rechts der langen Spieße". Es kann nur auf Befehl des Obersten funktionieren, ist aber ein demokratisches Volksgericht und wird praktisch zu einer rohen Lynchjustiz. Mit der festeren Ordnung der Heere verschwindet es.

Ziemlich anders als das Recht der Fußknechte war lange Zeit das Reiterrecht, weil die Reiter aus der Lehnsritterschaft hervorgegangen waren. Daher hielt sich noch sehr lange die Sitte, daß bei den Reitern nicht der einzelne Mann angeworben wurde, sondern ein Edelmann mit einer größeren oder kleineren Gefolgschaft von Knechten, was natürlich auf das innerer Leben der Reiterschaft nachwirkte. Auch die Artillerie hatte ihre besonderen Freiheiten.

Der Korpsgeist, der dieses Kriegswesen beherrschte, setzte es im 17. Jahrhundert durch, daß die Soldaten der bürgerlichen Gerichtsbarkeit völlig entzogen wurden und auch für bürgerliche Vergehen nur vor ihrem eigenen Gerichtsstand Recht zu nehmen hatten.

Die Verwaltung ist insofern einfach, als der Mann für seine Ausrüstung, seine Waffen, seine Kleidung, sein Pferd im allgemeinen selbst zu sorgen hat. Auch die Verpflegung ist wesentlich den Marketendern überlassen und wird durch Taxen geregelt, die der Profoß festsetzt.

Philipp von Hessen verkaufte seinen Söldnern selber die Lebensbedürfnisse und hoffte die Hälfte des Soldes dabei wieder zurück zu gewinnen, also wie es in der modernen Industrie genannt wird, ein Trucksystem[1]). Hatte Philipp selber nichts zu verkaufen, so nahm er von den Marketendern, um sich schadlos zu halten, einen Zoll. Für größere Massen genügte diese Verpflegung natürlich nicht, und die Soldaten nahmen aus dem Lande, was sie brauchten, was nicht nur das Land aufs furchtbarste drückte, sondern auch militärisch zu den größten Unzuträglichkeiten führte. Im befreundeten und neutralen Lande verlangte Philipp und

[1]) Georg Paetel, Die Organisation des hessischen Heeres unter Philipp dem Großmütigen. 1897.

Johann Friedrich von Sachsen, daß die Soldaten nur Futter und Hafer für die Pferde, Brot, Gemüse, Speck, Dörrfleisch und sonstige Eßwaren nehmen durften, Vieh und Hausrat aber schonen, Schränke, Kisten und Kasten nicht aufbrechen sollten. De la Noue berichtet[1]), Coligny sei darauf bedacht gewesen, geschickte Kommissare zu haben und sich einen hinreichenden Fuhrpark zu halten. Wenn es sich handelte ein Heer aufzustellen, pflegte er zu sagen: beginnen wir den Aufbau dieses Ungeheuers mit dem Bauch. (Commençons à former ce monstre par le ventre.) Man hielt für jede Schwadron einen Bäcker, die, wo man ins Quartier kam, sofort zu backen anfingen. Durch die Drohung, alles niederbrennen zu wollen, wurden die Ortschaften in einem gewissen Umkreis von den Quartieren zu Lieferungen gezwungen.

Der Monatssold (für den Fußknecht im 16. Jahrhundert 4 Gulden) wurde in den Kriegsartikeln festgesetzt. Oft aber entstand Streitigkeit, wie der Monat zu berechnen sei: Die Knechte verlangten, daß nach jeder Schlacht oder Erstürmung einer Stadt der Monat aus- und angehen solle. König Franz I. mußte sich einmal verpflichten, die Knechte zehn Monate in seinem Dienst zu behalten und ihnen am Tage vor der Schlacht einen Monat extra zu bezahlen. Philipp von Hessen empfahl endlich in seinem Testament seinen Söhnen, nur noch Defensivkriege zu führen, da die Ansprüche der Söldner nicht mehr zu befriedigen seien[2]).

Bei der Verpflichtung zum Gehorsam wird ausdrücklich hinzugefügt, die Befehle seien von den Kriegsleuten auszuführen, „sie seien edle oder unedle, kleine oder große Haufen"[3]). Nicht nur der einzelne Soldat, sondern auch jedes Fähnlein und jede Rotte haben ihrem Hauptmann oder seinem Vertreter Gehorsam zu leisten.

1480 bei Absendung von 6000 Söldnern im Dienste des Königs von Frankreich beschloß die Schweizer Tagsatzung, es solle ein Friede sein im Heer „und wer den frieden verseit oder mit worten brichet, es sye mit fluchen oder mitschelten, da sönd die Houptlüt

---

[1]) 26. Discours. Observ. militaires. Ed. 1587, S. 750.

[2]) Baetel a. a. O. S. 231.

[3]) Sächsische Kriegsartikel von 1546. Veröffentl. Mil. Wochenbl. 1909 Nr. 157, von G. Berbig.

gewalt han, bi iren eiden angends ze straffen in sinen eren, oder an seinem lib oder an sinem leben. Und wer den brichet mit den werken, dem sol man abslagen sin houbt, dötet aber iemand den andern in friden, den setzt man als ein mörder uff ein rat."

Die eidgenössische Tagsatzung erließ 1499 einen Befehl, daß jeder Kriegsmann allen Hauptleuten zu gehorchen habe[1]).

Ist eine Stadt erobert, so verpflichten die Kriegsartikel die Soldaten ausdrücklich, auf Befehl des Obersten zu verfolgen, auch wenn die Löhnung noch nicht gezahlt ist. Besatzungstruppen sind verpflichtet, Schanz- und Bauarbeiten auszuführen. Als die böhmischen Truppen 1619 Schanzen bauen sollten, weigerten sie sich und erklärten es für ehrenwidrig, da sie keinen Sold bekommen hatten.

Bei Schlägereien war es ausdrücklich verboten, „die Nation" anzurufen; nur zu häufig kam es vor, daß, wenn zwei Streitenden die Landsleute zu Hilfe kamen, die Knechte untereinander ganze Schlachten lieferten. Zu Streitigkeiten gab es nur zu viel Veranlassung, Proviant, Beute, Weiber und besonders das Spiel, wo der Verlierer leicht mit der Beschuldigung des Falschspiels bei der Hand war.

Das „Balgen", d. h. das Duell, wurde nicht unbedingt und als solches bestraft, sondern nur in dieser oder jener Weise eingeschränkt: es sollten keine tödlichen Waffen verwandt werden; oder es sollte nur an einem bestimmten Platz oder nur am Vormittag stattfinden.

Verschiedene Bestimmungen betreffen die Beute, aber Grundsatz ist: „was ein Jeder gewinnt, soll einem jeden Kriegsart und Ordnung nach bleiben". Geschütz und Pulver, die erbeutet werden, gehören dem Feldhauptmann.

Der Krieger des Mittelalters war, wie wir gesehen haben, Qualitätskrieger; nicht bloß der Ritter, sondern auch der gewöhnliche Soldknecht mußte immer schon ein Mann von ausgeprägt physischem Mut und körperlicher Tüchtigkeit sein, um im Kriege brauchbar zu sein; das wurde auch von den Landsknechten verlangt, ihre Hauptwirksamkeit aber beruhte doch auf ihrer

[1]) Eidg. Abschiede III, 1. 599.

Masse und auf ihrem Zusammenhalten; dieser Zusammenhalt nahm auch den Einzelnen von ursprünglich schwächerer Anlage mit, erzog ihn und machte ihn durch den Gesamtgeist zu einem brauchbaren Kriegsmann. Bei der plumpen, taktischen Form des Gevierthaufens, in dem gefochten wurde, waren schwierige Uebungen, eine längere Ausbildungszeit nicht nötig, um aus einem kräftigen Mann einen Soldaten zu machen. Einige wenige Handgriffe und einfache Gewöhnungen an die Ordnung in Reih und Glied genügten. Nachdem also einmal der Rahmen geschaffen war, war es nicht zu schwer, große Massen von diesen Söldnern zusammen zu bringen. Die Massen gaben den Ausschlag; wer die größten Haufen zum Sturm führte, mußte siegen. Das Mittelalter war wirtschaftlich noch zu schwach gewesen, um solche Haufen ins Feld zu stellen, und ohne den taktischen Körper hätten sie auch nicht entsprechend genützt. Die wirtschaftlich-politische Voraussetzung dieser Neuerscheinung des Kriegswesens ist also die Bildung der großen Staaten, des französischen Nationalstaats, der Vereinigung von Kastilien und Aragonien, der Vereinigung des habsburgischen und burgundischen Besitzes durch die Vermählung Maximilians mit der Tochter und Erbin Karls des Kühnen. So stark und leistungsfähig diese neuen staatlichen Gebilde waren — indem sie sich bei ihren Kämpfen gegenseitig zu überbieten suchten, gingen sie nicht nur bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit, sondern auch noch darüber hinaus, denn wie wir sahen, die Zahl der Knechte war unschwer zu vermehren, und nur die große Zahl der Knechte gab Aussicht auf den Sieg. Die natürliche Grenze für die Heeresgröße hätte die finanzielle Leistungskraft des Kriegsherrn sein müssen. Wenn nun aber der Gegner über diese Grenze hinausging, in der Berechnung, daß ihm solche Steigerung den Sieg bringen müsse, und daß der Sieg auch das Manko des Soldbetrages auffüllen werde? Diese Hoffnung trieb von vornherein beide Parteien über ihre Leistungsfähigkeit hinaus. Die Größe der Heere wuchs über das mittelalterliche Maß weit hinaus, nicht nur insofern jetzt Kriegsherren da waren, die das bezahlen konnten, sondern weit größer, als sie es bezahlen konnten. Knechte waren ja genug zu haben, auf das Handgeld und auf die weiteren Soldversprechungen hin. Daß die Versprechungen schwerlich eingehalten werden würden,

wußte man von vornherein; selbst in den Kriegsartikeln findet sich schon die Klausel, daß die Knechte, wenn der Sold nicht pünktlich gezahlt werden sollte, doch nicht gleich ungeduldig werden und den Dienst verweigern sollten. Tatsächlich versagte der Sold nun sehr häufig und auch sehr lange. Ueber die strategische Rückwirkung dieses Fehlers werden wir noch zu sprechen haben. Hier aber handelt es sich um die Wirkung auf den inneren Charakter des Landsknechtstums. Trotz des Gehorsamsgelöbnisses, trotz der Kriegsgerichte, des Schultheißen und des Profossen, war es unmöglich, in diese Söldner eine wirkliche Disziplin zu bringen. Wie sollten sie sich durch ihren Eid gebunden fühlen, wenn der Kriegsherr seinerseits die Versprechungen nicht hielt, die er ihnen gegeben hatte? Fast untrennbar vom Wesen des Landsknechtstums ist die Meuterei. Schon 1490, als sie Stuhlweißenburg genommen hatten, verweigerten sie Maximilian die Fortsetzung des Zuges wegen mangelnder Soldzahlung, und diese Erscheinung wiederholt sich immer von neuem.

1516 vor Mailand meuterten Landsknechte, weil sie weniger Sold bekamen als die Schweizer. Maximilian redete sie als „seine lieben, redlichen, deutschen Landsknechte" an, aber „wiewohl die Kaiserliche Mt. dergleichen und viel schöner Rede gegen den Knechten getann, sind sie doch nicht angenäm gewesen", sagt der Chronist.

Was ihm am Solde fehlte, verlangte der Landsknecht zu ersetzen durch die Beute, und wie wollte der Kriegsherr, da er ihnen ja den Sold nicht geben konnte, ihn daran verhindern? Grauenhafte Mißhandlung des Landes und der Einwohnerschaft, durch die ein Kriegszug ging, war die Folge. Nichts ist falscher, als die Vorstellung, daß erst ein späteres, degeneriertes Söldnertum solche Auswüchse zeige[1]). Unrichtig ist auch, daß bloß Gesindel und Verbrecher dem Rufe der Werbetrommel gefolgt seien. Gewiß lief

[1]) Als im Jahre 1562 die Kämpfe um die Religion begannen, benahm sich das Kriegsvolk auf beiden Seiten zuerst sehr gesittet: bei den Hugenotten hörte man kein Fluchen, sah kein Spielen, kein Huren, das Volk wurde nicht geplagt. Aber Coligny sagte gleich zu de la Noue: „Das dauert keine zwei Monate". Er behielt völlig recht. Er selber griff übrigens gelegentlich scharf durch und ließ Räuber aufhängen. De la Noue, Discours 26 (Observations). Ed. 1587, 681—86.

auch viel loses Volk zu, aber die Masse waren Bürger- und Bauernsöhne, oft aus guten Häusern, und Patrizier und Ritter dienten unter ihnen als Doppelsöldner. Aber die Gewalt, wo ihr nicht eine andere Gewalt, das heißt in diesem Falle die Disziplin, Schranken setzt, glaubt sich nur zu schnell berechtigt zur wilden Gewalttätigkeit. Auch bei den Rittern, die durch Erziehung und Standessitte einigermaßen in Schranken gehalten wurden, hören wir nur zu viel von Räuberei und Grausamkeit. Die Knechte waren im einzelnen noch böser, und schrecklicher durch ihre Masse. In einer erstürmten Stadt war ihnen alles erlaubt und alle Frauen ihnen preisgegeben. Die letzte Steigerung ist, wenn die gefangenen Bürger und Bauern systematisch gefoltert werden, sei es um vermeintlich versteckte Schätze herauszugeben oder um Verwandte zu zwingen, ein Lösegeld zu zahlen. Selbst, wenn der Feldhauptmann mit der Stadt eine Kapitulation abgeschlossen und er feierlich Schonung des Lebens und des Eigentums versprochen hatte, wollten sich die Knechte oft genug die Beute nicht entgehen lassen, plünderten und hausten ganz wie in einem erstürmten Ort; die Führer hatten nicht die Macht, das zu verhindern, und verzichteten von vornherein darauf, sich der wilden Bande entgegen zu stellen.

Zwar hatten die Knechte durch den Eid auf die Kriegsartikel sich im Besonderen verpflichtet, dem Profoß keinen Widerstand zu leisten, wenn er Soldaten abführe, und die Obersten und Hauptleute hatten einige Trabanten als persönliche Leibwache um sich, aber selbst von Feldherren wie Gonsalvo de Cordova oder Pescara wird uns erzählt, wie sie angesichts der tobenden Menge nicht durchzugreifen wagten, sondern einen Uebeltäter in der Nacht ergreifen und aufhängen ließen oder sonst an den Führern einer Insubordination eine spätere Rache nahmen.

Die Obersten und Hauptleute waren um so weniger imstande, eine moralische Autorität geltend zu machen, als die Landsknechte nur gar zu gut wußten, wie sehr ihre Offiziere darauf aus waren, nicht nur selbst Beute zu machen, sondern auch den Kriegsherrn zu betrügen, indem sie nicht die vereinbarte Zahl der Knechte unter der Fahne hatten und den Sold in die Tasche steckten. Aehnliches kam wohl schon in der Völkerwanderung und bei den Arabern vor (II, 299, III, 214). Im Mittelalter, wo wir ja von Zahlen

so wenig hören und die Qualität den Ausschlag gab, kann dieses Uebel keine so wesentliche Rolle gespielt haben. In den Soldheeren des 16. und 17. Jahrhunderts aber ist es eine ganz regelmäßige und unglaublich weit getriebene Erscheinung. Lazarus Schwendi nennt den Betrug bei der Musterung das Verderben der Teutschen. Bei den Musterungen wurden Troßbuben und selbst Weiber als Landsknechte ausstaffiert und in die Reihen eingestellt, um die Zahl zu füllen. Zuweilen wird vorgeschrieben, daß den „Passivolanten" die Nase abgeschnitten werden solle, um sie zugleich zu strafen und künftig für solchen Betrug untauglich zu machen.

Alle Uebel der Zuchtlosigkeit wurden vermehrt durch den jedem Landsknechts-Fähnlein anhängenden Troß. Der Landsknecht, anspruchsvoll wie er war, wollte sein Weib bei sich haben oder wenigstens einen Buben zu seiner Bedienung. Eine solche Unterstützung war auch für den Fall der Erkrankung und Verwundung bei dem Mangel an Lazaretten nicht zu entbehren, und Krankheiten spielen in diesen zusammengehäuften Massen mit ihrem wüsten, zwischen Ausschweifungen und Entbehrungen hin- und hergeworfenen Leben, oft unzulänglicher Lagerunterkunft, ohne jede Gesundheitsfürsorge und -Pflege, eine große Rolle. Gegen ausbrechende Seuchen war man machtlos. Das böhmische Heer vor Budweis verlor im Winter 1618/19 zwei Drittel seines Bestandes, mehr als 8000 Mann durch Krankheiten. Bei den Spaniern waren Kameradschaften zu gegenseitiger Hilfe ausgebildet[1]). Die Haupthilfe aber leisteten die Frauen, sowohl angetraute Eheweiber wie Dirnen.

Als der Herzog von Alba im Jahre 1567 von Italien nach Flandern zog, folgtem seinem Heere 400 Kurtisanen zu Pferde, schön und brav wie die Prinzessinnen, sagte Brantôme, andere schildern sie als Megären, bösartiger als die Männer. Jedenfalls bildete dieser Troß eine große Erschwerung für die Bewegung und für die Verpflegung jedes Heeres und eine Vermehrung der Leiden des durchzogenen Landes. Ein handschriftliches Kriegsbuch schildert uns die Soldatenfrauen folgendermaßen[2]). „Es ist wol zu vermerken, daß

[1]) Ueber diese Kameradschaften eingehend De la Noue, Disc. XVI., Ed. 1587, S. 852 ff.

[2]) Jähns II, 924.

die Römer kein Weib inn iren Feltzügen weder hohes noch niedrigs standtspersohnen gestattet, welches bey unsren Zeiten vornemblich bei unserer Nation und den Wallonen wol zu desiderieren. Weil es aber in so großem Abuß und müßbrauch kommen, daran nit allein die gemeine Soldaten, sondern vil die hohe officier und der kriegsherr selbst schuldig... Wiewol die Teutschen weiber den Soldaten beuorab in Ungarn mit tragender notturft sowol in wartung in kranckheiten denen Soldaten sehr nützlich sein. Im tragen findet man selten eine, die under 50 oder 60 Pfund tragt; da etwan der Soldat mit Victualien oder ander dergleichen tragende wahren mit versehen, so ladet er ihr Stroh und Holz daruor auf, zu geschweigen, daß manche ein, zwei oder mehr Kinder uf dem Ruckhen tregt; gewohnlich aber tragen sie außer der Kleidung am Leib dem Mann 1 baar Hosen, 1 baar strimpff, 1 baar schuhe, vor sie auch soviel an schuch und strimpffen, 1 Rock, 2 Hemmeter, 1 Pfanne, 1 Hafen, 1 oder 2 Schüssel, 1 Leilach, 1 Mantel, 1 Zelt, 3 stengel. Darzu kriegt sie kein Holz uß den quartieren zu kochen, so lädet sie es doch underwegs uff. Und damit sie mehre fastiga erleiden, so füret sie gewohnlich ein Hündlein an dem Strickh oder tregt ihn wol gar in bössem wetter."

Graf Johann von Nassau schlug vor, die Weiber zu ersetzen durch Marketender, Aerzte und Spitäler. Die ledigen Burschen sollen wie die Spanier unter sich Kameradschaften machen, die sich untereinander in Krankheiten und anderen Nöten helfen.

In dem Vertrage der Reiter mit den Hugenotten im Jahre 1568 war festgesetzt, daß sie auf 4 oder 6 Pferde einen Wagen haben sollten. Die Landsknechte hatten einen Wagen auf 10 Mann[1]).

Disziplin ist eine Sache nicht bloß der Strafgewalt und der Strafen, sondern der Erziehung und der Gewöhnung. Stand schon die Unregelmäßigkeit der Soldzahlung, der Ausbildung der Disziplin im Wege, so fast noch mehr, daß der Landsknecht immer nur auf Zeit, auf bestimmte Monate, oder auf die Dauer eines Feldzuges in Dienst genommen wurde. Wallhausen berichtet uns[2]), wie die Knechte sich nach der Entlassung, „sobald die Fähnlein

[1]) S. C. Gigon, La troisième guerre de religion. Jarnac-Moncontour (1568—1569), S. 376.

[2]) Kriegskunst zu Fuß, S. 20, 21.

von der Stange abgerissen und die Regimenter abgedankt sind", an strengen Vorgesetzten rächen und sie dadurch einschüchterten; „da darff der geringste, der loseste, leichtfertigste Hallunk seinen Capitän, seinen Leutenampt, seinen Fänderich, seinen Feldwebel, seinen Corporal, seinen Wagenmeister, seinen Quartiermeister, den Profosen mit seinen Adherenten, die sich nicht dörffen sehen lassen, heraußfordern, Ja ihnen sagen: Ha Kärle, du bist mein Befehlshaber gewest, jetzunder aber nicht, jetzund bistu nicht ein Haar besser als ich, es gilt jetzunder ein Pfund Haar (und das fein grob aus einem Ort genommen, da es nicht wohl reucht) so viel als ein Pfund Baumwol: Herauß, rauff dich mit mir, bistu besser als ein Schelm oder Dieb? Weistu wol, wie du mich da und da auff der Wacht abgeschmieret, und wie du mich da und da getractiret hast?"

Die deutschen Knechte dienten bald diesem, bald jenem Fürsten, bald dem Kaiser, bald dem König von Frankreich, bald dem Papst, der Republik Venedig, oder den Niederlanden, oder in England, später dem König von Dänemark und ganz besonders dem König von Schweden. Umgekehrt finden wir nicht selten Polen im Dienst deutscher Fürsten[1]) und natürlich Ungarn und Kroaten im Dienst des Kaisers. Der Söldner geht dem Solde nach, er fragt nicht, für was er kämpft. Die Religion allerdings hatte zuweilen Einfluß. Die Landsknechte Frundsbergs waren lutherisch gesinnt; aber das Wichtige dabei war wohl weniger das Positive als das Negative, der Haß der Pfaffen. In den Hugenottenkriegen halfen die katholischen Schweizer Karl IX. und deutsche Protestanten sandten ihren Glaubensgenossen Hilfe. Im 30jährigen Kriege sollte man meinen, daß die Heere streng konfessionell getrennt sich gegenübergestanden hätten. Der Anlage nach war es auch so, und die katholischen Deutschen wurden unterstützt durch Spanier und Italiener, die protestantischen durch Ungarn, Engländer und Schotten. Aber der Gegensatz saß doch in den Massen nicht tief genug, um das Uebertreten aus einem Lager in das andere auszuschließen. Im besonderen fanden sich die Gefangenen sehr bald bereit, in die Dienste des Ueberwinders zu treten. Als im Jahre 1594 Groningen kapi-

[1]) H. W. Georg von Lüneburg hatte 1636 nicht weniger als 1200 Polacken in seinem Dienst.

tulierte, berichtet Graf Eberhard Solms seinem Vetter, Johann von Nassau[1]), habe Moritz freien Abzug gewährt und der Besatzung „aus Gnaden ihre 9 Fahnen verehret und vergönnet". Als sie herauskommen, laufen viele ihren Kapitänen davon und „stellen sich unter" beim Sieger; hätte man die Fahnen in der Stadt abgerissen, so ließen sie verlauten, so wäre wohl die Hälfte gekommen. Als die Niederländer im Jahre 1600 die Festung St. Andreas eroberten, trat fast die ganze Besatzung, 1100 Mann, in den Dienst der Staaten[2]). Nach der Schlacht bei Breitenfeld schrieb Gustav Adolf nach Hause, er habe so viel Gefangene gemacht, daß der Verlust dadurch gedeckt sei. In der Schlacht bei Leipzig 1642 wird, gegen das Ende der Schlacht, kaiserliche Infanterie im freien Felde umzingelt und teils niedergehauen, „theils umb quartier gebeten, sich zu dienen anpresentiret und dadurch das leben erhalten. Inmassen Sie gantz hauffen- oder compagnienweise, zum theil mit den Fähnlein, so ordentlich gegen der Wahlstadt, ferner zur Schwedischen Pagage daher marchieret, als ob Sie der Königin und Cron Schweden geschworen gehabt. Da dan der Obriste Daniel, so bey Ihnen gefangen war, eine gute partey an sich gehencket: Womit Er zum Feld-Marschalln (Torstenson) herüber kommen. Auf dessen erlaubnus Er fast ein eigen newes Regiment, weil sein altes sehr ruiniret war, daraus gerichtet: Welches lange zeit hernach aufrecht gestanden und bey der Schwedischen Armée gute Dienste getan"[3]). 1647 standen der Kaiser und Wrangel sich bei Eger in festen Lagern gegenüber; die Kaiserlichen litten Not. „Viel alte Soldaten flohen zu den Schweden, also daß die Infanterie von den Reutern gleichsam mußte gehütet werden[4])".

Als die Schweizer einst dem ritterlichen Kriegswesen das ihrige entgegensetzten, steigerte sich die Grausamkeit der Kriegführung bis aufs äußerste. Die Ritter waren oft mehr darauf ausgegangen, den Gegner gefangenzunehmen, als ihn zu töten: die Schweizer gaben nicht nur in der Schlacht keinen Pardon,

---

[1]) Archives Oranien-Nassau, 2. Serie II, 275.

[2]) Ebenda, S. 10.

[3]) Chemnitz, Schwedischer Krieg, IV. Teil, 2. Buch, S. 141.

[4]) Pufendorf B. 19, ed. 1688 II, 320. Offenbar nach Chemnitz.

sondern erstachen und erschlugen auch in eroberten Städten sämtliche Männer. Auch Schweizer und Landsknechte waren lange so grimmige Feinde, daß keinerlei Schonung geübt wurde, Allmählich aber griff eine gewisse Milderung Platz; man unterschied „bösen" und „guten" Krieg und schloß darüber Konventionen, die über Auslösung von Gefangenen Bestimmungen trafen, z. B. einen Monatssold als Ranzionierung festsetzten, und auch für das Land das Morden, Räubern und Brennen einschränkten. Mit der Zeit wurde die gegenseitige Schonung sogar militärisch gefährlich. Wallenstein hielt es einmal für nötig, die Annahme in die Gefangenschaft, ohne daß vorher ein wirkliches Gefecht stattgefunden habe, zu verbieten[1]).

Wir finden aber auch nicht selten, daß bei Erstürmungen die ganze feindliche Besatzung niedergemacht und das von der anderen Partei bei der nächsten Gelegenheit mit gleichem Verfahren vergolten wird.

Eine besondere Erscheinung dieses Kriegswesens ist der Landsknecht nach seiner Entlassung. Selten ist er geneigt oder in der Lage, zu einem bürgerlichen Beruf zurückzukehren: er wartet, bis er wieder gerufen wird, oder geht auf die Suche nach einem anderen Kriegsherrn. Mittlerweile nährt er sich vom Bettel, Diebstahl und Raub. Nach einem nicht ganz sicher erklärten Ausdruck, der vielleicht einfach „warten" bedeutet, nannte man das „auf die Gart gehn" und sprach von „gardenden Knechten" oder „Gardebrüdern". Sie waren natürlich eine böse Landplage. Schon im 12. Jahrhundert hatten ja Barbarossa und Ludwig VII. von Frankreich einen Vertrag zu ihrer Unterdrückung geschlossen (Bd. III S. 330); im 15. haben sie als „Armagnaken" und „Schinder" ein besonders böses Andenken hinterlassen (Bd. III S. 522).

Im Januar 1546 traten Dänemark, Köln, Kursachsen, Münster, Lüneburg, Hessen, Mansfeld, Teklenburg, Augsburg, Hamburg, Goslar, Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Hannover

[1]) Eine solche Konvention „de bonne guerre" wurde z. B. zwischen Gonzago und Brissac im Jahre 1553 geschlossen. Hardy, Hist. de la Tactique francaise, p. 463 Hommes d'armes und Gemeine „seront soudain relâchés", ohne zu bezahlen, nachdem sie „dévalisés", d. h. entwaffnet und ausgeplündert sind.

zusammen, um mit ihren Nachbarn vereint Maßregeln gegen die gardenden Landsknechte zu treffen. Wallhausen[1]) setzt sehr gut auseinander, daß es den Völkern viel weniger gekostet haben würde, wenn man die Soldaten dauernd bei der Fahne und damit in Ordnung gehalten haben würde, als wenn man sie so ihren Lebensunterhalt selbst zusammenscharren lasse. Aber dazu hätte eine geordnete Steuerverfassung gehört und Steuerverfassungen schaffen sich nicht so leicht, wie wir noch sehen werden. So kam es sogar zu einem grotesken Zwischenzustand zwischen dem Garten der Landsknechte und einer systematischen Steuereinziehung. Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg erließ darüber (5. Mai 1620) ein Edikt, das ich als Kultur-Dokument von höchster Bedeutung und Anschaulichkeit hier wörtlich hersetzen will. Es lautet:

„Nachdem bewußt, daß wir — — — etlich Kriegsvolk zu Fuß werben und annehmen lassen, und aber dabei leicht erachten können, daß diese, sonderlich bis zu der Zeit, so zur Musterung bestimmt, herum laufen und mit vielen Bitten dem armen Landmanne beschwerlich sein würden, dafern nicht diesem sein gewisses Maaß und Ordnung gegeben würde. Als befehlen wir demselben unserem Kriegsvolke hiermit ernstlich, daß sie über zehn stark und dazu nicht ohne ihrer Hauptleute und Befehlhaber Kundschaft, nicht herumlaufen, auch daran ersättigt sein sollen, wenn ihnen auf einen Trupp von zehn stark in einem jeden Dorfe drei Reichsgroschen oder sechsunddreißig Pfennige, gegen Vorzeigen ihrer Kundschaften gegeben werden. — Laufen sie aber einzeln herum, und es verreicht ihnen abermals ein jeder Bauer oder Hüfner zwei und der Kossäthe oder Gärtner einen Pfennig, so sollen sie auch daran begnügig sein und Niemanden darüber beleidigen, weniger aber an Hühnern oder sonsten etwas entfernen; oder gehts Einem oder Mehreren ungleich darüber, also, daß er oder sie mit Schlägen abgewiesen würden, oder auch sonsten ein Mehereres darüber ausstehen müßten, sollen sie Niemanden als ihnen selbst klagen.

„Wir wollen auch gar nicht, daß sie zu oft oder zu Viele sich an einen Ort zu kommen gewöhnen, und also die Armut des Orts gar aussaugen; sondern, sobald sie in ein Dorf kommen,

[1]) Kriegskunst zu Fuß, S. 16, S. 22. Jähns II, 1018.

sollen sie, wie gemeldet ist, ihre Kundschaft aufweisen, und weil selten oder nimmer ein Dorf zu finden, da nicht Jemand wäre, der schreiben könne, so soll es an jedem Orte die Namen derer, so zu diesem Male gegardet, wie auch der Tag, an welchem sie gegardet, aufgezeichnet und hinterlegt werden.

„Wir lassen es auch zu dem Landmann gestellt sein, ob er einem jeden gardenden Soldaten, die obgemeldeten zwei oder einen Pfennig selbst geben, oder aber insgemein etliche Groschen aufbringen und solche seinem Junker, sie unter die ankommenden Soldaten auszuteilen, zustellen will. Und müßten alsdann die ankommenden Soldaten jedes Mal zu dem Junker gewiesen werden. An Orten auch, da keine Junker seßhaft, könnte es ebenmäßig also mit den Schulzen des Dorfes gehalten werden."

Das Edikt nimmt also an, daß der gardende Knecht statt der milden Gabe auch einmal Prügel besehen könne. In Wirklichkeit mag es, wenn der oder die wilden Gesellen mit ihren Degen an der Seite oder der Hellebarde über der Schulter in den Hof traten, vielleicht während der Mann auf dem Felde war, die Bäuerin froh genug gewesen sein, wenn sie sie mit einigen Groschen oder einem Huhn versehen, weiter marschieren sah. Aber spotten wir nicht über die Ungeschicklichkeit und Gedankenlosigkeit unserer Vorfahren: der „Arbeitslose", der auf die „Walze" geschickt wird, um sich Arbeit zu suchen und derweilen vom Bettel zu leben, ist auch unserer Zeit nicht unbekannt.

Anhang.

In der Zeitschrift für deutsche Wortforschung (1912) hat Helbling sehr interessant zusammengestellt, welche militärischen Fremdworte schon bis zum Beginn des 30jährigen Krieges in die deutsche Sprache eingedrungen waren.

Troß (französisch) schon im Mittelalter. — Proviant (Profandt), Bastei schon im 15. Jahrhundert. — Leutnant, Quartier, Furier, Munition, Marschieren, Profoß (propositus), Säbel (slavisch) seit Beginn des 16. Jahrh. — Soldat (italienisch) seit etwa 1550, seit 1600 allgemeiner. — General (zuerst in der Verbindung „General-Hauptmann" u dergl.), Commiß (für Verpflegung des Soldaten) Marketender (italienisch) Mitte des 16. Jahrh. — Offizier (ursprünglich Hofbeamter, Ende des 16. Jahrh. auch für militärische Würden). — Disziplin, Ende des 16. Jahrh. — Infanterie, Front, zuerst bei Wallhausen. — Armee, Kompagnie, Kavallerie, Kanone, Garnison, Bagage (Baggagie), Exerzieren um 1600 oder Anfang des 17. Jahrhunderts.

Fünftes Kapitel.

Einzelne Schlachten.

Schlacht bei Cerignola.
28. April 1503.

Dieses Treffen zwischen Spaniern und Franzosen in Unteritalien ist wohl als das erste reife Beispiel der neuen Kriegskunst seit der Schaffung einer europäischen Infanterie anzusehen. Auf eine eingehende Analyse verzichte ich hier und notiere nur, daß Fabricio Colonna, der dabei war, zu Jovius gesagt hat, nicht die Tapferkeit der Truppen und nicht der „valore“ des Feldherrn (Gonsalvo) habe gesiegt, sondern der kleine Wall und Graben, den die Spanier vor ihrer Front mit Schützen besetzt hatten. Aus dieser Stellung ging die Infanterie dann zum Offensivstoß vor.

Fronthindernis — Schützenwirkung — Sturm oder Nichtsturm gegen das Hindernis oder aus dem Hindernis heraus: das sind von jetzt an die Grundfarben in den Schlachtgemälden. Gonsalvo de Cordova war der Schöpfer der Urform; die Feldherrn, die sie später anwandten, sind aus seiner Schule hervorgegangen[1]).

Die Schlacht bei Ravenna[2]).
(11. April 1512.)

Auf der einen Seite steht Papst Julius II., der mit Venedig und den Spaniern verbunden ist, auf der andern Ludwig XII. von Frankreich, der Mailand in Besitz hat. Die Spanier kommen unter

[1]) Hobohm II, 518.

[2]) Die Schlacht ist ausführlich behandelt von Rüstow in der Geschichte der Infanterie, Jähns im Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens und Ranke,

dem Vizekönig Cardona von Neapel angerückt, von Norden stiegen die Schweizer, die sich dem Papst zur Verfügung gestellt hatten, von ihren Bergen herab (Herbst 1511). Aber da es nicht so leicht war, zu einer Kooperation zu gelangen, besonders bei dem schlechten Winterwetter, vielleicht auch unter Mitwirkung französischen Geldes, kehrten die Schweizer wieder um. Nun hatten die Franzosen die Ueberlegenheit. Sie entsetzten Bologna, das die Verbündeten belagerten, nahmen Brescia zurück, das den Venetianern in die Hände gefallen war, und als nun noch weitere Verstärkungen an französischem Fußvolk anlangten, da beschloß Gaston de Foix, der Oberbefehlshaber, einem Befehl seines Königs gemäß, in großangelegter Offensive vielleicht bis nach Rom selbst vorzubringen.

Umgekehrt suchte der spanische Feldherr die Entscheidung hinzuziehen, da der Kaiser, der König von England und die Schweizer nahe daran schienen, zu Spaniens Gunsten einzugreifen. Als das französische Heer, mit einer Proviantkolonne ausgerüstet (Guicciardini), Ende März heranzog, nahm Cardona auf dem Ostabhang der Apenninen Stellungen, die der Gegner troß seiner Ueberlegenheit nicht anzugreifen wagte. Während die Spanier sich aus den Städten der Aemilia ohne Schwierigkeit verpflegten, gerieten die Franzosen in Mangel. Da wandte sich Gaston gegen Ravenna. Noch im letzten Augenblick gelang es den Spaniern, eine Verstärkung der Besatzung in die Stadt zu werfen, und man schlug einen Sturm, den die Franzosen wagten, ab. Aber lange hätte sich die Stadt gegen die französische Artillerie nicht halten können; die Feldarmee mußte etwas tun, sie zu retten. Man rückte näher und fand südöstlich von Ravenna eine Stellung, die nach der Ansicht des Fabricius Colonna, des Befehlshabers der Reiter, allen An-

Geschichte der romanischen und germanischen Völker; Werke Bd. 33, S. 275. Alle diese Darstellungen, unter sich sehr abweichend, sind wesentlich zu korrigieren. Rüstow hat sich zu ausschließlich an Guicciardini gehalten, Ranke und Jähns haben sich vorwiegend auf Coccinius gestützt, der neben den besseren Quellen kaum in Betracht kommt. Die grundlegende quellenmäßige Untersuchung ist die Berliner Dissertation von Erich Siedersleben (1907). Verlag von Georg Nauck. Hauptquellen sind ein Brief des Fabricius Colonna, der die Ritterschaft auf der Seite der Spanier kommandierte (gedr. bei Marino Sanuto, Diarii Bd. 14, S. 176. Venedig 1886) und ein Bericht des florentinischen Gesandten Pandolfini der die Schlacht im französischen Hauptquartier mitmachte. (Gedr. Desjardins, Négociations diplomatiques de la France avec la Toscane. Bd. II, S. 581. Paris 1861.)

forderungen entsprach; sie war schwer angreifbar, man konnte sich leicht darin verpflegen, dem Feind aber bei Fortsetzung der Belagerung von Ravenna schwer bedrohen und ihn an der Verpflegung verhindern. Navarro, der Führer des Fußvolks, glaubte, eine ebenso gute Stellung noch eine italienische Meile näher am Feinde zu finden, und Cardona befahl, in diese einzurücken, obgleich Colonna protestierte und behauptete, das würde zur Schlacht führen[1]).

Der linke Flügel lehnte sich an den tief eingeschnittenen Fluß Ronco, jenseits dessen die Franzosen standen. Man hatte also, ehe sie anrücken konnten, Zeit, die Front künstlich zu sichern. Navarro war bereits durch solche Befestigungen berühmt. Hinter einem Graben[2]) wurden eine Anzahl Karren aufgestellt, aus deren jeder ein Spieß dem Feinde entgegenragte. Zwischen den Karren wurden Schützen und Feldschlangen aufgestellt. Hinter dieser Befestigung stand die Infanterie, im ersten Treffen in Linie, die Spanier, im zweiten in zwei Gevierthaufen die Italiener. Links von der Infanterie, auf dem hohen Uferrande des Ronco, stand die schwere Reiterei, die kein fortlaufendes Fronthindernis vor sich hatte, vermutlich weil nicht Zeit genug gewesen war, den Graben bis an den Fluß zu verlängern; auf etwa 20 Klafter wird der Zwischenraum zwischen dem Ende des Grabens und dem Fluß angegeben. Auf dem rechten Flügel standen die leichten Reiter unter Führung des jungen Pescara, des Gemahls der Vittoria Colonna. Die Quellen berichten nichts davon, daß auch dieser Flügel im Gelände eine Anlehnung gehabt habe. Das italienische Meßtischblatt aber zeigt, daß etwas über einen Kilometer vom Ronco nasse Wiesen beginnen, die von Gräben durchzogen sind, also für Truppenbewegungen kaum brauchbar. Eben darum wird man die leichte Reiterei von der schweren getrennt auf diesen Flügel aufgestellt haben. Da die Frontlinie überdies senkrecht an den Ronco ansetzend etwas rückwärts geneigt verlief, so war eine Umgehung hier um so weniger tunlich.

---

[1]) Nach dem Brief Colonnas.

[2]) Der Graben scheint nach dem italienischen Meßtischblatt noch heute vorhanden, nur daß er nicht so nahe an den Ronco heranreicht, wie es nach unsern Quellen im Jahre 1512 bei der Schlacht der Fall war.

Die Franzosen waren etwa 23000 Mann[1]) stark, darunter ein starkes Korps deutscher Landsknechte, 5000—6000 Mann unter Jacob von Ems. Die Spanier zählten etwa 16000 Mann, waren also fast um die Hälfte schwächer. Ueberdies hatten die Franzosen die doppelte Ueberlegenheit an Artillerie, etwa 50 Geschütze gegen 24. Bei der durch Natur und Kunst so überaus vorteilhaft verwahrten Stellung der Spanier, schwankte man im französischen Kriegsrat, ob der Angriff zu wagen sei. Da aber andernfalls nichts als Aufgabe der Belagerung und ein ruhmloser Rückzug übrig geblieben wäre, so entschied sich der jugendlich-kühne Prinz Gaston schließlich für den Angriff und fand auch das Mittel, den Gegnern den Vorteil ihrer Stellung zu entreißen.

Beim ersten Morgengrauen überschritt das französische Heer teils auf der Brücke, teils durchs Wasser gehend den Ronco und marschierte dem Feinde gegenüber auf.

Colonna hatte dem Vizekönig noch den Vorschlag gemacht, da man nun einmal dem Feinde so nahe sei, vor Tage aufzubrechen und ihn beim Flußübergang anzugreifen. Die Brücke ist nur einen halben Kilometer von der Aufstellung der Spanier entfernt. Der Feldherr aber war bei dem Plan Navarros, den Feind in der unübertrefflichen Defensiv-Stellung zu erwarten, stehen geblieben.

Die Franzosen marschierten also rein frontal den Spaniern gegenüber auf, rechts die schweren, links die leichten Reiter, in der Mitte das Fußvolk. Die Mitte soll etwas zurückgehalten worden sein, so daß die Aufstellung halbmondförmig war; was das für einen Zweck gehabt haben soll, ist jedoch nicht ersichtlich, ebensowenig hat es auf den Verlauf der Schlacht Einfluß geübt.

Weder hüben noch drüben finden wir noch etwas von den drei Haufen der schweizerischen Taktik. Diese Drei-Haufen-Taktik ist angelegt auf die stürmische Offensive von wenigstens einem oder zwei der Haufen, wenn nicht allen dreien. Die Spanier aber standen in einer reinen Defensiv-Stellung, und auch die Franzosen schritten nicht unmittelbar aus dem Aufmarsch zum Angriff vor. Es geschah etwas ganz Neues. Das angreifende Heer kam wohl

[1]) Ich zähle die 400 Lanzen mit, die unter Alègre an der Ronco-Brücke standen und in die Schlacht eingegriffen haben.

bis auf eine gewisse Nähe an den Feind heran, dann aber ließ es zunächst seine Artillerie spielen, so daß die anderen Truppen nur in der Deckung dieser Waffe ihre Aufgabe erfüllten.

Die spanische Artillerie antwortete der französischen mit Erfolg, da sie, wenn auch an Zahl viel schwächer, den Vorteil der Stellung für sich hatte. Auf der Seite der Franzosen aber war der Herzog Alfons von Este (Ferrara), der sich die Pflege der neuen Waffe der Artillerie zur besonderen Aufgabe gemacht hatte. Seine Zeughäuser waren gefüllt mit Geschützen, und vermöge seines Kontingentes waren die Franzosen in dieser Waffe so stark und die Bedienung aufs trefflichste einexerziert. Der Herzog erkannte den Nachteil der eingenommenen Stellung und führte einen Teil der Geschütze hinter der Infanterie weg auf einen Fleck, vermutlich einer kleinen Erhöhung, von wo sie die Spanier in der Flanke beschießen konnten[1]). Navarro befahl seinem Fußvolk, sich hinzulegen, um der Wirkung des Feuers zu entgehen, die spanische Ritterschaft aber auf dem linken Flügel wurde jetzt durch das Kreuzfeuer aus der Front und Flanke schwer mitgenommen. Moderne Kavallerie würde in solcher Lage sicher durch einen Platzwechsel, Benutzung irgend einer Gelände-Schwellung sich der heftigsten Wirkung des feindlichen Feuers entziehen. Die spanische Ritterschaft war nicht derart in der Hand ihrer Führer, um Bewegungen, wie die gedachten, richtig auszuführen. Ganz im Gegenteil, so wie die feindlichen Geschützkugeln unter sie einschlugen, forderten sie von ihrem Führer Colonna, daß er sie zur Attacke anreiten lasse. Der zahlenmäßige Verlust, den man erlitt, wird gar nicht so sehr erheblich gewesen sein, da auch die geübteste Artillerie-Mannschaft damals nur langsam und unsicher feuern konnte. Aber schon einige wenige der schweren Kugeln, die durch die Masse hindurchfuhren oder einschlugen und Roß und Reiter zerrissen und zerschmetterten, ließen die Lage als unerträglich erscheinen. Colonna sandte an Navarro und Pescara die Aufforde-

---

[1]) Völlig klar ist das Artilleriemanöver nicht, da man nicht wohl annehmen kann, daß, wie es Guicciardini beschreibt, Este ganz in die rechte Flanke des Gegners gekommen ist und die Geschütze auch sicherlich nicht die Tragweite hatten, um die ganze feindliche Front entlang zu schießen. Vielleicht bringt eine Besichtigung des Schlachtfeldes noch einmal die Aufklärung.

rung, mit der ganzen Linie gleichzeitig zum Angriff zu schreiten. Natürlich lehnte Navarro ein solches Ansinnen ab, da ja die Spanier damit den ganzen Vorteil ihrer so sorgsam gewählten Defensiv-Stellung preisgegeben hätten. Das ist so klar, daß auch Colonna das unmöglich verkannt haben kann. Aber eine Defensiv-Schlacht zu liefern, ist nicht so leicht: es gehört dazu, daß die Truppen in der Hand des Feldherrn sind. Colonna aber war seiner Ritter nicht Herr. Sie stürmten, um den Kanonenkugeln zu entgehen, vorwärts auf die ihnen gegenüber haltenden französischen Ritter. In dem Kampf, der sich entspann, wurden sie um so mehr geschlagen, als die Franzosen noch eine Reserve von 400 Lanzen, die an der Ronco-Brücke zurückgeblieben war, heranholten und sie den Spaniern in die Flanke schickten.

Auf dem anderen Flügel, bei der leichten Reiterei, spielte sich ein ganz ähnlicher Vorgang ab; die italienisch-spanischen Reiter unter Pescara gingen vor gegen die feindlichen Geschütze und erlagen der Uebermacht.

Im Zentrum hatte Navarro sein Fußvolk festgehalten. Bei durchaus rationeller Führung hätte das französische Fußvolk sich ebenfalls zurückhalten müssen, bis die Reiterei auf den Flügeln gesiegt hatte, um dann mit ihr zusammen zum Sturm zu schreiten. Aber es scheint, daß das spanische Geschütz das feindliche Fußvolk früher erreichte, als es erwartet hatte, und da ließ es sich auch nicht mehr halten, sondern stürmte los. Navarro ließ die Seinigen sich erheben, die hinteren Haufen schlossen auf die vordere Linie auf, und das Ganze warf sich auf den Feind, als dieser schon durch die voraufgehende Salve der Hakenbüchsen erschüttert, den Graben zu überschreiten suchte. Die Picarden und Gascogner wichen vor den Anprall der Spanier zurück, die Landsknechte aber hielten Stand, obgleich die besser mit Kurzwaffen ausgestatteten Spanier ihnen, wo sie sich zwischen die langen Spieße eindrängen konnten, schweren Schaden zufügten.

Die Entscheidung brachte, daß mittlerweile auf beiden Flügeln die Reiter der Franzosen gesiegt hatten und nun der spanisch-italienischen Infanterie in die Flanke fielen. Auch die weichenden Picarden und Gascogner gingen wieder vor, und von allen Seiten mit gewaltiger Ueberlegenheit angegriffen, mußten die Truppen Navarros

schließlich zurückweichen. Aber trotz aller Verluste, die sie erlitten, ließen sie sich nicht auseinandersprengen, sondern zogen, noch 3000 Mann stark, in geschlossener Ordnung auf den Ronco-Damm entlang und retteten sich. Ihr Führer Navarro wurde gefangen, wie auch Fabricius Colonna und Pescara, die beiden Führer der Reiterei. Gaston de Foix aber, der französische Feldherr, war gefallen, als er mit einer Anzahl Ritter den zurückgehenden Gewalthaufen der spanischen Pikeniere zu sprengen versucht hatte.

Das Merkwürdige an der Schlacht von Ravenna ist die Rolle, die auf der Seite des Angreifers die Artillerie spielt. Mit voller Absicht ließ Gaston sie zunächst allein arbeiten, nicht nur um den Feind mürbe zu machen für die folgende Attacke der Ritter und Fußknechte, sondern um durch das Feuer den Feind zu verlocken, selber aus seiner schönen Defensiv-Stellung zum Angriff vorzugehen. Daß das nicht bloß Folge, sondern bewußte Absicht war, wird nicht nur bezeugt durch Guicciardini, der es Gaston in seiner Ansprache an die Truppen verkündigen läßt, sondern besonders durch den florentinischen Gesandten Pandolfini, der bei der Schlacht zugegen war, auf der französischen Seite. Auch Machiavelli sagt in den Discorsi (I, 206): „Die Spanier wurden durch das feindliche Geschütz aus ihren Verschanzungen herausgetrieben und zur Schlacht gezwungen". Der Zwang wurde ausgeübt ausschließlich auf die spanischen Ritter auf dem linken Flügel. Man mag daher die Frage aufwerfen, weshalb diese nicht zurückgezogen und die Deckung der vor ihr stehenden Geschütze einer Infanterie-Abteilung übertragen wurde, die sich durch Niederlegen einigermaßen hätte schützen können, so wie es das Gros der Infanterie tat. Die Antwort auf diese Frage ist, daß die Ritterschaft von dem Platz, wo sie einmal stand, sich nicht so leicht zurückführen ließ.

Durch das planwidrige Vorbrechen der spanischen Ritterschaft wurde erst diese selbst und dann auch die Infanterie ruiniert, die ja, schon im Begriff zu siegen, vermöge des Flankenangriffs der französischen Ritterschaft geschlagen wurde. Hätte die spanische Ritterschaft den Angriff der französischen in ihrer Stellung abgewartet, so würde sie ihm vermutlich gewachsen gewesen sein, denn die Oeffnung zwischen dem Frontgraben und dem Ronco, wo der Angriff hindurch mußte, war ja nur 20 Klafter (braccia)

breit (nach Pandolfini), und Navarro hatte eine Abteilung von 500 Pikenieren bereitgestellt, um Hilfe zu bringen, wo es not täte, d. h. der Ritterschaft, sobald sie angegriffen wurde und im Handgemenge war, zu Hilfe zu kommen.

So glänzend der Sieg von Ravenna war, die Franzosen hatten keinen Gewinn davon. Die deutschen Landsknechte, die einen so wesentlichen Anteil an dem Siege gehabt hatten, wurden durch kaiserliches Mandat aus dem französischen Lager abberufen und folgten diesem Befehl mit Ausnahme von etwa 800, die auf die kaiserliche Autorität nichts gaben. Die Schweizer aber, die ja durch ihren Abzug im Winter den Franzosen die Hand gegen die Spanier freigemacht hatten, traten wieder auf den Plan. Als Bundesgenossen des Papstes und der Republik Venedig, mit Zustimmung Kaiser Maximilians, zogen sie durch Tirol 18000 Mann stark den Venezianern zu und brachten dadurch ein so gewaltiges Heer zusammen, daß die Franzosen, ohne auch nur eine neue Schlacht zu wagen, Italien verließen. Nur zwei Monate nach der Schlacht von Ravenna währte es, da waren sie auf dem Wege über den Mont Cenis nach Frankreich abgezogen und hielten im Mailändischen nur noch einige feste Schlösser. Man liest wohl, der Tod ihres Feldherrn Gaston de Foix habe die Franzosen aller Früchte ihres Sieges beraubt. Richtiger wird man den Satz umkehren: daß sein ritterlicher Schlachtentod den jugendlichen französischen Prinzen davor bewahrte, die unmittelbar darauf folgende strategische Niederlage mit seinem Namen verbunden zu sehen. Ich sehe nicht, daß er wesentlich anders und besser hätte handeln können, als sein Nachfolger La Palice es getan hat. Gegenüber einer absoluten Uebermacht muß auch der strategische Genius versagen.

Die Schlacht bei Novara[1]).
(6. Juni 1513.)

So schnell die politische Konstellation die Franzosen trotz ihres Sieges von Ravenna aus Italien herausgedrückt hatte, so

[1]) Die Schlacht ist dicht hintereinander in zwei wertvollen Monographien behandelt worden: „Novara und Dijon. Höhepunkt und Verfall der schweizerischen Großmacht im 16. Jahrhundert“. Von Dr. phil. E. Gagliardi. Zürich 1907. Gebr. Leemann & Co. „Die Schlacht bei Novara“. Von Georg Fischer. Berl. Differt. 1903. Verlag von Georg Nauck.

schnell wechselte sie auch wieder und öffnete ihnen von neuem die Tür. Die Venezianer traten auf ihre Seite, und die Politik der Eidgenossen wurde unsicher. Ein französisches Heer, abermals mit einem starken Kontingent deutscher Landsknechte, erschien, nahm Mailand und belagerte den Herzog Maximilian Sforza mit seiner Schweizer Hilfstruppe in Novara. Als die Not in dieser Stadt unter der Wirkung des trefflichen französischen Geschützes schon recht hoch gestiegen war, erschien von Norden her ein schweizerisches Entsatzheer, und die Franzosen beschlossen, sich vor ihm ostwärts auf ihre venezianischen Bundesgenossen zurückzuziehen.

Da erst die Hälfte des schweizerischen Heeres nach überaus starken Märschen am Abend in Novara anlangte, und die Aufhebung der Belagerung, das Zurückführen der Geschütze und des sehr bedeutenden Trains, viel Mühe machte und Zeit in Anspruch nahm, so entfernte sich das französische Heer an diesem Tage nicht weiter als 4 Kilometer von Novara und schlug vor dem Städtchen Trecate in einer etwas sumpfigen, von Gräben durchschnittenen Gegend das Lager auf.

Den Führern der Eidgenossen entging diese Unvorsichtigkeit nicht. Nichts paßte besser zu ihrer Taktik als der Ueberfall: seit Morgarten wußten sie, welche Kraft der Strategie innewohnt, die den Feind zu überraschen versteht. Am Abend war man erst in Novara angekommen, noch in der Nacht hielten die Führer einen Kriegsrat und beschlossen, ohne nur die zweite Hälfte des Heeres abzuwarten, auf der Stelle zum Angriff zu schreiten. Bis gegen Mitternacht hörten die Franzosen die Schweizer in der Stadt lärmen und nahmen an, daß die Aufhebung der Belagerung mit Trinkgelagen gefeiert würde. Trivulzio, der neben Tremouille das Heer führte, soll gesagt haben: „Jetzt schlafen die Betrunkenen ihren Rausch aus, wir können uns also unbesorgt zur Ruhe legen“. Die Franzosen schleppten nach der Erfindung des Grafen de la Marck eine Art hölzerner Festung von aneinandergepaßten Pfosten und Planken mit sich, die die Bewegungen ihres Trosses nicht wenig erschwert haben müssen, übrigens auch deshalb nicht viel leisten konnte, weil sie so klein war, daß sie nur einen Teil des Heeres umschließen konnte. Aber diese Nacht fühlten die Franzosen sich so sicher, daß sie nicht einmal diese Festung aufgeschlagen hatten.

Plötzlich tönte der Ruf durchs Lager, daß die Schweizer da seien und angriffen. Nur wenige Stunden hatten diese rüstigen Bergbewohner nach ihrem Gewaltmarsch und dem Zechgelage geruht, dann waren sie, noch ehe der Morgen graute, wieder zusammenberufen und wie die „hitzigen Bienen“ zu den Toren hinaus und über die zerschossene Mauer hinweg ins Freie hinausgeströmt, „um ihre Feinde zu suchen und ihr Glück mit ihnen zu wagen“.

Wieder finden wir die alte Ordnung in drei Haufen, aber in wohl überlegter Weise den Verhältnissen angepaßt. Der Haufe, der von Norden her die rechte Flanke der Franzosen umgehen sollte, an Infanterie nur schwach, war von Herzog Maximilian mit seinen italienischen Rittern begleitet. Der mittlere Haufen, der auf die Front des Lagers losging, wo das französische Geschütz stand, war ebenfalls nur schwach; seine Aufgabe war, nicht unmittelbar zu stürmen, sondern zunächst nur, unterstützt von einigen Geschützen, zu beschäftigen und zu demonstrieren. Der Hauptaufe aber umging, durch ein kleines Gehölz gedeckt, das französische Lager von Süden, vermied dadurch das gefährliche Geschützfeuer und fiel mit seiner ganzen Wucht auf die eigentliche Kraft des französischen Heeres, den Haufen der deutschen Landsknechte[1]).

An Infanterie waren die beiden Heere etwa gleich stark, 10000 Mann. Die Franzosen hatten aber außerdem ihre starke Artillerie und nicht weniger als 1100 schwere und 500 leichte Reiter. Mag man auch den Schweizern, die noch nie eine Schlacht

[1]) Gagliardi und Fischer ordnen die einzelnen Gefechtsmomente sehr verschieden, ja sogar entgegengesetzt, da Fischer auf den rechten Flügel bezieht, was bei Gagliardi vom linken berichtet erscheint. Ich habe mich an Fischer angeschlossen. Wenn jedoch Fischer dem nördlichen Haufen der Schweizer nur 1000, dem mittleren 2000, dem südlichen 7000 Mann zuerteilt, so will ich das nicht für unmöglich erklären, halte es aber doch nicht für sicher. Wenn die Schweizer sehr gute Nachrichten über den Feind hatten und wußten, daß die Landsknechte im südlichen Teil des Lagers zu finden seien, hier aber kein gutes Gelände für die Reiter war, so mögen sie wohl daraufhin die nördliche und mittlere Kolonnen Infanterie sehr schwach gemacht, jener dafür die Reiter, dieser die Geschütze zugeteilt, beiden aber nur demonstrative Aufgaben zugeteilt und den eigentlichen Angriff ausschließlich dem dritten Haufen zugewiesen und ihm $^7/_{10}$ der ganzen Infanterie zugeteilt haben. Aber solche Feinheiten darf man doch nur glauben, wenn sie sehr zuverlässig direkt überliefert sind. Ich habe deshalb, obgleich virtuell mit Fischer übereinstimmend, mich doch vorsichtiger und zurückhaltender ausgedrückt und die Angabe bestimmter Zahlen für die Truppenverteilung vermieden.

verloren hatten — und solches Bewußtsein gibt eine ungeheure Kraft — eine gewisse qualitative Ueberlegenheit über die Landsknechte und die französische Infanterie zusprechen: auch diese, besonders die Landsknechte, hatten doch ihre kriegerische Erfahrung, ihr Selbstbewußtsein, ihre Tüchtigkeit, und man möchte es kaum für möglich halten, daß in rangierter Schlacht die schweizerische Tollkühnheit gegen das Uebergewicht an Reitern und Geschützen aufgekommen wäre. Aber der Ueberfall glich alles aus. Zwar wurde die Ueberraschung nicht so groß wie etwa bei Murten und es brach keine Panik aus. Die Landsknechte scharten sich zu ihrem Gewalthaufen zusammen, die Ritter wappneten sich und stiegen zu Pferde und auch die andern Truppenteile traten an, aber es fand kein rationelles Zusammenwirken statt. Nur halbgerüstet hatte sich der französische Feldherr La Tremouille aufs Pferd geschwungen, um den Kampf zu leiten, von einer tatsächlichen Führung ist jedoch nichts zu bemerken. Die beiden kleinen Schweizerhaufen absorbierten einen relativ großen Teil des feindlichen Heeres, ohne daß die Franzosen doch etwa nach dieser Seite hin offensiv vorgegangen wären und nach errungenem Erfolg sich dem linken Flügel zugewandt hätten, wo bei den Landsknechten der Hauptkampf tobte. Im Besonderen ist es auffällig, wie wenig die sonst so tapfere französische Ritterschaft leistete. Es sind auch schließlich nicht mehr als 40 Gensdarmen geblieben, und Guicciardini wirft ihnen gradezu Feigheit vor. Da das unglaublich erscheint, hat man den Grund in dem ungünstigen, weichen Gelände gesucht, und es mag dies auch etwas dazu beigetragen haben. Aber einen so ungünstigen Platz, daß die schweren Reiter überhaupt nicht verwendbar waren, können die Franzosen sich unmöglich zum Lagern ausgesucht haben. Die Kriegsgeschichte gibt uns eine andere Erklärung. Von den persischen Reitern bei Marathon und durch zahlreiche Schlachten des Mittelalters hindurch treffen wir immer von neuem auf die Erscheinung, daß Ritterschaft fast unführbar ist. Wird sie in einer rangierten Schlacht auf ein bestimmtes, vor Augen liegendes Ziel angesetzt, so leistet sie, was nur von ihr verlangt werden kann. Sobald aber Zwischenfälle irgend welcher Art eintreten, so fällt sie ab, weil der Einzelne, nicht gewohnt, sich mit den Anderen zusammenzuscharen und Be-

fehlen oder Signalen zu folgen, sondern darauf angewiesen, bloß nach eigener Einsicht zu handeln, unmöglich dahin gelangen kann, einheitlich mit den Genossen an der richtigen Stelle, zum rechten Zweck, im rechten Augenblick zu handeln. Einige, von ihrem Mut getrieben, greifen hier an, andere da, andere wollen abwarten, bis noch mehr kommen oder die Lage sich klärt, noch andere sehen die Sache schon als verloren an und wollen sich nicht noch unnötig opfern. Es war den Landsknechten gelungen, noch einige Geschütze herumzudrehen und hinüberzuführen, so daß sie gegen die umgehenden Schweizer eine neue Front bildeten. Auch ihre Hakenbüchsen wirkten kräftig gegen die feindliche Masse. Wären noch einige hundert französische Gendarmen in dem Augenblick in die Flanke des eidgenössischen Gewalthaufens dirigiert worden, als er nahe daran war, mit den Landsknechten handgemein zu werden, so hätten diese sich sicherlich behauptet. Aber obgleich auch einige Ritter kühn auf den Haufen einsprengten, so hielten sie ihn doch so wenig auf, wie die Geschütze und Büchsen. In ihrem wilden Ansturm und schließlich unterstützt durch die anderen Haufen, nachdem die französischen Abteilungen im Zentrum und auf dem rechten Flügel kopflos das Feld geräumt hatten, wurden die Schweizer der Landsknechte Herr und vernichteten sie, da sie sie durch die Umgehung von ihrer natürlichen Rückzuglinie abgedrängt hatten und Pardon nicht gegeben wurde, so gut wie vollständig[1]). Die französische Infanterie hatte sich ebenso wie die Ritterschaft ohne sehr erhebliche Verluste gerettet. Ein Teil hatte den Rückzug östlich auf Trecate genommen, ein Teil war nach Norden ausgewichen und dann nördlich um Novara herum nach den südwestlich von dieser Stadt gelegenen Vercelli gezogen, wo auch der nach Trecate marschierte Haufe mit der geretteten Kriegskasse, auf der Südseite um die Schweizer herummarschierend, zu ihnen stieß.

Das feindliche Lager mit allen Geschütz war die Beute der

[1]) Die Quellen berichten von 400 eidgenössischen Hellebardieren, die erst die Hakenschützen der Landsknechte vertrieben hätten und dann dem Gewalthaufen in die Flanke gekommen wären. Gagliardi (162) sieht in ihnen einen zufällig abgekommenen Haufen, Fischer (S. 138) ein mit Ueberlegung abgesandtes Detachement — ich vermute, daß es sich um Mannschaften handelt, die beim Zusammenstoß der Gewalthaufen an einer Seite überquollen.

Schweizer geworden. Aber obgleich die Schlacht nach den Briefen des Herzogs Maximilian nur ein bis zwei Stunden gedauert hatte, so war ihnen der Sieg doch teurer als früher zu stehen gekommen. Sie mögen wohl bis zu 1500 Toten gehabt haben. In dem Feuer der Geschütze wie der Hakenbüchsen und schließlich in dem verzweifelten Widerstand des geschlossenen Haufens der Landsknechte haben sich Mächte angemeldet, die in den alten Schweizer Schlachten noch nicht so zu spüren gewesen waren.

Die Schlacht bei La Motta (Creazzo). (7. Oktober 1513.)

Alviano greift als venezianischer General mit erheblicher Ueberlegenheit ein spanisch-deutsch-päpstliches Heer nördlich von Vicenza an. Er erliegt, weil eine Flankierung mit schweren Reitern, die er angeordnet hat, in einem Sumpf stecken bleibt, und weil seine italienische Infanterie den gefürchteten spanischen (unter Pescara) und deutschen Knechten (unter Frundsberg) nicht standhielt[1]).

Die Schlacht bei Marignano. 13. und 14. September 1515.

Die Schweizer verfolgten ihren Sieg von Novara, indem sie noch im Herbst desselben Jahres einen Einfall in Frankreich selbst machten. Sie hatten ein enges Bündnis mit Kaiser Maximilian geschlossen, der ihren Heereszug mit Reiterei und Geschütz verstärkte und begleitete. Gleichzeitig fielen die Engländer von Norden her in Frankreich ein und die Franzosen verloren die Schlacht bei Guinegate, so daß man schon mit ausschweifender Phantasie Paris selbst als den gemeinsamen Ziel- und Treffpunkt der verbündeten Heere, in Aussicht nahm.

Als das kaiserlich-eidgenössische Heer in Burgund einbrechend vor Dijon erschien und die Stadt drauf und dran war, dem Feuer der Geschütze zu unterliegen, sahen die Franzosen keine andere Rettung, als sich den Forderungen der Schweizer zu unterwerfen. La Tremouille, der in der Stadt kommandierte, machte,

[1]) Die Schlacht ist musterhaft untersucht von Otto Haintz in der Dissertation „Von Novara bis La Motte". Berlin 1912.

um sie vor dem Sturm zu retten, mit den Schweizern einen Vertrag, wonach der König von Frankreich auf Mailand verzichtete und die Summe von 400000 Kronen als Kriegsentschädigung zu zahlen versprach.

Aber der Vertrag wurde nicht ausgeführt. Die Schweizer, deren Heer mit jedem Auszug zuchtloser und räuberischer geworden war, konnten ihre Mannschaft nicht so lange vor Dijon zusammenhalten, bis die Ratifikation des französischen Königs eingetroffen war, und sobald die unmittelbare Gefahr sich verzogen hatte, schöpfte dieser wieder Atem und erklärte, die stipulierten Summen sei er bereit zu bezahlen, seine Ansprüche auf Mailand aber wolle er aufrecht erhalten.

Die Schweizer hatten ja Mailand den Franzosen im Jahre 1513 abgenommen als Söldner im Dienste des Herzogs Maximilian Sforza. Aber damit war dieser jugendliche Herrscher selber in völlige Abhängigkeit von seinen Bundesgenossen geraten. Nicht nur hatte er eine Reihe von Grenzgebieten direkt an sie abtreten und 200000 Dukaten zahlen, sondern auch sich und sein ganzes Herzogtum unter das dauernde Protektorat der Eidgenossen stellen müssen. Sie möchten seinen Leib, sein Land, seine Leute und sein Gut, schrieb er ihnen, als das ihrige betrachten und als seine rechten Väter ihn und seine Stadt Mailand im Schirm halten, wogegen auch er sich gegen sie erweisen wolle als ein Sohn gegen seinen Vater. Die Schweizer nahmen das wörtlich; sie besetzten die festen Schlösser, verlangten jährlich 40000 Dukaten und wiesen durch ihre Residenten den Herzog an, wie er zu regieren habe. Man kann das Verhältnis etwa mit dem der Franzosen zu dem heutigen (1906) Tunis und seinem Bey, der Engländer zu Aegypten oder der germanischen Föderaten-Stämme zum römischen Reich im Beginn der Völkerwanderung vergleichen. Indem die Schweizer mit solcher Energie den Verzicht des Königs von Frankreich auf Mailand verlangten, kämpften sie also nicht für den Sforza, sondern für sich. Hätte das Verhältnis Dauer gewonnen, so wäre das Herzogtum Mailand (zu dem im weiteren Sinne auch Genua gehörte) ein eidgenössisches Untertanenland, eine schweizerische Provinz geworden. Die Schweiz hätte ein Reich vom Bodensee bis zum Mittelmeer gebildet. Könnte man sich vorstellen, daß an der Spitze der Vereini-

gung der Kantone eine fürstliche Dynastie gestanden hätte, die eine konstante Politik verfolgte, wie einst an der Spitze der Franken-Stämme, die Merovinger, oder sonst eine feste Regierung, so würde die Kriegsgenossenschaft der Alpenbewohner ein Reich geschaffen haben, dessen Grenzen kaum abzusehen sind. Aber große politische Ziele zu verfolgen, war die lockere Gemeinschaft der Kantone außerstande. Eben dieselben Verhältnisse, die die große kriegerische Kraft erzeugt hatte, verhinderten ihre politische Ausnutzung. Die Kriegskraft der alten Franken hatte auf ihrer Barbarei beruht, die sich willig der Führung Chlodwigs auf dem Wege zu Beute und Herrschaft unterwarf. Die Kriegskraft der Schweizer hatte die Teilnahme jedes Einzelnen am politischen Leben zur Voraussetzung; das trotzige Selbstbewußtsein, das jeden einzelnen Knecht beseelte, gab den Unternehmungen des Bundes die unwiderstehliche Wucht. Politisch konnte dieses Selbstbewußtsein bestehen nur in kleinen Kantonen, die jeder souverän waren und sich von Fall zu Fall zu einem politischen Zweck vereinigten[1]). Die Eifersucht der Kantone untereinander und der Wille der Masse, die immer den unmittelbaren Gewinn wollte, ließen es aber zur Setzung großer Ziele nicht kommen. Halb im Solde Frankreichs, halb, weil die Berner Aristokraten Eroberungen machen wollten, hatte die Eidgenossenschaft einst Karl den Kühnen angegriffen und niedergeschlagen. Schließlich hatte nach den glänzendsten Siegen Bern nur einige kleine Plätze und Landstückchen behalten dürfen, die Waadt aber und die Franche-Comté waren gegen Geld und abermals Geld wieder zurückgegeben worden. Dasselbe Spiel begann jetzt mit Mailand. Hatten damals die östlichen Kantone nicht für Bern erobern wollen, so zeigte jetzt Bern und die ihnen nahestehenden Freiburg, Solothurn keine Neigung, sich für die mailändische Herrschaft einzusetzen, die vor allem den Urkantonen zugute kam.

Als Franz I, der Nachfolger Ludwigs XII, im Sommer 1515 von neuem mit einem großen Heer, darunter angeblich nicht weniger als 23000 Landsknechte, die Alpen überstieg, um Mailand zurückzugewinnen, war er Staatsmann genug, die Schweizer nicht

[1]) Diese Polarität ist vorzüglich entwickelt von Gagliardi, Novara und Dijon, S. 827.

bloß mit dem Schwert zu bedrohen, sondern verstand, sie zugleich mit seinem Golde zu locken. Er bot außer den schon in Dijon zugesagten 400 000 Kronen noch weitere 300 000 und dazu jährliche Pensionen, wenn die Eidgenossen ihm Mailand übergeben wollten; den Herzog Maximilian wollte er zugleich durch das Herzogtum Nemours in Frankreich und eine Pension entschädigen.

Schon längst waren die Schweizer in innerem Zwiespalt über ihr Verhältnis zu Frankreich. Mit Ludwig XI., mit Karl VIII. war man ja immer im Bündnis gewesen. Dann war man durch halbzufällige Irrungen, besonders wegen übermäßiger Ansprüche der Schweizer, mit Ludwig XII. in Zwiespalt geraten; der Papst, der die Franzosen aus Italien zu verdrängen wünschte, hatte geschickt den Zwiespalt erweitert und durch den Bischof von Sitten, Kardinal Schinner, einen überaus tatkräftigen Kirchen-Diplomaten und leidenschaftlichen Gegner der Franzosen, die Eidgenossen ganz in das gegnerische Lager hinübergezogen. Aber die franzosenfreundliche Partei unter ihnen lebte fort; durch reichlich verteilte Geschenke wurde die Erinnerung an das alte Bündnis wachgehalten. Schon der Zug nach Dijon war nur mit Hilfe einer Volksbewegung gegen die Franzosenfreunde, die „Kronenfresser", die der Bestechlichkeit und des Verrats beschuldigt wurden, durchgesetzt worden. Die Vereinigung von Angebot und Drohung, mit der Franz jetzt auftrat, verschaffte ihm endlich im Rate der Hauptleute Gehör. Gegen eine Million Kronen im ganzen überlieferte im Frieden von Gallerate (8. September 1515) die Eidgenossenschaft das Herzogtum Mailand mit allen seinen Dependenzen dem König und trat zugleich mit ihm in ein Bündnis auf seine Lebenszeit und noch 10 Jahre darüber hinaus gegen eine jährliche Pension von 2000 Francs für jeden der Orte.

Die Berner mit ihren Freunden, dazu die Walliser, zogen nach Hause. In den Kontingenten der anderen Kantonen aber entstand eine ungeheure Wut, und im Lager der Schweizer war ein Mann, verwegen und intrigant genug, um trotz des geschlossenen Friedens, trotz des Abmarsches eines großen Teiles des Heeres, doch noch den Versuch zu machen, die Gegner aneinanderzubringen, um durch ihren eigenen Sieg die Schweizer zu einer anderen Politik als der im Rate beschlossenen zu zwingen. Der Gesandte des

Papstes war es, der Kardinal Schinner, der die Schlachtfurie entfesselte.

Das französische Heer mag im ganzen gut 30000 Mann gezählt haben; die Berichte verzeichnen noch viel höhere Zahlen. Die Infanterie bestand neben dem Hauptkorps, den Landsknechten, auch aus Franzosen; dazu 2500 Lanzen und 60 Stück schwere Artillerie. Die Schweizer zählten, nachdem ein so großer Teil ihrer Mannschaft abgezogen, kaum 20000 Mann zu Fuß, unterstützt von einer ganz geringen Anzahl Reiter, etwa 200, und wenigen Stücken Geschütz.

Das eidgenössische Heer befand sich in der Stadt Mailand; das französische hatte sich ihr im Süden auf weniger als zwei Meilen genähert. Plötzlich ging der Ruf durch die Quartiere, vor der Stadt werde gefochten, die Eidgenossen seien von den Franzosen angegriffen. Schinner hatte den Kapitän der herzoglichen Leibgarde, den Unterwaldner Arnold Winkelried veranlaßt, mit den Vortruppen der Franzosen ein kleines Scharmützel zu beginnen. Sofort stürzten die Urner, Luzerner und die anderen Waldstätter, die die Herrschaft über Mailand behaupten und von dem Frieden mit den Franzosen nichts wissen wollten, zum Tor hinaus, um zu helfen. Man sandte, obgleich die Franzosen sofort wieder zurückgegangen waren, die Nachricht in die Stadt, daß das Gefecht weitergehe, und nun glaubten auch die anderen Kantone, obgleich der Abzug, namentlich auf das Drängen von Zürich und Zug, schon beschlossen war, sich nicht versagen zu dürfen, und folgten.

Erst als die Sonne schon im Untergehen war, stieß man auf das Lager der französischen Vorhut, griff sie an, trieb sie zurück und nahmen ihr einige Geschütze ab. Aber schon eilte der König, der mit dem Gewalthaufen etwas weiter rückwärts gelagert hatte, mit der Ritterschaft herbei, und die einbrechende Dunkelheit machte dem Kampf ein Ende. Beide Heere lagerten so nahe beieinander, daß die ganze Nacht hindurch einzelne Kämpfe stattfanden. Am Morgen aber hatte Franz alle Unordnung, die der plötzliche Anfall der Schweizer bei der Vorhut hervorgerufen, überwunden und sein Heer hinter einigen Gräben sehr vorteilhaft in abwechselnden Haufen von Ritterschaft und Spießknechten, davor

oder dazwischen die Geschütze und die Schützen, aufgestellt, um den Angriff der Schweizer zu empfangen.

Die Schweizer bildeten ihre gewöhnlichen drei Haufen, aber weder der linke noch der mittlere kam zum eigentlichen Angriff. Von dem linken hören wir trotz der zahlreichen Quellen überhaupt sehr wenig, und von dem mittleren, dem Franz selbst gegenüberstand, ist es ganz klar, daß das Gefecht über Kanonade, Schützengefecht und einzelne Vorstöße nicht hinausgegangen ist. Die Schweizerführer, die hier kommandierten, wollten offenbar abwarten, wie es ja auch bei Novara geschehen war, daß erst eine der beiden Umgehungs-Kolonnen Erfolg habe, ehe sie den eigentlichen Sturm im Zentrum ansetzten. König Franz aber seinerseits hatte keine Veranlassung, aus seiner vorteilhaften Defensive, hinter dem Wassergraben mit seinem überlegenen Geschütz, herauszugehen.

Der wirkliche Angriff der Schweizer erfolgte mit der rechten Flügel-Kolonne und hatte auch anfangs einen gewissen Erfolg. Aber die Franzosen hatten im ganzen eine sehr große Uebermacht, und die deutschen Landsknechte hielten den Schweizern stand. Es scheint, daß Franz, als er die Bedrängnis seines linken Flügels bemerkte, den sein Bruder Alençon kommandierte, aus dem Zentrum Hilfe schickte, und schließlich langte auch noch die Vorhut des venetianischen Heeres an und kam den Franzosen auf diesem Flügel zu Hilfe.

So war alle Kühnheit und Tapferkeit der Schweizer umsonst. Der Kardinal, der sich am Tage vorher in seinem Purpurgewand zu Pferde gesetzt und nach allen Seiten anfeuernd mit hinausgeritten war, soll schon in der Nacht, als der Ueberfall am Abend keinen durchschlagenden Erfolg gebracht hatte, erkannt haben, daß die Schlacht nicht mehr gewonnen werden könne, und zum Rückzug geraten haben. Als nun der rechte Flügel wich, erkannte man allgemein, daß auch für das Zentrum jede Hoffnung auf Erfolg verloren sei, und das ganze eidgenössische Heer trat den Rückzug an.

Hätte der französische König sein Heer mit der starken Reiterei jetzt zur Verfolgung vorgehen lassen, so wäre es den Schweizern wohl nicht viel besser gegangen, als zwei Jahre vorher den Landsknechten bei Novara. Aber Franz hatte den Kampf ja gar nicht

gewollt. Er sah in den abgeschlagenen Stürmern ja schon viel mehr die zukünftigen Freunde als die augenblicklichen Feinde. Hätte er jetzt möglichst viel von den Abziehenden niederhauen und erschießen lassen, so hätte er seine eigenen zukünftigen Söldner umgebracht und bei den Schweizern vielleicht ein Rachegefühl erweckt, das die schon so schön eingeleitete Freundschaft wieder zerrissen hätte. Der König untersagte also die Verfolgung, wie die Zeitgenossen es sich auslegten, aus Achtung vor der Tapferkeit, die die Schweizer bewiesen. Nichtsdestoweniger war ihr Verlust erheblich, da das französische Geschütz auch da, wo es zum Kampf der Massen gar nicht gekommen, in den dichten Haufen der Schweizer stark gewirkt hatte, und schließlich einige Abteilungen auf dem Rückzug doch abgeschnitten und eine in einem brennenden Hause völlig vernichtet wurde.

Die Schlacht bei Marignano gehört zu den Schlachten, die in der Tradition völlig verzeichnet worden sind. Das immer wiederholte, von Guicciardini überlieferte Wort des Marschalls Trivulzio, es sei eine Schlacht nicht von Menschen, sondern von Riesen gewesen, mag es nun echt sein oder nicht, wird jedenfalls für die Schlacht als Ganzes besser nicht verwandt. Es erweckt den Eindruck eines kriegerischen Akts von ganz besonders großen, unerhörten Dimensionen, während in Wahrheit umgekehrt die Schlacht zu den nicht völlig durchgefochtenen und ausgeschlagenen gehört. Das politische Moment spielt eine viel größere Rolle als das militärische, so daß wir in dieser „Geschichte der Kriegskunst" die ganze Schlacht hätten übergehen dürfen, wenn nicht die falsche Ueberlieferung durch eine richtigere Darstellung direkt zurückzuweisen und zugleich auch gerade ein Beispiel solcher durch die Politik mißgestalteten Schlacht nützlich wäre[1]).

[1]) Auch die Monographie von Heinrich Harkensee (Göttinger Dissertation 1909) hat zwar im einzelnen die Forschung gefördert, taktisch richtige Vorstellungen von dem ganzen Kampf aber noch nicht gewonnen. Die vorzunehmenden Korrekturen ergeben sich von selbst bei Vergleich mit der obigen Darstellung. Im Besonderen räumt Harkensee auch den Uebertreibungen in den Angaben über die französische Heeresstärke zu viel Wahrscheinlichkeit ein. Die Rezension Hadanks in der D. Lit. Zeit. 1910 Nr. 26 hängt sich zu sehr an Einzelheiten und erhebt zu Unrecht den Vorwurf, daß der Autor den strategischen Zusammenhang nicht verstanden habe. In der Berechnung der Franzosen auf 30000 dürfte er aber recht haben. Mit Recht verteidigt er auch wohl die Nachricht, daß die Gascogner große Setzschilde gehabt hätten. Solcher Schilde (Pavesen) bedienten sich die Schützen. Er zitiert eine Miniatur, wo Armbrustschützen mit großen Setzschilden davor abgebildet sind. Hewett, ancient armour and weapons III (Suppl.) S. 548.

Folgen hatte die Schlacht, die ja nur das Werk einer von Intriganten geschickt benutzten Volksleidenschaft war, gar keine. König Franz bewilligte den Schweizern nach seinem Siege genau denselben Frieden, den er schon vorher mit ihnen abgeschlossen hatte, mit dem einzigen Unterschied, daß sie, da es ihnen freigestellt war, einen Teil der mailändischen Grenzgebiete behielten (so wie heute die Grenze läuft) und dafür 300 000 Kronen weniger an Geld erhielten. Militärisch aber ist auch nicht etwa zu spüren, daß die Schweizer die Niederlage als solche empfanden und in ihrem kühnen Draufgängertum, ihrem absoluten Selbstvertrauen gebrochen waren. Die nächste Schlacht, Bicocca, wird es uns lehren.

Die Anläufe der Eidgenossenschaft, sich zur Großmacht zu entwickeln, sind mit dem Jahre 1515 abgeschlossen. Zwar hat Bern noch im Jahre 1536 einmal eine günstige Gelegenheit benutzt, die Waadt zu erwerben, aber das war, so zu sagen, nur eine nachträgliche Frucht des Burgunderkrieges und zu einer durchgeführten, großen schweizerischen Politik ist es nach 1515 nicht mehr gekommen. Die eidgenössische Kriegsgewalt trat mehr oder weniger dauernd in den Sold Frankreichs und sank dabei allmählich von der überragenden Höhe zur Gleichartigkeit mit den Truppen anderer Nationen herab. Hätten die Schweizer zu einer selbständigen kriegerischen Großmacht sich ausbilden wollen, so hätten sie sich nicht nur eine andere zentralisierte Regierungsgewalt geben, sondern auch die beiden Waffen der Reiterei und der Artillerie zeitgemäß entwickeln müssen. Ihre Kraft lag ja ausschließlich in der Infanterie; selbst zur Belagerung von Dijon hatte Kaiser Maximilian das Geschütz stellen müssen. Das ging über die Kräfte der kleinen Gebirgslandschaften und Städte.[1]) Nur die Schöpfung der Infanterie, die allen Ländern zum Muster wurde, ist die weltgeschichtliche Leistung der Schweiz. Bis Marignano war sie unüberwindlich gewesen, und auch der Mißerfolg in dieser Schlacht war zu sehr durch besondere Umstände bestimmt, um ihren Ruf zu mindern.

---

[1]) Oben S. 48 ist ein Zitat angeführt, das gerade die eidgenössische Artillerie lobt. Die Tatsachen sprechen dagegen.

Die Schlacht bei Bicocca[1]).
27. April 1522.

Sechs Jahre blieben die Franzosen in ungestörtem Besitze des Herzogtums Mailand. Dann nahm Kaiser Karl V., in dessen Person als Urenkel Karls des Kühnen, Enkel Kaiser Maximilians und des spanischen Königspaares Ferdinand und Isabella sich alle ererbten Feindschaften gegen das französische Königtum vereinigten, den Kampf um die Herrschaft in Oberitalien wieder auf. Franz warb schweizerische Söldner, aber der kaiserliche Feldherr Prosper Colonna manövrierte, ohne es zur Schlacht kommen zu lassen, so lange um die französische Armee herum, bis in ihrer Kriegskasse kein Geld mehr war und die Schweizer nach Hause gingen. Dann zog er ohne Widerstand in Mailand ein, da die Franzosen sich bei den Bürgern so unbeliebt gemacht hatten, daß diese dem kaiserlichen Heere die Tore öffneten.

Im nächsten Jahr erschienen die Franzosen von Neuem mit einem so großen Heer, daß sie es unternehmen konnten, Mailand zu belagern. Ein kaiserliches Entsatzkorps von 6000 Landsknechten und 300 Reitern veranlaßte die Franzosen von Mailand abzulassen und sich auf ein kleineres Objekt, Pavia zu konzentrieren. Als auch diese Belagerung erfolglos blieb und ein Hochwasser im Ticino die Zufuhr der Lebensmittel störte, auch ein Versuch, das kaiserliche Heer durch eine Umgehung zur Schlacht zu zwingen, mißlang, war es wieder so weit, daß das französische Heer auf dem Punkt stand, sich aufzulösen, weil die Schweizer nicht länger aushalten wollten. Ihre Art war, sobald sie ausgezogen waren, den Feind aufzusuchen, ihn anzugreifen, zu schlagen und mit ihrer Beute und ihrem Solde wieder nach Hause zu gehen. Städte zu belagern und sich im Manövrieren und Stellungnehmen auszudauern, widersprach ihrer Natur und ihren Anschauungen von Kriegführung, ganz besonders aber dann, wenn nicht einmal der regelmäßige Sold bezahlt wurde. Die letzte Bewegung des französischen Heeres soll deshalb dadurch bestimmt worden sein, daß man der Kriegskasse, die wohl über den Simplon von Frankreich

[1]) Die Schlacht bei Bicocca, von Paul Kopitsch. Berl. Dissert. 1909. Verlag von E. Ebering.

herantransportiert wurde, bis Monza entgegenmarschierte. Als nun das Geld immer noch nicht kam, wollten die Schweizer sich mit keinerlei Versprechungen mehr vertrösten lassen; sie wollten schlagen oder nach Hause gehen[1]).

Das französisch-venezianische Heer war dem kaiserlichen wohl um die Hälfte oder noch mehr überlegen: an 32 000 gegen 20 000. Prosper Colonna aber, der Führer der Kaiserlichen, hatte eine fast unangreifbare Stellung inne: eine knappe Meile nördlich von Mailand stand er bei dem Jagdschlößchen Bicocca, vor der Front einen Hohlweg, die linke Flanke geschützt durch einen Sumpf, die rechte durch einen tiefen Wassergraben, über den nur eine schmale Brücke führte. Die Front, nach Norden gerichtet, deren Länge für sein Heer gerade paßte, wohl etwa 600 Meter, war besetzt mit Geschützen und einer vierfachen Reihe von Schützen, deren Waffe jüngst Verbesserungen erfahren hatte und die angeleitet waren, gliedweise zu feuern: das erste und zweite Glied, nachdem es geschossen, warf sich nieder, so daß das dritte und vierte über sie hinwegfeuern konnten. Hinter den Schützen standen die tiefen Haufen der deutschen Landsknechte unter Georg Frundsberg und der spanischen Knechte unter Pescara. Die Reiterei stand weiter rückwärts, um einer etwaigen Umgehung in der rechten Flanke, über die Brücke, entgegenzutreten.

Diese Stellung war noch viel fester, als sie einst die Spanier bei Ravenna innegehabt hatten. Das Kunststück, den Verteidiger durch die Artillerie aus seiner Stellung herauszuholen, ihn entweder zum Rückzug oder zum Vorstoß zu veranlassen, was damals so glänzend gelungen war, ließ sich hier nicht wiederholen, da schwerlich eine wesentliche Ueberlegenheit an Artillerie vorhanden war und die spanische Reiterei, gegen die die Artillerie sich bei Ravenna so besonders wirksam erwiesen, diesmal nicht in der Front, sondern im zweiten Treffen stand. Wiederum die kaiserliche Stellung völlig zu umgehen und sie mit einem Korps im Rücken anzugreifen, war sehr schwer, da die Stadt Mailand so

[1]) Bei Guicciardini lautet die Erzählung: sie wollten nach Hause, aber um aller Welt zu zeigen, daß es nicht aus Furcht geschehe, wollten sie vorher noch den Feind schlagen. Es ist möglich, daß so gesprochen worden ist; aber wenn man gesiegt hätte, wären die Schweizer auch wohl noch geblieben, und so werden sie es im Grunde ihres Herzens auch von vornherein gemeint haben.

nah hinter der kaiserlichen Schlachtlinie lag. Ueberdies hatte Colonna, als man das Nahen des französischen Angriffs bemerkte, veranlaßt, daß der Herzog Franz Sforza die Sturmglocke läuten und die bewaffnete Bürgerschaft, 6000 Mann, herausführen ließ, um den Rücken des kaiserlichen Heeres zu decken.

Lautrec, der Führer der Franzosen, hätte trotz seiner Ueberlegenheit unter solchen Umständen naturgemäß die Schlacht lieber vermieden und auf dem Wege, den er bisher verfolgt, weiter operiert, nämlich die einzelnen Städte des Herzogtums zu belagern und einzunehmen, in der Hoffnung, bei den Gegenoperationen des Feindes vielleicht auch einmal eine Gelegenheit zu finden, seine Uebermacht zu einer Schlacht im freien Felde zu gebrauchen. Hatte er auch infolge der Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit seines Gegners in den zwei Monaten, die der Feldzug schon dauerte, wenig Erfolg gehabt, so war ein solcher doch nicht für alle Zukunft ausgeschlossen. Aber die Ungeduld der Schweizer erlaubte nicht das längere Manövrieren. So sehr Lautrec sie auf die Festigkeit der feindlichen Stellung verwies, ihr Wagemut und ihre Zuversicht war durch die Erfahrung von Marignano keineswegs gebrochen. Sie hielten den Franzosen vor, wie sie sie selber mit ihrer Minderzahl bei Novara besiegt, und wollten jetzt den Spaniern, die wohl an List und Tücke, aber nicht an Tapferkeit mehr seien, dasselbe tun.

Es blieb Lautrec also nichts übrig, als sie zum Sturm auf die Front der Kaiserlichen anzusetzen. Sie bildeten zu dem Zweck, 15000 Mann stark, wie sie waren, zwei Haufen, jeder 100 Mann breit und 75 Mann tief, begleitet von Schützen, und eine dritte Abteilung, wesentlich die Reiterei, erhielt den Auftrag, die rechte Flanke des Feindes zu umgehen und über die Brücke einzudringen. Das waren insgesamt gegen 18000 Mann. Die Venetianer aber und die anderen italienischen Truppen, gegen 14000 Mann, blieben in der Reserve. Weshalb Lautrec diese Anordnung getroffen, ist nicht überliefert. Es scheint, als ob, da die tobenden Schweizer einmal, pochend auf ihre Unüberwindlichkeit, die Schlacht verlangten, man es auch ihnen habe überlassen wollen, den Feind niederzurennen; vielleicht war in der Front auch kaum noch Platz für eine dritte und vierte Sturm-Kolonne. Schließlich wird aber

Lautrec wohl auch einen positiven Gedanken bei der Reserve gehabt haben: er konnte rechnen, daß, wenn die Schweizer nicht wirklich mit ihrem wilden Anlauf siegten, sondern zurückgeworfen wurden, der Feind nachstürmen würde, und daß dann Gelegenheit sei, ihn ungeordnet und ohne den Schutz seiner Stellung mit den frischen Truppen anzufallen, und wenn die Schweizer wieder umkehrten, mit großer Ueberlegenheit zu schlagen.

Noch während die Schweizer anrückten, suchte Lautrec sie anzuhalten, damit wenigstens erst sein Flankierungskorps anlangen und in Wirksamkeit treten könne. Aber die Schweizer, mißtrauisch, weil sie ihm die Schlacht ja überhaupt nur abgetrotzt hatten, sahen in der Mahnung zu halten, nur einen letzten Versuch, den Kampf zu vermeiden, und verlangten mit wütendem Geschrei den Angriff; selbst das Mißtrauen der Massen gegen die eigenen Führer machte sich geltend: die Hauptleute, die Junker, die Pensioner, die Trippelsöldner sollten an die Spitze treten und nicht von hinten schreien. So tobten die Massen vorwärts, hindurch durch den Kugelregen der Geschütze und Hakenbüchsen, die in den gedrängten Haufen ihr Ziel kaum verfehlen konnten. Man erreicht den Hohlweg; die Schützen salvieren sich und die Schweizer steigen den etwa drei Fuß hohen Rand des Hohlweges hinauf, um den feindlichen Spießern auf den Leib zu gehen.

Die Landsknechte und die Spanier standen, wie es die Taktik verlangte, nicht unmittelbar am Hohlweg, sondern ein Stück dahinter, so daß zunächst die Schützen, als die Schweizer ihnen auf den Leib kamen, ohne Schwierigkeit an ihnen hatten vorüberfluten können. Dann aber erfolgte der Zusammenstoß, nicht indem die Verteidiger den Anlauf der Schweizer abwarteten, sondern indem sie ihnen entgegengingen in dem Augenblick, wo sie über dem Rande des Hohlweges erschienen und weiter wollten. Mit einer Hellebarde in der Hand, war Frundsberg selbst in das erste Glied seiner Landsknechte getreten, die in die Knie gesunken waren, um noch ein Gebet zu sprechen. „Wohlauf, in einer guten Stunde, im Namen Gottes" rief der Führer und stürmte mit ihnen vorwärts. Drüben an der Spitze des schweizerischen Haufens der Länder kam Arnold Winkelried, der Unterwalder, der einst vor sieben Jahren die Schlacht bei Marignano entfesselt hatte und einmal im kaiserlichen

Dienst auch an Frundsbergs Seite gefochten hatte. „Du alter Gesell, find ich dich da, du mußt von meiner Hand sterben", rief er aus. „Es soll dir widerfahren, wills Gott", erwiderte Frundsberg. Frundsberg wurde durch einen Stich im Schenkel verwundet, Winkelried fiel vor den Spießen der Landsknechte.

Die Schweizer mußten zurück. Sie waren müde von dem langen Anlauf, viele waren unter dem Feuer der kaiserlichen Geschütze und Schützen gefallen, die Ordnung war durch das Ueberschreiten des Hohlwegs aufgelöst und „der nachtruck", wie die Appenzeller nach Hause berichteten, „nit zum besten". Die hinteren Glieder konnten, durch den Hohlweg getrennt, den Druck auf die vorderen, worauf ja taktisch das Wesen dieser tiefen Gevierthaufen beruhte, nicht ausüben.

Gleichzeitig wurde auch der Versuch der französischen Ritterschaft, über die Brücke in die rechte Flanke der Kaiserlichen einzudringen, zurückgeschlagen.

Pescara, der mit seinen Spaniern in derselben Weise wie Frundsberg mit den Landsknechten den anderen Haufen der Schweizer, die Städter unter Albrecht von Stein zurückgeschlagen hatte, machte jetzt den Vorschlag, den Sieg zu verfolgen und den Schweizern nachzustürmen. Allein Frundsberg lehnte es ab, mit den Worten, „wir haben heute Ehre genug eingelegt", und der Oberfeldherr Colonna stimmte ihm zu. Die Schweizer waren trotz der schweren Verluste, die sie erlitten, doch in Ordnung zurückgegangen, und hinter ihnen standen, wie wir wissen, noch 14000 Mann, die vermutlich nur darauf lauerten, daß die Kaiserlichen ihnen in das freie Feld entgegenkämen.

Da es nicht geschah, mußten die Franzosen die Schlacht endgültig verloren geben und, da die Schweizer nach Hause zogen, auch den Feldzug.

Zum ersten Male hatten die Landsknechte die Schweizer besiegt und waren nicht wenig stolz darauf. Sie sangen Spottlieder auf die Besiegten, die mit anderen Liedern antworteten, und im Fortgang dieses Liederkampfes sind die verschiedenen Schlachten ineinandergeflossen, und schließlich ist die Schlacht von Bicocca mit den Haufen der festgeschlossenen Landsknechte und dem tapferen

Arnold Winkelried, der vor ihnen fällt, in die Ritterschlacht von Sempach, 136 Jahre früher, versetzt worden.

3000 Tote nach der geringsten Angabe haben die Schweizer bei Bicocca verloren, vielleicht nicht weniger als in allen ihren großen Siegen zusammengenommen. Mehr als an der Zahl aber, schreibt Guicciardini, verloren sie an Kühnheit, denn es sei sicher, daß der Schaden, den sie bei Bicocca erlitten, sie so geschwächt habe, daß sie viele Jahre nachher ihre alte Mannhaftigkeit nicht mehr bewiesen. Auf dem unbedingten, durch zwei Jahrhunderte anerzogenen Vertrauen, nicht besiegt werden zu können, hatte ja ihre Kühnheit beruht, und dieses Vertrauen, meinte man, sei jetzt gebrochen. In Wirklichkeit bestätigt jedoch die spätere Kriegsgeschichte dieses Urteil nicht. Wenn die Bedeutung der Schweizer allmählich zurückgetreten ist, so lag es nicht daran, daß ihre eigene Tüchtigkeit nachgelassen hätte, wie wir noch sehen werden, sondern in der Gesamtentwicklung, die den Raum für die Kraft der Eidgenossen mehr und mehr einschränkte.

Ranke charakterisiert die Schweizer bei Bicocca:

„Es war in ihnen ein wilder Kriegsmut ohne alle höhere Begeisterung, der nur auf sich selber trotzte und keiner Führung zu bedürfen meinte. Sie wußten, daß sie Mietlinge waren, aber ein jeder sollte und wollte seine Pflicht tun; ihr Gedanke war nur, die Sachen Leib an Leib auszufechten, den Sturmsold zu verdienen, ihre alten Gegner, die Schwaben, die Landsknechte zu bezwingen."

Die Schlacht bei Pavia[1]).
(24. Februar 1525.)

Trotz der Niederlage von Bicocca setzten die Franzosen den Kampf um die Vorherrschaft in Italien fort. Es folgen zwei Feldzüge, die höchst bewegt, doch ohne Schlacht verlaufen und damit enden, daß das kaiserliche Heer, das bis Marseille vorgedrungen, sich beinah auflöst, während König Franz wieder die Alpen über-

[1]) Die maßgebende Monographie ist die Berliner Dissertation von Reinhard Thom (1907), die viele Einzelfehler in früheren Darstellungeu vermöge exakter Quellenanalyse berichtigt. Einige Quellennachträge in der Besprechung dieser Schrift „Deutsche Lit. Zeit. 1909, Nr. 8" sind für uns nicht von Belang.

stiegen hat, Mailand einnimmt (mit Ausnahme der Zitadelle) und Pavia belagert.

Die Stadt war von Spaniern und Landsknechten verteidigt, die die Stürme der Franzosen abschlugen, so daß der König sich schließlich auf Einschließung zum Zwecke der Aushungerung beschränkte. Mittlerweile kamen neu geworbene Landsknechthaufen unter Frundsberg und Marx Sittich von Embs über die Alpen und rückten mit den Spaniern unter Pescara vereinigt von Osten her zum Entsatze der Stadt heran. Die Franzosen aber, die die Stadt bereits über zwei Monate (seit dem 24. November) belagerten, hatten die Zeit benutzt, ihr Lager nach außen hin zu befestigen, daß es unangreifbar schien. Pescara rückte mit seinen Verschanzungen so nahe an das feindliche Lager heran, daß die Schützen sich an manchen Stellen auf nicht mehr als 40 Klafter gegenüberstanden, aber der König hielt seine Stellung für so fest, daß er jede positive Gegenmaßnahme gegen das Entsatzheer für überflüssig hielt. Er zog die Masse seiner Truppen auf die Ostseite, wo das Entsatzheer ihn bedrohte, und glaubte nun, durch bloße Ausdauer siegen zu können. Er hatte um so mehr Aussicht, daß ihm das gelingen würde, als im kaiserlichen Heer völliger Geldmangel herrschte und die Landsknechte drohten, nach Hause zu ziehen, wenn man sie nicht endlich bezahle. Einzelne Scharen begannen wirklich bereits den Rückmarsch. Man verpflichtete die Knechte endlich, noch einige Tage auszuharren, gegen das Versprechen, es zur Schlacht bringen zu wollen. „Gott gebe mir 100 Jahre Krieg und nicht einen Schlachttag", sagte Pescara, „aber jetzt ist kein anderer Ausweg."

In der Front war das Belagerungsheer nach außen wie nach innen unangreifbar verschanzt, aber der nördliche Flügel ragte hinein in einen großen, mit einer Backsteinmauer umzogenen Tierpark. Durch diese Mauer schien der Flügel völlig gedeckt, und wenn sie sorgsam genug bewacht wurde, so war es auch der Fall: ehe die Mauer niedergeworfen werden und ein erheblicher Teil des Entsatzheeres eindringen konnte, mußten immer überlegene Teile des französischen Heeres zur Stelle sein, um die Eingedrungenen wieder hinauszutreiben.

Alles hing für das kaiserliche Heer davon ab, ob es gelang, die Aufmerksamkeit der Franzosen zu täuschen, und mit großen Massen in den Park einzudringen, ehe jene zum Gegenstoß gesammelt waren.

In der Nacht des 23. zum 24. Februar wurden eine Anzahl spanischer Arbeitssoldaten (vastadores) mit Rammwiddern und ähnlichen Instrumenten an den nördlichsten Teil der Mauer geschickt, der von dem französischen Lager ziemlich entfernt war. Mit Fleiß wandte man keine Geschütze an, die Mauer niederzulegen, um nicht durch ihren Donner die Franzosen aufmerksam zu machen. Die Nacht war mondlos und stürmisch, so daß die Arbeit sich wirklich vollzog, ohne daß der Feind darauf achtete. Zu dieser Nachlässigkeit mag beigetragen haben, daß man nun schon drei Wochen einander gegenüberlag, fast jede Nacht kleine Ueberfälle stattgefungen hatten, und man hinter irgend welchen Bewegungen nicht gleich etwas Größeres argwöhnte[1]).

Während die Vastadoren, die ganze Nacht arbeitend, drei große Breschen in die Stadtmauer legten, setzte sich die ganze Armee in Bewegung. Noch in tiefer Dunkelheit brach man auf und langte, als es hell wurde, vor den Mauerlücken an. Wenn die Franzosen den Abmarsch bemerkt haben, mögen sie ihn sich als den Beginn des Rückzuges ausgelegt haben.

In drei Kolonnen strömten die Kaiserlichen jetzt in den Park ein und marschierten auf. Voran gingen 3000 Schützen, Spanier und Landsknechte. Dann kamen die Reiter, dann die Landsknechte — diese zuletzt, vielleicht, weil sie die größte Masse bildeten und deshalb am längsten gebrauchten, die enge Bresche zu überwinden.

Der Park hatte ein welliges Wiesengelände, von einem Bach durchflossen, hier und da Bäume und kleine Waldstücke, etwa in der Mitte eine Meierei oder ein kleines Jagdhaus, Mirabello. Bis hierher waren die Kaiserlichen bereits gelangt, als ihnen die Franzosen entgegentraten. König Franz selbst mit den Gendarmen kam angesprengt, und die französische Artillerie begann zu feuern. Die Kaiserlichen, ohnehin sehr schwach an Geschützen,

---

[1]) Dies gibt als Grund der Sorglosigkeit der Franzosen ausdrücklich der Bericht des Gesandten von Siena an.

fünffachen Reihe von Schützen. Vor der Front die Artillerie, außerhalb die leichten ungarischen Reiter.

Jovius gibt als Grund dieser Aufstellung an, daß man die Reiterei nicht der Ueberzahl der Türken, die er auf 300000 angibt, habe aussetzen dürfen.

Rüstow hat die Sache so verstehen wollen, daß es sich um eine Defensiv-Stellung handle, die dann als „ungarische Ordonnanz" sich noch über 100 Jahre lang in den Kriegen gegen die Türken gehalten habe.

Ich sehe darin nur eine Parade-Aufstellung ohne jede taktische Bedeutung. Irgend eine Schlacht, die ähnlich aufgebaut worden wäre, ist mir nicht bekannt.

Das ganze gewaltige Aufgebot von 1532 hatte keinen positiven Erfolg, da Sultan Soliman sich scheute, es zur Schlacht kommen zu lassen, und auswich, und die Protestanten für den Kaiser keine Eroberungen machen wollten. Unter den Truppen brach wegen schlechter Verpflegung und mangelnden Soldes Meuterei aus und das Heer löste sich auf.

Die Schlacht bei Ceresole[1]).
(14. April 1544.)

Die Franzosen belagern Carignano, südlich von Turin; ein kaiserliches Heer unter del Guasto sucht eine Stellung zu gewinnen, die die Franzosen zwingen würde, entweder die Belagerung aufzugeben oder das Entsatzheer unter ungünstigen Bedingungen anzugreifen. Aber das Manöver, obgleich sehr sorgsam vorbereitet, mißlingt, zum Teil weil Regenwetter die Wege aufgeweicht hat und der Heereszug mit seinen großen Proviantkolonnen das Marschziel nicht in der angenommenen Zeit erreichen kann.

Der jugendlich kühne Führer der Franzosen, der Prinz von Enghien, hat, den Entsatzversuch del Guastos voraussehend, von seinem König die Erlaubnis erbeten und erhalten, eine Schlacht zu wagen und, als nun die Kaiserlichen nahen, brechen die Fran-

[1]) Berl. Dissert. von Karl Stallwitz, 1911. Dazu Bespr. von Hadank, D. Lit. Z. 1912, Nr. 16.

zosen, rechtzeitig aufmerksam geworden, morgens 3 Uhr aus ihrem Lager von Carignano auf und erscheinen in der rechten Flanke der feindlichen Marschlinien, so daß del Guasto sich entschließen muß, entweder auszuweichen und damit Carignano preiszugeben oder die Schlacht anzunehmen.

Die Kräfte sind ziemlich gleich. Del Guasto hat Ueberlegenheit an Fußvolk, Enghien Ueberlegenheit an Gendarmen: noch zuletzt sind ihm über 100 französische Edelleute zugezogen, die auf den Ruf, es stehe eine Schlacht bevor, hingeeilt waren, um in altritterlicher Weise mitzukämpfen. Guasto aber glaubte, wie er nachher Jovius erzählt hat, nach der Erfahrung von Pavia, daß die Musketiere den Rittern über seien und dann seine Landsknechte ihm den Sieg bringen würden. Er nahm also die Schlacht an, und beide Heere marschieren an der Stelle, wo sie zufällig in Berührung miteinander geraten, auf.

Beide Heere aber suchen taktisch den Vorteil der Defensive für sich zu gewinnen und dem anderen den Angriff zuzuschieben. Infolgedessen wird die Schlacht in einer an ganz moderne Vorgänge erinnernden Weise durch ein mehrstündiges Schützen- und Artilleriegefecht eingeleitet. Die Tirailleure wogen hin und her und nehmen, wenn sie in Bedrängnis kommen, die Hilfe von Reitern in Anspruch. Sobald diese kommen, müssen die Tirailleure in dem offenen Gelände natürlich zurück.

Endlich ist es del Guasto, der sich zum Angriff entschließt, vielleicht weil er die Wirkung der französischen Artillerie nicht länger ertragen kann, vielleicht in der Meinung, schon einem feindlichen Stoß entgegenzugehen.

Beide Teile haben nach alter schweizer Art ihre Pikeniere in drei große Haufen aufgestellt, die einfach auf dem gleichmäßig gewellten Gelände nebeneinander stehen. Wenn die Schweizer in alter Zeit ihre drei Haufen staffelweise aufgestellt hatten, so war es geschehen, um bei ihrer stürmischen Offensive volle Freiheit der Bewegung zu haben. Hier, wo man den Angriff abwartete und jeder Haufen von Reitern begleitet und flankiert war, ergab sich die lineare Aufstellung von selbst.

Beim Zusammentreffen stößt nun der am besten zusammengesetzte Pikenierhaufen der Kaiserlichen, die Vorhut auf dem

rechten Flügel, bestehend aus Landsknechten und Spaniern auf eine zwar numerisch überlegene, aber ziemlich lockere Schaar von neugeworbenen Schweizern (Greyerzern) und Italienern, wirft und verfolgt sie und kann auch durch die französischen Gendarmen, die sie attackieren, nicht aufgehalten werden.

Im Zentrum aber trifft ein Haufen von neugeworbenen Landsknechten auf einen entsprechenden Haufen von ganz besonders bewährten Schweizern in französischem Dienst. Von ihrem Hauptmann Fröhlich sorgsam zurückgehalten, stürmt dieser den Landsknechten erst entgegen, als sie, durch Mangel an Kriegsübung und Terrainschwierigkeiten vor der Front etwas auseinandergekommen, ihnen nahe sind. Schon an sich waren diese Schweizer, wenn auch an Zahl wesentlich schwächer, an kriegerischer Tüchtigkeit ihren Gegnern überlegen; es geschah aber auch, daß die französischen Gendarmen die leichten spanischen Reiter, die die Landsknechte begleiteten, schlugen, und endlich fiel den Landsknechten auch noch der dritte französische Pikenierhaufen, aus Gascognern bestehend, in die Flanke. Das war dadurch möglich geworden, daß der dritte Haufen der kaiserlichen Infanterie, der den Gascognern hätte zu Leibe gehen müssen, das nicht tat, sondern sich zurückhielt. Dieser Haufen bestand aus Italienern, die in der neuen Infanterie-Taktik noch nichts geleistet hatten und war auch nur klein. Del Guasto wird sich darauf verlassen haben, daß diese Italiener sehr stark an Schützen waren, aber die Schützen hatten vor den Reitern weichen müssen, auch die florentinischen Reiter, die sie begleiteten, wurden von den französischen geschlagen, und so war der Spießerhaufen der Gascogner frei geworden und wandte sich, richtig geführt, auf den entscheidenden Punkt. Die Quellen widersprechen sich darüber, in welchem Augenblick die Gascogner auf die Landsknechte gefallen seien: ob sie nur die Niederlage vollendeten, nachdem die Schweizer sie bereits zurückgeworfen, oder ob beide zusammengewirkt, oder gar die Gascogner die eigentliche Arbeit getan. Da die Schweizer nach ihren eigenen Angaben nur 40 Tote verloren haben, von denen doch ein Teil auf das vorhergehende Feuergefecht kommen muß, so kann der Zusammenprall mit den Landsknechten nicht so sehr hart gewesen sein, und die Einwirkung der Gascogner wird sich

auch schon geltend gemacht haben, indem man sie herannahen sah, ehe die Waffen gebraucht werden konnten. Monlucs Erzählung, der Zusammenstoß sei so heftig gewesen, daß das erste Glied auf beiden Seiten zu Boden geworfen wurde, wird nicht als eine Realität nacherzählt werden dürfen.

Der ursprünglich siegreiche rechte Flügel der Kaiserlichen, der den fundamentalen Fehler begangen hatte, seinen Sieg gradeaus zu verfolgen, statt erst einmal zu helfen, den feindlichen Haupthaufen, die Schweizer niederzuringen, wurde zum Schluß, als er auf das Schlachtfeld zurückkehren wollte, von allen Seiten angefallen und aufgerieben.

Die Besonderheiten dieser Schlacht scheinen alle durch die Feuerwaffe bestimmt zu werden, und zwar sowohl durch das, was sie leistete, als durch das, was man von ihr erwartete, sie aber doch noch nicht leistete. Während wir in den vorangehenden großen Schlachten einen deutlich markierten Verteidiger und ebenso deutlich markierten Angreifer haben, haben wir hier die Erscheinung, daß taktisch beide Teile bis zuletzt den Vorteil der Verteidigung für sich zu gewinnen wünschen. Es ist offenbar nicht bloß der Geländevorteil, den man dabei im Auge hat — denn früher haben die Schweizer ja darauf nie Rücksicht genommen — sondern der Vorteil der Fernwaffen. Ferner wird uns berichtet, daß man sowohl bei den Landsknechten wie bei den Gascognern ins zweite Glied Schützen mit Arkebusen oder mit Pistolen eingestellt hatte, die unmittelbar vor dem Zusammenstoß in die feindliche Masse hineinfeuern sollten. Die Wucht und die Geschlossenheit des Spießerhaufens wird dadurch einigermaßen gelockert. Es ist wie der Beginn einer Zersetzung, und die Schweizer zeigen diesen neumodischen Kunstgriff nicht und bleiben trotzdem Sieger. Da auch gegenüber der französischen Ritterschaft das Feuergewehr aus dem Felde weichen mußte, so zeigt Cerefole, daß der Erfolg der Musketiere bei Pavia wesentlich durch die Deckungen bedingt war, die das Gelände des Parks den Schützen bot. Mehr als die Handfeuerwaffe hat, obgleich nicht zahlreich, die Artillerie auf den Gang der Schlacht eingewirkt. Die eigentliche Entscheidung aber geben noch die großen Pikenierhaufen.

Der Verlust der kaiserlichen Armee an Toten und Gefangenen war ungeheuer, etwa die Hälfte des Heeres, davon 5000 tot. Trotzdem war der positive Erfolg des Sieges für die Franzosen nur gering. Sie nahmen nach einiger Zeit Carignano, weiter aber vermochten sie nichts, da sich Kaiser Karl eben von Deutschland aus zum Einfall in Frankreich rüstete und König Franz Truppen aus Italien abrief, sich hiergegen zu verteidigen. Freilich, hätte del Guasto bei Ceresole gesiegt und wäre dann, die Alpen übersteigend, in Frankreich eingefallen, so wäre die Bedrängnis der Franzosen sehr schwer geworden. Aber zu völliger Niederkämpfung hätte es sicherlich auch dann noch nicht gereicht.

Sechstes Kapitel.

Machiavelli.

Die neue Kriegskunst brachte auch sofort ihren großen Theoretiker hervor. Auch im Mittelalter hatte man nicht aufgehört, Vegez zu lesen. Karl der Kühne ließ sich Uebersetzungen des Vegez und Xenophon machen, die erhalten sind. Seine Uebersetzung der Cyropädie von Vasque de Lucenne ging auf der Flucht von Nancy verloren[1]).

Karl V. studierte Cäsars Schriften aufs genauste und versah sein Exemplar mit einer Menge von Randbemerkungen. Auf seine Veranlassung ging eine wissenschaftliche Kommission nach Frankreich, um die Lager Cäsars festzustellen, und nahm 40 Pläne von ihnen auf.

Der militärische Klassiker der Epoche aber wurde Niccolo Machiavelli, über dessen „Renaissance der Kriegskunst" uns jüngst Martin Hobohm ein zugleich grundlegendes und abschließendes Werk beschert hat[2]).

---

[1]) Guillaume S. 165.

[2]) E. Fueter in einer Rezension des Hobohmschen Werkes in der H. Z. 118, 578 erkennt zwar ein hohes Verdienst der Arbeit an, will jedoch im einzelnen viel aussetzen, vermißt methodische Schulung und sogar genügende Kenntnisse im Kriegswesen und in der italienischen Sprache. Ich habe diese Einwendungen nachgeprüft und sie mit einer handschriftlichen Gegenkritik des Angegriffenen verglichen, und das Ergebnis war, daß der Tadel auf den Kritiker zurückfällt. Selbst wenn alle die Einzelheiten, die er moniert, wirkliche Fehler wären, so würde das gegenüber der stupenden Gelehrsamkeit und dem kritischen Scharfsinn, womit Hobohm Berge von überlieferten Mißurteilen weggeschafft und positive neue Erkenntnis aufgebaut hat, sehr wenig bedeuten, aber die Nachprüfung zeigt, daß von allen Einwendungen und Korrekturen Fueters auch nicht eine einzige, wirklich nicht eine einzige berechtigt ist. Nicht Hobohms Verständnis des Italienischen ist ungenügend, sondern Fueter hat die Unterschiede des modernen Italienisch von dem Sprachgebrauch des 16. Jahrhunderts nicht gekannt. Nicht Hobohm bringt Fehlerhaftes über das Kriegswesen jener Zeit, sondern Fueter. Nur drei Beispiele seien angeführt: Machiavelli empfiehlt.

Machiavelli war erfüllt von dem Eindruck, daß während in seiner Jugend (geb. 1469) die Reiterei noch die fast alleinherrschende Waffe gewesen war, jetzt die Infanterie die Schlachten entschied. Er brachte das zusammen mit dem Ergebnis seiner klassischen Studien, daß einst die Römer vermöge ihrer Legionen die Welt bezwungen, und setzte sich nun die Aufgabe, der Welt und insbesondere seinen Landsleuten zu zeigen, daß eine tüchtige Bürger-Infanterie das Ideal einer Heeresverfassung darstelle und befähigt sei, Italien und besonders Florenz von den furchtbaren Soldbanden, mit denen man jetzt die Kriege führte, zu befreien. Sein Patriotismus und sein konstruktiv angelegter Geist, seine literarischen Studien und der Blick auf die Realitäten der umgebenden Welt wirkten in ihm zusammen und trieben ihn vorwärts, sowohl zum Aufbau eines theoretisch durchdachten Systems, wie zu praktischer Schaffung einer florentinischen Staatsmiliz, in der er das Wesen der alten Römer zu erneuern gedachte.

Das Kanzleramt, das Machiavelli in der Republik Florenz bekleidete, war kein leitendes, sondern, wie wir es modern ausdrücken würden, ein höherer Subaltern-Posten. Von dieser nachgeordneten Stellung aus wußte Machiavelli es durch die Macht seines Wortes und seiner Persönlichkeit durchzusetzen, daß im Jahre 1506 die Republik eine Landwehr organisierte, die schließlich bis auf annähernd 20000 Mann gebracht worden ist.

---

daß bei der Auswahl der Korporale der Miliz darauf gesehen werde, daß sie den anderen Konskribierten (scripti) genehm seien. Fueter ist dieser Grundsatz und dieser Sprachgebrauch nicht bekannt; er will einen Sinn in die Vorschrift bringen, indem er „scripti“ mit Weisungen übersetzt und erklärt Hobohm wegen seiner richtigen Wiedergabe der Stelle für unwissend. Machiavelli rekrutierte ferner seine Miliz allein aus den Bauern der untertänigen Landschaft, nicht aus den Stadtbürgern. Fueter hat Hobohms Buch so flüchtig gelesen, daß er diesen Bauern die Gesinnungen des „florentinischen Kaufmannsstaates“ zuschreibt.

Zu Machiavellis Milizsystem gehörte es drittens, daß Florenz das Reislaufen seiner Untertanen möglichst, wenn schon nicht immer mit Erfolg, zu unterdrücken suchte, während es in der Schweiz und in Deutschland behördlich erlaubt, oft sogar mehr oder weniger organisiert wurde. Fueter hat den Gegensatz, der von Hobohm sehr interessant und ausführlich begründet ist, so wenig verstanden, daß er glaubt, Machiavelli habe die amtliche Reglementierung des Reislaufens dem schweizerischen Militärwesen entnommen, und Hobohm mit starker Betonung dahin zu verbessern unternimmt. So geht es fort Punkt für Punkt, und ich kann es nur bedauern, daß die „Historische Zeitschrift“ ihre Leser über ein so fundamentales Werk so in die Irre geführt hat.

Das Land wurde in Distrikte geteilt; Regierungs-Kommissare bereisten diese Distrikte, bezeichneten die ihnen geeignet erscheinenden Männer und legten Listen von ihnen an. Jeder Distrikt stellte eine Kompanie, an deren Spitze ein kriegserfahrener Hauptmann gesetzt wurde. Die Mannschaften erhielten Waffen, einen Spieß und einen Brustharnisch und Uniform, ein weißes Wams und eine Hose mit einem roten und einem weißen Bein. Jede Kompanie führte eine Fahne von verschiedenem Tuch, aber alle gleichmäßig geschmückt mit dem Bilde des florentinischen Löwen. Dem Hauptmann zur Seite stand ein Kanzler für die Verwaltung, Listenführung und alles Schreibwerk, der Fähnrich, eine Anzahl Korporale und ein oder einige Trommler, die „nach Art der Ultramontaner" trommelten. Von Zeit zu Zeit zog an einem Festtage der Hauptmann ortschaftsweise seine Leute zusammen, musterte sie, allein oder zusammen mit einem Regierungs-Kommissar aus der Hauptstadt, und übte sie in militärischen Bewegungen „nach der Art der Schweizer. Zuweilen wurden große Paraden in Florenz selbst abgehalten.

Im Frieden hatten die Landwehrmänner das Recht, Waffen tragen zu dürfen und gewisse Justiz-Privilegien; im Kriege erhielten sie (oder sollten sie erhalten) denselben Sold, wie Geworbene, drei Dukaten auf den Monat. Die Hauptleute erhielten ein regelmäßiges Gehalt bis zu 12 Dukaten monatlich oder statt dessen teilweise Naturallieferung, freie Wohnung und Futter für ein Pferd.

Die Kompagnien wurden allmählich sehr stark gemacht, 800 Mann, also viel zu viel für einen einzigen Offizier, aber man rechnete, daß im Ernstfalle nur etwa der dritte Teil wirklich ausmarschieren würde, und es waren tatsächlich noch viel weniger, etwa 150 Mann auf die Kompanie.

Die Kompanien waren zu reichlich 70% mit Langspießen bewaffnet; etwa 10% waren Schützen, der Rest verteilte sich auf leichte Hellebarden (die „ronca"), Knebelspieße und andere blanke Waffen. Man bildete den großen Gevierthaufen, gewöhnte sich nach dem Trommelschlag einigermaßen im Tritt zu marschieren, Vordermann und Nebenmann zu halten, Rechts- und Linksum zu machen. Diese Bewegungen sind, ebenso wie die Hand-

Machiavelli war erfüllt von dem Eindruck, daß während in seiner Jugend (geb. 1469) die Reiterei noch die fast alleinherrschende Waffe gewesen war, jetzt die Infanterie die Schlachten entschied. Er brachte das zusammen mit dem Ergebnis seiner klassischen Studien, daß einst die Römer vermöge ihrer Legionen die Welt bezwungen, und setzte sich nun die Aufgabe, der Welt und insbesondere seinen Landsleuten zu zeigen, daß eine tüchtige Bürger-Infanterie das Ideal einer Heeresverfassung darstelle und befähigt sei, Italien und besonders Florenz von den furchtbaren Soldbanden, mit denen man jetzt die Kriege führte, zu befreien. Sein Patriotismus und sein konstruktiv angelegter Geist, seine literarischen Studien und der Blick auf die Realitäten der umgebenden Welt wirkten in ihm zusammen und trieben ihn vorwärts, sowohl zum Aufbau eines theoretisch durchdachten Systems, wie zu praktischer Schaffung einer florentinischen Staatsmiliz, in der er das Wesen der alten Römer zu erneuern gedachte.

Das Kanzleramt, das Machiavelli in der Republik Florenz bekleidete, war kein leitendes, sondern, wie wir es modern ausdrücken würden, ein höherer Subaltern-Posten. Von dieser nachgeordneten Stellung aus wußte Machiavelli es durch die Macht seines Wortes und seiner Persönlichkeit durchzusetzen, daß im Jahre 1506 die Republik eine Landwehr organisierte, die schließlich bis auf annähernd 20000 Mann gebracht worden ist.

---

daß bei der Auswahl der Korporale der Miliz darauf gesehen werde, daß sie den anderen Konskribierten (scripti) genehm seien. Fueter ist dieser Grundsatz und dieser Sprachgebrauch nicht bekannt; er will einen Sinn in die Vorschrift bringen, indem er „scripti“ mit Weisungen übersetzt und erklärt Hobohm wegen seiner richtigen Wiedergabe der Stelle für unwissend. Machiavelli rekrutierte ferner seine Miliz allein aus den Bauern der untertänigen Landschaft, nicht aus den Stadtbürgern. Fueter hat Hobohms Buch so flüchtig gelesen, daß er diesen Bauern die Gesinnungen des „florentinischen Kaufmannsstaates“ zuschreibt.

Zu Machiavellis Milizsystem gehörte es drittens, daß Florenz das Reislaufen seiner Untertanen möglichst, wenn schon nicht immer mit Erfolg, zu unterdrücken suchte, während es in der Schweiz und in Deutschland behördlich erlaubt, oft sogar mehr oder weniger organisiert wurde. Fueter hat den Gegensatz, der von Hobohm sehr interessant und ausführlich begründet ist, so wenig verstanden, daß er glaubt, Machiavelli habe die amtliche Reglementierung des Reislaufens dem schweizerischen Militärwesen entnommen, und Hobohm mit starker Betonung dahin zu verbessern unternimmt. So geht es fort Punkt für Punkt, und ich kann es nur bedauern, daß die „Historische Zeitschrift“ ibre Leser über ein so fundamentales Werk so in die Irre geführt hat.

Das Land wurde in Distrikte geteilt; Regierungs-Kommissare bereisten diese Distrikte, bezeichneten die ihnen geeignet erscheinenden Männer und legten Listen von ihnen an. Jeder Distrikt stellte eine Kompanie, an deren Spitze ein kriegserfahrener Hauptmann gesetzt wurde. Die Mannschaften erhielten Waffen, einen Spieß und einen Brustharnisch und Uniform, ein weißes Wams und eine Hose mit einem roten und einem weißen Bein. Jede Kompanie führte eine Fahne von verschiedenem Tuch, aber alle gleichmäßig geschmückt mit dem Bilde des florentinischen Löwen. Dem Hauptmann zur Seite stand ein Kanzler für die Verwaltung, Listenführung und alles Schreibwerk, der Fähnrich, eine Anzahl Korporale und ein oder einige Trommler, die „nach Art der Ultramontaner" trommelten. Von Zeit zu Zeit zog an einem Festtage der Hauptmann ortschaftsweise seine Leute zusammen, musterte sie, allein oder zusammen mit einem Regierungs-Kommissar aus der Hauptstadt, und übte sie in militärischen Bewegungen „nach der Art der Schweizer. Zuweilen wurden große Paraden in Florenz selbst abgehalten.

Im Frieden hatten die Landwehrmänner das Recht, Waffen tragen zu dürfen und gewisse Justiz-Privilegien; im Kriege erhielten sie (oder sollten sie erhalten) denselben Sold, wie Geworbene, drei Dukaten auf den Monat. Die Hauptleute erhielten ein regelmäßiges Gehalt bis zu 12 Dukaten monatlich oder statt dessen teilweise Naturallieferung, freie Wohnung und Futter für ein Pferd.

Die Kompagnien wurden allmählich sehr stark gemacht, 800 Mann, also viel zu viel für einen einzigen Offizier, aber man rechnete, daß im Ernstfalle nur etwa der dritte Teil wirklich ausmarschieren würde, und es waren tatsächlich noch viel weniger, etwa 150 Mann auf die Kompanie.

Die Kompanien waren zu reichlich 70% mit Langspießen bewaffnet; etwa 10% waren Schützen, der Rest verteilte sich auf leichte Hellebarden (die „ronca"), Knebelspieße und andere blanke Waffen. Man bildete den großen Gevierthaufen, gewöhnte sich nach dem Trommelschlag einigermaßen im Tritt zu marschieren, Vordermann und Nebenmann zu halten, Rechts- und Linksum zu machen. Diese Bewegungen sind, ebenso wie die Hand-

habung der Waffen so einfach, daß sie sehr wohl in den wenigen Festtags-Uebungen erlernt werden konnten. Auch die Schweizer und Landsknechte werden nicht gründlicher exerziert haben. Die einzige Waffe, die Kunstfertigkeit erforderte, die Schußwaffe, wurde von solchen geführt, die sich auf eigene Hand darin übten und selber Besitzer solcher Waffen waren; ob Armbrust oder Arkebuse, wurde freigestellt.

So weit scheint die Organisation der florentinischen Miliz allen vernünftigen Anforderungen zu entsprechen. Aber es folgen noch andere Bestimmungen. Gleich in der ersten Denkschrift, in der Machiavelli den Florentinern die Miliz empfahl, warf er die Frage auf, ob die Schaffung einer derartigen bewaffneten Macht nicht der Republik selber gefährlich werden könne. Die Verfassung beruhte zunächst auf der Herrschaft der Stadt über das Land, ein recht erhebliches Gebiet mit vielen Bauernschaften und kleineren Städten. Nur ein Teil dieses Gebietes, der contado genannt, galt für unbedingt zuverlässig; der größere Teil, der distritto, war allmählich mit Gewalt unterworfen und konnte der Stadt den Gehorsam einmal wieder aufsagen wollen. In der Stadt selbst herrschte ein sehr künstlich organisierter Mittelstand mit aristokratischem Einschlag. An der Spitze der Republik stand zwar ein auf Lebenszeit gewählter Gonfaloniere, Soderini, aber seine Kompetenz war gering. Die eigentliche Regierungsgewalt war in der Hand einer Anzahl Kollegien, der 80, der 10, der 9, der 8, deren Zusammensetzung immer schon nach wenigen Monaten wechselte und deren Zuständigkeit sich vielfach untereinander kreuzte. Ueber allen stand eine Bürgerversammlung, zu der diejenigen Bürger Zutritt hatten, deren Vater, Großvater oder Urgroßvater einmal einem jener Kollegien angehört hatte oder dazu wählbar gewesen wäre.

Die fundamentale Verschiedenheit von der Verfassung des alten Rom springt in die Augen. In Rom ist der Bauer gleichberechtigt mit dem Stadtbürger und es gibt keinen Gegensatz zwischen Stadt und Land. Die Magistratur ist durch und durch autoritär. Die reichen aristokratischen Familien genießen ein überkommenes, durch die Religion gestütztes Ansehen und üben ihren Einfluß in ponderierendem Gleichgewicht mit der demokratischen Masse. Diese Masse bildet das Heer.

So locker, ja diffus dagegen die florentinische Regierungsmaschinerie ist, so ist sie auch von außen und innen noch stets bedroht durch die Prätensionen der vertriebenen Medici-Familie. Alles ist deshalb aufgebaut auf wechselseitigem Argwohn und gegenseitiger Beschränkung. Das eine Kollegium, die 9, hatte die Miliz im Frieden unter sich; kam es zum Kriege, so ging das Kommando auf das andere Kollegium, die 10, über. Das sei eben der Vorteil, meinte Machiavelli, daß die Milizen gar nicht wüßten, wer eigentlich ihr Herr sei. Wie konnte aber eine Regierung, die selber so flüssig war, eine feste Heeres-Organisation schaffen? Alles was geschehen ist, beruhte tatsächlich auf der Person Machiavellis, der als angestellter Sekretär in verschiedenen Kollegien die Personal-Einheit schuf und darstellte, vermöge deren die verschiedenen Instanzen einheitlich wirkten.

Aber auch er konnte nicht anders als nach einem Mittelweg suchen zwischen dem Wunsch der Republik, ein Heer zu besitzen, und der Furcht der Republik, von diesem ihrem eigenen Heer verschlungen zu werden.

Erstes Erfordernis für eine brauchbare Miliz wäre gewesen, das möglichst enge Verwachsen des Hauptmanns mit seiner Kompanie. Die Leute mußten Vertrauen zu ihrem Hauptmann haben, der Hauptmann mußte seine Leute kennen. Aber was hätten Hauptleute, die ihre Mannschaft derart an ihren Befehl gewöhnt hatten, anstellen können! Solche Gefahren zu vermeiden, wurde vorgeschrieben, daß die Hauptleute alle Jahre in einen anderen Bezirk versetzt werden sollten, damit „ihre Autorität nicht einwurzele".

Der Hauptmann sollte aber überhaupt keine eigentliche Gewalt über seine Kompagnie haben. Der Wehrmann, der nicht zur Uebung zu kommen wünschte, bedurfte keines Urlaubes, sondern hatte sich nur auf irgend eine Weise zu entschuldigen. Der Hauptmann hatte keine direkte Strafbefugnis, sondern durfte nur bei offener Meuterei vorläufig festnehmen; die Strafgewalt hatte der Regierungskommissar und die Behörde in Florenz. Einmal wurde an einige Hauptleute geschrieben: „In Anbetracht der geringen Belohnung, die unsere Eingeschriebenen für ihre Mühe und Unbequemlichkeit bei der Ausbildung als Angehörige der Miliz be-

kommen, wollen wir, daß sie human behandelt und freundlich zurechtgewiesen werden, wenn sie bei der Einübung in ihrer Unerfahrenheit Fehler machen. Wir wollen es, damit sie desto lieber und freudigeren Herzens bei dieser Arbeit aushalten. Denn aus der obigen Erwägung heraus halten wir dieses Mittel für das wirksamste, um sie zum Gehorsam und bei guter Stimmung gegen diese Ausbildung zu erhalten. Sie zu kujonieren und zu erbittern (el bistractarli et exasperarli) erscheint uns als geeignet, gerade das Gegenteil zu erreichen. Deshalb haben wir dich ermahnen wollen, freundlich (amorevolente) mit ihnen umzugehen und dir Mühe zu geben, daß du sie bei guter Stimmung erhälst; du muß sorgfältig darauf bedacht sein, alles zu vermeiden, wovon du weißt oder glaubst, es könnte irgendeinen Zwischenfall (disordine) verursachen."

Während der Hauptmann ein Fremder war, der von der Behörde in den Bezirk gesetzt wurde, waren der Fähnrich und die Korporale angesehene Eingesessene. Aber militärische Funktionen finden wir ihnen nicht zugeteilt, so daß die eigentliche Handhabung des Dienstes allein auf dem Hauptmann ruht.

Wie die Hauptleute unter sich keine rechten Organe für die Durchführung ihrer Aufgabe hatten, so entbehrte auch die Miliz als Ganzes eines einheitlichen militärischen Oberkommandos. Die Hauptleute selbst lagen Machiavelli in den Ohren, er möge die Ernennung eines Obersten durchsetzen. Eine Woche vor dem endgültigen Zusammenbruch hat Machiavelli das auch erreicht: am 25. August 1512 wurde Jacopo Savelli, ein altgedienter florentinischer Reiter-Kondottiere, zum Oberstkommandierenden ernannt, aber er ist nicht mehr imstande gewesen, zu retten. Hätte er es vermocht, hätte er es fertig gebracht, die 20000 Wehrmänner wirklich zu disziplinieren, so wäre es ihm bald ein leichtes gewesen, seine Fähnlein gegen die Geldsäcke der Tyrannenstadt zu führen und seinen Soldatenstiefel auf die papierne Popular-Verfassung zu stellen, vorausgesetzt, daß man ihn nicht vorher umgebracht hätte. (Hobohm.)

Nachdem die Fuß-Miliz in stattlichem Umfang organisiert war, setzte Machiavelli Ende 1510 auch die Schaffung einer Reiter-Miliz durch.

Die Machiavellische Miliz hat etwa 7 Jahre bestanden. Sie wurde benutzt, um die Stadt Pisa Florenz wieder zu unterwerfen. Man schnitt der Stadt die Zufuhren ab und zerstörte jährlich zweimal ihre Ernte bis unter die Stadtmauer hin. Diese Aushungerung brachte sie endlich zur Uebergabe. Die wahre Probe aber hatte die Miliz erst zu bestehen, als im Jahre 1512 sich eine große Liga gebildet hatte, um die Familie Medici wieder nach Florenz zurückzuführen. An der Spitze standen die Spanier. Es war die spanische Infanterie, die bei Ravenna geschlagen war, sich aber trotz der Niederlage durch ihren unzerbrechbaren Zusammenhalt vor der Vernichtung bewahrte. Als diese Spanier die florentinische Grenze überschritten, wurde die Miliz zusammengerufen. Man hätte leicht 12000 Mann auf die 8000 Spanier werfen können. Aber von vornherein schien es ein unmögliches Wagnis zu sein, dieser bewährten Armee im freien Felde gegenüber zu treten. Man besetzte also Florenz und das zunächst von den Spaniern bedrohte Städtchen Prato, etwa 2 Meilen nördlich von der Hauptstadt. Prato hatte noch die mittelalterliche Befestigung, eine hohe, dünne Mauer. Einen Versuch der Belagerer, die Mauer mit Leitern zu ersteigen, wiesen die Verteidiger ab. Die Spanier besaßen nicht mehr als zwei Belagerungsgeschütze, von denen noch das eine sprang. Mit der einen übrig bleibenden Kanone schossen sie eine Bresche, oder wie eine Quelle sich ausdrückt, mehr ein Fenster als eine Bresche, ein Loch in die Mauer, vier Meter breit, zwei Meter hoch. Die Belagerer waren bereits in der äußersten Not durch Mangel an Lebensmitteln. Hätte Prato sich noch zwei Tage behauptet, so hätte die spanische Armee abziehen müssen und hätte sich vielleicht auf dem Rückzug aufgelöst. Gerade diese äußerste Not trieb sie, den Sturm auf die Bresche zu wagen. Die Bresche war nicht nur klein und so hoch, daß man noch Leitern anlegen mußte, sondern sie konnte auch von einer dahinterliegenden Mauer aus unter Feuer genommen werden. Aber die spanischen Arkebusiere gingen bis nahe an die Stadtmauer vor und nahmen sie so sehr unter Feuer, daß die Verteidiger nicht mehr aus den Zinnen hervorzutreten wagten und als die Spanier, einige Fähnriche voran, zum Sturm ansetzten, ergriffen die toskanischen Wehrmänner die Flucht und in einer halben Stunde war die Stadt erobert.

Ein furchtbares Morden setzte ein, und nicht bloß Morden, Schänden und Plündern. Die lebend Gefangenen wurden, nachdem sie selber alles hergegeben, von den Spaniern drei Wochen lang gefoltert, um von ihren entfernt wohnenden Verwandten Lösegelder zu erpressen. Die Florentiner machten dem spanischen Feldherren Cardona Vorstellungen wegen der unerhörten Höhe der geforderten Lösegelder. Er erklärte selber, daß die Forderungen zu hoch seien, aber er sei machtlos gegen seine Truppen.

Der Fall von Prato war auch das Ende der Republik Florenz; sie erklärte sich bereit, die Medici wieder aufzunehmen, und binnen kurzem hatten diese auch die Zügel der Herrschaft wieder in der Hand. Mit der Republik hatte auch die Miliz ihr Ende erreicht.

Die Besatzung von Prato war nicht weniger als 3000 Milizen und 1000 bewaffnete Bürger stark; sie wußten alle, was ihnen bevorstand, wenn die Spanier die Stadt nahmen. Wie war es möglich, daß sie, wenn nicht aus kriegerischem Sinn und aus Vaterlandsliebe, doch um sich selbst vor dem Gräßlichsten zu retten, so viel Kampfeskraft aufgebracht haben, um die Bresche zu verteidigen? Sie waren ja doch noch etwas mehr als ein bloßes Bürgeraufgebot; sie hatten kriegserfahrene Hauptleute und waren in den Waffen und in dem Zusammenstehen einigermaßen geübt. Aber es ist wieder wie in der Völkerwanderung, wo die reichsten Provinzen mit Millionen von Bewohnern, wenigen Tausenden Germanen fast ohne Widerstand zum Opfer fallen, Stadt auf Stadt in Flammen aufgeht, bloß weil es den wilden Barbaren Vergnügen macht.

Machiavelli hatte das römische Kriegswesen studiert, aber merkwürdig genug: den entscheidenden Begriff, die römische Disziplin hat er nicht herausgefunden. Durch seine Vorschriften, daß die Hauptleute keine direkte Strafgewalt haben und nicht zugelassen werden sollte, daß ihre Autorität bei den Mannschaften einwurzele, ist sie sogar positiv ausgeschlossen. Nichts ist interessanter, als von hier aus einmal umgekehrt festzustellen, weshalb Rom die große Werkstätte der Macht werden konnte und der Ansatz Florenz' dazu so jammervoll scheiterte. Die Stadt Rom herrschte nicht über ihre Bauernschaft, sondern war eins mit ihr: die Bauern wählten zusammen mit den Bürgern in den Comitien

die Magistrate. Auch in Rom herrschte wie in Florenz ein gewisser Argwohn gegen die Magistrate und es gab deshalb kein einheitliches Heeres-Kommando, sondern es war zwischen zwei Konsuln geteilt. Aber von da an abwärts herrschte mit eiserner Gewalt die Autorität des Imperiums, gestützt auf die Religion und das Augurium. Das Exerzitium des mit dem Weinrebenstocks ausgerüsteten Centurio gab den römischen Landwehren die Festigkeit, den Galliern und Cimbern zu widerstehen, die Machiavellis Milizen in der Bresche von Prato vermissen ließen.

Auch die Schweizer, Landsknechte und Spanier hatten nicht die römische Disziplin. Was sie dennoch im Sturm der Schlacht unwiderstehlich machte, war die lange Gewohnheit des Zusammenhalts und schließlich das durch die Siege selbst anerzogene wechselseitige Vertrauen. Weder die Disziplin noch den im Kriege selbst erzogenen kriegerischen Sinn vermochte Machiavelli seinen Wehrmännern zu geben, und nicht einmal theoretisch hat er den Wert und die Bedeutung des einen oder des anderen erkannt. Aber schelten wir ihn deshalb nicht. In seiner Vorstellung des Volksheeres lag das Schauen eines Propheten. Ein solches Volksheer wirklich zu bilden, war für den florentinischen Staat im Anfang des 16. Jahrhunderts unmöglich, weil die Verfassungsgrundlage fehlte, und die Jahrhunderte selbst gehörten dazu, jenen zugleich brutalen und idealen Begriff der Disziplin zu schaffen, der auch das Volksaufgebot zu einem militärisch brauchbaren Körper formt. Indem aber Machiavelli die zukünftige Infanterie an das Römertum anknüpfen wollte, hat er doch hiervon eine richtige Ahnung gehabt.

Dem wahren Ziele näher gekommen als Machiavelli selbst, sind im Grunde genommen schon zwei Vorläufer, von denen er auch Anregungen empfangen hat, der Kondottiere Vitelli und Cäsar Borgia, die beide in ihren Territorien eine Mischung von Söldnertum und Miliz schufen, das zweifellos besser war, als die reine Miliz des Florentiners. Man mag das darauf zurückführen, daß Vitelli wie Borgia beide keine Idealisten, sondern praktische Kriegsmänner waren: vor allem aber waren sie zugleich Feldherren und Herren in ihrem Territorium: sie hatten nicht zu fürchten, wie die florentiner Bürger des Neuner- und Zehnerkollegiums, daß, wenn ihnen

ihre Schöpfung wirklich gelinge, sie ihnen eines Tages selber gefährlich werden könnte, und schwächten deshalb die militärische Autorität nicht selber künstlich ab, sondern bildeten sie aus, wie das militärische Bedürfnis es verlangte. Auch ihr Werk hatte freilich keinen Bestand, weil die Fundamente ihrer eigenen Herrschaft den Stürmen der Zeiten nicht standhielten.

So wenig Machiavellis Organisation der toskanischen Miliz einwandfrei ist, ebenso wenig ist es ihm gelungen, eine widerspruchslose, eindeutige Theorie der Strategie aufzustellen. Auch hier, kann man sagen, hat er das Problem der Epoche gesehen und hat in seinen Aussprüchen darüber etwas Prophetisches, ohne doch bereits ein in sich gerundetes Gedankensystem schaffen zu können.

Der Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit wird bezeichnet durch die ungeheure Steigerung der Mittel der Kriegführung. An die Stelle der wenigen Fußknechte mit blanker Waffe in den mittelalterlichen Heeren sind die gewaltigen Schlachthaufen getreten, und die Technik der neuen Feuerschußwaffen steigert sich so zu sagen von Moment zu Moment. Man könnte vermuten, daß diese gesteigerten Kriegsmittel in der Strategie dazu geführt hätten, um so schneller der letzten gewaltsamen Entladung der Schlacht zuzustreben, und in der Tat haben wir ja auch eine Reihe großartigster Schlachtbilder hintereinander aus einer nur kurzen Zeitspanne vorgeführt. Im Mittelalter konnte, wenn schon die Begriffe Taktik und Strategie nicht prinzipiell auszuschalten waren, doch nur in einem geringen Maß im einzelnen, unter besonderen Umständen, in besonders gesteigerten Momenten von ihnen die Rede sein. Der Ritter ist zu sehr Persönlichkeit, um Führung zu haben, und seine Bewaffnung zu einseitig, so daß zunächst der Begriff der Taktik fast unanwendbar wird und ohne Taktik wiederum gibt es auch keine Strategie. Die neue Infanterie verbunden mit den neuen Feuerwaffen großen und kleinen Kalibers und der alten, leichten wie schweren Reiterei ermöglicht eine unendliche Fülle von Kombinationen mit dem wechselnden Gelände, Möglichkeiten des Angriffs, wie der Verteidigung, die das Mittelalter nicht gekannt hat. Treten wir etwa ein in eine Epoche, wo der Feldherr, wie einst Alexander oder

Cäsar gradlinig auf sein Ziel losgeht, jeden Widerstand bricht und nicht ruht, bis er dem Gegner seinen Willen aufgezwungen hat?

So ist es nicht. Schon bei den großen Schlachten, die wir näher ins Auge gefaßt haben, haben wir am Schluß mehrfach darauf hinzuweisen gehabt, daß der Sieg ohne dauernde Nachwirkung verpuffte. Allen diesen Schlachten haftet etwas merkwürdig Zufälliges, Unorganisches an. Wie glänzend hatten die Franzosen mit Hilfe ihrer Landsknechte bei Ravenna gesiegt (1512), und es verging kein Jahr, so hatten sie, ohne in einer Schlacht besiegt zu sein, Italien räumen müssen. Derjenige Sieg, der die größte und nachdauerndste Nachwirkung gehabt, der Sieg der Kaiserlichen bei Pavia, war doch nicht das natürliche Endergebnis eines von weither angelegten, wohl durchdachten, strategischen Planes, sondern das äußerste, letzte Hilfsmittel in einer verzweifelten Notlage, wie Pescara es ausdrückt: Gott gebe mir 100 Jahre Krieg und keinen einzigen Schlachttag, aber hier bleibt nichts anderes übrig. Die neuen Kriegsmittel, wie sie die Gewalt des Angriffs gesteigert hatten, hatten nicht nur der Verteidigung ebenfalls neue Mittel gegeben, sondern hatten auch in sich Schwächen, die es möglich und ratsam erscheinen lassen konnten, einen Gegner ohne das Wagnis einer Schlacht zu überwinden. Die Feuerwaffen konnten ein Geländehindernis unüberwindlich machen und die neue Infanteriemassen waren ein eben wegen ihrer Massenhaftigkeit oft ein recht vergängliches Kriegsmittel. Von je war die Ueberlegenheit der Zahl eines der wichtigsten Mittel des Erfolges. Im Mittelalter aber spielte sie doch keine so entscheidende Rolle, weil alles auf die Qualität des einzelnen Kriegers ankam und Qualitätskrieger immer nur in einem gewissen begrenzten Maße zu beschaffen waren. Schweizer und Landsknechte aber, nachdem sie einmal organisiert waren, konnte man leicht durch Masseneinstellung von zulaufendem Volk vermehren, und der Massendruck war es ja, der jetzt in der Schlacht die Entscheidung gab. Die Kriegsherren also strebten nach Massen, nicht nur bis an die äußerste Grenze ihrer Geldmittel, sondern noch darüber hinaus. War man auch nicht imstande, den Knechten den versprochenen Sold zu zahlen, so konnte man doch hoffen, den Krieg selbst durch den Krieg zu ernähren. Man wies die Mannschaft an auf die

Beute, gab ihnen ganze Landschaften und Städte zur Ausplünderung preis. Das hatte die schwersten Rückwirkungen auf die Kriegführung selbst, auch auf die Strategie. Bald, daß die Knechte ungeduldig wegen ihrer Nichtbezahlung die Schlacht fordern, bald, daß sie umgekehrt, bis sie bezahlt seien, den Sturm verweigern. Vor allem aber finden wir immer wieder, daß ein Feldherr darauf rechnet, wenn er nur ausharre, werde das feindliche Heer sich von selber auflösen, weil der Gegner nicht imstande sei, es länger zu bezahlen. Das ist ein so verführerischer Gedanke, daß er den Feldherrn wohl verleiten kann, auch sonst recht günstige Gelegenheiten zu einer Schlacht doch nicht zu benutzen, sondern den Feldzug in einen bloßen Manöverkrieg auslaufen zu lassen. Auf diese Weise war es nahe daran, daß König Franz bei Pavia siegte, aber eben die Verzweiflung darüber war es, die die Gegner trieb, das Aeußerste zu versuchen: sie griffen ihn an in seiner so sicheren Stellung und besiegten ihn.

Ich habe für diese Art der Strategie ehedem den Namen der Ermattungsstrategie oder der doppelpoligen Strategie geprägt, d. h. derjenigen Strategie, in der der Feldherr von Moment zu Moment wählt, ob er vermöge einer Schlacht oder eines Manövers zu seinem Zwecke gelangen soll, so daß seine Entschlüsse sich so zu sagen unausgesetzt zwischen den beiden Polen des Manövers und der Schlacht bewegen, sich bald diesem, sich bald jenem Pol zuneigen.

Dieser Strategie steht gegenüber jene andere, die geradeswegs darauf ausgeht, die feindliche Streitmacht anzugreifen, zu zerstören und dem Besiegten den Willen des Siegers zu unterwerfen, die Niederwerfungsstrategie. Wir werden uns noch eingehend mit diesen beiden Grundformen alles strategischen Handelns zu beschäftigen haben. Bleiben wir aber zunächst bei Machiavelli.

Oft genug spricht er Sätze aus, die das Prinzip der Niederwerfung der feindlichen Streitkraft in der Feldschlacht als höchstes Ziel des kriegerischen Handelns proklamieren. „Auf den Feldschlachten ruht das Gewicht des Krieges; sie sind der Zweck, für den man Heere schafft". „Wer gut versteht, dem Feinde eine Schlacht zu präsentieren, bei dem würden andere Fehler, die er in der Kriegführung macht, erträglich sein". „Der strategische Stil der

Römer bestand in erster Linie darin, daß sie, wie die Franzosen sagen, die Kriege kurz und derb (corte e grosso) führten". „Marschieren, schlagen, lagern, sind die drei Hauptgeschäfte des Krieges". „Nicht Gold, wie die gemeine Meinung schreit, ist der Nerv des Krieges, sondern gute Soldaten; denn das Gold reicht nicht hin, gute Soldaten zu finden, aber die guten Soldaten sind durchaus imstande, das Gold zu finden". „Wenn man die Schlacht gewinnt, so muß man mit aller Schnelligkeit den Sieg verfolgen".

Diese und ähnliche Sätze entnahm die Logik Machiavellis dem Begriffe des Krieges, den er sich zergliederte. Aber die Praxis der Kriegführung seiner Zeit zeigte keineswegs dieses Bild und in dem Theoretiker der Antike Vegez fand er ganz andere Grundsätze. Unmöglich konnte er sich diesen Eindrücken ganz entziehen, und so finden wir denn bei ihm im Widerspruch mit den obigen Lehrsätzen auch den Satz: „Gute Feldherren liefern nur dann Schlachten, wenn die Notwendigkeit sie zwingt oder die Gelegenheit günstig ist". Oder wir finden bei ihm eine Auseinandersetzung, daß man ein feindliches Heer nicht zur Verzweiflung treiben, sondern ihm goldene Brücken bauen müsse. Oder wir finden eine Betrachtung, daß die Römer nach dem Siege nicht mit den Legionen, sondern nur mit leichten Truppen und Reitern verfolgt hätten, weil der in Unordnung Verfolgende leicht wieder den Sieg verliere. Besser ist es, heißt es einmal, den Feind durch Hunger zu besiegen, als durch das Eisen, denn der Sieg hängt viel mehr vom Glück als von der Tapferkeit ab.

Trotz der ungeheuren Schlachten, die gerade in die Lebensjahre Machiavellis fallen (Agnadello, Ravenna, Novara, Creazzo, Marignano, Bicocca, Pavia; Machiavelli starb 1527) lebt die Epoche doch ganz in dem Gedanken der Ermattungsstrategie.

In einem militärischen Lehrgedicht, das dem Kaiser Maximilian in seiner Jugend überreicht worden sein soll[1]), heißt es von der Schlacht, man solle, wenn der Feind stärker sei, sich nicht schämen, in eine feste Stellung zurückzugehen.

---

[1]) Jähns I, 336.

„Nit wag leichtlich Dich und Dein Leut durch Ruhm noch Zorn;
Bis wohl bedacht: mag's heut nit sein, so gescheh es morn".

Von Prosper Colonna, dem Sieger von Bicocca, rühmt Guicciardini[1]), er sei von Natur sehr bedächtig gewesen und würdig, „Cunctator" genannt zu werden; er verdiene das Lob, den Krieg mehr mit dem Geist, als mit dem Schwert geführt und gezeigt zu haben, wie man die Staaten verteidigt, ohne sich anders als im Notfall dem Zufall der Waffenentscheidung und dem Glück der Schlachten auszusetzen.

Ganz in demselben Geiste schreibt Jovius[2]):

„Als der Herzog Francesco Maria von Urbino venezianischer Oberfeldherr geworden war (1523), da mäßigte er seine frühere feurige Kampfeslust, wie es die Zeitumstände und die Gewohnheiten des weisen Senates unumgänglich forderten, und wandte sich zu heilsamer, vorsichtig abwägender Gemessenheit; er meinte die gewaltigen und unbesieglichen Legionen der fremden Völker lieber durch Hinhalten bestehen, als zum Kampfe herausfordern zu sollen. Denn die Väter, durch Alvianos doppelte Tollkühnheit und Niederlage (1509 u. 1513) in diesem Sinne belehrt, wollten lieber einen Feldherrn haben, der dem Q. Fabius, als der dem M. Marcellus gliche. Ein solcher Mann würde den stürmischen Feind zum Besten haben, würde ihn durch die Kunst sorgsamer Lagerbefestigung, durch unerwartete Angriffe (extraordinariis proeliis), durch Mangel an Zufuhr und Geld unausgesetzt ermatten; während man ihm doch zutrauen würde, daß er sich zur allgemeinen Feldschlacht (universum proelium) stellen würde, sobald es erforderlich würde."

Das merkwürdigste Beispiel eines Manöverfeldzuges in dieser Zeit ist vielleicht der Einfall des kaiserlichen Heeres in Südfrankreich im Jahre 1524.

Die Seele der Expedition war der Connetable von Bourbon, der dem Namen nach das kaiserliche Heer kommandierte. Er wollte direkt auf Lyon marschieren, das er zur Hauptstadt seines künftigen

[1]) Hist. d'Italia L. IX. Venedig 1562, S. 425.

[2]) Jovius, Elogia viror. bell. vict. illustr. Basel 1575, S. 323.

Königreiches machen wollte. Eine Schlacht gegen Franz I. zu wagen, der seine Truppen bei Avignon konzentrierte, lag ganz in seinem Sinne. Aber als man in Aix war, bedeutete ihm Pescara, der eigentliche Vertrauensmann des Kaisers und in Wirklichkeit der maßgebende Mann im Heere: Karl wünsche einen französischen Hafen einzunehmen, wie England in Calais einen besitze, der als Stützpunkt für Unternehmungen gegen Frankreich dienen könne. Für die eilige Befestigung von Toulon, das man schon innehatte, reichten die Gelder nicht aus. Bourbon mußte sich fügen und man ging an die Belagerung von Marseille. Aber als man nach fünf Wochen eine große Bresche geschossen hatte und der Connetable den Sturm verlangte, hielt ihn Pescara doch auch wieder für zu gefährlich. Die Besatzung unter dem Römer Renzo da Ceri zeigte sich zur Verteidigung bis aufs äußerste entschlossen; hinter der Bresche war eine hinreichende Notbefestigung angelegt. „Wer sein Abendbrot in der Hölle essen will", sagte Pescara, „der mag stürmen!" Mittlerweile sammelte König Franz ein großes Entsatzheer, griff aber nicht etwa die Belagerer von Marseille an, sondern stieg über die Alpen und brach in Italien ein. Nun kehrte auch Bourbon um, und die beiden Heere machten einen gewaltigen Parallelmarsch über die Berge. Zwei Tage vor den Franzosen kamen die Kaiserlichen in Mailand an, hatten aber solche Verluste erlitten, daß sie nicht mehr wagten, das Feld zu halten, und verteilten sich auf die Festungen.

„Diese gewaltige Kriegsmacht, die noch vor ein paar Monaten den Kaiser zum Herrn der Welt machen zu wollen schien, war plötzlich aus dem Felde verschwunden. Meister Pasquin zu Rom ließ sich nicht unwitzig vernehmen: „es sei ein kaiserliches Heer in den Alpen verloren gegangen, der ehrliche Finder werde gebeten, es gegen eine gute Belohnung abzuliefern." (Ranke.)

Den Franzosen blieb nunmehr die Aufgabe, die Festungen zu erobern. Während sie Pavia belagerten, kam ein neues kaiserliches Heer aus Deutschland, und der Knoten löste sich, indem Pescara und Frundsberg den Entschluß faßten, die Belagerer in ihrer befestigten Stellung anzugreifen. Dieser Entschluß lag aber keineswegs von vorn herein in ihrem Plan, sondern war

ein letztes Mittel, sich aus einer sonst hoffnungslosen Lage zu retten. Der Feldzug, der mit der völligen Vernichtung des französischen Heeres und der Gefangennahme des Königs Franz endigt, gehört dennoch seiner Anlage und den Ideen der Feldherren nach in die Ermattungsstrategie.

In den Schriften Machiavellis finden wir die Grundsätze der Niederwerfungs- und der Ermattungsstrategie unausgeglichen nebeneinander. Der Logiker und der Empiriker in ihm kommen beide zum Wort, haben sich aber noch nicht gefunden. Jahrhunderte lang ist das Problem in diesem flüssigen Zustand geblieben. Erst bei Friedrich dem Großen werden wir es wieder aufnehmen.

Am alleranfechtbarsten dürfte Machiavelli als Zeuge für das Kriegswesen seiner Zeit sein. Wieder dürfte man meinen, daß ein Mann von so scharfer Beobachtung, ein Mann, der durch seine Anlage sowohl wie durch seine Stellung fortwährend dazu getrieben wurde, seine Aufmerksamkeit auf das Kriegswesen zu lenken, der Deutschland, Italien, Frankreich mehrfach bereist hatte und auch praktisch sich mit dem Kriegswesen abgab, daß die Angaben eines solchen Mannes über die tatsächlichen Zustände, die ihn umgaben, auf unbedingte Zuverlässigkeit Anspruch hätten. Aber es ist nicht so. Seine Zahlangaben sind sehr häufig nachweisbar falsch. Von den Schweizern berichtet er fälschlich, daß sie immer hinter drei Glieder Spießern eine Reihe Hellebarden stellten[1]). Machiavelli ist zwar auch Beobachter, aber vor allem ist er Theoretiker und Doktrinär. Alles was er sieht und hört, paßt er sofort in die Schemata seiner Theorie, und wenns nicht gehen will, müssen die Tatsachen den Theorien weichen. Hier und da zeigt er auch einen merkwürdigen Mangel an Kritik, so z. B. wenn er irgend einem Franzosen harmlos nachschreibt, Frankreich habe 1 000 700 Pfarreien und jede Pfarrei stelle dem König einen bewaffneten Franktireur. Aber das sind vereinzelte Un-

---

[1]) Hobohm II, 457, 464. Falsche Zahlen über Novara und Marignano. Disc. II, 18. Auch Escher, „Das schweizerische Fußvolk im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts, (Neujahrsblätter d. Züricher Feuerwerker 1904—1907) legt eingehend dar, daß Machiavelli weder die Bewaffnung noch die Aufstellung der Schweizer richtig schildert.

aufmerksamkeiten; weit tiefer greifen die Schiefheiten, die entstehen aus seiner Abneigung gegen das Söldnerwesen und durch eine merkwürdige Einteilung von bewaffneten und unbewaffneten Nationen, die er sich konstruiert hat.

Wir haben im Altertum einen großen Schriftsteller, der, wie mir scheint, eine gewisse Analogie zu Machiavelli bietet. Ich meine Polybius. Auch er vereinigt die Eigenschaften einer hohen Intelligenz, einer hervorragend postierten Beobachtung und starker Neigung zur Theorie. Wer sich aus Hobohm überzeugt hat, wie oft und stark Machiavelli in den Angaben über das Kriegswesen seiner Zeit danebengreift, wird auch Polybius gegenüber vielleicht noch vorsichtiger werden, als man mit der Zeit bereits geworden ist.

Zweites Buch.

Das Zeitalter der Religionskriege.

Erstes Kapitel.

Die Umbildung der Ritterschaft in Kavallerie[1]).

Die Wandlung des Kriegswesens vom Mittelalter zur Neuzeit haben wir begründet gefunden in der Schöpfung einer Infanterie: des Fußvolks in taktischen Körpern.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts vollzieht sich nun der analoge Vorgang bei den Reitern, die Umwandlung der Ritterschaft in Kavallerie.

Der begriffliche Unterschied, wie mehrfach ausgesprochen, ist, daß das Rittertum beruht auf den qualifizierten Einzelkämpfern, die Kavallerie auf den aus Reitern bestehenden taktischen Körpern. So gewiß bei Reitern dieser Unterschied ebenso besteht wie bei Fußkriegern, so ist doch bei jenen die Spannung in den polarischen Gegensätzen des Einzelnen und des Organismus eine geringere. Der äußere Zusammenhalt in einer berittenen Truppe ist schwerer herzustellen und festzuhalten, als bei Fußvolk, und der Kampf Mann gegen Mann ist bei den Reitern immer in viel weiterem Umfang geübt worden, als beim Fußvolk, wo er hinter den Bewegungen und dem Druck der Massen oft ganz zurücktrat. Wir haben deshalb z. B. die Frage offen lassen können, ob die Reiterei Alexanders des Großen als Ritterschaft oder als Kavallerie anzusehen sei.

---

[1]) George T. Denison, Gesch. der Kavallerie seit den frühesten Zeiten mit Betrachtungen über ihre Zukunft (deutsch von Brix. Berlin 1879) hat keinen wissenschaftlich-historischen Wert.

Die Wandlung, die wir in der Uebergangszeit zunächst beobachten, ist eine schärfere Scheidung der uns schon bekannten Waffengattungen unter den Reitern. Während die eigentliche mittelalterliche Ordnung ist, daß der Ritter als der Hauptkämpfer von leichten Reitern und Schützen unterstützt wird, und nur selten die Waffengattungen für sich operieren, so finden wir jetzt viel öfter, daß die drei Waffen für sich zusammengefaßt werden und für sich kämpfen. In der Schlacht bei Ravenna 1512 kämpften z. B. beiderseits die schweren Reiter auf dem einen, die leichten Reiter auf dem anderen Flügel.

Tüchtige und brauchbare leichte Reiter waren unter den Kulturvölkern nicht so leicht in größeren Mengen zu haben. Zuerst die Venetianer warben dafür Albanesen an, die Stradioten, die dann auch in dieses oder jenes Herrn Dienst traten und uns allenthalben bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts begegnen.

Aehnlich den Stradioten sind die Husaren, Ungarn, die schon im 15. Jahrhundert auftauchen und im 16. häufiger auch in deutschen Kriegen genannt und gerühmt werden[1]; sie führen Lanzen und Schilde.

Während also die Tüchtigkeit der schweren Reiter verbürgt wird durch ihren ritterlichen Stand, wirbt man als leichte Reiter halbe Barbaren, die in ihrer Wildheit einen natürlichen kriegerischen Sinn zeigen.

Die Schützen nahmen statt des Bogens und der Armbrust allmählich die Feuerwaffe, eine 2½ bis 3 Fuß lange Arkebuse an. Der erste, der Arkebusiere zu Pferde als eine besondere Truppengattung organisierte, soll Camillo Vitelli im Jahre 1496 gewesen sein. Bei Wallhausen und anderwärts finden wir später Bilder von Reitern, die im vollen Jagen mit der Arkebuse schießen; daß sie getroffen haben sollten, kann man sich kaum vorstellen.

[1] Ueber den Streit bezügl. der Erklärung des Namens: Mangold in dem Jahresbericht der Geschichtswissensch. 1892 III, 247. Sie kommen öfter vor im Küstriner Schlachtbericht über Mühlberg bei Ranke, Wk. VI, 244—246 und im Bericht des Nürnberger Kriegsteilnehmers Joachim Imhof bei Knaake, Beitr. z. Gesch. Karls V. Stendal 1864, S. 46. Besonders aber Avila, Gesch. d Schmalkald. Krieges. Deutsche Ausg. S 123. In Frankreich gab es, nach Susane I, 150 seit 1635 ungarische Kavallerie; 1693 wurde ein Regiment Husaren errichtet.

In Du Bellays Instruktions (Discipline militaire) von 1548[1]) sind vier Arten Reiter unterschieden: die Ritter (hommes d'armes), leichte Reiter (chevaux legers), Stradioten estradiots ou gineteres), Arkebusiere (harquebusiers). Nicht früher als 17jährig, fügt der Autor hinzu, dürfe der Mann Reiter werden und dann allmählich in der obigen Reihenfolge von einer Gattung zur anderen, in jeder zwei oder drei Jahre dienend, aufsteigen. In derselben Reihenfolge seien auch immer bessere Pferde notwendig. Die hommes d'armes mußten noch drei bis vier Jahre im Dienst bleiben; dann dürfen sie sich auf ihre Lehen zurückziehen, aber immer bereit, dem Aufgebot zu folgen.

Neben dieser schärferen Scheidung der reiterlichen Waffenarten finden wir aber auch noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Zusammenstellung von Rittern, Schützen und leichtgewappneten Knechten in Einheiten ganz wie in den alten Ordonnanz-Companien. In der genannten Schrift du Bellays im Jahre 1548 werden 100 Gensdarmen, 100 leichte Reiter, 50 Arkebusiere zu Pferde und 50 Stradioten zusammengefaßt zu einer Einheit unter einen Kapitän gestellt, und als Heinrich II. von Frankreich sich der Stadt Metz bemächtigt hatte, hielt er vor ihren Toren im Jahre 1552 eine große Parade ab, die uns ein Augenzeuge, Rabutin, nach seinem Tagebuch schildert: Die Gensdarmerie, 1000 bis 1100 Mann stark, auf großen französischen, spanischen oder türkischen Rossen, die in den Farben der Kapitäne geharnischt waren, die Ritter von Kopf zu Fuß gepanzert, mit Lanze, Degen, Dolch oder Hammer; hinter ihnen ihr Gefolge von Schützen und Knechten, die Chefs aufs reichste geschmückt in vergoldeten und ziselierten Harnischen, mit Gold- und Silberstickereien, die Schützen mit leichter Lanze, der Pistole am Sattelbogen, auf leichten rittigen Pferden, jeder und alles so glänzend wie es nur zu machen war.

Zum nächsten Jahre, 1553, berichtet uns derselbe Rabutin (S. 594) ausdrücklich, daß besondere Schützen-Kompanien zu Pferde

[1]) Ueber dieses Buch vergl. Jähns I, S. 498. Hauser, les sources de l'hist. de France, Bd. II, S. 25 lehnt du Bellay als Verfasser ab und erklärt, wohl mit Recht, die Ausgabe von 1548 für die älteste (Jähns nimmt 1535 an). Ein sehr großer Teil des Inhalts, aber nicht des oben aus Bd. I, Kap. 8 wiedergegebenen stammt aus Machiavelli. Vergl. Gebelin, Quid rei militaris doctrina renascentibus litteris antiquitatis debuerit, Bordeaux 1881. S. 44.

nicht gebildet worden seien, sondern der König befohlen habe, daß jeder Chef einer Gensdarmen-Kompanie auch eine entsprechende Anzahl Arkebusiere zu Pferde anwerbe; sie seien sehr nützlich gewesen, wenn die Ritter auf ungünstiges Gelände gekommen wären. Für eine Schlacht aber werden sie dann doch abgetrennt (S. 600) und zu einem besonderen Korps vereinigt.

Diese Schilderungen, wenn wir statt der Arkebusen und Pistolen Armbrüste einsetzen, könnten ebensowohl aus dem 13., wie aus dem 16. Jahrhundert sein. Eine weitere Entwicklung ist daraus unmittelbar nicht abzuleiten.

Die schärfere Scheidung der reiterlichen Waffengattungen ist nur die Folge eines stärkeren Bedürfnisses nach leichten Reitern, die imstande sind, den neuen, so gewaltigen Waffen der Infanterie und Artillerie auf dem Marsch durch Ueberfälle und Verfolgung mehr Schaden zuzufügen, als die schwerfälligen Ritter. Ihrer größeren Zahl entsprechend können sie nun auch in der Schlacht selbständiger auftreten.

Im Gegensatz zu der hier beobachteten schärferen Trennung der verschiedenen Reitergattungen vollzieht sich ein anderer Vorgang, nämlich ein Ausgleich, eine Annäherung zwischen dem Ritter und seinem Gefolge zu einer gleichmäßigeren Art der Bewaffnung, indem in demselben Maße Ritter, rittermäßige Knechte und gewöhnliche Knechte zu einem festeren Zusammenhalt in bestimmten Formen gebracht werden. Diese Entwicklung beobachten wir in den Heeren Karls V. während seines letzten Krieges gegen Franz I. von Frankreich (1543/44).

Jovius berichtet uns, daß, während die Kaiserlichen 1543 Düren bestürmten, zwei deutsche Infanterie-Schlachthaufen und zwei „quadrata equitum agmina" aufgestellt gewesen seien, ein Entsatzheer abzuwehren[1]). An anderer Stelle[2]) hebt er das langsame Reiten (doch wohl wegen der Geschlossenheit) der Deutschen hervor, und ein venezianischer Gesandter, Navagero, berichtet seinen Herrn, daß die Franzosen vor dem gleichmäßigen Anreiten der deutschen Reiterei (cavalleria) Furcht gehabt hätten[3]).

---

[1]) Jovius, Buch 44. Ed. 1578, S. 555.

[2]) Buch 45, S. 610.

[3]) Bericht des venezianischen Gesandten Navagero vom Juli 1546 bei Albéri, Serie I, Bd. I, S. 314, 328. Er beschreibt auch die Bewaffnung dieser Reiter

Im Schmalkaldischen Kriege, drei Jahre später, wird die Erscheinung schon deutlicher.

Ein venetianischer Gesandter, Mocenigo, der diesen Krieg mitgemacht hat, unterscheidet in der kaiserlichen Reiterei zwei Arten, die Gensdarmen und die Schützen (archibusetti); die letzteren, meldet er, tragen Panzer, führen leichte Lanzen und Radschloßpistolen, stehen eng zusammen und halten vorzügliche Ordnung[1]).

Der spanische Historiker dieser Ereignisse, Avila, berichtet, daß die kaiserlichen Reiter in Gevierthaufen (Eskadrons) aufgestellt waren, die nur 17 Glieder tief waren. „Dadurch wurde, sagt er, ihre Front sehr breit und zeigte mehr Leute, was einen sehr schönen Anblick bot. Nach meinem Urteil ist dies, wenn das Gelände es gestattet, die bessere und mehr Sicherheit gewährende Ordnung; denn ein breit aufgestelltes Geschwader kann nicht leicht umfaßt werden, was bei einem schmalen ohne Schwierigkeit geschieht. Andrerseits genügen 17 Glieder Tiefe für den Choc (golpo), und ein solches Geschwader kann es mit einem andern aufnehmen. Davon sah man ein deutliches Beispiel in dem Gefechte, welches die niederländische schwere Reiterei der clevischen 1543 bei Sittard lieferte".

Die Vorschrift, daß die Tiefe **nur** 17 Pferde betragen solle, weist darauf hin, daß bis dahin die Reiter noch tiefer aufgestellt worden waren. In dem Gefecht von Pillenreuth (1450) haben wir gesehen, daß die Ritter mit ihren Knechten bei etwa 14 Mann Breite, einige 20 Mann tief aufgestellt waren[2]) und in einer theoretischen Schrift aus dem Jahre 1532[3]) wird empfohlen, 6000 Reiter 83 Pferde tief aufzustellen.

Bei den mittelalterlichen Reitern haben wir zwei Grundformen der Aufstellung gefunden: entweder die Ritter ordneten sich in **einem** Gliede und ließen die Knechte und Schützen folgen (so weit sie nicht etwa als Plänkler voraufgingen) oder man ordnete

---

(S. 314), wobei die Pistole noch nicht erwähnt ist, die sie nach anderem Bericht (Ranke, Werke IV, 223) hatten.

[1]) Alois Mocenigo, Relazione di Germania, 1548. Ed. Fiedler, Fontes rer. austriacarum. Bd. 30, S. 120. Wien 1870.

[2]) Bd. III, 3. Buch, 2. Kap., S. 289.

[3]) Jähns I, 740.

sich in einem tiefen Haufen. So fundamental der Gegensatz zu sein scheint, in der Praxis war er es nicht, da es sich ja nicht um Kampfes-, sondern um bloße Annäherungsformen handelte, und im Kampfe auch der tiefe Haufen sich von selbst verbreiterte und bei größeren Heeren die eingliedrige Ordnung der Ritter von vorn herein nicht durchführbar war.

In der schon angeführten Schrift „Trewer Rath und Bedenken Eines Alten und wohl versuchten und Erfahrenen Kriegsmanns", die etwa aus dem Jahre 1522 stammt, und vielleicht keinen Geringeren als Frundsberg zum Verfasser hat[1]), werden „viel Hauffen und breitte Ordnungen" empfohlen, „damit viel Leute zum treffen und wehren kommen mögen und hinden, fornen und uffen seitten die Feinde angegriffen werden". Ebenso verlangt Herzog Albrecht von Preußen, der ein großes Werk über Kriegswesen, ein „Kriegsbuch", verfaßte (abgeschlossen 1555), in ganz ähnlichen Worten „breite Fronten und viele kleine Haufen"[2]).

Man könnte meinen, daß diese Anweisungen eigentlich eher als Vorläufer der Kavallerie-Bildung aufzufassen seien, als jene doch noch immer so erstaunlich tiefen 17gliedrigen Haufen Karls V. Aber so ist es doch nicht. Die vielen kleinen Haufen Frundsbergs und Albrechts gehören noch in die Sphäre der ritterlichen Ordnungen, der bloßen Annäherungs-Formationen, während die 17 Pferde tiefe Eskadron einen Keim zur Fortentwicklung enthält.

Die Tiefe von 17 Pferden beruht auf der Berechnung, die dem Herzog von Alba zugeschrieben wird[3]), daß ein Reiter in der Tiefe etwa dreimal so viel Raum einnehme wie in der Breite, daß also eine Front von 100 Reitern in 17 Gliedern doppelt so breit wie tief sei. Man ist also von dem „agmen quadratum" der Reiter, von dem Jovius berichtet, schon zu einer viel flacheren Aufstellung

---

[1]) Ausführlicher Auszug bei Jähns, Gesch. d. Kriegswissensch. I, 474.

[2]) Jähns, Gesch. d. Kriegsw. I, 521.

[3]) Napoleon III. schreibt in seiner Schrift „Du passé et de l'avenir de l'artillerie" (Oeuvres IV, 200): „Saint-Luc dit dans ses Observations militaires, que le duc d'Albe ayant trouvé les escadrons des reitres trop profonds, voulut que les siens eussent le front deux fois plus large que la profondeur. Aussi comptait-il, en supposant que chaque cheval occupât un espace de six pas sur deux, qu'un escadron de mille sept cents chevaux sur dix-sept rangs occuperait un rectangle de cent deux pas sur deux cent quatre." Die Schrift von St. Luc scheint noch ungedruckt zu sein.

gelangt und hält, wie alle die Berichte übereinstimmend betonen, diese Ordnung mit Sorgsamkeit fest. Um das zu können, muß man, wie die Infanterie das längst tat, Exerzier-Uebungen gemacht haben, und wie man in diesen Uebungen erst eine gewisse Festigkeit und Sicherheit erlangt hatte, da setzte man die Tiefe noch weiter herab. Bei Tavannes[1]) hören wir von einer Tiefe von 10 Pferden, und de la Noue scheint 6—7 als die normale Tiefe einer Eskadron anzusehen[2]). Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts nähern wir uns also den Formen einer modernen Kavallerie[3]). Wenn das genügte — weshalb hat man nicht gleich mit dieser flachen Aufstellung begonnen? Vermutlich aus demselben Grunde, weshalb auch die Infanterie mit den ganz tiefen Haufen begonnen hat und erst allmählich zu flacheren Aufstellungen fortgeschritten ist — nämlich, weil die tieferen Massen leichter zusammenzuhalten sind. Erst wenn die Exerzitien und die damit verbundene Disziplin einen höheren Grad erreicht haben, ist es möglich, die Aufstellungen zu verbreitern, ohne die Ordnung zu verlieren, und eben deshalb sind historisch die 17 Glieder tiefen Eskadrons des Schmalkaldischen Krieges und nicht die „vielen kleinen Haufen" Frundsbergs an die Spitze der Entwicklung zu stellen.

In den Heeren der deutschen Fürsten, die dem Kaiser im Schmalkaldischen Kriege gegenüberstanden, erschien noch der aufaufgebotene Vasall oder angeworbene Edelmann mit einem Gefolge verschiedenartig bewaffneter Begleiter[4]), und Philipp von Hessen legte Wert darauf, möglichst viele Edelleute als Kürisser unter seinen Rittern zu haben, aber die einfachen Soldreiter, die

---

[1]) Ausg. v. Buchon S. 122.

[2]) Das dürfte zu schließen sein aus dem 15. Discours (Ed. 1587 S. 345), wo angenommen wird, daß eine siegreiche Eskadron doch nur 15 bis 16 der feindlichen im Haag aufgestellten direkt werfe, d. h. bei einer Normalstärke von 100 den sechsten oder siebenten Teil. Vergl. den 18. Discours.

[3]) Napoleon III. l. c. sagt, daß Heinrich IV. Eskadrons von 300—500 Pferden gehabt habe, die in 5 Gliedern rangierten. Montgommery habe verlangt, daß die Gensdarmen in 10, die chevauxlégers in 7 Gliedern stehen sollten; Billon, Les principes de l'art militaire, Deutsche Ausg. S. 254 (1618) will die Schwadron fünf Glieder tief aufgestellt, „denn die Pferd trucken einander nit fort".

[4]) Georg Paetel, Die Organisation des hessischen Heeres unter Philipp dem Großmütigen. 1897. Namentlich S. 38 u. 40. Aehnlich Jovius, B. 34, S. 278 über spanische Rüstungen.

den kaiserlichen entsprachen, hatten dennoch die Ueberzahl und der noch vorhandene feudale Untergrund verhinderte nicht, daß auch die Reiter der Schmalkaldner sehr wegen ihrer Tüchtigkeit und Ordnung gerühmt werden, im besonderen, daß sie den Trompeten-Signalen so gut Folge leisteten[1]).

Das scheint nun alles noch sehr wenig zu sein, und man würde weiter nichts daraus schließen, wenn man ähnliche Notizen über Reiter im Mittelalter fände. Der Fortgang der Dinge aber zeigt uns, daß wir es in der Tat mit Keimen zu etwas organisch neuem zu tun haben.

Die „Schwarzen Reiter", wie sie schon im Schmalkaldischen Kriege genannt wurden, pflanzten sich fort wie die Landsknechts-Banden. Durch Räuberei und Meuterei berüchtigt, erscheinen sie in den äußeren und inneren Kriegen Deutschlands[2])

---

[1]) Nach den Berichten des venetianischen Gesandten Alois Mocenigo, der den Kaiser begleitete. Fiedler, Fontes rer. Austr., Bd. XXX, S. 120. Venetianische Depeschen vom Kaiserhof, herausgeg. v. d. histor. Komm. der Akad. der Wissensch. Wien 1889, Bd. I, S. 668, S. 670—71.

[2]) Zuerst werden sie genannt bei Avila, Schmalkald. Krieg, Deutsche Ausg. 1858, S. 58. Erste Ausgabe Venedig 1548, Bl. 34. Lazarus Schwendi nennt in einem Brief vom 6. Nov. 1552 die Reiter des Albrecht Alcibiades „Schwarze Reiter". Voigt, Albr. Alcib. II, 8. 1554 im Kaiserl. Lager kommen vor Namur 1500 Schwarze Reiter an, alle mit bewimpelten Lanzen. Anonymes Tagebuch (1554 bis 1557), herausgeg. von Louis Torfs, Campagnes de Charles-Quint et de Philippe II. Antwerpen 1868, S 23—24. Mehrfach wird in diesem Tagebuch von ihren Meutereien berichtet. 1554. Auf kaiserl. Seite kommt vor: un ost de reistres von 1800 bis 2000 Pferden unter Graf Wolfram von Schwarzenburg. Rabutin Comment. L. VI, Ed. Buchon 1836, S. 620, a. a. O. pour . . . nous intimider, s'estoient tous faits noirs comme beaux diables. Für den Feldzug von 1558 ordnete Heinrich II, im Hinblick auf die Erfahrungen des Vorjahres (St. Quentin) die Anwerbung von möglichst viel reitres an . . . pour ce que, l'an précedent, les plus grandes forces que son ennemy (Phil. II) eust, et dont l'on estimoit qu'il s'estoit peu le plus advantager sur luy, estoit pour le moyen de ces reitres, qu'ils ont depuis appellé harnois noirs, lesquels se trouvans tous chargés de pistolles, armes de traict à feu, furieuses est espouvantables, sembloient estre inventés pour l'estonnement et ronpture de la gendarmerie frc. Et pourtant, afin d'en affoiblir d'autant son ennemy, et pour accoustumer et apprendre au François à estre usagiers et asseurés de telles armes, voulut en retirer à son service. Rabutin L. XI, Ed. Buchon 1836, S. 738. Die ersten pistolliers allemans in französischem Dienst erschienen, soweit ich gesehen habe, im Jahr 1554. Rabutin S. 605. Susane will sie schon früher setzen. Im Jahre 1557 unterscheidet Rabutin S. 701 im französischen Heer Gensdarmerie, cavallerie und reitres. Der Ausdruck „Reiter" für die Kavallerie, offenbar mit dem Bewußtsein, etwas Spezifisches zu sagen, kommt vor in Marino Cavallis Relazione da Ferdinando Re de' Romani 1548. Ed. Albèri, Serie I, Bd. III, S. 122.

unter Albrecht Alcibiades, bald unter Emanuel Philibert von Savoyen, bald unter Günther von Schwarzburg. Die Nachfolger dieser „schwarzen Reiter" wiederum sind die in den Hugenottenkriegen bei beiden Parteien auftretenden „deutschen Reiter", die von den Franzosen kurzweg „reîtres", von den Italienern „raitri" genannt, in demselben Sinne als die Väter der europäischen Kavallerie zu betrachten sind, wie die deutschen Schweizer als die Väter der europäischen Infanterie. Deutsche sind es, die die neue Waffe bilden, aber nicht auf deutschem Boden. Deutschland genießt damals die längste Friedensperiode, über 60 Jahre lang, die ihm die Weltgeschichte jemals gegönnt hat, aber Frankreich ist erfüllt von den 30jährigen Wirren der Hugenottenkriege, und wie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Kriege der Franzosen zum großen Teil bestritten wurden mit der Infanterie der Schweizer und Landsknechte, so fochten jetzt sowohl auf der Seite der Protestanten wie der Katholiken vornehmlich deutsche Reiter und bildeten hier auf französischem Boden die neue Methode des Reiterkampfes aus.

Nach dem Muster dieser Reiter schuf auch Spanien eine nationale Reiterei, die nach einem kurzen Mantel, den sie trugen, Herreruelos oder Ferraruoli genannt wurden und die Stradioten, die man bis dahin noch immer gebraucht hatte, ersetzten[1]).

In der Schlacht auf der Mooker Heide (1574) berichtet uns der spanische General Mendoza, der selbst dabei war, seien die Reiter-Eskadrons der Haufen so geschlossen angeritten, daß man durch ihre Glieder nicht durchsehen konnte[2]).

Da ja auch das Mittelalter schon das Anreiten zum Gefecht in dichten, tiefen Haufen kannte, so hängt die Bedeutung der Eskadrons-Bildung davon ab, welche Festigkeit des Zusammenhalts diese taktischen Körper gewinnen, und diese erfährt nun eine wesentliche, wenn schon nur mittelbare Steigerung durch die Einführung der neukonstruierten Waffe, der Pistole. Noch in der

[1]) Sie werden zum ersten Mal genannt in einer Relation von 1559, wo sie sehr wenig Lob ernten. Relation de Michel Suriano, faite au retour de son Ambassade auprès de Philippe II., en 1559. Gachard, Rel. des amb. vén. sur Charles-Quint et Philippe II. Brüssel 1856, S. 116.

Clonard IV, 155 setzt ihre erste Erwähnung in die Ordinanza von 1560.

[2]) Geschichte des niederländischen Krieges. Buch 11, Kap. 11, 12.

50er Jahren erscheinen die „schwarzen Reiter" mit Lanzen, dann aber verschwinden diese und der deutsche Reiter führt nur Pistole und Degen, während die französischen Ritter, die Gensdarmen, noch in der alten Weise mit Lanzen bewaffnet sind.

Die Radschloß-Pistole, die sie anwenden, auch Fäustling genannt, war sehr lang und schwer, hatte eine sehr unsichere Zündung, das Schloß verschmandete sehr schnell, war schwer zu reinigen, und der Schwefelkies nutzte sich ab. Aber sie hatte den großen Vorzug, mit einer Hand regiert werden zu können, und der Unsicherheit des Schusses half man ab durch die Bewaffnung mit mehreren Pistolen. Nicht nur in den Halftern, sondern auch in den Stiefeln hatten die Reiter Pistolen stecken[1]).

Wenn das Schießen auf den Pferden auch nicht so einfach ist[2]), so gehörte dazu doch immer viel weniger Uebung, als zur Handhabung der ritterlichen Lanze; auch bedurfte der Pistolier nicht eines so starken Pferdes wie der Ritter.

Wallhausen nennt die Lanze eine Offensiv-, die Pistole nur eine Defensiv-Waffe. Die Charakteristik wird erklärlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Lanze 18 bis 21 Fuß lang ist[3]),

[1]) Mocenigo berichtet dem Dogen 1546, 4. Sept.: Die Kaiserl. Reiterei fürchtet die gegnerische sehr, sowohl wegen ihrer Zahl, wie wegen ihrer vortreffl. Pferde und weil viele von ihnen tre archibusi piccioli da roda haben, l'uno all'arzone, l'altro dietro la sella, e il terzo in uno sti ale, talchè dicono questi leggeri che nelle scaramuzze mai si reputano sicuri, perchè tratto che hanno inimici con uno arcobuso, metteno mano all'altro, et molte volte anco fuggendo, mettendoselo su la spalla, lo sbarrano a dietro. Venetian. Depeschen vom Kaiserhofe, Wien 1889, I 670—71.

Aehnlich berichtet Federigo Badoero (Relazione di Carlo V. e di Filippo II. 1557. Ed. Albéri, Serie I, Bd III, S. 189—90) von Ferraruoli, die mit 4 oder 5 Pistolen ausgerüstet seien.

[2]) In den Erinnerungen eines alten Offiziers (Feuilleton der „Post" vom 21. Mai 1890) ist zu lesen: Damals (1847) wurde auch noch zu Pferde nach der Scheibe geschossen, ein schreckliches Manöver, wobei die wenigsten Pferde still standen. Mit größter Vorsicht reichte ein Unteroffizier die geladene und mit Zündhütchen versehene Pistole dem Reiter aufs Pferd. Nun sollte man eine Volte reiten, vor der Scheibe halten und abfeuern. Aber sowie der Gaul merkte, daß man die Pistole in der Hand hatte, so ging meistens ein Bocken und Springen los, und Reiter, Pferd und Umstehende waren aufs Höchste gefährdet. Es kam dann auch wohl vor, daß das Pferd ins Ohr geschossen wurde. Nun hatte aber unser guter Premierlieutenant v. B. eine alte Fuchsstute, Commode genannt, und, wenn er den Schießunterricht leitete, so kletterte die ganze Abteilung einer nach dem andern, auf die Commode, die ruhig stand, und jeder feuerte sicher seinen Schuß ab. Jetzt ist dieser Unsinn abgeschafft, man schießt nur zu Fuß, Signalschüsse der Vedetten zu Pferde sind natürlich nicht ausgeschlossen.

[3]) Wallhausen, Kriegskunst zu Pferde, S. 6.

die Pistole aber nur auf ganz kurze Entfernung wirkt. Die Anweisungen empfehlen, nur zu feuern, wenn man beinah aufsetzen könne; man solle, da der Panzer so leicht nicht zu durchschießen ist, den Reiter in die Hüfte zu treffen suchen, oder aber das Pferd aufs Blatt oder in den Kopf. De la Noue sagt, die Pistole wirke nur auf drei Schritt.

In dem Treffen von Sievershausen, 1553, zwischen Moritz von Sachsen und Albrecht Alcibiades von Brandenburg, berichtet der Kurfürst selbst in einem Brief an den Bischof von Würzburg noch vom Schlachttag[1]), die beiderseitigen Reiter seien sich so nahe gerückt, daß man das Weiße in den Augen habe erkennen können; dann hätten sie ihre Pistolen (sclopetos) gelöst und sich in den Kampf gestürzt, und Schärtelin von Burtenbach in seiner Selbstbiographie sagt (S. 103): „in dieser Schlacht haben die Schützen zu Roß großen Schaden getan".

Um nun die Pistolen zu möglichst ausgiebiger Wirkung zu bringen, bildeten die Reiter ein eigenes Manöver aus, das wir schon bei den Fußschützen unter dem Namen die „Schnecke" „limaçon" kennen lernten und das bei den Reitern meistens „Caracole" genannt wird. In dem Treffen von Sievershausen ist es offenbar noch nicht angewandt worden; die älteste Erwähnung finde ich zehn Jahre später in der Erzählung der Schlacht bei Dreux (1562) in den Memoiren des Marschalls Tavannes[2]). Seit zur Zeit Karls V., erzählt er, die Pistolen erfunden worden seien, habe der deutsche Adel, der früher bei den Landsknechten diente, sich zu Pferde gesetzt und die 15 bis 16 Glieder tiefen Eskadrons gebildet. Mit diesen hätten sie angegriffen, aber ohne durchzubrechen. „Das erste Glied wendet sich nach links, macht dadurch das zweite frei, das ebenfalls schießt" und sofort die Schnecke bildend, um wieder zu laden. Bei Dreux aber fügt der Autor hinzu, hätten die Reiter ihre Wendungen gar nicht nötig gehabt, da sie mit ihren tiefen Eskadrons es nur mit französischen Rittern in der dünnen Haag-Aufstellung zu tun gehabt hätten. Als erst die Franzosen gelernt hätten, sich auch in Eskadrons auf-

1) Mencken II, 1427.
2) Ed. Buchon, S. 291. Ueber Tavannes vergl. unten.

zustellen, hätten sie die Reiter leicht besiegt, da sie nicht caracolierten und kehrt machten, sondern eindrangen in den Feind, und die hinteren Glieder der Reiter nur aus Knechten bestanden.

Diese Reiter, hören wir weiter, seien durch Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg[1]) ausgebildet worden, und der Landgraf von Hessen, ihr Chef, habe gesagt, daß für seinen Sold man einmal zum Angriff schreite, für sein Land zweimal, für die Religion dreimal, bei Dreux aber für die französischen Hugenotten hätten die Reiter viermal attackiert.

Die nächste Erwähnung der Caracole finde ich bei der Erzählung der Schlacht von Moncontour, 1569, in der Geschichte des Bürgerkrieges aus der Feder des Hugenotten de la Popelinière, die kurz darauf, 1571, in Köln im Druck erschien[2]). Gegen die Schilderung bei Tavannes ist insofern ein kleiner Unterschied, als er je nach dem Raum die Caracole nach rechts oder links machen läßt, während Tavannes (weil der Reiter mit der rechten Hand schießt) nur die Wendung nach links erwähnt und an einer späteren Stelle sie sogar für die allein mögliche erklärt[3]).

Des weiteren hebt Popelinière noch hervor, daß die Reiter die besten Leute sorgfältig für die ersten Glieder auswählten und daß jeder Gefallene sofort durch seinen Hintermann ersetzt werde.

Bis tief in den dreißigjährigen Krieg hinein spielt die Caracole keine Rolle. In den Anweisungen zur Exerzierkunst, welche in dieser Zeit zu einer eigenen Literatur heranwachsen, wird sie nicht so ausführlich behandelt, wie man meinen sollte, da die Vermutung naheliegt, daß die Caracole gerade auf dem Exerzierplatz sehr schön, doch im Ernstfall, wie so viele künstliche Evolutionen, kaum durch-

[1]) Ueber Albrecht als Reiterführer geht mir soeben eine Untersuchung von R. Friedrichsdorf zu (Berliner Dissertation 1919), die neues, sehr wertvolles Material beibringt.

[2]) In der zweiten Auflage des Werkes, Basel 1572, ist die Schilderung noch etwas erweitert (Buch IX. Fol. 309), ohne aber für uns etwas von Bedeutung hinzuzufügen. Lancelot Voisin, Sieur de la Popelinière, stammte aus Poitou und war Student in Toulouse, als die Nachricht von dem Blutbade von Vassy erscholl. Er trat sofort an die Spitze einer hugenottischen Studentenkompagnie, wurde schließlich durch eine Verwundung kriegsunfähig und führte von da an die Feder.

[3]) Bei der Erzählung der Schlacht von Ivry. S. 386. Da Ivry erst im Jahre 1590 ist, so spricht hier der jüngere Tavannes.

[4]) Wallhausen schildert das Exerzitium des Caracolierens, aber ohne diesen Ausdruck zu gebrauchen, im 4. Kap. des 2. Buches der „Kriegskunst zu Pferde“ S. 65. Auch Grimmelshausen beschreibt es im Simplizissimus, Ausg. v. Gödecke 1897, Bd. 10, 11, S. 36.

führbar zu sein scheint[4]). De la Noue bemerkt (Discours XVIII), daß mit den ersten Gliedern auch gleich die hinteren zu feuern pflegten, nämlich in die Luft, „wenns nur knalle". Ich möchte also die Vermutung aussprechen, daß die Bedeutung der vielgenannten Caracole weniger in der direkten praktischen Verwendung, als in dem Exerzitium selbst zu suchen ist, nämlich in der Disziplinierung, die sich gewollt oder ungewollt aus jeder regelmäßigen Uebung ergibt. Die Disziplinierung ist aber gerade das, worauf es uns in diesem Moment der Entwicklung, nämlich dem Uebergang vom Rittertum zur Kavallerie ankommt. Ein Rittmeister, der sein Fähnlein dahin gebracht hat, daß es eine exakte Caracole durchführt, hat, das ist klar, seine Leute in der Hand und hat eine wirklich disziplinierte Truppe. Denn ohne viel Mühe und Arbeit an Mann und Pferd, Aufmerksamkeit und Willensspannung, Waffenkontrolle und Gewöhnung ist das Ziel nicht zu erreichen. Ist die genau durchgerittene und durchgefeuerte Caracole da, so ist auch der taktische Körper da, in den der einzelne Reiter als bloßes Glied hineingearbeitet und dessen Haupt und Seele der Führer, der Rittmeister ist.

Die engen Grenzen der praktischen Anwendung der Caracole ergeben sich aus folgenden Erwägungen.

Stieß eine caracolierende Schwadron auf Reiter, die ihrerseits den Kampf mit der blanken Waffe suchten und in die Caracolierenden hineinsprengten, so war es sofort mit dem kunstvollen Ablösen der Glieder zu Ende und das Gefecht verlief in einem allgemeinen Kampf, in der Melee. Das berichtet uns schon Popelinière, und de la Noue spottet geradezu über diese Fechtweise, die eher an das Barlaufspiel erinnere, als für den Krieg passe. (XVIII Discours.)

Stieß die caracolierende Schwadron auf geschlossenes Fußvolk, so konnte sie diesem hart zusetzen; so ist es z. B. dem schweizer Gevierthaufen in der Schlacht bei Dreux (1562) widerfahren. Aber der Infanterie-Gevierthaufen ist ja auch seinerseits von Schützen begleitet, die mit ihrer viel weiter reichenden und sicherer abgeschossenen Kugel doch den nur auf ganz kurze Entfernung wirkenden Pistolen sehr überlegen waren und die Reiter wohl meist in einer gewissen respektvollen Entfernung hielten. Das bezeugt uns der im Jahre 1588 ermordete Herzog Heinrich

von Guise, der zu Brantome sagte: „Um die Reitres zu besiegen, muß man eine ordentliche Truppe von guten Musketieren und Arkebusieren haben...; dies ist die Sauce, mit der man ihnen den Geschmack verdirbt". So habe er sie im Jahre 1575 bei Dormans (unweit Chateau-Thierry) besiegt, so wenig Schützen zu Fuß er auch gehabt habe[1]).

Die beste Anwendung hatte daher die Caracole, wo die Reiter sie von beiden Seiten anwandten und dann allerdings der Erfolg davon abhing, wer das Manöver am flottesten und exaktesten ausübte, welcher Teil also am besten einexerziert war und die zuverlässigsten, am besten imstande gehaltenen Pistolen hatte.

Da der Reiter mit der rechten Hand schoß, so machte er die Caracole am besten nach links. Tavannes erklärt es deshalb einmal (S. 118) für einen Fehler, Reiter auf dem rechten Flügel aufzustellen, weil sie dann caracolierend die Truppen links von ihnen in Unordnung brächten, während auf dem linken Flügel niemand durch ihr Caracolieren berührt werde.

Die Pistolen-Reiter werden auch „Kürisser" genannt und dieses Wort wechselt damit seine Bedeutung[2]). Ehedem bezeichnet es den Ritter oder rittermäßig gewappneten Mann — jetzt wird der Kürisser geradezu als „leichter Reiter" bezeichnet — nämlich im Gegensatz zu den ganz schwer gewappneten Rittern auf dem schwer gepanzerten Roß. Diese werden die Gensdarmen genannt, und man findet eine Armee wohl eingeteilt in Gensdarmerie, Kavallerie und Infanterie[3]).

Die Kürisser sind zum nicht geringen Teil auch Edelleute, aber doch überwiegend gemeine Soldknechte und zum Teil die alten Begleiter der Ritter, die mit Panzer, Sturmhaube und Pistolen ausgerüstet in der Eskadron, in der die Edelleute und die bewährtesten Krieger die ersten Glieder und den äußeren Rand

[1]) Brantôme, Oeuvres Edit. Lalanne 1864 ff. Bd. IV, S. 201; vgl. Bd. III, S. 376. Bd. I, S. 339—40 erwähnt er dieses Beispiel in demselben Sinne und erwähnt als Parallele das Gefecht bei Aulneau (1. Nov. 1587).

[2]) Zugrunde liegt das italienische „corazza", das von „corium", Leder, abzuleiten ist.

[3]) J. B. Villars Mem. L. X, Ed. 1610, S. 901; zum Jahr 1559, wie es scheint, nach einem gleichzeitigen Dokument.

bildeten, mitritten. Allmählich aber wurden durch den Zusammenhalt in der Eskadron die verschiedenen Elemente zu einer homogenen Masse ausgeglichen[1]).

Noch sehr lange aber blieb der Bestallungsbrief, den ein Kriegsherr einem Obersten oder Hauptmann für eine Truppenwerbung ausstellte, anders für die Infanterie, anders für die Kavallerie. Bei der Infanterie stand jeder Mann nur auf sich selbst; bei der Kavallerie blieb der feudale Charakter, der Ritter mit einer Anzahl von Gefolgsleuten[2]).

Wie die Kürisser, so werden auch die berittenen Arkebusiere in Eskadrons geordnet, wie wir das oben schon im Schmalkaldischen Kriege gefunden haben, und caracolieren.

Als besondere Waffengattung kamen in der Mitte des 16. Jahrhunderts noch die Dragoner hinzu. Um die Vorteile der Feuerwaffe, die doch nur auf dem festen Erdboden ganz zu gewinnen waren, mit dem Vorteil der Schnelligkeit des Pferdes zu vereinigen, gab man Infanteristen Klepper von geringerem Wert, die für eine Attacke nicht hinreichten und ohne Schmerz im Stich gelassen werden konnten[3]). Dragoner sind also ihrem Begriffe nach

---

[1]) Im 16. Jahrhundert schreibt ein Graf Solms (Würdinger II, 371) richtig und am Ende doch falsch: „Wenn man bloß Wagenknechte und Bauern als Reiter hat, die ihre Pferde aus Wagen und Pflügen stehlen, da wird's im Felde böse Händel, Schlacht- und Feldflucht geben, und selbst, wenn sie nicht fliehen, sondern bleiben, so sind sie doch nicht hinlänglich beritten und gewapnet, haben den Krieg auch nicht gelernt, sondern bleiben Bauern auf Acker- und Wagenpferden. Solch Volk soll ein Adeliger dem Herrn, der Sold gibt nicht zuführen, denn der verläßt sich auf die Anzahl, weiß aber nicht, daß er nur einen losen, nichtigen Haufen hat; das nun soll jeder ritterliche Mann, der einem Herrn Reiter zuführen will, bedenken, denn es handelt sich um seine Ehre und Wohlfahrt, denn hat er in seinem Geschwader oder Fänlein bäuerisch Gesind, und kommt damit an einen rechten guten, gerüsten Haufen was wollt er da ausrichten, und wie schlecht hat er da den Kriegsherrn um sein Geld versorgt."

[2]) Erben, Mitteil. des k. und k. Heeresmuseums 1902, Kriegsartikel etc.

[3]) Susane, Hist. de la cavallerie française I, 73 gibt die Genesis dieser Waffengattung etwas anders an; er bringt sie nicht mit den Feuerwaffen in Verbindung, sondern sieht nur die Schnelligkeit, die bei einzelnen Expeditionen die Infanterie überhaupt, sowohl Spießer wie Musketiere, auf diese Weise entwickeln konnten, als das Wesentliche an. Wegen des Schreckens den sie einflößten hätten diese Krieger sich selbst Dragoner genannt. Der Marquis Brissac auf dem piemontesischen Kriegsschauplatz 1550 bis 1560 schuf sie. Nach Jovius, Buch 44, hat schon Pietro Strozzi i. J. 1543 einmal 500 erlesene Schützen (sclopetta ii) auf Pferde gesetzt, um möglichst schnell Guise zu besetzen. Ludwico Melzo, Regule militari . . . della cavalleria (Antwerpen 1611) faßt die Dragoner als berittene

berittene Infanteristen und tragen deshalb noch heute, obgleich sie allmählich zu einer Kavallerie umgebildet wurden, den Infanteriehelm.

Scharf geschieden sind die verschiedenen Waffengattungen der Reiterei natürlich nicht und zu verschiedenen Zeiten bedeuten auch, wie wir das eben an den Kürissern gesehen haben, dieselben Namen nicht immer dasselbe[1]).

Wallhausen, Kriegskunst zu Pferd (S. 2), sagt, schwere Reiterei seien die Lanzierer und Kürisser; leichte die Arkebusierer und Dragoner. Die Lanzierer könnten jedoch sowohl leicht als schwer sein.

Das erste größere Gefecht, von dem uns, so weit ich sehe, positiv der Sieg von Pistoliers berichtet wird, fand nicht weit von Nancy, bei Saint Vincent am 28. Oktober 1552 statt. Die deutschen Reiter unter Albrecht Alcibiades trafen auf französische Reiter unter Aumale. Sowohl die leichten Reiter, wie die berittenen Arkebusiere, wie schließlich auch die Gensdarmen, müssen vor den Pistolenkugeln der deutschen Reiter weichen. Sehr viele Pferde werden getötet und im Handgemenge endlich auch eine Menge vornehmer Herren getötet oder gefangen. Auch Aumale selbst erhält mehrere Pistolenschüsse und wird schließlich gefangen[2]).

Im Jahre 1572 berichtet ein venezianischer Gesandter, Contarini, nach Hause, die französische Gensdarmerie habe sich verschlechtert; im Kampfe mit den Pistolen-Reitern habe sie sich zuerst durch Verstärkung ihrer Rüstungen zu helfen gesucht, bis

---

Schützen. Jähns II, 1050. Wallhausen läßt sie wieder zum Teil mit Piken bewaffnet sein.

Basta, 1. Buch, 8. Kap., ist der Meinung, der reisige Schütz oder Karbiner sei in Piemont erfunden worden.. Er identifiziert ihn also mit den Dragonern. Hugo rechnet zu den Dragonern auch mit Spießen bewaffnete Leute, die zu Pferde marschieren, zu Fuß kämpfen. Militia equ. 1630, S. 184, L. III, p. 4. Ueber ihre Aufstellung im Gefecht, in der Mitte Pikeniere, rechts und links Schützen, Pferde im Hintergrunde. vergl. B. IV, Kp. 5, S. 271—72.

[1]) Wenn z. B. der Venetianer Soriano, Rel. di Francia 1562, Albèri Ser. 1, Bd. IV, S. 117 vom König von Frankreich sagt, neben seiner Ritterschaft habe er fremde ferraiuoli e cavalli leggieri, letztere meist Albanesen und Italiener, so ist der Unterschied, daß die cavalli leggieri hier die ältere, nicht so geschlossen fechtende Waffe sind, die ferraiuoli in geschlossenen Schwadronen zusammengehalten werden und sich um diese Zeit, 1562, auch wohl schon ausschließlich der Pistolen bedienen.

[2]) Rabutin, Commentaires, Ed. Buchon S. 573 als Augenzeuge.

Mann und Pferd das Gewicht nicht mehr hätten tragen mögen, dann aber habe ein großer Teil der Gensdarmen selber die Fechtweise der Gegner angenommen. Die deutschen Landsknechte, fügt Contarini hinzu, die früher so berühmt gewesen, seien in ihren Leistungen sehr zurückgegangen, die „Kavallerie der Reiter" aber haben alle Tage an Kredit gewonnen[1]).

Die Pistole als Ausbau und neue Anwendung der Feuerwaffe erregte, ganz wie einst die Geschütze und die Arkebusen, den Widerwillen der Zeitgenossen. De la Noue nannte sie teuflisch, und Tavannes klagt[2]), wie mörderisch die Kämpfe dadurch geworden seien. Früher habe man drei bis vier Stunden gefochten und von 500 seien nicht zehn getötet worden. Jetzt sei in einer Stunde alles aus.

Trotzdem traten nicht etwa in einem einfachen Ablösen die Reiter-Eskadrons der Pistoliers an die Stelle der Ritter mit ihren Hilfskriegern, sondern in langem praktischen und auch theoretischen Ringen standen die beiden Kampfmethoden einander gegenüber. Es ist ein doppelter, ineinander verflochtener Gegensatz, um den es sich handelt: einerseits der Kampf des tiefen Haufens der Eskadron gegen die eingliedrige Aufstellung, den Haag, andererseits der Kampf der Pistole gegen die Lanze. Die Schriftsteller nennen sie oft kurzweg die französische und die deutsche Fechtweise[3]).

Ende des 18. Jahrhunderts verbreitet sich wieder eine Gattung Reiter mit Lanzen, die Ulanen. Man könnte sie, da sie die Hauptwaffe der Ritter führen, für deren Nachkommen halten. So ist es jedoch nicht; sie sind polnischer Abkunft. Der Gang der Dinge hat es mit sich gebracht, daß die Reiter die Lanze mehrere Generationen hindurch völlig abgelegt und sie dann erst unter ganz veränderten Umständen wieder aufgenommen haben.

---

1) Aloise Contarini, Relazione di Francia. Febr. 1572. Ed. Albèri Serie I, Bd. IV, S. 232–33.

2) Ed. Buchon S. 202, 203.

3) L'ordine dei Francesi è con la fronte larga et con le spalle deboli, perchè ognuno si vuol mettere nelle prime file; ma li Fiammenghi moltiplicando le file, et ingrossando il corpo, lo fanno più forte et più sicuro. Relation de Michel Suriano, faite au retour de son Ambassade auprés de Philippe II. en 1559. In: Gachard, Rel. des amb. vén. sur Charles-Quint et Philippe II. Brüssel 1856, S. 116. Popelinière, Hist. des troubles L. 9 (Ausg. v. 1572, S. 309). „Le Reitre pour combatre d'une tout autre et diverse forme que les Français"...

Wir wollen die hauptsächlichsten Aeußerungen über den Uebergang von der ritterlichen zur kavalleristischen Fechtweise, die sich teils bei den Erzählern der Hugenottenkriege, teils in militärisch-theoretischen Schriften finden, an uns vorüberziehen lassen. Ihre Mannigfaltigkeit und ihre Widersprüche geben von dem unsicheren Tasten der Fachmänner einen lebendigen Eindruck.

Der erste bedeutende Mann, der über das Problem des Reiterkampfes in dieser Zeit geschrieben, war Gaspard de Saulx-Tavannes (geb. 1505), der schon mit König Franz als dessen Page bei Pavia mitfocht und in den Hugenottenkriegen als Marschall auf der Seite der Katholiken kämpfte († 1573). Ein Werk „Instruction d'un vrai chef de guerre", das auf Grund von Mitteilungen, vielleicht auch Niederschriften des Marschalls von einem Neffen herausgegeben worden ist, ergibt für uns kaum etwas. Wichtig und ergiebig aber sind die Memoiren, die sein Sohn Jean unter Benutzung väterlicher Aufzeichnungen verfaßt hat, leider ohne bei den eingestreuten militärischen Betrachtungen immer zu erkennen zu geben, ob sie von ihm oder von dem Vater stammen. Da der Vater bereits im Jahre 1573 starb, wo die Entwicklung noch in vollem Fluß war, so ist das ein empfindlicher Mangel.

Bei Tavannes (S. 203) ist berichtet, daß die Ritter ihre Rüstungen immer schwerer machen ließen, um sich gegen die Pistolenkugeln zu schützen. Gegen die schweren Rüstungen richte aber auch die Lanze nichts aus: eine leichte zersplittere ohne Effekt und eine schwere sei für den eigenen Träger so gefährlich, daß er sie oft lieber fallen als brechen lasse.

Nur in voller Karriere bei frischem Mann und frischem Pferd auf gutem Boden richte die Lanze etwas aus. Die gar zu schwere Rüstung mache den Träger unfähig zu kämpfen. Tavannes ist deshalb gegen die Lanzen und für die Bewaffnung der Reiter mit Pistolen.

Nach den Memoiren hat er in der katholischen Armee zuerst im Jahre 1568 die taktische Ordnung reformiert, Eskadrons von Pistoliers nach Art der Reitres gebildet und verlangt, daß die Gensdarmerie größere Kompanien als bisher, nicht von 30, sondern von 80—100 Mann bilde und statt der Aufstellung im Haag die

Aufstellung in Eskadrons annehme. Die Eskadrons von 400 Reitern seien die besten. Die Ordonnanz der Reitres bilde Haufen von 1500—2000 Pferden; diese aber würden von drei Eskadrons zu je 400 überwunden werden. Der gar zu große Haufe bringe Konfusion, und es kämen zu wenig Reiter zur Anwendung der Waffe. Bei den Reitres bilde man die ganz großen Haufen, weil Dreiviertel von ihnen aus bloßen Knechten beständen. Habe man deshalb erst die beiden ersten Glieder durchbrochen, so sei der Rest wenig gefährlich[1]).

Anfänglich hätten (S. 291) die Reitres die französischen Gensdarmen vermöge ihrer Aufstellung in Eskadrons geschlagen. Aber sobald diese auch die Aufstellung in Eskadrons annahmen, besiegten sie die Reitres, indem sie sie, während jene caracolierten, kräftig attaquierten[2]).

---

[1]) „Et le pis est que, du passé, ils combattoient en haye. Iceux regimens marchant en bataille, separés l'un de l'autre par le moyen des gens de pied, artilleries ou autres lieux, incommodes à se joindre les uns avec les autres, pour s'engrossir quand l'occasion se presente. Et encores qu'ils fussent en pleine campagne, si se joindront-ils fort envis, si de fortune le lieutenant de roy ne se treuve là pour leur commander, ayant un chacun d'eux envie de faire paroistre leur valeur, sans considerer ceste troupe, et (par manier de dire) montagne d'ennemis qui leur vient tomber sur les bras, ny la crainte que peuvent avoir les soldats. qui, pour se voir foibles et demesurés, sortent hors, espians non seulement de vaincre, mais de vivre s'ils affrontent telle troupe. où ils se tiennent quatre contre un unis, serrés et en gros, comme dit est."

Man solle die Kompagnien 80 und 100 Mann stark machen und aus lauter einander bekannten Landsleuten bestehen lassen, um den Zusammenhang zu befördern. Die Kompagnien sollen in Regimenter von etwa 500 Mann (hommes d'armes) zusammengefaßt werden.

„Les hayes de cavalerie sont inutiles; les escadrons composés de 400 cavaliers sont les meilleurs; ceux de 1500 et de 2000, qui est l'ordonnance des reistres, les emporteroient s'ils n'avoient à faire qu'à ces 400; et y en avant 1200 en 3 troupes chargeant l'une après l'autre, je tiendray l'advantage de leur costé. Tant de gens en gros n'apportent que confusion, et n'y a que la quatriesme partie qui combatte. Ceste grande quantité de soldats en un escadron sert aux reistres, parce que les trois quarts de leurs gens ne sont que valets. Les premiers qui chargent ces grands gros, les desordonnent, principalement donnant par flanc; et encore qu'iceux puissent resister aux premiers, les deuxiesme ou troisiesme escadron les emportent et defont, chargeant de bout à autre, et passant au travers: depuis que les deux premiers rangs sont passés, il y a peu de péril au reste. Qui a le plus grand nombre d'escadrons de 300 et 400 doit obtenir la victoire." Gasp. de Saulx-Tavanes, Mem. Ed. Buchon. 1836. S. 328 ff.

[2]) Eine ähnliche Argumentation finde ich auch in einer venetianischen Relation vom Jahre 1596. I raitri si rompono facilmente con le lancie dei

Tavannes will also sowohl die Aufstellung in Eskadrons wie die Pistole, aber nicht die Caracole, sondern verlangt, daß die Attacke zum Handgemenge und zum Durchbrechen des Gegners führe.

Trotzdem hat er die Lanze für überflüssig erklärt und nur sein Temperament (sa vogue), wie der Neffe hinzufügt, habe ihm ein Glied in der Front und in der rechten Flanke der Eskadron gestattet.

Tavannes wirft die Frage (S. 116) auf, ob es besser sei, im Trabe in den Kampf zu geh'n oder stehenden Fußes den Feind zu erwarten. Der Angriff gäbe Pferden und Menschen mehr Schwung, aber er gäbe denjenigen, die sich nicht in das Stechen mischen wollten, mehr Mittel, sich ihm zu entziehen. Deshalb sei es wenigstens bei neuen oder weniger zuverlässigen Soldaten besser, in guter Ordnung den Feind zu erwarten oder wenigstens erst auf 20 Schritt in Trab oder Galopp überzugehen, weil die Feiglinge dann ihre Plätze nicht wohl verlassen könnten und die Kapitäne sie selbst gegen ihren Willen zwingen könnten, tapfer zu sein[1]).

Noch mehrfach (S. 122, 123, 203 bis 205) kommt Tavannes breit ausgesponnen und mit anderen Betrachtungen vermischt auf

---

cavalli leggeri. Solevano già i raitri, quando cadauna fila aveva fatto il suo giro, ristringersi tutti insieme e aspettare l'assalto, squadrare le lancie che venivano loro innanzi, e poi, allargando la loro ordinanza, lasciarle entrare fra loro, e con le pistole e con l'armi trattarle male. Ma adesso le lancie non vanno più tutte unite in squadrone, ma divise in diverse e picciole squadre assaltano i squadroni dei raitri da tutte le parti, e li affligono, e li sbattono, e li trapassano da un canto all' altro, e li rompono con ogni facilita. Tommaseco Contarini Relazione di Germania 1596. In: Relazione degl. Ambasc. Veneti. Ed. Albéri Serie I, Bd. VI, S. 235.

[1]) „Il a esté disputé des anciens et de ceux de ce temps, s'il estoit meilleur d'aller au trot au combat, ou d'attendre de pied coy les ennemis: il semble que l'esbranlement et le gallop accroissent la force des hommes et des chevaux pour faucher les escadrons; mais aussi elle donne beaucoup plus de moyen à ceux qui n'ont volonté de ce mesler parmy cet eslancement, de faire halte, tenir brido et ce depestrer de la charge: tellement que soldats nouveaux et desquels le capitaine ne se fieroit, il semble qu'il feroit mieux de les faire attendre en ordre et de pied ferme, du moins ne prendre le trot ou gallop que de 20 pas, parce que l'on cognoistroit ceux qui se desbanderoient, et les couards auroient trop de honte de demarcher et quitter leur place à l'abordée des ennemis, d'autant plus aisément veus et recogneus de leurs capitaines, qui les forceroient d'estre vaillans mal-gré qu'ils en eussent Gaspard (Jean) de Saulx-Tavanes, Mém. Edit. Buchon 1836, S. 116.

die Warnung vor den Attacken in schneller Gangart zurück, weil dann die weniger Mutigen zurückblieben. Ein Kapitän, der 15 Schritt Galopp mache, ohne auf seine Soldaten zu achten, laufe Gefahr, allein zu attackieren und sich im Feinde zu begraben. Die Feiglinge hielten sechs Schritt vor dem Feinde ihre Pferde an. Wenn man sich aber im Schritt oder im kurzen Trab bewege, verderbe man ihnen den Kunstgriff und die hinteren Glieder drängten sie vorwärts. Wer im Galopp angreife, komme mit wenigen und ungeordneten Leuten in den Kampf; deshalb langsam marschieren, häufig halt machen, die Kapitäne in der Front und auf den Ecken, die Leute mit ihren Namen anrufend, die Wachtmeister hinten, die Feigen antreibend (frappant les couards). Wer sich auf seine Leute verlassen kann, möge auf 15 Schritt in Galopp übergehen. Wer langsam anrückt und den scharfen Trab oder kurzen Galopp erst zehn Schritt vom Feinde aufnimmt, wird sich nicht allein hineinstürzen.

Als Gegenstück gegen den hier von Tavannes so anschaulich geschilderten Vorteil des Angriffs in fest geschlossener Eskadron sei hier ein Zwischenspiel wiedergegeben, das Reisner in seinem Leben Frundsbergs aus der Schlacht bei Bicocca erzählt; es beweist, daß Tavannes keineswegs übertrieben hat. „Ein Frantzösischer Kürisser rennet nach beschehener Schlacht zu dem von Frundsberg, unter seinen Hauffen, bis in das dritte Glied, und als die Knechte zu im stachen, und in wolten umbbringen, schrey der von Frundsberg: last in leben. Und als er in durch ein Tolmetschen fraget, wie und warumb er so vermessenlich unter sie geritten? Gab er zur Antwort: Er were einer vom Adel, und irer siebentzig hätten zusammengeschworen, sie wollten mit ihm eynfallen, und den schaden rechen. Er hab nit anders gemeynt, denn sie seyen hinden an ihm, und eylen hernach.“

Mehrfach empfiehlt Tavannes auch der Kavallerie, sich hinter einem Gelände-Hindernis, wie etwa einem Graben aufzustellen und den Angriff des Feindes stehenden Fußes zu erwarten.

Vielfach sehr ähnlich den Betrachtungen des Katholiken-Führers Tavannes sind diejenigen eines Kapitäns aus dem Hugenotten-Lager, de la Noue.

De la Noue (geb. 1531) hatte in einer Schlacht den linken Arm verloren und ersetzte ihn durch einen eisernen, nach den die Soldaten ihn bras de fer nannten. Fünf Jahre (1580 bis 1585) in spanischer Gefangenschaft, schrieb er hier seine hochberühmten 28 politischen und militärischen Diskurse, die 1587 zu Basel veröffentlicht wurden.

Es gelte unter den Kriegsleuten von Profession als ausgemacht, sagt er, daß eine Lanzen-Truppe eine Truppe von Pistoliers schlagen müsse. Spanier, Italiener und Franzosen seien darüber einig. Die Deutschen aber dächten anders. In einer Eskadron Gensdarmen, auch wenn sie aus Edelleuten bestehe, gäbe es doch immer weniger Mutige, und wenn nun der Angriff im Haag erfolge, so bildeten sich sehr bald Lücken: wenn auch die Tapferen, die regelmäßig in der Minderzahl sind, energisch angreifen, so bleiben doch die andern zurück, die ihrerseits gar keine Lust haben, zu beißen: Dem einen blutet angeblich die Nase, dem andern ist der Bügel gebrochen, oder das Pferd hat ein Eisen verloren — kurzum, man sieht nach 200 Schritt Weges die lange Linie dünn werden und große Lücken darin erscheinen. Dem Feinde macht das sehr Kourage. Oft werden von 100 Reitern nicht 25 wirklich einbrechen; und wenn diese sehen, daß sie gar nicht unterstützt werden, brechen sie ihre Lanzen und tun ein paar Schwertschläge — dann kehren sie um, sofern sie nicht gleich niedergerannt worden sind.

Der Vorzug der Reitres ist daher ihr fester Zusammenhalt; sie seien wie aneinandergeleimt (collez les uns avec les autres). Die Erfahrung habe sie gelehrt, daß le fort toujours emporte le foible. Auch wenn sie geworfen seien, lösten sie sich nicht auf. Wenn sie aber die Caracole machten und zwanzig Schritt vom Feinde die Flanke böten, um ihre Pistolen-Salve zu geben, und dann nach hinten ritten, um wieder zu laden oder die andere Pistole herauszuziehen, so habe man sie oft geschlagen. Denn die Pistole wirke doch nur auf drei Schritt, und um eine Truppe zu werfen, müsse man sie mit Entschiedenheit angreifen.

Die gute Ordnung müsse man nicht nur im Kampf halten, sondern schon auf dem Marsch. Daran ließen die Franzosen es

fehlen, die Deutschen aber hielten auch schon auf den Marsch sorgsam darüber, daß Jeder an seinem Platz bleibe[1]).

Wolle man einwenden, daß bei der Aufstellung im Haag die Möglichkeit gegeben sei, gegen die Flanken der feindlichen Eskadrons einzuschwenken, so sei damit auch nicht viel gewonnen, da in den dicken Haufen doch nicht tief einzudringen sei.

Stelle man nun wieder die Lanzen-Reiter in größerer Tiefe auf, so seien doch nur die ersten Glieder in der Lage, von der Lanze Gebrauch zu machen; die folgenden könnten im Gewühl nichts mit ihnen machen, und es bleibe ihnen nichts übrig, als sie fortzuwerfen und den Degen zu ziehen. Im Handgemenge sei nun aber der Pistolier am allergefährlichsten; während der Lanzierer eigentlich nur einen Stoß mit seiner Lanze ausführen könne, habe der Pistolier seine 6—7 Schüsse und die Eskadron sei nichts als Feuer.

Man sollte danach meinen, daß de la Noue einfach die Abschaffung der Lanze empfehlen, durch eine relativ tiefe Formierung ein geschlossenes Herankommen verbürgen und ohne Caracole die Entscheidung im Handgemenge durch die Pistole erzielen wolle. So klar ist das Ergebnis seiner wiederholten und breit ausgesponnenen Betrachtungen jedoch nicht. So sehr er betont, wie viel furchtbarer die Kraft der Pistolen sei als die der Lanze, so preist er diese doch auch wieder und verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß er sie abschaffen wolle. Im Besondern für den französischen Edelmann sei die Pistole nicht zu empfehlen, denn er werde ihre Pflege und Ladung seinem Diener überlassen, und dann werde sie im entscheidenden Augenblick versagen.

Was de la Noue über die damalige Rüstung (15. Discurs) sagt, will ich in der 1592 erschienenen Uebersetzung von Jacob Rathgeben hersetzen.

Die französischen Adligen, sagt er, fallen leicht in Uebertreibung.

---

[1]) Frz. Ordonnanz vom 16. Okt. 1563. „Il est pareillement ordonné que les compagnies de chacun régiment de cavalerie marcheront ensemble et avec l'ordre qu'elles devront garder en combattant, afin que chacun soit accoutumé a maintenir son rang.“ Weiter wird nichts vorgeschrieben. H. Choppin, Les Origines de la Cavalerie francaise. Paris et Nancy 1905, S. 22.

„Das Exempel, so ich einfüren will, ist von der Manier, wie sie sich jetzundt zu wapnen und zu rüsten pflegen. Nun ob sie wol wegen gefehrligkeit und strenge der Feuſtling und Büchſen gute urſachen gehabt, ihr Rüſtung etwas ſtercker, und auff beſſere prob als zuvor ſchlagen zu laſſen: Haben ſie doch in dem die rechte maß ſo gar überſchritten, daz der mehrer theil an ſtatt einer Rüſtung, alſo davon zu reden, ein gantzen Amboß uff ſich geladen. Hernach hat ſich die ſchöne eines gerüſten gewapneten zu Pferdt gantz in heßliche ungeſtalt verwandlet. Dann ſein Helmlein (habillement de teste) ſicht jetzt einem Eiſinen Haffen gleich. Am linken Arm führet er ein großen Blechhendſchuch (gantelet), der inn den Arm biß zum Elenbogen bedeckt: Am rechten nur ein ſo ſchlechts Armzuglein (mougnon), das blößlich die Achſel darunder verwahrt iſt, Und gemeiniglich führet er keine Beintäſchen (tassettes). An ſtatt der Caſacken (Casaque) ein kleines rundes Glockenröcklin (un mandil), und kein Spehr oder Lantzen. Unſere Küriſſer und leichte Pferdt bey König Heinrichs deß andern zeiten wahren viel ſchöner und luſtiger zu ſehen, die führten ihre Helmlin (salade), Arm und Bainzeug (brassals, tassettes), ihre Caſacken, Spehr und Lantzen, und oben daran ein Fennlin (banderolle), unnd wahr dieſe gantze Rüſtung ſo ring und leicht, daß einer ſolche ungehindert wol vier unnd zwentzig Stunden am Leib führen köndte. Die jenigen aber, ſo man heutigs Tags zu führen pflegt, ſeindt dermaßen ſo unbequem und ſchwer, daß einer vom Adel auff fünff unnd dreißig Jahr alt under einem ſolchen ſchweren laſt an Achſeln allerdings lahm wirdt. Vor der zeit hab ich den Herren von Eguilli und den Ritter Puigreffier, zween ehrliche berümbte Alten, einen gantzen tag, allerdings von Fuß auff gerüſt, vor iren Compagnien herreiten ſehen, da doch jetziger zeit ein vil jüngerer Capitani nit wolt oder kondt in ſolchem Standt allein zwo Stunden verharren."

Einige, ſagt de la Noue (15. Discurs S. 345), erheben den Einwand, daß bei der Aufſtellung im Haag alle zum Kampf kommen, in der Eskadron höchſtens ein Sechstel, nämlich die in der Front. Aber es komme nicht auf den Erfolg des Einzelnen an, ſondern darauf, den Gegner zu ſprengen, und das tue die Eskadron; ſie werfe die feindliche Linie da, wo die Standarte oder

die Kapitäne und die besten Leute ständen, und mit diesen löse sich das ganze auf. In einer Eskadron stelle man die Tapfersten ins erste Glied; auch für das zweite Glied würden noch tapfere Leute vorhanden sein. Der Rest fühle sich dann durch diese gedeckt und folge, da jene die Gefahr auf sich nähmen, wenn man siege, aber allesamt an dem Ruhm teil hätten. Hundert gut gewappnete und geführte Knechte in der Eskadron würden hundert Edelleute im Haag aufgestellt schlagen.

In zwei besonderen Fällen will auch de la Noue die Aufstellung im Haag beibehalten, nämlich, wenn eine kleine Abteilung gesondert kämpfe, und wenn man Infanterie angreife und Abteilungen detachiere, um von verschiedenen Seiten zugleich zu attackieren.

Blaise Monluc, der vom einfachen Krieger zum Marschall von Frankreich emporstieg († 1577), rühmt in seinen Memoiren (zum Jahre 1569) die militärische Tüchtigkeit der Reistres, die sich nicht überfallen ließen, Pferd und Waffen gut in Stand hielten und im Gefecht furchtbar seien; man sähe nichts als Eisen und Feuer, und jeder Stallknecht sei gerüstet und bilde sich zum Kriegsmann aus.

Der bedeutendste spanische Militär-Theoretiker der Epoche ist Bernardino Mendoza, der eine Geschichte des Krieges in den Niederlanden schrieb (1592), und dessen „Theorie und Praxis des Krieges" im Jahre 1595 erschien und auch mehrfach ins Deutsche übersetzt worden ist.

Ueber die Tiefe der Eskadrons-Aufstellung gibt er keine bestimmte Vorschrift, sondern nimmt an, daß man nach Umständen eine breitere oder tiefere Aufstellung wähle, will aber, daß so oder so das Verhältnis 1:3 nicht überschritten werde (Th. I cap. 42).

In der Frage, ob die Lanze oder die Pistole vorzuziehen sei, entscheidet sich Mendoza (I cap. 44, cap. 49) für die Lanze; eine Kompanie Lanzen von 100 oder 120 Mann können 400 bis 500 Ferraruolen überwinden, wenn sie sie mit Ungestüm und von verschiedenen Seiten zugleich angreifen. Er fügt aber hinzu, daß man gut tue, die Lanzen durch Arkebusiere zu Pferde, oder Pistoliers (cap. 43) auf ihrer linken Seite unterstützen zu lassen.

Wenn so viele für die Pistoliers einträten, so sei der Grund, daß diese Waffengattung viel weniger Uebung gebrauche, als die Lanzierer, und an Mann und Pferden deshalb viel leichter zu beschaffen sei[1]).

Bei der Erzählung der Schlacht auf der Mooker Heide (1574)[2]), die sonst nicht völlig deutlich ist, erklärt Mendoza, die Eskadrons der Lanzierer dürften nicht stärker als 100—120 Mann sein und müßten lebhaft angreifen, dann würden in der Melee den Reitres die Pistolen wenig nützen.

Georg Basta, als Sohn eines epirotischen Edelmannes in Italien geboren (1550), führte jung ein Regiment Arnauten unter Alexander Farnese, wurde spanischer General, kommandierte ein kaiserliches Heer gegen die Türken und schrieb neben einem Werk über den General-Feldobersten (il maestro di Campo generale) ein eigenes Werk über die leichte Kavallerie (1612), das auch mehrfach in deutscher Uebersetzung erschien.

Wie Tavannes, so will auch Basta die Mannschaft im Kampf nicht bloß in Tapferkeit, sondern auch durch Strenge zusammenhalten. Er schreibt vor (B. 4 Kap. 5), der Kapitän solle, wenn es an ein Treffen geht, zwei oder drei Pferdelängen vor seiner Kompagnie reiten, der Leutnant aber mit bloßem Schwert in der Hand hinter dem Haufen, „um jeden, der Unfügliches tue", wenn nötig, sofort zu töten.

Basta wägt in einem eigenen Kapitel am Schluß seiner Schrift die Vorzüge der Kürisser und der Lanzierer gegeneinander ab und entscheidet sich für die Kürisser. Lanzierer hätten sehr gute Pferde, viel Uebung und festen Boden nötig; nur die beiden ersten Glieder könnten zur Anwendung der Waffe gelangen; deshalb müsse man sie in viele kleine Schwadronen teilen, die getrennt angreifen. Weshalb denn nun aber eigentlich die Kürisser

---

1) Bei dem Italiener Davila in seiner Storia della guerre civili di Francia und dem Engländer Roger Williams, Art of war „The difference between Launtiers and Pistolers" (1590) finden sich ganz ähnliche Darstellungen und Betrachtungen. Sie sind zitiert bei C. H. Firth, Cromwells Army, S. 129.

2) In den Commentaires Bd. XI cap. 11, 12. Ed. Lonmier-Guillaume II, 214—222.

die überlegene Waffe sind, kommt nicht heraus. Der Autor widerspricht sich wiederholt selbst und wird schließlich sogar unklar darüber, ob er eigentlich von den schweren ritterlichen Lanzierern oder von ungerüsteten, leichten Lanzenreitern spricht.

Diese Ungeschicklichkeit in den Argumentationen Bastas reizte den berühmtesten Theoretiker der Epoche, den Oberstwachtmeister der Stadt Danzig Johann Jacobi von Wallhausen, ihm in seiner „Kriegskunst zu Pferd" (1616) mit scharfer Polemik entgegenzutreten. Er höhnt und spottet über des trefflichen Kavaliers Basta (der 40 Jahre der Kavallerie beigewohnt und seine Profession davon durchgemacht hat) Theorien und tritt mit Entschiedenheit für die Lanze ein. Beide Autoren sind darin einig, daß die Lanzierer in kleinen Haufen und nicht tiefer als in zwei Gliedern, ja sogar noch mit einem Zwischenraum zwischen diesen beiden angreifen sollen. Wallhausen sagt (S. 21): „Der Lantzierer thut sein effect in kleinen Squadronen, und nicht höher, zum höchsten als zwey Glieder hintereinander, und zwischen diesen zweyen Gliedern ein guter Raum gelassen, nicht geschlossen. Wenn nun im Angriff ein Pferd einem strauchelt oder gar fällig wird, so kann er seinen nachfolgenden Mitsoldaten nicht schädlich oder hinderlich seyn, sondern kann sich wiederumb aufflesen, und zu seinem Squadron sich wiederumb in Ordnung gebe

„Der Kührissierer aber, dieweil er in grossen Squadronen, dick zusammengeschlossen, neben und hintereinander zusammen halten muß, so einem ein Pferdt im fordersten zweiten Gliede strauchelt oder durch den Feind verletzt wirdt, so kann er sich nicht allein, wan er noch nicht verwundet, nicht auflesen, sondern auch alle seine hinder ihm folgende Mitconsorten, in seynen Reyen, stossen und fällen mit ihren Pferden auff ihn: Da dann mancher Kührissierer mehr Gefahr seines Lebens mit Zertrennung seiner nachfolgenden Mitconsorten Pferden sich zu befahren, als er vom Feindt hat. Dann so nur einer in einem Gliedt forn oder in der mitte fällig wirdt, so kann der hinderst folgende weder zur rechten noch zur linken noch hinder sich noch für sich, weichen, sondern wird von dem hindersten, der dieses nicht siehet, oder weiß, also angetrieben; daß also mancher gesunder unverletzter

Mann und Pferdt über das ander fellt, zertrit und umbs Leben bringt: Ja also mehr Schaden ihnen mit dieser Zertrennung zufügen: Wie auch dieses Mittel und Unglück ihr eigen Squadron sie selbsten mehr trennen und in ein Confusion bringen, als vom Feinde geschieht. Welches ohne zweiffel mehr dann 1000 mal von dem Herrn Basta erfahren und gesehen, da ich dieser Ungelenheit Exempel so ich mit Augen gesehen, darthun könnte. Vermeine also, der Lanzierer habe eine größere Praerogation und Vortheil für den Kührissierer auch in dieser occasion."

Man nehme, sagt Wallhausen weiter (S. 31), dem Lanzierer sein gutes Pferd und die Lanze und gebe ihm ein geringeres Pferd, so habe man einen Kürisser; dieser sei also so zu sagen, nichts als ein halber Lanzierer.

An einer späteren Stelle (S. 32) will Wallhausen sogar, daß das zweite Glied der Reiter dem ersten schädlich sei, weil es verhindere, daß dieses sich, wenn sein Angriff mißlinge, nach rechts oder links abziehen könne. Deshalb sollen, wenn der Raum nicht reicht, alles in einem Gliede aufzustellen, die späteren mit 20 bis 30 Schritt Abstand folgen.

In dieser Argumentation vermissen wir hüben wie drüben einen wesentlichen Punkt, die Caracole. Um die Vorteile und Nachteile von Pistole und Lanze gegeneinander abzuwägen, müßte man doch auch in Betracht ziehen, daß die Lanzierer eine wirkliche Attacke ritten, die Pistoliers eigentlich nur plänkelten. Diese also mußten unterliegen. Aber nicht nur Basta schweigt davon, sondern auch Wallhausen, der grade hier das stärkste Argument für seine Auffassung hätte finden können. Alle beide aber sind schwache Dialektiker und haben den wahren Gang der Entwicklung nicht verstanden.

Als Wallhausen diese Betrachtungen schrieb (1616), ja schon als Mendoza noch für die Lanzen eintrat (1595), waren sie tatsächlich bereits abgeschafft.

Ist nun mit seinen Gründen Wallhausen unzweifelhaft sachlich im Recht, so fragt man um so mehr: weshalb sind denn die Lanzen abgeschafft worden und haben die Kürisser historisch gesiegt? Wallhausen selbst muß zugeben, daß der große Kriegsmeister seiner Zeit, Moritz von Oranien, die Lanzen, die er von seinem

Vater Wilhelm I. überkommen, abgetan habe, und weiß keinen rechten Grund dafür.

Wir haben hier also wieder einmal den gar nicht so seltenen Fall, daß hervorragende Praktiker, die versuchen, die Probleme ihrer Zeit theoretisch zu erfassen, damit nicht fertig werden: sie vermögen sich das, was sie sehen und verstehen, doch nicht begrifflich und kausal zu erklären. Basta kommt den Dingen am nächsten, wenn er bemerkt, daß zu einem Kürisser viel weniger gehöre, als zu einem Lanzierer, jener brauche nichts weiter, als daß er die Rüstung tragen könne und in der Masse mitreite. Wallhausen erwidert darauf: „Es gibt mehr Bauerflegel, die reiten können, als wohlgeübter berittener Kavallierers und Rittersleute: ergo haben die Bauerflegels den Vorzug für Ritterslеuten.“ Wirklich hat Basta dem Wortlaut nach diesem Fehlschluß gemacht: er hätte aber logisch und historisch das Richtige und Treffende gesagt, wenn er geschlossen hätte: der Lanzierer, besonders wenn er neben der Lanze noch mit Pistolen ausgerüstet ist, ist in seiner Zwei-Glieder-Rangierung und kleinen Schwadronen dem tiefen Haufen der Kürisser überlegen — gleiche Zahlen vorausgesetzt. Für Lanzierer aber gebraucht man Edelleute oder sonst hervorragend tüchtige Krieger; deren gibt es immer nur wenige. Dagegen an den Kürisser, Mann wie Roß, stellt man so viel geringere Anforderungen, daß man eine sehr viel größere Zahl aufzubringen vermag, und vermöge dieser Ueberzahl werde sie die Lanzierer trotz ihrer besseren Qualität und besseren Aufstellung überwinden.

Der Kampf zwischen Haag und Schwadron, zwischen Lanze und Pistole ist also nicht bloß ein technischer Gegensatz, sondern zwei Zeitalter streiten miteinander. An dieser Stelle ist an der Legende, daß die Feuerwaffe das Mittelalter überwunden habe, wirklich wieder ein Körnchen Wahrheit. Aber die Wege der geschichtlichen Entwicklung sind oft nicht grade, sondern sehr gewunden und verschlungen. Die grade Entwicklung von der Ritterschaft zur Kavallerie würde Erleichterung der ritterlichen Rüstung, schnellere Pferde und Disziplinierung verlangt haben. Statt dessen finden wir, daß die eigentlich ritterliche Kampfart, die Attacke mit der eingelegten Lanze, völlig vergeht und eine Kampfart einsetzt, die das grade Gegenteil alles Kavalleristischen zu sein scheint:

dicke tiefe Haufen in langsamster Gangart oder gar stehend den Gegner erwartend[1]) und statt mit der blanken Waffe mit der Pistole arbeitend. Aber so unkavalleristisch das alles ist, so war es doch der einzige Weg, das zu gewinnen, was dem Rittertum fehlte und was direkt aus ihm auf keine Weise zu entwickeln war: den disziplinierten, taktischen Körper. Von hier aus werfe man auch noch einmal den Blick rückwärts ins Mittelalter, um sich zu überzeugen, wie unrecht diejenigen haben, die schon in den Ritterscharen Kavallerie sehen wollen.

Aus dieser Gegenüberstellung wird uns nun auch ganz klar, weshalb die Geschichte der Kavallerie ihren Ausgang von den ganz tiefen Eskadrons nimmt. Je dicker die Haufen sind, desto schwerfälliger bewegen sie sich, desto weniger Kunst gehört aber auch dazu, sie zu bilden. Je weiter die Kunst und Disziplin fortschreiten, desto flacher wird allmählich die Rangierung wieder. Die Kavallerie ist keine Fortbildung des Rittertums, sondern eine Neubildung, die an die Stelle des Rittertums tritt.

Da uns die tiefen Aufstellungen ja schon im Mittelalter begegnet sind und sie sich von selbst ergaben, wo eine Anzahl Ritter, jeder mit einem Gefolge gewappneter, berittener Knechte zum Gefecht zusammentraten, so mag man, wenn man will, Uebergangsformen viel weiter hinauf feststellen, als ich es oben getan habe; um die Mitte und im dritten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts aber vollzieht sich erst der wirkliche Uebergang und ist an die Stelle des Alten etwas Neues getreten.

Sehr gut spiegelt sich der Wandel der Zeiten in einer Betrachtung in den Tavannes-Memoiren (S. 204), die offenbar von dem jüngeren Tavannes herrührt, über die Reitkunst. Die „sechs Volten", sagt er, seien wie ehedem nötig für die Kämpfe im Haag mit Lanze und Degen; aber der moderne Soldat habe solche Künste nicht nötig; Mann und Pferd seien in drei Monaten für den Krieg auszubilden; die Stallmeisterkunst locke die Leute

[1]) Mendoza in seiner Geschichte des Niederländischen Krieges berichtet in seiner Darstellung der Schlacht auf der Mooker Heide ausdrücklich, daß die „Reiter" auf spanischer Seite den Angriff der feindlichen Schwadronen stehenden Fußes erwartet hätten; — freilich infolgedessen geschlagen worden seien. Erst ein Gegenangriff anderer spanischer Kavallerie wirft die Geusen.

nur auf den Leim und sei überflüssig, es sei denn, wenn Kavaliere zu Pferde ein Duell ausfechten wollten. Auch die Jesuiten lernten jetzt in drei Jahren, wozu früher zehn notwendig gewesen seien, und man werde einmal auf noch weniger kommen.

Eine Zeitlang stehen sich die beiden Formen schroff einander gegenüber. Die Franzosen fechten in den Hugenottenkriegen noch als Ritter; beide Parteien aber, die Katholiken wie die Protestanten, ziehen deutsche Reiter als Hilfstruppen heran, und diese deutschen Reiter auf französischem Boden bilden das Wesen der neuen Kavallerie aus. Die französischen Ritter waren dafür ein zu sprödes Material. Sie waren, wie unsere Schriftsteller übereinstimmend sagen, zu stolz, sich in Eskadrons aufstellen zu lassen, denn alle wollten im ersten Gliede stehen, niemand einen anderen vor sich lassen, und haßten die Pistole. Disziplin und Waffe widersprechen dem Wesen des Rittertums. Die gemeinen Söldner aber ließen sich das Einrangieren gefallen und überwältigen nun mit ihrer Masse die Ritter.

Mit der Bildung der geschlossenen Schwadronen verschwindet naturgemäß auch der Mischkampf, die Begleitung der Reiter durch Fußkämpfer. Die letzten Beispiele, die mir aufgefallen sind, finden sich erzählt bei Jovius[1]) zum Jahre 1543 vor Landrecy.

In den letzten Schlachten der Hugenottenkriege, Coutras 1587 und Ivry 1590 ist die neue Waffe, wie wir es ausdrücken dürfen, die Kavallerie so weit entwickelt, daß die Infanterie, die seit dem Auftreten der Schweizer die erste Rolle gehabt hat, wieder dagegen zurücktritt. Heinrich IV. von Frankreich ist es, der den Ruhm beanspruchen darf als Feldherr, die neue Kraft richtig verstanden und voll ausgewertet zu haben. Obgleich er bei Coutras an Reitern in der Minderzahl war, siegte er dennoch, indem er seine Reiter durch Schützen unterstützte, die geschlossenen Schaaren zusammenhielt und sie sachgemäß führte, während auf der katholischen Seite die Edelleute noch in der direktionslosen ritterlichen Weise kämpften. Bei Ivry bewies er dieselbe taktische Ueberlegenheit, noch gesteigert durch eine meilenweit ausgedehnte Verfolgung.

Ueber zweihundert Jahre später ist es noch einmal geschehen,

[1]) Hist. lib. 44. Ed. 1578, p. 560.

daß Ritter und Kavallerie sich miteinander gemessen haben. Als die Franzosen unter dem General Bonaparte 1798 Aegypten erobern wollten, wurde das Nilland beherrscht von einer Kriegerkaste, den Mamelucken. Sie fochten zu Pferde, trugen Panzerhemd und Helm, waren bewaffnet mit Karabiner und zwei Paar Pistolen und hatten jeder mehrere Diener und Pferde zu ihrer Unterstützung. Trotz der Feuerwaffen kann man sie also als Ritter bezeichnen, und Napoleon sagte, daß zwei von ihnen drei Franzosen gewachsen seien, 100 Franzosen aber 100 Mamelucken nicht zu fürchten brauchen, 300 Franzosen einer gleichen Anzahl überlegen seien und 1000 Franzosen unfehlbar 1500 Mamelucken besiegen würden. Eine eigentliche Probe ist darauf wohl nicht gemacht worden, da die Franzosen keine wirkliche Kavallerie übers Meer geführt hatten, aber die Schilderung aus diesem Munde gibt uns eine sehr lebendige Anschauung von dem Unterschied zwischen dem Ritter, dem qualifizierten Einzelkämpfer, und dem taktischen Körper der Kavallerie.

Ueber Hermann Hugo.

Das Werk des Jesuiten Hermann Hugo, De militia equestri antiqua et nova libri quinque, Antwerpen 1630, ist eine gelehrte, wohldisponierte Kompilation. Ich füge dem, was Jähns II, 1057 (§ 79) darüber sagt, einiges hinzu, zum Teil um zu zeigen, wie wenig uns oft auch zeitgenössische Autoren richtig zu orientieren verstehen.

Buch III, Kap. 4, S. 184: Die „Kürassiere". Quirassarii seu Corassarii sind an die Stelle der lancearii getreten; hoc solo ab his differunt, quod sclopo utantur pro lancea, et gradario succussarioque equo pro expedito. (gradarius: Schritt für Schritt gehend, succussarius: hart stoßend; man denkt an „deutschen Trab".)

B. IV, Kp. 5, S. 257: Obwohl Hugo früher (B. III, Kp. 4) gesagt hat, die Kürassiere (Pistoliers) seien an die Stelle der lancearii getreten, weist er den lancearii in seiner Theorie doch eine bedeutende Rolle zu. Er charakterisiert lancearii und arcabusarii als vorzugsweise zum Angriff geeignete Waffe, die Kürassiere umgekehrt als defensiv wirksam.

Für die lancearii wird gefordert, daß immer nur ein Glied incurrere soll, andernfalls würden sie sich gegenseitig hindern. Doch könne man sie bis zu acht Gliedern hintereinander aufstellen und nacheinander attackieren lassen. (S. 258; nicht bis zu vier Gliedern, wie Jähns S. 1058 sagt.)

Wenn weiter empfohlen wird, zwei Glieder „quasi in quincuncem" zur Attacke aufzustellen, also das zweite auf die Intervalle des ersten

ausgerichtet, so ist das eine kleine Verbesserung der Attacke in einer einzigen Linie.

Für die Arkebusiere nimmt er der Infanterie gegenüber die Caracole als Kampfesform in Anspruch; er bildet die Reiter ab, wie sie im Zurücksprengen mit dem Ladestock hantieren. Uebrigens unterscheidet er die Caracole gegen die Front und gegen die Flanke des feindlichen Infanteriehaufens. Auf den Bildern läßt er die Caracole nur nach links ausführen, und nur die rechte Flanke der Gegner angreifen. Arkebusiere zu Pferde gegen gleichbewaffnete Gegner läßt er nicht caracolieren, sondern nur aus der Front feuern. (S. 268.)

Die verschiedenen Reiterwaffen werden zu allerhand künstlichen Schlachtordnungen nach den Angaben anderer Autoren kombiniert.

Im nächsten Kapitel (B. IV, Kp. 6) will Hugo auch über die Kombination von Kavallerie und Infanterie sprechen. Er kompiliert aber fast nur antike Autoren. Als einzigen Unterschied zwischen Altertum und Gegenwart bezeichnet er es, daß der Mischkampf abgekommen sei, und beklagt das sehr. Offenbar liege der Verlust dieser Kunst darin, daß zum Mischkampf viel Uebung gehöre; die hätten die Alten gehabt, aber nicht die Neueren. —

Ueber die Wirksamkeit der Lanze

sind interessante Feststellungen gemacht von Stabsarzt Dr. Friedrich Schäfer in einer Schrift: „Die Lanze." Eine geschichtliche und kriegschirurgische Studie. Sonderabdruck aus dem Archiv für klinische Chirurgie. 62. Band. Heft 3. Die deutsche Lanze wiegt 1,85 kg und ist 3,20 m lang; sie hat eine 13 cm lange eiserne Spitze.

General Sparre und General de Brack sagten in einer französischen Kommission aus, die Lanze sei im Gefecht viel weniger mörderisch, als der grade Säbel. Die Verwundungen fast immer leicht. Die Lanzenreiter könnten nicht mit ihrer ganzen Kraft stechen, sonst kämen sie aus dem Sattel. Die Stiche sind unsicher, wegen der Bewegung des Pferdes und weil es leicht ist, zu parieren und auszuweichen.

Schäfer kommt durch eine statistisch-chirurgische Untersuchung zu demselben Ergebnis. Die Gewebe weichen dem eindringenden Stich aus, an den Knochen gleitet er ab. Deshalb heilen die Wunden leicht und schnell. Das entgegengesetzte Vorurteil, daß Stichwunden besonders gefährlich, sei falsch. Es kommt aber doch auf die Form der Lanzen an: schneidet sie zugleich mit ihren Kanten, so ist der Stich viel gefährlicher.

Zweites Kapitel.

Vermehrung der Schützen. Verfeinerung der Infanterietaktik.

Die schweizerische Taktik ist nach ihrer Ausbreitung über Europa sozusagen zum Stillstand gekommen. Bei der Methode, den Feind, wo man ihn fand, mit drei großen Haufen anzugreifen, hatte die Voraussetzung obgewaltet, daß, wenn der eine oder andere auf ein zunächst unüberwindliches Hindernis stoße, doch bei dem weiten Ausgreifen sich irgendwo eine Stelle ergeben werde, wo einer der Haufen einbrechen und dadurch auch den anderen den Weg freimachen werde. Wenn nun aber der Gegner eine Stellung einnahm, die weder in der Front angreifbar, noch auf einer der beiden Flanken zu umgehen war, so war auch der tapferste Ansturm machtlos. Das hatte Bicocca gezeigt, und bei Pavia hatten die Schweizer als ein Teil des französischen Heeres selber, in einer, wie man meinte, unangreifbaren Stellung Schutz gesucht. Die Vermehrung und Verbesserung der Feuerwaffen machte es mit der Zeit immer leichter, derartig unangreifbare oder schwer angreifbare Stellungen zu finden. Die strategischen Momente, die dazu führten, es nur selten auf eine große Schlacht ankommen zu lassen, werden wir noch kennen lernen. Nur die Schlacht aber war es, in der der mit den langen Spießen bewehrte große Haufe seine ganze Bedeutung zeigte. War es nicht möglich oder hielt es der Feldherr nicht für ratsam, die Schlachtentscheidung herbeizuführen, und beschränkte sich der Krieg auf gegenseitiges Ausdauern mit kleinen Unternehmungen, Ueberfällen, Einnahmen von Schlössern, Belagerungen, so war die Schußwaffe nützlicher und nötiger als der lange Spieß, und neben der Verwendung der Schützen wuchs das Feld der Tätigkeit für den leichten Reiter.

Der Fortgang der Dinge ist also, daß die Zahl der Schützen unausgesetzt vermehrt, während gleichzeitig ihre Waffe fortwährend verbessert wird.

In derselben Zeit setzt sich die Ritterschaft allmählich in Kavallerie um.

Im Beginn des 16. Jahrhunderts machten die Schützen vielleicht ein Zehntel der blanken Waffen des Fußvolks aus. 1526 waren es unter Frundsberg ein Achtel. Von den Spaniern wird 1524 berichtet, sie seien an Schützen stärker gewesen als die Schweizer und auch besser geübt. Im Schmalkaldischen Krieg stiegen die Schützen bei den Landsknechten bis auf ein Drittel, und Philipp von Hessen verlangt bei seinem Landesaufgebot sogar die Hälfte. Domenico Moro 1570 und Landono 1578 nahmen die Hälfte an. Adr. Duyk 1588 rechnet auf 40 Spießer bereits 60 Schützen und so geht es fort[1]).

Die Theoretiker sprachen gegen diese gar zu starke Vermehrung der Schützen. De la Noue (14. Discurs) will sie auf ein Viertel beschränken und den Pikenieren (corcelets = Gewappneten) höheren Sold geben. Monluc meint, die Soldaten schössen lieber, als daß sie sich auf den Leib gingen. Jedenfalls war die Bewegung unaufhaltsam. Domenico Moro, der 1570 Ottavio Farnese ein Buch widmete, nahm in diesem so zu sagen, die Zukunft vorweg, indem er die Pikeniere auf ein Drittel herabsetzte und beide Waffen in selbständigen Abteilungen zu je 6 Gliedern nebeneinander ordnete[2].)

Der Schütze des Altertums wie des Mittelalters ist seiner Natur nach Plänkler. Die disziplinierten englischen Bogner und die Janitscharen haben es bereits zu einem Massenfeuer gebracht, das über das Plänkeln hinausgeht, aber eine organische Fortbildung dieser Leistungen ist nicht erfolgt: dazu war die Wirkung des Bogens doch nicht stark genug. Auch die neue Feuerwaffe erlaubt zunächst und auf lange Zeit nur eine verstärkte Plänkler-

[1]) Rüstow, Gesch. der Inf. I, 242 f., 349. Jähns I, 724, 726 731. Hobohm II, 472. Pätel, Die Organisation des hessischen Heeres unter Philipp dem Großmütigen. Philipp gab den Schützen monatlich einen Gulden mehr als den Spießern; trotzdem wurde die Hälfte nicht erreicht.

[2]) Jähns I, 726.

wirkung. So wirksam der Schuß aus der Arkebuse und noch mehr der Muskete war, wenn er traf — er war doch zu unsicher und gebrauchte zu viel Zeit, als daß der einzelne Schütze dem Reiter, dem Hellebardier oder dem Pikenier gewachsen gewesen wäre, wenn er nicht irgend eine Deckung hatte. Wie war diese Deckung zu beschaffen?

Das nächste Hilfsmittel ist die Unterstützung der Schützen untereinander. Schon 1477 schrieb Albrecht Achill in seiner Anweisung für den Feldzug gegen Hans von Sagan den Büchsenschützen vor, daß die Haufen abwechselnd schießen sollten, damit immer ein Teil schußbereit sei, dasselbe meldete im Jahre 1507 als Gewohnheit der Deutschen ein venetianischer Gesandter nach Hause[1]), und als im Jahre 1516 der Kardinal Ximenez in Spanien eine Miliz einrichtete, wurde vorgeschrieben, daß Sonntags eine Uebung „in der Ordonnanz und in Caracole" stattfinden solle[2]), d. h. eine Feuerordnung, bei der immer der Schütze, der gefeuert hat, hinter die anderen tritt, um wieder zu laden, und so im Kreise fort.

In der Schlacht bei Marignano 1515 unterhielten die Schützen des Königs nach Jovius[3]) mit großem Erfolg ein solches „Schneckenfeuer" aus der Deckung gegen die Schweizer. 1532 wurde von den Spaniern auf der Parade bei Wien[4]), 1551 bei einer Parade vor dem Herzog von Nevers, Gouverneur der Champagne, nach der Erzählung eines Augenzeugen, Rabutin, mehrmals die Schnecke (le limaçon) ausgeführt[5]).

Aber selbst ein derartig geordnetes Feuer genügte doch nicht, damit Schützen es im freien Felde gegen feindliche Reiter oder auch nur Fußknechte mit blanker Waffe hätten aufnehmen können. Die Ordnung des Feuers in der Caracole war im Ernstfall doch

---

1) Relazione di Vincenzo Quirini, Dezember 1507. (Rel. degli Amb. Veneti [Eugen Albèri], Serie I, Vol. VI, S. 21.)

2) Clonard-Brix S. 57.

3) Buch XV., Basel 1578. Bd. I, S. 315.

4) Warhafftige beschreibung des andern Zugs in Oesterreich, wider den Türcken... vergangnes 1532. jares thatlich beschrieben. Und jetzund allererst in diesem 1539. jar in Druck gefertigt. . . . Neugedruckt in J. U. D. Goebel, Beitr. z. Staatsgesch. von Europa unter K. Karl V. Lemgo 1767, S. 326. Weiteres über die Caracole bei Hobohm II, 394, 405—07, 468, 483, 508.

5) Rabutin, Commentaires. Ed. Buchon, S. 530.

nur schwer aufrecht zu erhalten, und wir hören als Volksmeinung, die Schützen meinten, wenn es nur knalle, so werde das den Feind schon abschrecken, und die hinteren Glieder, statt abzuwarten, daß sie nach vorn kommen und richtig zielen konnten, feuerten in die Luft[1]).

Geschlossene Infanterie, sagt de la Noue[2]), kann ansprengender Reiterei nur mit der Pike widerstehn; „car l'harquebuserie sans couverture se renverse aisément". Wohl kommen Fälle vor, wo die Schützen sehr kühn gegen Reiter vorgehen, z. B. bei der Verfolgung des französischen Heeres durch Pescara im Jahre 1524, wo Bayard, von einer Musketenkugel niedergestreckt fiel[3]), oder daß sie sich selbständig feindlicher Reiter erwehrten, wie es im Schmalkaldischen Kriege einmal Avila erzählt[4]). Aber das sind doch nur Ausnahmefälle. Generell mußten die Schützen noch eine Anlehnung an eine der anderen Waffen haben. Entweder die Reiter gingen vor und wehrten den Feind ab[5]), oder die Schützen drückten sich unter die Spießer der Gewalthaufen, indem sie sie umsäumten, entweder von Anfang an oder indem die kleinen Haufen, die die Schnecke bilden sollten, als „Flügel" oder „Aermel"[6]) an die Gewalthaufen angehängt wurden und sich, falls sie mit ihrem Feuer den Feind nicht abwehren konnten, zu den Spießen flüchteten[7]).

1) Zitate bei Rüstow I, 264.

2) Discours 18, Paradoxe 2. S. 384.

3) Jovius, Leben Pescaras. Le vite etc. Venedig 1581, S. 213.

4) 1. Sept. 1546. Avila, Deutsch. Ausgabe S. 39.

5) Auch vom Mischkampf von Schützen und Reitern wird berichtet (Rüstow I, 314, nach Monluc) aber es können nur Einzelheiten gewesen sein, die keine Fortentwicklung gehabt haben.

6) Jovius 1535 vor Goleta „duas sclopetariorum manus, quas manicas vocabant, quod cornuum instar" . . . Buch 34. Edit. 1578, S. 392. — 1542 vor Ofen; die italienische Infanterie des Alessandro Vitelli „promoto hastatorum agmine et utrinque sclopettariis in cornua expansis Barbaros invadunt". Jovius Hist. B. 42, S. 518.

7) Rüstow hat, wie schon oben (S. 112) bemerkt, diese Ordnung die „ungarische Ordonnanz" genannt, die er in Anlehnung an die Wiener Parade von 1532 konstruiert hat; es ist jedoch nur ein Schema ohne praktische Bedeutung. Der Ausdruck ist auch nicht quellenmäßig, so wenig wie die „spanische Brigade". Wallhausen spricht nicht von einer „ungarischen Ordonnanz", sondern nur von einer „ungarischen Bestallung", also keiner taktischen, sondern einer administrativen Einrichtung, und sagt in der „Kriegskunst zu Fuß", 1. Buch, 6. Kapitel (S. 110), daß man in Ungarn keine andern als gevierte Ordnungen mache. — Jähns I, 711 nennt es

In einem gewissen Widerspruch zu dieser einmütigen Auffassung von Praxis und Theorie des 16. und auch noch der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, daß die Feuerwaffe sich nicht selbständig behaupten könne, sondern einer Anlehnung und eines Schutzes bedürfe, steht die Tatsache, daß die Türken keine Pikeniere hatten, sondern nur Reiter und Schützen, die Janitscharen, die vom Bogen zur Muskete übergegangen waren. Trotzdem sind die Türken derart überlegen, daß sie Ungarn erobern und 1529 vor Wien erscheinen. Zu einer großen Entscheidungsschlacht ist es aber, nachdem sie 1526 bei Mohacz einen leichten Sieg über die Ungarn gewonnen hatten, in dieser Periode niemals gekommen[1]). Die Türken wichen ihr aus, und die kaiserlichen und Reichsheere waren nicht dauerhaft genug, sie zu erzwingen. Die Kriege verliefen in Belagerungen, Erstürmung von Schlössern, Verwüstungen. Hundert Jahre lang, von 1568 bis 1664 waren der Kaiser und der Sultan, mit Ausnahme eines Krieges, 1593 bis 1606, in Frieden miteinander. 1578 bis 1639, also noch während der Hauptzeit des Dreißigjährigen Krieges, waren die Türken in heftige Kämpfe mit den Persern verwickelt. Als 1664 die neue Kriegsperiode zwischen den Türken und Deutschen begann, waren die Pikenier-Bataillone bereits nahe am Verschwinden.

Aber kehren wir zum 16. Jahrhundert und dem Problem des Verhältnisses der Schützen und Pikeniere zurück. Die Zahl der Schützen, die sich unter die Spieße eines großen Pikenier-

verhängnisvoll, daß man nach der Anweisung des Italieners Tartaglia das Verfahren angenommen habe, statt die Schützen in Flügeln an die Spießerhaufen anzuhängen, wie es schon 1480 Seldeneck empfohlen, sie in die äußeren Glieder des Haufens zu stellen. — Diese Kritik scheint mir die Hauptsache zu verkennen. Die Ordnung der Schützen in Flügeln bot zwar den Vorteil der besseren Feuerordnung und insofern auch einen gewissen Schutz; wenn aber die Reiterattacke doch herankam, konnte man diesen immer nur unter oder innerhalb der Spießer finden.

[1]) Als Beispiel, wie wenig man sich auf einzelne, auch anscheinend gut beglaubigte Nachrichten verlassen kann, diene, daß Jorga, Gesch. des osman. Reiches III, 295 erzählt von einer Niederlage der Türken 1593, „die Janitscharen wurden von der neuen Kavallerie des Westens, den in Eisen gekleideten schweren Reitern auf gepanzerten Pferden, und von den Arkebusieren aufgerieben". Eine türkische und eine polnische Quelle werden dafür angeführt. Die Erzähler haben also gehört von der „neuen Kavallerie des Westens", haben aber nicht verstanden, worin das Neue besteht, und schildern sie uns wie alte Ritter. Wenn wir es nicht aus andern Quellen wüßten, wäre es schlechterdings unmöglich, unter dieser Uebermalung das Richtige zu erkennen; es ist ein Seitenstück zu der Versetzung Winkelriebs in eine Ritterschlacht. Aehnlich in demselben Werk, S. 314.

haufens ducken kann, ist naturgemäß sehr beschränkt. Ein Manns-Viereck von 10000 Mann hat ja nur eine Front von 100 Mann; selbst wenn sich auf allen vier Seiten je zwei Glieder Schützen unter die Spieße ducken, so sind es immer erst 800, die untergebracht sind. Spanische Theoretiker lassen bis zu fünf Gliedern unterkriechen; auch das gäbe erst 2000 und wird wohl schon große Schwierigkeiten gemacht haben. Wir hören von einem Gefecht, wo die Musketiere sich nach dem Feuern unter die Spieße drängten, diese dadurch in die Höhe gingen und den feindlichen Reitern ermöglichten, einzudringen, so daß der ganze Haufe gesprengt und massakriert wurde[1]).

Eine gewisse Abhülfe brachte es, daß die Spießerhaufen zahlreicher und kleiner gemacht wurden. Die Verkleinerung der Spießerhaufen ergab sich naturgemäß, einmal, um in der Umkleidung mehr Schützen unterbringen zu können, dann aber auch, um der ja ebenfalls dauernd vermehrten und verbesserten Artillerie weniger große Treff-Objekte zu bieten[2]). Da aber die Zahl immer klein blieb, und auf diese Weise immer nur einer mäßigen Zahl Deckung gewährt werden konnte, so konnte die Methode je länger je wenger als angemessen gelten.

Die Theoretiker erfanden Kreuz-Aufstellungen, hohle Vierecke, Achtecke und dergleichen, alles um der Schützendeckung willen, aber alles natürlich praktisch nicht verwendbar[3]). Die Gefechtsform der Infanterie bleibt eine kleine Zahl von quadratischen Haufen, und es erhebt sich damit die Frage, wie diese Haufen, die von den Spaniern „Terzio" genannt werden[4]), zu einander zu ordnen seien. Schon von den drei Schweizerhaufen hatte ja Machiavelli als besondere Feinheit gerühmt, daß sie

[1]) 1608. Archives Oran. Nassau. 2. Serie II, 389.

[2]) Institution de la discipline militaire au Royaume de France. Lyon 1559, S 96 ff. Der Autor selbst ist gegen die verkleinerten Haufen und meint, da doch in den Zwischenräumen Schützen und Reiter seien, hätten die Kanonen auf alle Fälle ihr Ziel. Den zweiten Schuß solle man durch plänkelnde Schützen und Reiter zu verhindern suchen.

[3]) Rüstow hat in der Geschichte der Infanterie diese Formen sehr ausführlich behandelt. Ich halte es nicht für nötig, darauf einzugehen, da wir in den wirklichen Schlachten nichts davon finden.

[4]) Wie weit „Terzio" eine administrative oder eine taktische Einheit und Bezeichnung gewesen ist, bedarf noch der Untersuchung.

weder neben- noch hintereinander, sondern staffelförmig aufgestellt seien. Das war eine doktrinäre Ausmalung ohne inneren Wert: Zahl, Aufstellung und Vorgehen der schweizerischen Haufen hing ganz und gar von den jeweiligen Umständen und Geländeverhältnissen ab. Bei Bicocca setzte sich der zweite schweizerische Haufe, da keine Möglichkeit zu einer Flankenbewegung war, sofort neben den ersten, „den kein huf der hinderst volt sin" (Anshelm).

Bei einer größeren Zahl von Haufen aber, wenn sie etwa in einer Ebene aufgestellt wurden, um den Feind zur Schlacht entgegenzurücken oder seinen Angriff zu erwarten, mußte man sich fragen, ob sie einfach nebeneinander oder anders wie zu ordnen seien. Die einfache Nebeneinanderstellung hätte ein gleichmäßiges Zusammenwirken aller Kräfte verbürgt und sich dem Wesen einer antiken Legionen-Phalanx genähert. Aber ein ganz gleichmäßiges Vorrücken einer solchen Front ist, wie wir wissen, sehr schwer, und hier kommt noch in Betracht, daß ja die Gevierthaufen nicht bloß die Aufgabe des Angriffs, sondern auch sehr wesentlich die der Deckung für die so zahlreichen und von weit her wirkenden Schützen hatten. Da haben denn die Spanier, die in dieser Epoche in der Kunst der Taktik die führenden sind, es für richtig befunden, die Haufen in ziemlich weiter Entfernung von einander schachbrettförmig, in zwei oder drei Linien aufzustellen. Diese Linien als Treffen zu bezeichnen, halte ich nicht für richtig. Rüstow hat dafür den Namen die „spanische Brigade" gebraucht, der aber nicht quellenmäßig, sondern von ihm selbst geprägt worden ist. Die vordersten Haufen sind in ihrer quadratischen Form und erheblichen Stärke imstande, jeden Kampf aufzunehmen, aber natürlich zu schwach, um ihn durchzuführen. Dazu müssen auch die hinteren heran, und sie können das von hinten her besser, als wenn sie von vorn herein mit in der vorderen Linie stünden; sie richten sich dann auf den Punkt, wo ihre Hilfe am nötigsten ist, ihr Angriff nach Gelände und Verhalten des Feindes am wirksamsten zu werden verspricht. Dabei kommen dann die verschiedenen Haufen sehr bald in dieselbe Front. Es ist also die Aufstellung in der „spanischen Brigade" nicht etwa eine Form, die während des Gefechts beizubehalten wäre und überhaupt nichts Wesentliches, sondern

bedeutet nur, daß die Gevierthaufen sich jeder möglichst selbständig bewegen, sich dem Gelände und den Umständen anpassen und sich gegenseitig sekundieren.

Die Zerteilung der ursprünglichen Riesenhaufen der Infanterie warf auch von neuem die Frage auf, wie Fußvolk und Reiter gegeneinander zu werten seien. Die alten Gewalthaufen hatten sowohl in der Verteidigung die Ritter abgewehrt, wie im Angriff sie überrannt. Konnten das auch Haufen wie die Terzios? Lipsius stellt fest, bei den Römern sei es selten geschehen, daß Infanterie von Reitern gesprengt worden sei, zu seiner Zeit aber geschehe es häufig, und de la Noue gibt das ebenfalls als die vorherrschende Meinung an, beruft sich aber ebenfalls auf die Römer und führt zwei Beispiele von Spaniern seiner Zeit an, um zu beweisen, daß geschlossene Infanterie imstande sei, sich gegen eine überlegene Reiterei zu halten; mit der gegenwärtigen französischen Infanterie würde man es freilich nicht darauf ankommen lassen dürfen, denn die habe weder Spieße noch Disziplin[1]).

Dadurch, daß die Reiter mehr und mehr zur Feuerwaffe übergehen und umgekehrt die Spießer sich in steigendem Maße mit Schützen verbinden, verliert die Frage, wie auch Lipsius schon sieht, ihre praktische Bedeutung — oder vielmehr, sie bleibt, aber nimmt eine andere Form an.

Indem die Ritter Kavallerie werden, werden sie taktisch führbar. Neben die Aufgabe, Infanterie zu sprengen und niederzureiten, tritt die andere, sie durch Angriff von zwei Seiten bewegungsunfähig zu machen. Wir werden noch davon hören. Davila in seiner Geschichte der Hugenottenkriege (B. XI, Kap. 3) erzählt gelegentlich der Schlacht bei Jvry (1590), daß Heinrich IV. seine Kavallerie in kleinere Eskadrons geteilt habe, damit sie die Landsknechte von allen Seiten angreifen könnten.

---

[1]) Lipsius, De militia Romana V, 20. Opera 1613 II, 460. De la Noue, 18. Discours, 2. Paradoxon. Ed. 1587, p. 377 ff.

Drittes Kapitel.

Moritz von Oranien.

In den ersten zwanzig Jahren des offenen Kampfes waren die Spanier den Niederländern militärisch überlegen. Brachten Wilhelm von Oranien und seine Brüder einmal ein Söldnerheer zusammen, so war es zuchtlos und wurde im freien Felde geschlagen, oder mußte wieder aufgelöst werden, weil der Sold nicht aufzubringen war. Die Niederländer behaupteten sich nur dadurch, daß die befestigten Städte den Spaniern ihre Tore verschlossen, und wenn diese auch nicht wenige mit schwerer Belagerung nahmen und grauenhaft abstraften, ihrer aller wurden sie doch nicht Herr, und als Alba schließlich vor der kleinen Stadt Alkmar wieder abziehen mußte, wurde er abberufen, und in einem Hinüber und Herüber von Kriegführen und Verhandeln, Eingreifen Frankreichs und Eingreifen Englands, bildete sich aus den aufständischen Provinzen eine Vereinigung von Städten und Landschaften, die imstande war, ein regelmäßiges Heer im Felde zu halten. 1585, nach der Ermordung Wilhelms des Schweigers, hatte die Belagerung von Antwerpen die Kräfte der Spanier in Anspruch genommen. Dann kam die Zeit, wo sie alle Mittel auf die große Armada und den Kampf gegen England verwandten, 1588. Gleich darauf veranlaßte die Krise in Frankreich nach der Ermordung Heinrichs III. und der Thronbesteigung des ketzerischen Heinrich IV. das Eingreifen der spanisch-niederländischen Truppen in den französischen Parteien-Streit. Der südliche Teil der niederländischen Landschaften blieb endlich in den Händen der Spanier, die nördlichen Provinzen aber befestigten sich immer mehr in ihrer Freiheit und fanden jetzt in dem jungen Moritz, dem Sohn des

Schweigers, den Führer, der die gegebenen militärischen Mittel in neue Formen zu gießen und dadurch zu erhöhter Leistung zu erheben verstand.

Wir erinnern uns, wie Machiavelli das Kriegswesen seiner Zeit durch Wiederaufnahme der großen antiken Ueberlieferungen zu erneuern sich vermaß. Er war damit gescheitert, nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch. Daß wir dennoch in ihm den Genius anerkennen müssen, erhellt, wenn wir nunmehr sehen, wie zwei Menschenalter nach seinem Tode die militärischen Reformen wirklich nicht nur bei der Antike, sondern direkt bei ihm, seinen Gedanken und seinen Studien, anknüpfen.

Im Jahre 1575 hatte Wilhelm von Oranien der Stadt Leyden zum Lohn für die mit äußerstem Heldenmut durchgehaltene Belagerung eine Universität gestiftet, an der sich die großen Philologen der Epoche sammelten. Unter ihnen war Justus Lipsius, der 1589 sein Werk Civilis doctrina erscheinen ließ, dessen fünftes Buch betitelt ist: „De militari prudentia“; 1595 ließ Lipsius, nach Löwen übergegangen, das Buch: „De militia Romana“ folgen. Diese Schriften sind rein philologischer Natur, aber schließlich kann der Verfasser als Machiavellis Jünger doch nicht umhin, auch Blicke auf die Gegenwart zu werfen, von der man nicht etwa sagen könne, daß sie eine schlechte, sondern von der man sagen müsse, daß sie gar keine Disziplin habe; wer aber mit den Truppen der Gegenwart die römische Kriegskunst zu verbinden verstände, verkündet er, der würde sich den Erdkreis untertan machen können. „Vorschriften können wir nicht geben, aber die Anregung (gustum dare potuimus, praecepta non potuimus), fügt er hinzu, und so ist es gekommen[1])“.

Das Jahr 1590, als Moritz, bis dahin bloß Statthalter von Holland und Seeland, auch Statthalter von Geldern, Utrecht und Ober-Yssel geworden war, ist als das Stufenjahr in der Geschichte der Infanterie anzusehen.

Neben Moritz stand an der Spitze der vereinigten Niederlande als Statthalter von Friesland sein Vetter Wilhelm Ludwig von Nassau und wurde, wie es scheint, fast mehr noch als jener im

[1]) Ueber Moritz v. Oraniens militärische Bibliothek Carl Neumann, Rembrandt I, 95.

Innersten ergriffen von der Idee, das Kriegswesen der Zeit zu reformieren nach dem Muster der Alten, und in wechselseitiger Beeinflussung machten sich die beiden verwandten und befreundeten Fürsten ans Werk. Ihr Briefwechsel und die Aufzeichnungen getreuer Mitarbeiter, die uns erhalten sind, geben uns einen Einblick in ihre Arbeit[1]).

Das klassische Werk, auf das die oranischen Fürsten sich besonders berufen, ist die Taktik des Kaisers Leo, die 1554 in einer lateinischen Uebersetzung, dann auch in einer italienischen erschienen war und von Meursius in Leyden 1612 auch griechisch herausgegeben wurde[2]). Im 18. Jahrhundert ist eine französische und dann auch eine deutsche Uebersetzung erschienen, und der Fürst von Ligne hat das Werk „unsterblich" genannt und den Kaiser Leo neben Friedrich den Großen und über Cäsar stellen wollen. Es sind im wesentlichen etwas systematisierte Auszüge aus älteren Schriftstellern, besonders aus Aelian, der auch direkt von den Niederländern studiert und benutzt wurde.

Wenn wir uns nun erinnern, wie schlecht die philosophischen Theoretiker des Altertums über das praktische Kriegswesen unterrichtet waren und wie im besonderen die Hauptstelle über die römische Manipular-Taktik bei Livius (VIII, 8) auf einem schweren Mißverständnis dieses ganz unmilitärischen Historikers beruht und bis in unsere Tage die Vorstellungen verwirrt hat, so liegt die Frage nahe, ob es überhaupt möglich war, daß die Kriegsmänner um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts aus einer so wirren und verfälschten Ueberlieferung eine praktisch brauchbare und nützliche Belehrung geschöpft haben. Aber es ist tatsächlich möglich

[1]) Journaal van Anthonis Duyck, advokaat-fiskaal van den Rad van State (1591—1602). Herausgegeben im Auftrag des Kriegsdepartements mit Einleitung und Anmerkungen durch Ludwig Mulder, Kapitän der Infanterie, 3 Bde., 1862—66. s'Gravenhage u. Arnhem. Duycks Amt war das eines Chefs der Kriegskanzlei des Staatsrats und des obersten richterlichen Beamten für das Heer. (Mulder Einleitung S. LXXXVI.) Er war in der Regel im Heer anwesend und führte täglich Buch über die Ereignisse. Nach dem Befund seines Journals war er über die Gedanken von Moritz so vortrefflich unterrichtet, wie es nur durch mündliche Erkundung möglich war: Man darf das Journal an vielen Stellen als Moritzens Vermächtnis an die Nachwelt auffassen. — Gust. Roloff, Moritz v. Oranien und die Begründung des modernen Heeres. Preuß. Jahrb. Bd. 111 (1903).

[2]) Jähns I, 869 f.

gewesen. Einfach praktisch ausführen hätten sie zwar eine in dieser Art überlieferte Kunstfertigkeit nicht können. Aber trotz aller ihrer Mangelhaftigkeit enthielt die Ueberlieferung doch große allgemeine Wahrheits-Momente: diese herauszufinden und nutzbar zu machen, darauf kam es an, und Moritz und Ludwig Wilhelm waren die Männer dazu. Sie hatten vor Machiavelli ja den Vorzug, nicht ein neues Kriegswesen schaffen zu sollen oder zu wollen, sondern bloß ein ihnen übergebenes fortzuentwickeln, und mit bewundernswertem Scharfblick fanden sie aus der antiken Ueberlieferung das heraus, was die Zeit gebrauchen konnte.

Der entscheidende Punkt ist äußerlich das Exerzieren, innerlich die Disziplin. Machiavelli hatte einst das Wesen des antiken Kriegertums in dem bewaffneten Volksaufgebot gesucht und geglaubt, ein solches Volksaufgebot vermöge einiger beiläufig gelernter Handgriffe mit den Waffen militärisch brauchbar zu machen; die Oranier entnahmen den alten Schriftstellern, was das durch dauerndes Exerzieren gewonnene Zusammenhalten für den Wert einer Truppe bedeutet, und schufen mit Anlehnung an die antike Ueberlieferung die neue Exerziertechnik. Wenn je, so kann man hier von der Renaissance einer verlorengegangenen Kunst sprechen. Zwar hatten schon die Schweizer bei der Herstellung ihrer Gevierthaufen sich an eine gewisse Ordnung gewöhnen müssen, und Jovius berichtet uns, wie sie bei dem Einzuge in Rom im Jahre 1494 nach dem Takt des Trommelschlages marschierten, also wohl einigermaßen Tritt zu halten suchten. Noch mehr werden die Spanier auf ordnungsmäßige Herstellung ihrer Gevierthaufen gehalten haben[1]), und die Bewegung der Schnecke bei Infanterie wie Kavallerie setzt ein gewisses Exerzieren voraus. Aber das war doch nur das Notdürftigste, um in der Menge eine gewisse Ordnung zu halten; wenn der Rekrut die Grundbewegungen begriffen hatte, so glaubte man fertig zu sein und keine weitere Arbeit nötig zu

[1]) Parademarsch im Gleichtritt empfiehlt Della Valle 1521 nach Jähns I, S. 472, 705; auch Lodrono, Jähns I, 724. Weiteres bei Hobohm II, 407. In einem Bericht über die Schlacht bei Ceresole von Bernardo Spina, veröffentlicht von Stallwitz im Anhang zu seiner Schrift über jene Schlacht (Berliner Dissertation 1911, S. 54), ist berichtet, wie der spanische Feldherr Del Guasto unmittelbar vor der Schlacht die Rekruten einüben läßt. Auch von der französischen Garden wird berichtet, daß sie exerziert hätten.

haben. Man kannte ja keine andere Form der Aufstellung als den Gevierthaufen, und die war sehr einfach, bis die Oranier damit begannen, flache Haufen zu formieren und diese auf die verschiedenste Weise zu bewegen. Die Tiefe wird meist auf 10, aber auch auf 6 und 5 Glieder angegeben[1]). Merkwürdigerweise wird nirgends direkt berichtet, daß die Bewegungen im Tritt ausgeführt wurden, es sei denn, daß das Kommando „Kranenbans", das sonst nicht zu belegen ist, auf den steifen Schritt des Kranichs deutet und als „Tritt fassen" auszulegen ist[2]).

Die flache Aufstellung der Haufen war nun eine Aenderung von großer Tragweite. Schon indem man die Dreizahl der alten Gevierthaufen vermehrt hatte, hatte es sich ganz von selber ergeben, daß sie nicht alle von vornherein mit der gleichen Front anrückten, sondern einige zurückgehalten wurden. Die neue flache Aufstellung führte dazu, systematisch der ersten Linie eine zweite und vielleicht noch eine dritte folgen zu lassen, also eine wirkliche Treffenbildung. Hätte man alles in einer Front aufgestellt, so wäre diese doch gar zu leicht zerrissen oder durchbrochen worden, und bei der mangelnden Tiefe hätte ein in solche Bruchstelle eindringender Haufe die Schlachtlinie leicht aufrollen können, und dieses Motiv wird nun noch verstärkt durch die Einordnung der Schützen, die Moritz auf das Verhältnis von etwa zwei zu eins zu den Spießern brachte[3]). Ich finde nirgends so direkt überliefert, daß es die Rücksicht auf die Schützen gewesen ist, deren vermehrte Zahl bei den Gevierthaufen so schwer unterzubringen war und nun das Bedürfnis nach der neuen Ordnung hervorgerufen hat. Aber nach dem ganzen Zusammenhang muß man wohl annehmen, daß dieses Motiv wenigstens stark mitgewirkt hat. Jedenfalls war es die Folge der neuen Ordnung, daß auch einer großen Anzahl von Schützen jetzt an den Piken die gewünschte Anlehnung ge-

---

[1]) Jähns I, 735.

[2]) Dilich, Kriegsbuch (1607) S. 254 erwägt die Mittel, im Marsch die Ordnung aufrecht zu erhalten. Darunter „Daß man im marschiren im schrit und trit Gleichheit halte"; „daß die Trommelschläger den schlag recht halten, alß nach welchen der soldat tanzen muhß".

[3]) Im März 1591 stand es 1 : 0.47. Mulder, Einleitung zu Duycks Journal, Bd. I, S. LI ff., 1862. Er gewinnt die Zahl, indem er aus einer nicht kontrollierbaren Menge von Einzelfällen in den Akten das Mittel zieht.

geben werden konnte. Man stellte die Schützen, bei denen noch Musketiere und Arkebusiere unterschieden werden, rechts und links von den Pikenierhaufen auf. Rüstow hat diese Aufstellung die niederländische Brigade genannt. Die Schützen feuerten karakolierend von diesen Plätzen neben den Pikenieren aus oder breiteten sich auch, wenn die Umstände darnach waren, vor der Front der Pikeniere aus[1]). Wurden sie aber von feindlichen Reitern oder Pikenieren direkt angegriffen, so zogen sie sich zurück hinter die Pikenierhaufen, während die Pikeniere des zweiten oder dritten Treffens herbeieilten, um die Lücken zu schließen und den Feind abzuwehren[2]). Auch von diesem Gesichtspunkte aus gehörte also zur flachen Ordnung notwendig eine rückwärtige Gliederung nach Treffen.

Zu den Uebungen, die gemacht wurden, gehörte auch, daß die Truppe sich auflöste und sich auf ein Trommelsignal aufs schnellste wieder formieren konnte, weil jeder Mann seinen Platz kannte. Die Niederländer werden gerühmt, sie könnten 2000 Mann in 1½ Viertelstunden aufstellen, während man sonst für 1000 Mann eine Stunde gebraucht habe[3]).

Neben den Pikenieren werden eine Zeitlang auch noch Hellebardiere und Rondhartschiere (Schildträger) verwendet. Doch ist es nicht nötig, darauf einzugehen, da sie bald verschwunden sind.

Das Entscheidende ist in der neuen Aufstellung noch mehr als die Ordnung selbst die außerordentliche Beweglichkeit jedes einzelnen der neugebildeten kleinen taktischen Körper und die Sicherheit, mit der ihre Führer sie in der Hand hatten, selbst in allen Erregungen des Gefechts, und sie in Ordnung an den Fleck brachten, wo der Augenblick sie forderte, wie Johann von Nassau es ausdrückt, „um einander zu entsetzen, geschwind

1) Nach den Aufzeichnungen Johanns v. Nassau wurden vor der Front der Doppelsöldner d. h. der Pikeniere, zwei Glieder Musketiere aufgestellt. Plathner Graf Johann von Nassau. Berl. Dissert. 1913, S. 57.

2) Dilich Kriegsbuch (1607) S. 290 ist nicht sehr klar darüber, was geschehen soll, wenn eine Aufstellung von Pikenieren und Schützen von Reitern oder Pikenieren angegriffen wird. Entweder sie sollen sich hinter die Piken retirieren oder in sie hinein.

3) Stuttgarter Manuskript von 1612. Jähns II, 924. Johann v. Nassau gibt an, Moritz habe an dem einmal festgesetzten Schema für die Zug- und Schlachtordnung niemals ändern lassen, damit auf bloße Trommel- und Trompetensignale hin jeder seinen Platz nehmen konnte. Plathner, S. 58.

kehren und wenden und auch den Feind zugleich und unversehens an zwei oder drei Orten angreifen zu können"[1]).

Je mehr wir uns in diese Erscheinungen vertiefen, desto mehr erkennen wir, daß viel mehr dazu gehörte, als eine bloße Erkenntnis und ein bloßer Entschluß oder Befehl, um die neue Kunst ins Leben treten zu lassen. Wilhelm Ludwig, so berichtet uns sein Biograph, studierte alles, was bei den alten Griechen und Römern an kriegerischen Künsten geübt war und scheute weder Mühe, noch Arbeit, noch Kosten. Sein Sekretär Reyd und der Oberst Cornput unterstützten ihn bei dem Studium der Alten und der Ueberführung der dort gegebenen Vorschriften in die Praxis. Mit Bleisoldaten baute man sich die Form erst auf dem Tische auf, ehe man sie den Soldaten einübte; um sich zu vergewissern, ob die Bewaffnung mit den langen Spießen ohne Schild oder die römische Bewaffnung mit Schwert und Schild besser sei, stellte Moritz 1595 einmal eine Probe an[2]). Die Kommandoworte wurden aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt, den Soldaten wurde während des Exerzierens Stillschweigen geboten, damit die Kommandoworte nicht überhört würden. Man fand bei den Alten die Vorschrift und nahm sie auf, daß bei einem Kommando das Spezielle dem allgemeinen vorausgehen müsse (nicht „um rechts", sondern „rechts um"), weil sonst keine exakte Ausführung zu erwarten sei. Nicht bloß in der Garnison, auch im Lager, in Fühlung mit dem Feinde, auch bei schlechtem Wetter wurde exerziert[3]). Soldaten desertierten, weil es ihnen zu viel wurde.

Die alten Kriegsmänner, auch der Graf Hohenlohe, der militärische Mentor des Prinzen Moritz, lachten und spotteten über

---

[1]) Plathner, S. 57.

[2]) Brief Sandolins an Lipsius vom 16. Juli 1595. Zit. bei Jähns II, 880. Herzog Henri Rohan berichtet später in einer Schrift (zit. Jähns II, 951), Moritz habe gefunden, daß die Bewaffnung mit Schilden besser sei, habe aber seine Ansicht, da er ja nicht Souverän war, nicht durchsetzen können. Vergl. Hobohm II, 452.

[3]) Mulder, Van Duycks Tagebuch I, 636 ff. Vom 9. August bis 26. Oktober 1595. Aehnlich 1598. Reyd, Niederl. Gesch. Bd. XV. Edit. 1626. S. 569. Vom Exerzieren in den Garnisonen berichtet in demselben Jahr aus Groningen der Bruder Wilhelm Ludwigs Johann v. Nassau an den Vater. Archives Oranien-Nassau, 2. Serie II, 403. Wallhausen, „Kriegsk. z. Fuß" S. 23 schilt die, die sagen: „was ist das trillen, wenn man für den Feind kempt, trillt man nicht lang".

solche Künste, die in ernster Schlacht doch verwehen würden; aber die beiden Oranier ließen sich nicht irre machen. Im Winter reisten Offiziere durch die Garnisonen, um den Dienst zu inspizieren. Im Jahre 1590 hatten sie mit dem neuen Wesen begonnen, aus dem Jahre 1594 haben wir einen langen Brief Ludwig Wilhelms an Moritz, worin er ihm Bericht erstattet und Auskunft gibt. Er rät, die Haufen der Pikeniere nicht gar zu flach zu machen, da sie immer dem Ansturm der Kavallerie stand zu halten fähig bleiben müßten; Kaiser Leo schreibe darüber das Richtige vor (Tiefe von 16 Mann). Er bezeichnet weiter die Kapitel in Leos Taktik, deren Vorschriften man nachzuahmen habe[1]) und gibt schließlich ein Verzeichnis der Kommando-Ausdrücke, die er nach Aelian gebildet und in Anwendung gebracht habe. Es sind mit Einrechnung einiger, die noch nicht definitiv fixiert seien, gegen 50, und manche von ihnen leben noch in den heutigen Kommandos fort. Man solle nicht mehr Kommandos einführen, fügt er hinzu, als nötig, um den Leuten das Einprägen zu ermöglichen. Besonders wichtig sei, daß die Leute Glied und Reihe (Rotten) unterscheiden lernen, die Abstände beachten und sich auch eng gedrängt aufstellen und marschieren lernten. Dazu müssen sie das Eindublieren lernen, sowohl nach Gliedern, wie nach Rotten, ferner rechts und links um machen und rechts und links schwenken[2]). Es folgt noch manches dergleichen, was ich zum Teil schon oben verwertet habe, und

---

[1]) Es sind die Kapitel IV und VII und aus Kapitel XVIII ein besonderer Paragraph, 144, den der Brief irrtümlich mit fol. 144 bezeichnet. Es sind darin die drei Treffen vorgeschrieben: „Has tres acies ad usum separatas, propinquitate conjunctas, ad se mutuo adjuvandas idoneas esse perspeximus“. Die Tiefe der Treffen ist bei Leo auf 10 Mann angesetzt. Merkwürdig, beiläufig, wie Verständnis und Mißverständnis oft durcheinandergehen. Leo hat in ziemlich gedankenloser Weise die Tradition über die römische Infanterie (die in letzter Linie auf Livius VIII, 8 zurückgeht) auf die Kavallerie übertragen. Das zeigt sich aber so wenig, daß Wilhelm Ludwig sie, offenbar ohne Leos Fehler zu bemerken, wieder auf die Infanterie zurückübertragen konnte.

[2]) Eine Anweisung zur Ausbildung des einzelnen Mannes ist „Waffenhandlung von den Rören, Musqueten und Spießen“ von Jacob de Geyn. Haag 1608. Gewidmet Joachim Ernst, Markgrafen von Brandenburg. Das Buch ist mit großen prachtvollen Kupfern ausgestattet. 1640 noch neu aufgelegt. Die Kupfer in Wallhausens Kriegskunst zu Fuß sind andere, auch in der Stellung öfter anders. Geyn unterscheidet Schützen und Musquetiere; für jene hat er 42, für diese 43 Kommandos. Die Musketiere haben hölzerne Pulvergefäße an Bandelieren, die Schützen nicht. Für die Spießer 21 Kommandos, viele in drei Tempis auszuführen.

schließlich verwahrt sich der Briefschreiber, wenn Moritz über seinen Brief lachen sollte, so möge es „inter parietem ende amicos“ geschehen[1]).

Moritz war, nach einem Ausdruck Wallhausens, ein „Aufsucher des Trillens“, aber er schuf nicht nur mit seinem Vetter zusammen die neue Kunst, sondern sorgte auch für die Erfüllung einer unerläßlichen Vorbedingung: das war die pünktliche Soldzahlung. Von Beginn des Landsknechtswesens an war der dunkelste Punkt in der neuen Institution die Soldzahlung gewesen.

„Gebe man mir, sagt der General Basta in seinem Traktat über die Reiterei, „nur ein Heer, mit allen diesen commoditeten (Sold, Verpflegung, Beuteanteil) versehen, es sey gleich so verderbet, als es immer müglich, so wollte ich mich unterstehen, dasselbige zu reformieren und wiederumb zurechtzubringen. Dahergegen ich nicht versprechen dorffte, were auch unmüglich, daß ich ein gutes Heer in der rechten und guten disziplin halten köndt, wenn es seiner nottürfftigen commoditeten beraubt were.“

Wir haben erfahren, wie sehr sogar die strategischen Entschlüsse von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit abhingen, den Knechten den versprochenen Lohn zu geben. Niemals hätte man die Anstrengungen des mühseligen Exerzierdienstes, die den Aelteren unter ihnen als nicht bloß überflüssige, sondern lächerliche Spielereien erschienen, durchgesetzt, wenn man ihnen noch etwas schuldig war. Der kaufmännische Geist in den Generalstaaten war umsichtig und sachkundig genug, um die Bedeutung der pünktlichen Zahlung einzusehen, und der in allen Kriegswirren blühende Handel, wie die Sparsamkeit der strengen Kalviner, die in jedem Luxus

---

[1]) Rüstow (I, 345) charakterisiert die Reformen Moritz' dahin, daß die taktischen Formen durch sie aufs höchste vereinfacht worden seien. Das scheint das direkte Gegenteil von meiner Darstellung, insofern ich in den neuen Formen eine Errungenschaft sehe, die garnicht einfach, sondern nur durch schwere Arbeit zu erreichen war. Der Gegensatz ist aber nur ein scheinbarer. Rüstow hat jene von ihm ausführlich behandelten künstlichen Formen der Theoretik im Auge, wie das Kreuzbataillon und das Achteck, die nichts als Klügeleien waren und in der Praxis nie eine Rolle gespielt haben. Im Vergleich mit diesem war allerdings die niederländische Form eine Vereinfachung; im Vergleich mit den Aufstellungen „Vierkant-Volks“ oder „Vierkant-Felds“, die bis dahin praktisch allein in Betracht gekommen waren, war die niederländische Methode keine Vereinfachung, sondern eine weitgetriebene Verfeinerung, und erst mit dieser Erklärung wird der historische Fortschritt in das rechte Licht gesetzt.

Sünde sahen, gab die Mittel dazu. Der König von Spanien mit allem Golde und Silber von Amerika war doch nicht imstande, dem unermeßlichen Kreis der politischen Aufgaben, die er sich stellte, allenthalben gerecht zu werden. Nach der Schlacht auf der Mooker Heide (1574) sagte das spanische Heer, das 3 Jahre keinen Sold erhalten, den Gehorsam auf, wählte sich einen Befehlshaber und quartierte sich auf eigene Hand in Antwerpen ein, bis die Bürger sich bequemten, 400000 Goldkronen zu zahlen. Teils baar, teils in Stoffen wurden den Soldaten nun die Rückstände gutgetan. Das geschah noch mehrmals und führte zu den fürchterlichsten Unordnungen und Greueln. Oft dauerte es Monate, bis die Truppen zum Gehorsam zurückgebracht waren. Im Jahre 1576 wurde in der „furia" von Antwerpen die Stadt völlig ausgeplündert, zum Teil niedergebrannt und die Einwohnerschaft massenhaft hingemordet. Das störte natürlich auch die Kriegführung.

Die niederländischen Truppen benahmen sich nicht so. Die Generalstaaten schufen eine geregelte Geldwirtschaft, und das besagte um so mehr, als diese Armee sehr teuer war. Die alten Landsknechtfähnlein pflegten um die 400 oder 300 Mann stark zu sein, oft noch stärker, bis zu 500. Moritz setzte die Stärke auf etwas über 100 herab, aber ohne Verminderung des Offizieretats. Die Bedeutung dieser Abwandlung wird von Wallhausen in seiner „Kriegskunst zu Fuß" (S. 97) vortrefflich folgendermaßen charakterisiert.

Der Fürtrefflichste Kriegsheld, Prinz Mauritius, gebraucht zu jeder Kompagnie, oft weniger als 100 Mann stark[1]), folgende Befehlshaber: den Kapitän, den Leutenampt, Fähndrich, zwei oder drei Chergeanten, drei Korporale, drei Landpassaten, ein Captän des armes, ein Korporal von Adelsburschen oder Gefreiten, ein Schreiber, ein Profoß, zehn weniger oder mehr Gefreite, zwei Trommelschläger. Nun habe man an so viel Befehlshaber alle Monat beinahe ebensoviel zu zahlen, wie den Soldaten und der ganzen Kompagnie. Es könnte also die Hälfte der Unkosten erspart werden, wenn man die Kompagnie 200 oder 300 Mann stark mache und es erscheine deshalb ungereimt, die Kompagnien

[1]) Johann v. Nassau gibt als normal 135 Köpfe an, davon 45 lange Spieße, 74 Musketiere und Schützen. Plathner, S. 40.

so schwach zu machen. Aber wisse, fährt er fort: „Daß dem hochgebornen Prinzen nicht viel daran gelegen, daß er solche starcke Kompagnie und Regimenter habe, wie anderstwo bräuchlich, sondern er hat seine Resolution, daß er mit einem Regiment seiner Soldaten nicht stärker als 1000 Mann, einem Regiment seiner Feind von 3000 darff unter Augen ziehen, und so offt er mit dieser Ordnung seinen Feind angegriffen, ist ihm allzeit die Viktoria blieben, welches dann unmüglich scheint, daß drey nicht mehr thun als einer und könte also grosser Unkosten vermieden werden. Denn je weniger Soldaten und mehr Befehlchshaber du hast, je besser sie abgerichtet werden."

Die alten Landsknechts-Hauptleute an der Spitze ihrer Fähnlein waren Führer und Vorkämpfer gewesen. Die niederländischen Hauptleute mit den anderen sie unterstützenden soldatischen Vorgesetzten, wurden in dem Sinne, wie er uns heute geläufig ist, Offiziere. Sie führten nicht bloß, sondern sie schufen, sie bildeten sich erst das Soldatentum, das sie nachher führten. Indem Moritz von Oranien der Erneuerer der Exerzierkunst und der Vater der wahren militärischen Disziplin wurde, wurde er auch der Schöpfer des Offizierstandes, wenn dieser auch erst später den spezifisch exklusiven Charakter annimmt.

Die neue, auf das Exerzieren begründete Disziplin, die den kleinen flach aufgestellten taktischen Körpern von Pikenieren und Schützen die Fähigkeit geben sollte und gab, es mit den alten Gevierthaufen aufzunehmen, gibt der niederländischen Soldateska sofort auch noch eine zweite Fähigkeit, die zunächst sogar einen praktisch bedeutenderen Erfolg zeigte, als die gesteigerte taktische Kunstfertigkeit. Das ist die Möglichkeit, von den Soldaten Schanzarbeit zu erlangen, was auch wohl früher hier und da geschehen war, aber jetzt zum System erhoben wurde. Auch hier wirkte das klassische Vorbild; mit besonderer Betonung hat Lipsius in seinen Schriften auf die Castrametatio hingewiesen, und die Römer selbst haben ja gewußt und ausgesprochen, daß nicht bloß virtus und arma, sondern auch ihr opus ihnen den Sieg über ihre Feinde gegeben habe. Die alten Landsknechte waren zu stolz und selbstbewußt gewesen, um sich zur Spatenarbeit herzugeben. Die niederländischen Prinzen erkannten

und setzten durch mit ihrer genügenden Bezahlung und ihrer Disziplin, daß die Soldaten sich auch zur Erdarbeit bereit finden ließen. Gleich als im Jahre 1589 Wilhelm Ludwig den Generalstaaten sein Programm vorlegte und in erster Linie die regelmäßige Soldzahlung forderte, fügte er hinzu: daß man ihnen mit dem reichlichen Lohn auch die falsche Scham abgewöhnen müsse, daß sie nicht graben wollten. Wenn man das erreiche, sichere man sich vor den Gefahren, die der Krieg sonst mit sich führe. In einem befestigten Lager könne man nicht zur Schlacht gezwungen werden, und wenn man solche Lager an den Wasserläufen anlege, könne einem auch die Zufuhr nicht abgeschnitten werden. Auf diese Weise solle man die Festungen — er nennt Nymwegen, Grawe, Venlo, Roermonde, Deventer, Zütphen — einschließen und ohne Kampf, ohne das Risiko eines Schicksalsschlages einnehmen. Denn man könne sich durch die Befestigungen so decken, daß Parma an Entsatz nicht denken könne. Habe man aber erst die Städte an den Wasserläufen, so würden auch die anderen sich aus Mangel an Proviant nicht lange halten können[1]).

Noch aus dem 30jährigen Kriege können wir ein Gegenbild dazu anführen. Als die böhmischen Truppen im Sommer 1620 ihre Stellung verschanzen sollten, fanden sie diese Zumutung entehrend, weigerten sich zu arbeiten und verlangten ihren rückständigen Sold[2]).

Moritz ergriff die Offensive, nahm Nymwegen und eine Reihe kleinerer Orte durch Ueberrumpelung oder Beschießung, Steenwyk, Coeworden, Gertruidenborg und endlich Groningen (1594) in förmlicher Belagerung mit Laufgräben und Minen. Vor Steenwyk wird uns berichtet[3]), wie Wilhelm Ludwig selbst Tag und Nacht bei den Arbeiten war. Die Belagerten verwiesen den „arbeyders" mit schmähenden Worten, daß sie sich selbst von Kriegsleuten zu Bauern und Gräbern erniedrigten und an Stelle der Spieße die Schippen gebrauchten. Aber weder solche Worte noch

1) Everardus Reidanus, Belgarum aliarumque gentium annales. Leyden 1633. Bd. VIII, S. 192. Emmius, Guilelmus Ludovicus. 1621. S. 67. Vergl. Mulders Einleitung zu Duycks Journal I, S XVI.

2) Krebs, Schlacht a. d. Weißen Berge, S. 25 ff.

3) Reyd, S. 281.

die Beschießung oder die Ausfälle hielten den Fortgang der Arbeit auf.

Es wird auch berichtet[1]), daß Moritz Palissaden auf den Wasserwegen mit sich geführt und mit ihrer Hilfe, indem jeder Soldat zwei oder drei herantrug, schnell in unmittelbarer Nähe des Feindes sich gesichert habe.

Vor Gertruidenborg (1593) sicherte Moritz sich, obgleich durch sumpfiges Gelände die Arbeit besonders erschwert war, durch Zirkum- und Kontravallation. Mansfeld kam mit 9000 Mann zum Entsatz, aber er konnte nichts machen und mußte die Kapitulation mit ansehen. Wilhelm Ludwig aber schrieb, als die Entscheidung gefallen war, dem Sieger[2]). „Diese Belagerung kann durchaus das zweite Alesia genannt werden, und bedeutet die Wiederherstellung eines großen Teiles der antiken Kunst und Wissenschaft des Krieges, die bisher sehr gering geschätzt und von den Ignoranten verlacht wurde, und die sogar von den größten modernen Feldherren nicht verstanden oder wenigstens nicht ausgeübt worden ist".

Bei der Einnahme von Delfzyl ließ Moritz zwei Soldaten hängen, den einen, weil er einen Hut, den anderen, weil er einen Dolch gestohlen hatte. Bei der Belagerung von Hulst ließ er einen Mann wegen Beraubung einer Frau vor versammeltem Kriegsvolk erschießen.

Eine Generation später (1620) meldete der venezianische Gesandte Girolamo Trevisano aus den Niederlanden nach Hause[3]), die Staaten unterhielten selbst jetzt im Frieden 30000 Mann zu Fuß effektive Stärke und ungefähr 3600 Pferde; niemals wäre die Auszahlung des Soldes auch nur um eine Stunde verzögert, möge vorfallen, was wolle, und das habe auf die Disziplin den größten Einfluß. Es sei verblüffend zu sehen, wie die Städte sich um Garnisonen bewerben und die Bürger um Einquartierung, denn sie hoffen an ihnen viel zu verdienen. Wenn einer eine Kammer mit 2 Betten übrig hat, kann er 6 Soldaten unterbringen, denn zwei

---

[1]) Billon, S. 191.

[2]) Moritz (19. Juni 1593, Archives-Oranien-Nassau, II. Serie, 1. Bd. S. 24:).

[3]) Gedruckt in den Werken der „Historisch Genootschap" in Utrecht. Neue Serie Nr. 37. Utrecht 1883, S. 448 ff.

davon sind immer im Dienst. Der Bürger trägt kein Bedenken, Frau und Töchter mit Soldaten allein zu lassen, was anderswo nicht ginge.

Die einzige Feldschlacht, die Moritz geliefert hat, bei Nieuport (2. Juli 1600), ist von Rüstow eingehend, aber doch nicht ganz befriedigend und erschöpfend behandelt. Ein Mitglied meines Seminars, Kurt Göbel, hatte eine Spezial-Untersuchung in Angriff genommen. Er ist Ende Oktober 1914 ganz in der Nähe dieses Schlachtfeldes bei Dixmuiden im Kampfe für das Vaterland gefallen.

Gliederabstand und Rottenbreite in einem Pikenier-Haufen.

Das erste Zeugnis über diese Frage dürfte sich in einer Relation des venezianischen Gesandten Quirini aus dem Jahre 1507 finden: sie gibt den Abstand der Glieder voneinander auf etwa $1^1/_2$ Schritt an und sagt von dem Abstand im Gliede, daß die Leute sich so nahe standen, daß sie ohne sich gegenseitig zu stoßen marschieren konnten. „Le file, cominciando dalla prima nella fronte davanti fino all'ultima, sono larghe una dall'altra da circa un passo e mezzo, tanto che le lancie lunghe di quelli di dietro non urtino quelli davanti quando camminano in ordinanza; e nelle file un fante dalle bande è tanto largo dall'altro, che si possano tutti maneggiare senza urtarsi insieme".[1])

Machiavelli in seiner Geschichte der Kriegskunst (1519/20) macht Angaben, die unter sich nicht völlig im Einklang stehen. Ein direktes Maß für den einzelnen Mann gibt er überhaupt nicht, aber er macht im dritten Buch eine Berechnung für seine Schlachtordnung, die, wenn man sie durchrechnet, zu 25 Braccien auf ein Bataillon von 20 Mann Breite führt, das sind etwa 74 Zentimeter oder $2^1/_2$ Fuß auf den Mann. Im zweiten Buch aber ist gesagt, die Leute stünden Arm an Arm (si congiungono insieme, che l'uno fianco tocca l'altro), und in seiner Abhandlung über Deutschland[2]) sagt er von den Schweizern, ihre Ordnung sei so, daß nach ihrer Ansicht niemand in sie eindringen könne — aus welchen Aeußerungen man schließen könnte, daß er nur einen Raum von etwa $1^1/_2$ Fuß für den Mann annehme.

Für den Abstand in der Rotte gibt Machiavelli übereinstimmend an mehreren Stellen (offenbar nach Vegez III, 14) zwei Braccien, gleich etwa 6 Fuß an, die beim Pikenkampf auf 3 Fuß heruntergehe.[3])

[1]) Ed. Albèri, Serie I, Bd. VI, S. 19.
[2]) Zit. Hobohm II, 420.
[3]) Hobohm II, 420.

In einem Werke, das von einem unbekannten Verfasser, vielleicht von Du Bellay-Langey, zuerst im Jahre 1535 in Paris erschien und meist unter dem Titel „Instruction sur le fait de guerre“ zitiert wird,[1]) wird angegeben, daß der Soldat im Gliede marschierend 3 Schritt, in der Schlachtordnung 2 Schritt, im Kampf einen Schritt gebrauche; die Rottentiefe betrage 4 Schritt, 2 Schritt und einen Schritt. Auf Grund dieser Stelle nimmt Rüstow (I, 253) an, daß der Mann im Gliede nur $1^1/_2$ geometrische Fuß beansprucht habe.

„La place que chacun soldard occupe de large en marchant en simple ordonnance, est 3 pas, et estant en bataille 2, et lorsqu'il combat un. La distance d'un rang a autre estant en simple ordonnance, est de 4 pas, et estant en bataille 2, et en combatant un. Ainsi donc les 21 hommes de chacune bande estant en bataille occupent 42 pas de front et les 20 rangs en occupent 40 en long, comprins l'espace que chacun soldat occupe, qui est un pas“. Der Zusammenhang zeigt, daß der Verfasser unter „rang“ das Glied versteht.

Bald nach dem oben genannten erschien in Frankreich (1559) ein ähnliches Werk, wieder anonym „Institution de la discipline militaire au royaume de France“,[2]) das den Raum im Gliede auf eine Elle, in der Rotte auf ungefähr drei Fuß angibt. („— — nous avons dit que le soldat tien environ trois piedz en files, et une coudée en reng.[3]) An einer andern Stelle (S. 100) heißt es, daß „serrer le bataillon . . . se doit faire souvent, quand on vient à affronter l'ennemi“. Diese Stelle kann wohl kaum anders ausgelegt werden, als daß man, um der beim Marschieren immer eintretenden Lockerung entgegenzuwirken, öfter Halt machen solle, um die Mannschaft wieder eng zusammenschließen zu lassen.

Der Italiener Tartaglia (1546) und Herzog Albrecht von Preußen in seiner Kriegsordnung (1552) nehmen die Abstände im Gliede zu 3, in der Rotte zu 7 Fuß an,[4]) unzweifelhaft nach Vegez.

---

[1]) Ich habe die Ausgabe von 1553 benutzt, die sich in der Univ.-Bibl. Erlangen befindet. S. 77.

[2]) Ich benutze das Exemplar der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, S. 103.

[3]) Die frühere Stelle, auf die der Anonymus verweist, habe ich nicht auffinden können. „Reng“ bedeutet bei ihm „Glied“, „file“ „Rotte“. Das zeigt S. 73/74, Bd. II, Kap. 6. Kromayer, Hermes 35, 228 hat die Stelle als Beweis für den Drei-Fuß-Rotten-Abstand angeführt, weil er file mit „Glied“ und „reng“ mit „Rotte“ übersetzt hat. Das ist unrichtig. Auch bei Billon „Instructions militaires“ (1617) heißt die Rotte „file“, z. B. S. 25: „Ils ne seraient alors que dix hommes de hauteur, qui est la file entiere selon l'ordre du Prince Maurice, et de cinquante hommes en front, qui est cinq fois autant en front comme en file“.

[4]) Jähns I, 712.

Tavannes[1]) (unsicher, ob Vater oder Sohn) gibt 3 Schritt in der Front, sieben in der Rotte. „Le quarré de terrain et le carré d'hommes sont differents, en ce qu'en file il y doit avoir sept pas entre les rangs et en front suffit de trois entre chaque soldat, tellement que pour faire le bataillon quarré de terrain à soixante de frónt il ne faut que trente de file. La largeur du front, pour n'être enclos, est necessaire, et l'extraordinaire espaisseur des bataillons, qui adviendrait si on voulait faire quarrés d'hommes, serait inutile."

Wilh. Ludwig v. Nassau in einem Brief an seinen Vetter Moritz (gedr. Duyks Journal I, 717) gibt an, daß beim „gestreckt" stehen der Abstand der Infanteristen von der Seite und von hinten 6 Fuß sei; sie könnte aber auch nach Aelians Vorschrift „densatie" und „constipatie" stehen und marschieren. „Item als sie gestreckt staen, ofte (oder) trecken sullen, dat die staude van ter sijden ende (und) hinden af 6 voet sij. Item son sie densatie staen ofte trecken sullen als ook constipatie, dat sie praecepta Aeliani onderholden."

Weiter heißt es, in der Schlachtordnung vor dem Feind sei das gemeine Maß 3 Fuß zwischen jedem Mann und 7 in den Reihen; man könne aber auch die Leute viel dichter aufschließen lassen, sowohl in den Gliedern, wie in den Reihen. Sie stehen dann hart beieinander, aber so, daß sie ihre Waffen noch gebrauchen können. Der Befehl dazu lautet „Dicht", oder wenn man sie noch dichter haben will, um feindlicher Kavallerie wie eine Mauer widerstehen zu können, „Dicht, dicht" oder „Heel dicht", dat is, so man up onduitsch seyt „Serre, serre". Wenn die Gefahr vorüber ist und man gemächlicher marschieren will, läßt man Glieder und Rotten wieder voneinander Abstand nehmen.

In der „Instruction" und der „Denkschrift" des Landgrafen Moritz von Hessen[2]) vom Jahre 1600 wird die Rottenbreite auf 3 Fuß angegeben; im Schließen soll man nicht näher als die Seitengewehre reichen und im Reihenschließen bis an die Ellbogen herantreten.

In Dilichs Kriegsbuch (1607) (S. 246 u. S. 277) werden dem Fußknecht im Gliede 3 Schuh, in der Rotte 5 Schuh zugewiesen. In der zweiten Bearbeitung von 1647 wiederholt der Verfasser an einer Stelle (Teil I, S. 156) die genannten Zahlen, an einer anderen aber (Teil II, S. 71) nennt er statt dessen 4 Schuh und 6 Schuh.

Beim Kampf gegen Landsknechte schreibt er vor (Ausg. 1907, S. 290), daß man nicht, wie es beim Kampf gegen Reiter geschehen soll, stille stehe, sondern vorwärts gehe, sich dabei dicht aneinanderschließe und die Spieße hinten etwas hoch fasse.

Montgommery, La milice française (1610), S. 80, schreibt, daß der Sergant-Major einen Stab von 3 Fuß Länge habe und mit diesem

[1]) Ed. Buchon S. 75.

[2]) Jähns II, 889, 902.

die Front abmesse, nämlich auf jeden Soldaten 3 Fuß, und in der Rotte 7 Fuß, d. i. 3 Fuß vor dem Mann, 1 Fuß für ihn selbst und 3 Fuß hinter ihm. Ein Haufe von 2500 Mann, 50 Mann breit und 50 Mann tief, sei also 150 Fuß breit und 200 Fuß tief. Der Verfasser rechnet also in Wirklichkeit nur 4 Fuß auf den Mann in der Rotte, weil er bei den 7 Fuß immer 3 Fuß doppelt zählt. Wallhausen in seiner Uebersetzung des Werkes unter dem Titel „Militia Gallica“ hat den Widerspruch nicht bemerkt, sondern ohne Bemerkung übernommen.

Billon, Les principes de l'art de guerre (1613) (S. 65 des Originals, S. 184 der Uebersetzung. II. Kap. 11.) stellt ein Bataillon von 200 Mann 20 Mann breit und 10 Mann tief auf und berechnet, daß wenn „entre les files“ 6 Fuß Raum seien, die Front 114 Fuß in der Front haben werde (d. h. 120 weniger 6 = 114). Trotz des Ausdrucks „entre les files“ ist also der Mann in die 6 Fuß eingerechnet; die 114 Fuß aber insofern falsch berechnet, als nicht 6, sondern bloß $4^1/_2$ von den 120 abgezogen werden dürften.

Ganz ähnlich in dem zweiten Werk desselben Verfassers, Instructions militaires (1617) S. 63 f.

Die Distanz von 6 Fuß kann nach Billon auf 3 Fuß und auf einen Fuß verringert werden, so daß Front und Tiefe nur ein Sechstel des ursprünglichen Raumes einnehmen. Die letztere Stellung wendet man an „pour choquer les ennemis“ was die deutsche Uebersetzung (S. 185) wiedergibt „den Feind anzugreifen“.

An anderer Stelle (B. II, Kap. 45) scheint Billon dasselbe sagen zu wollen, ist aber so unklar, daß wir allein auf diese Aussage angewiesen im Ungewissen bleiben würden.

Wallhausen in seiner „Kriegskunst zu Fuß“ (1615) S. 79 (vgl. S. 71) gibt an, daß man im Kampf gegen Fußvolk mit $1^1/_2$ Schritt Distanz in Reihen und Gliedern stehe, im Kampf gegen Reiter aber ganz eng geschlossen. Marschierend und exerzierend hat man weitere Abstände, die verschieden genommen werden können.

Im corpus militare (1617) S. 55 werden ebenfalls mehrere Arten Abstände unterschieden, aber in etwas unklarer Weise, so daß Rüstow nur zwei verschiedene Abstände herausgelesen hat, während es offenbar drei sein sollen: der enge, der behörliche und der weite. Der behörliche ist zwei Schritt nach Gliedern und Rotten, der enge, „wann Glieder und Reyen wie behörlich nachst zusammen geschlossen stahn“. Der weite vier Schritt oder noch mehr.

In dem „Kriegsbüchlein“ des Züricher Hauptmanns Lavater (1644) ist angegeben (S. 88), daß beim Ausrichten ein Mann von dem andern in Glied und Reihen einen guten Schritt nehme. Beim Dopplieren treten dann entweder die hinteren Glieder durch deployieren neben die vorderen oder es treten die Mannschaften der hinteren Glieder in die Lücken der vorderen, „je nachdem Du Dich mit dem Feind schlagen willst und Distanz

dazu hast". (S. 87.) Weiter heißt es dann (S. 90): „Wann die ganze Ordnung geschlossen ist (so meistentheils wegen der Reuterei Einbruch beschihet)" usw.

Gerhard Melder (1658) (Jähns II, 1149) gibt an, „ein Musketier hat drei Fuß in die Breite und drei in die Länge Raums nötig; desgleichen ein Cavalier drei in die Breite und zehn in die Länge."

Backhausen, Hessischer Kapitänleutnant, Beschreibung der gebräuchlichen Exercitien (1664), gibt (S. 2) dem Infanteristen beim Einexerzieren 6 Fuß Abstand und läßt beim Scharmutzieren, d. h. zum Gefecht, eindoublieren, so daß aus sechs Gliedern drei werden (S. 26). „Andere," sagt er, „wollen 2 Schuh auf einen Mann in die Fronte haben, welches ein jeder nach Belieben und Gelegenheit machen und einrichten kann."

Wenn man feindliche Artillerie angreife, empfiehlt er die Rotten zu doublieren, so daß breite Gassen zwischen ihnen entstehen und die Kugeln ohne Schaden durchgehen können; die Rotten sind dann 12 Mann tief. „Wenn aber die Reuter einhauen wollen, muß man die Thür beizeiten schließen und die Reyen (Rotten) sich wiederherstellen lassen."

Joh. Boxel, Niederl. Kapitänleutnant, Niederl. Kriegs-Exercitien (1668). Deutsche Uebersetzung von 1675. Drittes Buch, S. 6. „Die Soldaten stehen 6 schuh in den Gliedern und 3 schuh in den reyhen von einander."

Nach den Bildern unterliegt es keinem Zweifel, daß der Abstand ohne den Mann gemeint ist, denn auch nach Ausführung des Kommandos „Doppelt Eure Glieder" stehen die Soldaten noch recht locker.

Montecuccoli (Werke II, 224) will bei geschlossenen Reihen dem Fußgeher drei Schritt in der Front, drei in der Tiefe geben; unmittelbar darauf ist dann gesagt, daß bei „geschlossenen Reihen" die Soldaten so eng wie möglich stehen sollen.

Wer diese Zeugnisse, deren Reihe leicht noch vermehrt werden könnte, hintereinander liest, wird zunächst erstaunt sein, daß über eine so einfache Sache, die auf jedem Exerzierplatz festzustellen war, die Schriftsteller, die doch sämtlich als Sachkenner gelten dürfen, so verschiedene Behauptungen aufstellen können. Daß etwa in den verschiedenen Zeiten und Ländern oder Exerzierschulen verschiedene Maße gelehrt worden seien, ist bis auf einen gewissen Grad möglich und anzunehmen, aber die Natur der Dinge setzt für solche Abweichungen doch wohl engere Schranken, als sie hier erschienen sind. Woher also solche Differenzen? Die Frage ist wichtiger als die Sache selbst, immerhin muß die Frage untersucht werden, sowohl um der Landsknechte selbst willen, als auch wegen der analogen Frage im Kriegswesen des Altertums. Hier hat man auf Grund einer etwas inkorrekt gefaßten Stelle bei Polybius an eine falsche Vorstellung von Rotten- und Glieder-Abstand phantastisch genug ein ganzes System der antiken Taktik angeknüpft, und es fragt sich, was etwa

aus der Landsknecht-Zeit sich dafür ergibt. Es handelt sich um die Aehnlichkeit der Schweizer- und Landsknechthaufen mit der spätmazedonischen Phalanx, die sich ja ganz derselben Waffe, des Langspießes, bedienten.

Zunächst ist festzustellen, daß in zweien von den angeführten Zeugnissen offenbar Fehler stecken. Wenn Tavannes die Abstände auf drei und sieben „Schritt" („pas") angibt, so kann wohl kein Zweifel sein, daß nicht Schritt, sondern Fuß gemeint sind, und wenn bei Montecuccoli gesagt ist, erst daß der Soldat bei geschlossenen Reihen drei Schritt in der Front und drei in der Tiefe gebrauche, gleich danach aber, daß bei geschlossenen Reihen die Soldaten so eng wie möglich stehen sollen, so ist klar, daß in dem ersten Satz „geschlossenen" verschrieben ist für „geöffneten". Das wird bestätigt S. 226, wo eine Front von 83 Mann auf $124^1/_2$ Schritt berechnet wird. Ebenso S. 350 u. 579, 586, wo auf den Infanteristen $1^1/_2$ Schritt gerechnet werden.

Weiter bemerken wir, daß die Autoren öfter recht unklar sind und sich auch manchmal selbst widersprechen; statt bestimmter Zahlen werden auch bloße Beschreibungen gegeben. Es kommt hinzu, daß der „Schritt", der öfter als Maß genommen wird, ein recht unbestimmter Begriff und auch der „Fuß" oder „Schuh" keineswegs einheitlich anzunehmen ist. Als die eigentliche Normal-Stellung in der Schlachtordnung erscheint drei Fuß im Gliede, aber auch engere und viel engere Aufstellungen, bis zu einer Elle, ja sogar ein Fuß auf den Mann, werden erwähnt, und es wird auch verlangt, daß man mitten im Gefecht die Dichtigkeit ändere, im besonderen sich gegen Reiterei so eng wie möglich zusammenschließe. Das feste Schema der antiken Schriftsteller — 6 Fuß, 3 Fuß, $1^1/_2$ Fuß — finden wir nicht wieder; selbst wenn Wilhelm Ludwig unter Berufung auf Aelian direkt darauf hinweist, so wiederholt er es doch nicht eigentlich. Das ist um so bemerkenswerter, als man sagen könnte, es ergibt sich von selbst aus einer Exerzierübung, die schon Wilhelm Ludwig erwähnt und die das ganze 17. Jahrhundert hindurch bei den Exerzier-Anweisungen eine große Rolle spielt, das ist das Eindoublieren, wie wir es oben in dem Zitat aus dem Züricher Lavater miterwähnt haben. Noch in dem Exerzier-Reglement Friedrichs III. von Brandenburg a. d. Jahre 1689,[1]) unmittelbar vor der Abschaffung der Pikeniere, sind die Vorschriften über Duplieren und Triplieren der Glieder und Rotten ausführlich behandelt. Distanzen sind direkt nicht angegeben, aber wenn man die so häufig angegebene Elementar-Distanz von 6 Fuß zugrunde legt, so kommt man mit Duplieren und Triplieren ganz wie die Griechen auf 3 Fuß und $1^1/_2$ Fuß.

Wenn wir trotzdem bei den Pikenierhaufen der Neuzeit das feste griechische Schema nicht so wiederfinden, so liegt das gewiß nicht daran, daß im 16. und 17. Jahrhundert weniger exakt exerziert wurde, als bei den Griechen.

---

[1]) Herausgegeben von Eickstedt. 1837.

Die Analogie zwischen der spätmazedonischen Phalanx und unserem Gevierthaufen ist zwar vorhanden, erleidet aber ihre Einschränkungen. Die Sarisse und der Langspieß sind zwar so gut wie dasselbe, aber die Taktik ist eine verschiedene. Ich erinnere daran, daß ich die mazedonische Phalanx, wie sie uns Polybius beschreibt, keineswegs für identisch halte mit derjenigen Alexanders des Großen. Die ganz lange Sarisse und die ganz enge Aufstellung sind erst der Abschluß einer längeren Entwicklung in dieser Richtung. Diese spätmazedonische Phalanx bewegte sich in ihrer breiten Front und engen Geschlossenheit mit großer Langsamkeit; ihr Prinzip war, den Gegner mit ihrer spießstarrenden Masse niederzudrücken. Alexanders Phalangen waren noch viel beweglicher gewesen. Noch beweglicher aber waren die Gewalthaufen der Schweizer und Landsknechte. Die ältere Schweizer Taktik ist geradezu basiert auf den plötzlichen Ansturm, womöglich Ueberfall, und während die spätmazedonische Phalanx eigentlich nur auf der flachen Ebene normal funktionieren kann, scheuen die Gewalthaufen besonders bei ihren Umgehungen kaum irgendwelche Geländehindernisse. Ihre gewöhnliche Aufstellung darf also nicht gar zu eng sein; unter gewissen Umständen aber, besonders wenn sie gegen eine Ritter- oder Reiterattacke standzuhalten haben, drängen sie sich so eng wie möglich zusammen.

Dies Zusammendrängen vollzog sich im Ernstfall von hinten nach vorn sehr einfach und natürlich, indem die hinteren Glieder aufschlossen; von rechts nach links ist es nicht so einfach: es findet zwar häufig und ganz von selbst ein gewisses Zusammendrängen nach der Mitte statt, wie es von den Römern bei Cannä berichtet wird und Machiavell allgemein bezeugt, aber in dem Moment, wo eine feindliche Attacke naht, sich in dieser Weise zusammenziehen zu wollen, könnte leicht die ganze Ordnung umwerfen. Die Verdichtung der Front wird sich daher in der Art vollzogen haben, daß, indem die Glieder von hinten aufschlossen, zugleich allenthalben, wo sich zwischen zwei Knechten in einem Gliede ein Spalt öffnete, von hinten ein Mann eintrat. Auf dem Exerzierplatz übte man dies von hinten Eintreten in das lockere Vorderglied später systematisch. Es ist das schon erwähnte Doublieren.

Auch bei den antiken Schriftstellern, Vegez, Aelian, finden wir diese Uebung erwähnt und mit griechischer Logik zu dem Schema des Sechs-Fuß-Abstandes, Drei-Fuß-Abstandes und Anderthalb-Fuß-Abstandes ausgebaut. In der Praxis des Ernstfalles kann es unmöglich so korrekt ausgeführt worden sein. Die Mannschaften halten beim Vormarsch die Abstände nicht so genau inne. Die neueren Schriftsteller, die wir durchgemustert haben, hatten alle Fühlung mit der Praxis und entnahmen, soweit sie nicht einfach die Daten der antiken Schriftsteller wiederholten, der Praxis unmittelbar ihre Angaben. Sie sind weniger Philosophen als die Griechen. Sie geben nicht ein logisches Schema, sondern sie schätzen ab, was sie selbst erlebt und gesehen haben, und dabei schätzen sie dann

ziemlich verschieden — oder lassen sich durch Neigung zum Theoretisieren beeinflussen. Wie sehr Praktiker in solchen Schätzungen auseinandergehen können, habe ich jüngst selbst erlebt, als ich drei Kavallerie-Wachtmeister darüber befragen ließ, wieviel Raum heute (1909) ein Pferd in der Front einnähme. Die Angaben lauteten: „einen Schritt", „einen guten Schritt", „anderthalb Schritt", also, wenn man bedenkt, daß sie von drei ganz gleichmäßig ausgebildeten und gleich erfahrenen Männern herrührten, recht wesentlich differierend.

Daran mag ich gleich anschließen, daß der auch oben schon herangezogene französische Militärschriftsteller Billon, Oberstleutnant des Monsieur de Chappes, annimmt (S. 259) daß bei 10 Gliedern die Spieße des letzten Gliedes noch gerade hervorragen, Montecuccoli aber (II, 579) will, daß die Pikeniere nicht tiefer als 6 Glieder stehen, da die Pike nicht über das fünfte Glied hinausreiche.

Ueberblicken wir nach allen diesen Erwägungen unsere Zeugnisse im ganzen, so werden wir zu dem Ergebnis kommen, daß die Pikeniere grundsätzlich ziemlich locker, mit drei Fuß Frontraum auf den Mann anrückten, im Kampf aber sehr häufig zu einer viel gedrängteren Stellung übergingen. Im besonderen geschah das defensiv, um Reiterangriffe abzuwehren. Aber auch im Kampf der Gevierthaufen gegeneinander, wenn der vorwärtsstürmende Haufe auf einen Gegner stieß, standhielt und nun Alles nach vorwärts drängte bis in das erste Glied hinein; so ging der lockere Drei-Fuß-Abstand, wie uns nicht bloß einige der oben angezogenen theoretischen Schriften, sondern auch der Verlauf vieler Schlachten dartun, verloren und man suchte, in eng gedrängter Masse, ähnlich der mazedonischen Phalanx, den Gegner niederzuwuchten. Solche Bilder zeigen uns Cerignola (1503), Vaila (1509), Ravenna (1512), Novara (1513), wo die Schweizer, während sie die Landsknechte angreifen, in der Flanke durch die französischen Gendarmen bedroht werden und sich schon um dieser willen eng zusammenschließen müssen, La Motta (1513) und noch Bicocca (1522), Pavia (1525), wo der Haufe der niederdeutschen Knechte, der „Schwarzen", von den beiden Haufen von Embs und Frundsberg „wie mit Zangen gepackt" wurde, und endlich noch Cerésole (1544). Schloß der Haufe sich erst im letzten Augenblick ganz eng zusammen, vielleicht auch nicht einmal allenthalben gleichmäßig, so lockerte er sich auch leicht wieder durch das Gefecht selbst und namentlich, wenn der Gegner nachgab und man allmählich in die Verfolgung überging. Man darf da nicht schematisieren und in der Festsetzung bestimmter Maße zu weit gehen, wozu das theoretische Bedürfnis so leicht verleitet. Ein gewaltiges Zusammendrängen aber, zum wenigsten in bestimmten Momenten, ist sicher bezeugt, wenn durch nichts anderes, so durch jene Legende von Ravenna, daß die gelenken Spanier auf die Köpfe der Landsknechte gesprungen seien und sie von oben bekämpft hätten. Damit eine solche Legende sich bilden konnte, muß in den Erzählern und Hörern die Vorstellung einer aufs engste zusammengedrängten Masse bestanden haben.

Viertes Kapitel.

Gustav Adolf.

Der Vollender der Moritzschen Kriegskunst ist Gustav Adolf, der die neue Taktik nicht nur übernahm und ausbaute, sondern sie auch zur Grundlage einer großzügigen Strategie machte.

Am Ende des Mittelalters war es nahe daran, daß Schweden mit Dänemark und Norwegen zu einem einheitlichen Staatswesen, wie um dieselbe Zeit Kastilien mit Aragon zusammengeschlossen wurde. Aber die Schweden widerstrebten der Vereinigung und bildeten nun im Kampf um ihre nationale Selbständigkeit einen Militärstaat von einer bis dahin unerhörten Stärke aus. Das Land zählte, eingeschlossen Finnland und Estland, wohl kaum eine Million Einwohner (nicht mehr als etwa das damalige Kursachsen und Brandenburg zusammen), aber Volk, Stände und König hatten sich zu einer festen Einheit zusammengeschlossen, während in den deutschen Territorien, unter den Habsburgern ebenso wie unter den Hohenzollern, alle Tatkraft durch den Gegensatz zwischen dem Fürsten und den Ständen gelähmt wurde und das niedere Volk in dumpfer Ziellosigkeit dahinlebte. Das Königtum der Wasa, entsprungen nicht feudalem Erbrecht, sondern geschaffen durch eine Volkswahl, war ganz anderer Natur als das deutsche Fürstentum, und wie das Königtum, so unterscheiden sich auch die schwedischen Stände sehr wesentlich von den ständischen Vertretungen in dem übrigen germanisch-romanischen Europa. Der schwedische Reichstag ist eine Art Berufsvertretung, die nicht eigenes Recht repräsentiert, sondern von dem König nach seinem Ermessen und zu seiner Unterstützung einberufen wird. Der König beruft dazu nicht bloß Edelleute, Geistliche, Bürger, sondern auch Bauern;

daneben auch Vertreter der Offiziere, der Richter, der Beamten, der Bergleute und anderer Berufe[1]). Die letzteren Gruppen fielen allmählich fort und die Vertretung der Offiziere wurde mit der des Adels vereinigt, so daß sich eine feste Vertretung in vier Ständen bildete, die mit dem Königtum in einer einheitlichen Empfindung zusammengeschlossen war und nach außen einen einheitlichen Willen darstellte. 17jährig zur Regierung gekommen (1611), erwarb der Enkel Gustav Wasas, Gustav Adolf, in Kämpfen mit den Russen und Polen Karelien, Ingermanland und Livland und brachte seine Armee auf mehr als 70000 Mann, das ist im Verhältnis zur Bevölkerungszahl mehr als Preußen im Jahre 1813 aufstellte[2]). Die finanziellen Kräfte des armen schwedischen Landes müssen aufs äußerste angespannt worden sein, um eine solche Armee zu erhalten. Auf die Dauer wäre es unmöglich gewesen, aber der Krieg ernährte den Krieg. Die einmal bestehende Armee erhielt und ergänzte sich sogar aus den Ländern, die sie unterwarf.

Die nationale Ergänzung des Heeres erfolgte nicht bloß auf Grund freier Werbung, sondern es wurde mit Hilfe der Geistlichen eine Stammrolle aller Männer über 15 Jahre im Lande angelegt und nach dem Ermessen der Ortsbehörden ausgehoben. Die Schweden waren also das erste Volk, das sich eine nationale Armee bildete. Die Schweizer waren ein kriegerisches Volksaufgebot gewesen, aber keine Armee. Die Landsknechte hatten einen spezifisch deutschen Charakter, aber keine Beziehung zum deutschen Staat. Die französischen „Banden“ waren zu unbedeutend, um als nationale Armee bezeichnet werden zu können. Die Spanier kommen diesem Begriff schon näher, während die Niederländer wieder den reinen internationalen Söldnertypus darstellen. Das schwedische Heer aber ist ein durchgebildeter militärischer Organismus, der der Verteidigung, der Größe und dem Ruhme des Vaterlandes dient. Das

---

[1]) Fahlbeck, Preuß. Jahrb. Bd. 133, S. 535.

[2]) Nach G. Droysen, Gustav Adolf, Bd. II, S. 85, landete 1630 der König in Pommern mit

	13,000	Mann
hatte schon in Stralsund	6,000	„
Nachschub zirka	7,000	„
Zog aus Preußen heraus	13,600	„
rund	40,000	Mann

In Schweden, Finnland, Preußen usw. blieben zurück 36,000. Die ganze Kriegsmacht betrug also 76,000, wovon 48.000 Mann nationale, ausgehobene Truppen.

Volk gibt seine Söhne als Mannschaft und das Offizierkorps bildet sich aus dem eingeborenen Adel. Im Kriege freilich wurde dieser nationale Charakter nicht bewahrt, sondern auch viel fremdes Volk angeworben, auch Kriegsgefangene in Menge eingestellt und Offiziere fremden Geblütes angenommen. Als Gustav Adolf nach Deutschland ging, hatte er in seiner Armee sehr viele Schotten, und je länger der Krieg in Deutschland dauerte, desto deutscher wurde allmählich an Offizieren und Mannschaften das schwedische Heer.

Das Heer war nach dem niederländischen Muster diszipliniert und ausexerziert. Während „in Deutschland die Soldaten oft wie eine Heerde Rinder oder Schweine dahintrotteten", lehrt Traupitz in seiner „Kriegskunst nach königlich schwedischer Manier" (1633), daß nach der Seite und nach vorn ausgerichtet und die Intervalle genau eingehalten werden müßten. Er wie andere Schriftsteller schildern uns die Formen, die man ausbildete und die oft so künstlich sind, daß sie im Ernstfall unmöglich ausgeführt worden sein können, aber schon die Vorstellung, daß dergleichen gemacht werden könne, zeigt den Betrieb einer höchst aktiven Exerzierkunst.

Der Schotte Monro beschreibt ein schottisches Regiment, das bei Breitenfeld und Lützen unter Gustav Adolf focht: „Ein ganzes Regiment, diszipliniert wie dieses, ist wie ein Körper und eine Bewegung, die Ohren hören gleichmäßig auf das Kommando, die Augen wenden sich mit demselben Ruck, die Hände arbeiten wie eine Hand."

Rüstow hat in seiner Geschichte der Infanterie ein sehr anschauliches Bild der „schwedischen Ordonnanz" gezeichnet. Jedes Regiment besteht aus Pikenieren und Musketieren; die taktische Ordnung wird Brigade genannt; sie beruht auf einer flachen, sechs Glieder tiefen Linear-Aufstellung, wobei die Pikenier- und Musketier-Abteilungen miteinander abwechseln; das Problem der Deckung der Schützen durch die Pikeniere wird auf die Weise gelöst, daß die Musketiere sich bei einem drohenden Kavallerieangriff hinter die Linie der Pikeniere ziehn und die dadurch in der Front entstehenden Lücken ausgefüllt werden durch Pikenier-Abteilungen, die bis dahin hinter der ersten Linie ein zweites Treffen gebildet haben.

Dieses Bild aber ist, wenn man genau vergleicht, durch die Stellen, die Rüstow dafür anführt, nicht belegt, und andere Berichte lauten recht anders. Auch sachlich unterliegt es starken Bedenken, ob es möglich ist, angesichts eines nahenden feindlichen Angriffs die Musketiere so schnell hinter die neben ihnen stehenden Pikeniere zu ziehen und durch Vorführen der Pikeniere des zweiten Treffens die Front wieder zu schließen. Ueberdies sind in der Grundstellung die Musketiere des zweiten Treffens durch das erste Treffen derart maskiert, daß sie von ihrer Waffe keinen Gebrauch machen können, und man sieht nicht, wie und wo sie überhaupt verwendet werden sollen.

Ich verzichte jedoch darauf, mich in die Fragen, die sich hier erheben, zu vertiefen (vgl. unten den Exkurs), da sie doch nur technischer Natur sind und über das kriegsgeschichtlich und weltgeschichtlich Wesentliche kein Zweifel besteht: das ist die große Zahl der Musketiere, wie wir sie schon bei Moritz gefunden haben, verbunden mit Verbesserung ihrer Waffe. Die Musketen werden so weit erleichtert, daß die Gabel fortfallen kann. Das bedeutet schnelleres Feuern. Man hält noch fest an der Vorstellung, daß Musketiere allein einem Reiterangriff nicht gewachsen sind, aber im Widerspruch damit gibt es doch schon Regimenter, die bloß aus Musketieren bestehen und schon 1630 schrieb Neumair von Ramßla in seinen „Erinnerungen und Regeln vom Kriegswesen"[1]): „Die langen Spieße sind mehr eine Schwächung des Krieges, als dessen Nerv. Die Rohr armieren die langen Spieße". [2])

Einer der schottischen Teilnehmer an der Schlacht von Breitenfeld, der Oberstleutnant Muschamp, der ein Musketier-Bataillon kommandierte, gibt folgende Schilderung des Infanterie-Gefechts[3]). „Erst ließ ich drei kleinere Geschütze feuern, die ich vor mir hatte

[1]) Jähns II, 952.

[2]) Montecuccoli in seiner Schrift aus dem Jahre 1673 (Schriften II, 672) hält eigentlich das übliche Verhältnis von $^2/_3$ Musketieren und $^1/_3$ Pikenieren nicht für richtig. Man brauche mehr Pikeniere, um die Musketiere in einer Schlacht zu decken, denn diese allein würden von der Kavallerie überwältigt; so sei es z. B. bei Lens geschehen, wo Condé den Lothringer besiegte. Bei Breitenfeld habe sich das Regiment Holstein durch seine Piken gehalten, bis es durch die Artillerie überwunden wurde. Dasselbe sagt er II, 223. Das Verhältnis $^2/_3$ zu $^1/_3$ sei nur deshalb annehmbar, weil bei so viel Gelegenheiten außerhalb der Schlacht die Musketiere nützlicher seien als die Pikeniere.

[3]) The Swedish Discipline, Cit. Firth, Cromwells Army, p. 105.

und erlaubte meinen Musketieren keine Salve, ehe wir nicht auf Pistolenschußweite an den Feind waren; dann ließ ich die drei ersten Glieder eine Salve feuern, darauf die drei anderen Glieder; dann drangen wir in sie ein und schlugen auf sie los mit den Musketen oder den Säbeln."

„Der Feind, obgleich wir schon mit ihm im Gemenge waren, gab zwei oder drei Salven auf uns mit seinen Musketen. Bei Beginn unserer Attacke griffen vier schneidige Kürassier-Schwadronen, die der feindlichen Infanterie vorausgingen, unsere Pikeniere an, kamen nahe an sie heran und feuerten ihre Pistolen-Salven ein- oder zweimal hinein und erschossen alle schottischen Fahnenträger, so daß plötzlich so viele Fahnen zugleich an die Erde fielen. Die Unsrigen zahlten es ihnen gehörig heim. Ein tapferer Anführer, ganz in Scharlach und Goldstickerei, war grade vor uns; wir sahen, wie er seine eigenen Leute auf die Köpfe und auf die Schultern schlug mit seinem Säbel, um sie anzutreiben, weil sie nicht vorgehen wollten. Dieser Herr hielt das Gefecht länger als eine Stunde, aber als er gefallen war, sahen wir ihre Piken und Fähnlein stürzen und übereinanderfallen, worauf alle seine Leute zu fliehen begannen und wir verfolgten sie, bis die Nacht uns trennte."

Eine ähnliche anschauliche Schilderung eines Infanterie-Gefechts finden wir in einer anderen englischen Quelle, der Biographie König Jacob II. Die Erzählung lautet[1]: „Als die königliche Armee (bei Edgehill, 1642) auf Musketenschußweite an den Feind war, begann die Infanterie auf beiden Seiten zu feuern; die Königlichen rückten vor, die Rebellen hielten ihre Stellung, so daß sie einander so nahe kamen, daß einige Bataillone mit der Pike stoßen konnten, insbesondere das Garde-Regiment unter Lord Willoughby und einige andere; Lord Willoughby selbst tötete mit seiner Pike einen Offizier vom Lord Essex-Regiment und verwundete einen zweiten. Als das Fußvolk so heiß und nahe engagiert war, hätte man erwarten sollen, daß die eine Seite ausrisse und sich auflöste, aber es kam anders, denn beide, wie im wechselseitigen Einverständnis, retirierten einige Schritte, stellten dann ihre Fähnlein

[1]) Nach Firth, S. 104.

fest auf den Boden und fuhren fort, auf einander zu feuern bis in die Nacht, eine so merkwürdige Sache, daß sie nicht zu glauben wäre, wenn nicht so viele Zeugen gegenwärtig gewesen wären."

Auch nach Einführung der Linearaufstellung der Infanterie vollzog sich das Feuergefecht zunächst noch in der Form der Caracole. Man teilte die Linie der Musketiere in mehrere Gruppen, zwischen denen eine Gasse blieb. Hatte das erste Glied gefeuert, so zog es sich durch die Gasse nach hinten, um wieder zu laden, während das zweite zum Feuern an seine Stelle trat und so fort. Im Vorrücken kehrte man die Caracole, so zu sagen um: das Glied, das gefeuert hatte, blieb stehen und das folgende trat davor. Man brachte es auch dahin, daß zwei Glieder zugleich feuerten und abtraten. Das ohne Pause durchzuführen, setzte freilich ein sehr schnelles Laden voraus. Die Schotten bei Breitenfeld hatten ihre 6 Glieder tiefe Aufstellung durch Eindoublieren auf drei Glieder verdünnt und dann, indem das erste Glied niederkniete, dreigliedrige Salven abgegeben. Da man nicht annehmen kann, daß die ursprüngliche Aufstellung weitläufig genug war, um das Eindoublieren ohne weiteres zu gestatten, so muß wohl Zeit und Raum vorhanden gewesen sein, erst Abstand zu nehmen[1]).

Die Spießerhaufen waren zu klein geworden, um noch den alten, wuchtigen, niederrennenden Stoß zu führen. Aber nicht nur das. Die Ausbildung der Kavallerie-Taktik wirkte auf sie zurück. Es war jetzt leicht, vorgehenden Spießern mit den manövrierfähigen Kavallerie-Schwadronen in die Flanke zu kommen und die Offensive durch Angriff von zwei Seiten zum Stehen zu bringen. Dann war der Spießerhaufe dem Pistolenfeuer der Reiter fast wehrlos ausgesetzt. So war der Spießer auf die Rolle einer bloßen Hilfswaffe für den Schützen herabgesunken.

Gustav Adolf vermehrte nun nicht nur die Feuerwaffe in der Infanterie, sondern ebenso sehr in der Artillerie. Es handelt sich um die Einführung einer Art ganz leichter Geschütze, die mit Leder überzogen waren und deshalb Lederkanonen genannt wurden. Wann sie konstruiert und wie lange sie gebraucht worden sind, ist nicht sicher überliefert. Jedenfalls verfügte der Schwedenkönig

[1]) Firth, Cromwells Army p. 98 nach dem Swedish Intelligencer I, 124.

in der Schlacht bei Breitenfeld über eine zahlreiche leichte Artillerie[1]).

Zum Dritten aber reformierte Gustav Adolf auch die Kavallerie. Wir haben gesehen, wie im 16. Jahrhundert Kavallerie gebildet worden ist, indem die alten ritterlichen Elemente mit ihren berittenen Knechten zu festen Körpern zusammengefaßt wurden und die Pistole karakolierend als Hauptwaffe verwandten. Das Wesen der eigentlichen Reiterattacke war damit aufgehoben. Auch die Niederländer, die die Tiefe der Eskadrons auf 6 oder 5 Glieder herabsetzten, behielten doch das karakolierende Schießen als Fechtweise. Gustav Adolf schrieb nun vor, daß die Kavallerie in nur drei Gliedern rangiert werde und den Feind mit der blanken Waffe im Galopp attaquiere, nachdem höchstens die beiden ersten Glieder auf ganz nahe Entfernung einen Schuß vorausgesandt. Auch Wallenstein verbot nach der Schlacht bei Lützen das Karakolieren[2]).

Ueber die Disziplin im Heere Gustav Adolfs und der Heere des 30jährigen Krieges überhaupt bedarf es noch breiterer Untersuchungen. Auf der einen Seite ist es sicher, daß die Truppen Land und Leute aufs schwerste mißhandelten, auf der anderen, daß rein militärisch die Disziplin besser und schärfer war, als in den Landsknechtsheeren. Das war schon die natürliche Folge der Tatsache, daß die Mannschaften dauernd unter der Fahne blieben, und die Feldherren taten das Ihrige, die Zügel straff anzuziehen. Von Gustav Adolf wird berichtet, daß er die Strafe des Gassenlaufens (Spießrutenlaufens) erfunden habe, um schwere Strafen verhängen zu können, ohne doch an den bestraften Soldaten zu verlieren. Denn Körperstrafen, die der Henker vollstreckte, machten den Soldaten „unehrlich", und er wurde in den Reihen der Kameraden

[1]) Ueber die Ledergeschütze Gohlke in der Zeitschr. f. hist. Waffenkde. IV, 392, Feldhaus S. 121. „Läder-stucke" sind auch erwähnt in dem Einleitungspoem zu dem Kriegsbüchlein des Zürichers Lavater, 1644. Sie seien nicht erst aus Schweden nach Zürich gekommen, sondern „von uns hineyn vil mehr".

[2]) Brief an Aldringer, 2. Jan. 1633. Bei Förster, Wallensteins Briefe. Daniels' Angabe, Geschichte des Kriegswesens V, 12, schon Heinrich IV. von Frankreich habe gefordert, die Eskadrons sollten eine einzige Salve aus ihren Pistolen abgeben und dann mit der blanken Waffe attackieren, muß auf einem Mißverständnis beruhen. Ich habe nichts davon in den Quellen gefunden, und es fehlt noch die sachliche Voraussetzung, die strengere Disziplinierung. Bei Jvry, der letzten großen Schlacht Heinrichs IV. sagt Davila ausdrücklich, daß seine Schwadronen karakoliert hätten.

nicht mehr geduldet. Das Gassenlaufen aber vollstreckten die Kameraden selbst und es wurde deshalb nicht als ehrenrührig angesehen[1]).

Wie einst im römischen Heer der Dienst der kapitolinischen Götter Hand in Hand gegangen war mit einer rigorosen Handhabung der Strafgewalt, so baute auch Gustav Adolf die Moral seiner Truppe nicht bloß auf der Befehlsgewalt des Vorgesetzten, sondern auf der Pflege des religiösen Sinnes auf. Die Armee hatte, wie wir gesehen haben, einen schwedisch-nationalen Unterbau, noch mehr aber eine spezifisch protestantisch-lutherische Gesinnung. Nach dem Siege bei Wittstock, erzählt uns ein englischer Augenzeuge ausführlich, wie General Baner einen dreitägigen Dankgottesdienst abhalten ließ und dabei das Orgelspiel durch Trommeln, Pfeifen, Trompeten, Salvenfeuer und Kanonendonner ersetzte[2]).

Was Cannä für Hannibal ist, das ist die Schlacht bei Breitenfeld für Gustav Adolf: Der Sieg der Kunst über die wohl in hohem Maße vorhandene, aber zu plumpe militärische Tüchtigkeit. Selbst in manchen Einzelerscheinungen finden sich zwischen Cannä und Breitenfeld Aehnlichkeiten. Unten folgt in der Reihe der Schlachten die eingehende Darstellung dieser weltgeschichtlichen Entscheidung, die das neue schwedische, wie das ältere spanische Kriegswesen in ihrem Zusammenstoß zu voller Anschaulichkeit bringen wird. Auch Gustav Adolf als Stratege soll uns erst später in dem allgemeinen Zusammenhang der Entwicklung der Strategie beschäftigen.

Hier sei noch die großartige Charakteristik des Schwedenkönigs angefügt, die uns Philipp Bogislav Chemnitz (T. I B. 4 Kap. 60) überliefert hat:

---

1) Diese Erklärung ist uns erhalten bei einem englischen Militärschriftsteller Turner und geht zurück auf englische Offiziere, die unter Gustav Adolf gedient hatten. Ich entnehme das Zitat Firth, Cromwells Army S. 289. Die bei Marcks, Coligny S. 56 und Hobohm, Machiavelli II. 373. 385 angeführten Stellen, die ein früheres Vorkommen des Spießrutenlaufens zu bezeugen scheinen, im Besonderen Bouchet, Preuves de l'histoire de l'illustre maison de Coligny (1642) S. 457, beruhen auf unrichtiger Uebersetzung. „Passer par les piques" ist das oben, S. 69, erwähnte „Recht der langen Spieße". Allerdings will La Curne de St. Palaye, Dictionaire de l'ancien langage françois, Bd. 8, Schlagen mit den Spießschäften darunter verstehen. Das halte ich für ausgeschlossen; dazu sind die Spieße zu lang.

2) Zitiert bei Firth, Cromwells Army S. 321.

„Sintemahl Er nicht allein vor die Königliche dignitet und Gewalt, sondern auch vor des Reichs und der Unterthanen Wolfart, sambt und sonders, gebührende Sorge getragen; alle Ursache zu innerlicher Empörung und Uneinigkeit aus dem Grunde gehoben; und zwei unterschiedene, ja fast widerwertige Dinge, nemlich die Freyheit der Unterthanen, und des höchsten Regiments Majestät, auf eine sonderbare Weise vereiniget und verbunden.

„Ferner im Kriegswesen, so weit Er es andern hohen Kriegs-Häuptern zu seinen vorigen Zeiten an herrlichen Thaten bevorgethan, so weit hat Er dieselbe in Wissenschaft der Kriegskunst, und Anstellung guter ordre übertroffen: daß alle seine Thaten nicht dem blinden, bloßen Glücke, sondern nächst der Göttlichen Allmacht, seiner vortrefflichen Tugend, hohem Verstande und guter conduite zuzuschreiben seind. Die Armée mit Vortheil an den Feind zuführen, ohne Schaden wieder vom Feinde zu retiriren, bequemlich im Felde zu logiren, und in der Eile mit einnem Beschlossenen Lager zu versichern, wuste Er meisterlich: In Befestigung eines Orts, oder attackierung desselben war niemand leichtlich über Ihn: Keiner konnte besser vom Feinde judiciren, in die ohngefährliche Zufälle des Kriegs sich richten, und, nach Gelegenheit der Zeit, oder contenance des Feindes, in der Eil, außm Steggreiff, eine nützliche resolution ergreifen: Eine bataille zu formiren hatte Er sonderlich seines Gleichen nicht. Bey der cavallerie war seine maxime, daß er mit Schwencken und caracollen nicht viel krummes machen ließ: Sondern es stand dieselbe drey Man hoch; muste gerade auf den Feind zugehen; ihn choquiren; und nur das erste, oder zum höchsten die ersten zwey Glieder so nahe, daß sie dem Feinde das weisse in den Augen sehen konten, Feur geben; hernach zu Seitengewehr greiffen; das letzte Glied aber ohne einigen Schuß mit bloßem Degen an den Feind gehen, und beyde pistolen (wie auch die fördersten eine) auf die meslée zur reserve behalten. Das Fußvolk war in seine Regimenter und compagnien, die compagnien in ihre gewisse Corporalschafften und Rotten, deren jede ihren Ober- und Unter-Rottmeister hatte, so ordentlich abgetheilt: Daß ein jedweder gemeiner Knecht, auch ohne der Offizierer Anweisung, schon vorhin

wuste, an welchem Platze er stehen und fechten sollte. Und weil der König befunden, daß in den tiefen bataillons, wie man sie nach alter manier gemachet, die Voranstehenden den Letzten im Fechten hinderlich weren, auch der canon, wann er durch die troupen spielete, grossen Schaden unterm Volck thete, als ließ er seine infanterie nur sechs Man hoch stellen. Welche, wan es an ein Treffen gieng, die Glieder doubliren musten, und also nur drey hoch zu stehen kommen. Auf welche manier des Feindes canon geringeren effect hatte; auch die hintersten so wol als die fordersten ihr Gewehr gegen den Feind nützlich gebrauchten: In dem das erste Glied kniend, das andere gebucket, das dritte aufrecht stehend und also einer über des anderen Schulter Feur gab. Das Fußvolck zu stellen, hatte Er eine sonderliche manier inventirt, also daß die musquetierer von piquen bedecket und diese hinwiederumb von jennen soustenirt wurden: Wie dann auch je eine squadron den andern sekundirte, und jede brigade gleichsamb wie eine kleine bewegliche Festung, ihre courtienen und flanquen hatte; deren eines vom andern defendiret und bestrichen ward. So stunden auch die brigaden in unterschiedlichen Treffen, und sattsamer distantz, neben und hintereinander; waren auf den Seiten und am Rücken dergestalt mit Reutern verwahret; wie gleichfalls die Reuter mit commendirten Musquetierern vermischet: Daß je eines auf das andere sich retiriren und eines das andere entsetzen konte. Die inventio der Schweinsfedern, wiewol die Königliche Schwedische im Teutschen Kriege solche nicht geführet, hatt dem Könige über der Polen große und furieuse Kavallerie eine gute advantage gegeben. Die Lederne Stücke hat Er gleichfals gegen die Polen in Preußen mit Nutzen gebrauchet: Wie hernachmals im Teutschen Kriege die kurtzen, leichten Regiment-Stücklein mit weiten Mundlöchern, aus welchen Er mehr mit Cartetschen und Schrot, als Kugeln auf den Feind gespielet. Deren effekt die Tillysche bey der Leipziger Niederlage insonderheit mit merckliche ihrem Schaden empfunden.

„Sonst war Er in Kriegen ein Held, nicht allein von Rathen sondern auch von Thaten. In deliberation Vorsichtig; in resolution hurtig; mit Herz und Muth unverzagt, mit der Faust tapffer; beydes zum commendiren und Fechten bereit: Und solcher Gestalt ein

rechtes exemplar nicht nur eines hohen verstendigen Kriegs-Hauptes, sondern eines tapffern, unerschrockenen Soldaten. Also, daß Ihm solches auch fast ubel ausgedeutet werden wollen, von vielen, und denjenigen Leuten; welche entweder nicht wissen oder nicht genugsamb bedenken: Daß die Verachtung aller Gefahr und des Todes selbst, so aus Liebe des Vaterlands herrühret, wan sie schon die Maß uberschreitet, und also uber Menschliche Mängel und Gebrechen zu rechnen stehet, dennoch grosser Helden Eigenschaft sey, deren eine gemeine, unartige Seele nie fähig worden."

Die schwedische Ordonnanz.

Ueber die schwedische Infanterie-Taktik sind wir anscheinend sehr gut unterrichtet. Außer den Nachrichten im Theatrum Europäum und bei Chemnitz haben wir die beiden Spezialschriften „Arma Suecica" von Arlanibaeus (1631) und „Kriegskunst nach Königlicher Schwedischer Manier" von Traupitz[1]) (1633), und 20 Zeichnungen seiner Schlacht-Aufstellungen 1630 bis 1632 von der Hand des Königs selbst, publiziert im Archiv für schwedische Kriegsgeschichte Bd. I (1854). Aber es ist keine Harmonie zwischen diesen Quellen.

Nach Rüstows Berechnung gehören zu einer Brigade 576 Pikeniere und 432 Musketiere. Traupitz aber sagt, daß die Schweden $^2/_3$ Schützen und $^1/_3$ Pikeniere hätten, und polemisiert, obgleich er auch für diesen Fall seine Vorschriften gibt, eingehend gegen ein Bestreben, beiden Waffen die gleiche Stärke zu geben.

Man könnte diesen Widerspruch zwischen der Rüstowschen Darstellung und dem Traupitzschen Zeugnis noch dadurch ausgleichen, daß bei der Brigade-Aufstellung ein Teil der Musketiere nicht zur Verwendung kommt. Auch Rüstow selber nimmt das an. Immerhin ist die Differenz für diesen Ausgleich doch wohl zu groß.

Des weiteren stimmen aber auch die Zeichnungen nicht. Auf den Zeichnungen des Königs selbst sind vor die Hauptfront der Brigaden zwei Haufen hintereinander vorgeschoben. Dieselbe Gestalt zeigen die Hornschen Brigaden in ihrer ursprünglichen Stellung auf dem Schlachtplan von Breitenfeld im Theatrum Europäum. Was diese Haufen zu bedeuten haben, ob es Pikeniere oder Musketiere sein sollen, darüber bin ich noch zu keinem sicheren Ergebnis gekommen.

[1]) Kriegskunst nach Königlicher Schwedischer Manier eine Compagny zu richten, in Regiment, Zug: und Schlachtordnung zu bringen, zum Ernst anzuführen, zu gebrauchen, und in esse würklich zu underhalten. Durch Laurentium à Troupitzen. Frankfurt a. M., 1633. Univ.-Bibl. Göttingen. Im Vorwort wie am Schluß werden Fortsetzungen des Werkes angekündigt, die sich statt der Kompagnie mit der Schlachtordnung des Heeres befassen sollen.

Traupitz teilt die Kompagnie (mit Offizieren 156 Köpfe) in drei Squadronen, jede zu 48 Mann, 6 Mann tief und 8 Mann breit, in der Mitte die Squadron der Pikeniere, rechts und links eine Squadron Musketiere. Zwischen den Squadronen sind Intervalle, die zwar nur auf „3 oder 4 langer Elen“ Breite angegeben werden, in die aber auf der Höhe des letzten Gliedes je zwei Geschütze gestellt werden sollen, was räumlich kaum angängig erscheint. Diese Geschütze selber aber sind sehr wichtig.

Gegen Kavallerie schiebt sich die Pikenier-Squadron vor, aber die Musketiere decken sich nicht hinter ihr, sondern stehen nur ein Stück weiter zurück.

Alle die Haufen, sowohl die einzelnen wie die dreifach gegliederten, sind im Text des Theatrum Europäum immer als „4 Fahnen zu Fuß“ bezeichnet. Der Unterschied zwischen der Zeichnung Gustav Adolfs und der im Theatrum Europäum ist, daß die vorgeschobenen Haufen in letzterem frontal weit kürzer sind.

Beim ersten Treffen ist deutlich zu sehen, daß die Haufen alle gleichmäßig aus Pikenieren mit Schützen an beiden Flanken entlang bestehen. Da die Haufen sehr tief gezeichnet sind, so sehen die Schützen wie Umkleidung aus.

Auf den Zeichnungen des Königs sind meist nur geringe Intervalle zwischen den einzelnen Truppenteilen, manchmal auch große.

Die erste Aufstellung für ein Gefecht bei Stettin hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der Aufstellung der Böhmen auf dem weißen Berge. Allem Anschein nach liegt ein gemeinsames Muster zugrunde. Bei Gustav Adolf aber ist nicht die Kavallerie zwischen die Infanterie verteilt, sondern steht auf den Flügeln.

Traupitz (S. 28—45) beschreibt und zeichnet 5, eigentlich 6 Schlachtordnungen, die die Kompagnie aus der Normalstellung heraus bilden können soll. Jede ist auf einen besonderen taktischen Fall berechnet; der Capitän soll nur zu kommandieren brauchen: „Stellet euch, der Feind präsentiert sich mit seiner Infanterie, Kavallerie, seiner ganzen Macht u. s. w.“ Dann sollen sofort die Unterführer die geeigneten Kommandos geben, um die für den bezeichneten Fall eingeübte Aufstellung einzunehmen.

Mit Genauigkeit werden die einzelnen Evolutionen präzisiert. Nicht bloß die einzelnen Korporalschaften, sondern sogar die halben Korporalschaften werden einzeln verschoben.

Aus der Schilderung der schwedischen Taktik Arma Suecica (Arlanibaeus) 1631 ist nichts weiter zu entnehmen, als daß alle Waffen sich gegenseitig unterstützten, daß die Schützen flach standen, und daß die Schützen sowohl durch Pikeniere wie durch Kavallerie gedeckt wurden.

Als der Vorzug einer solchen Schlachtordnung wird nicht ihre Offensivkraft, sondern ihre Unangreifbarkeit gerühmt.

Fünftes Kapitel.

Cromwell.

Man kann zweifeln, ob in einer Geschichte der Kriegskunst Cromwell eine Stelle zu geben ist, da man nicht sagen kann, daß in der Kette der fortschreitenden Entwicklung ein Glied seinen Namen trägt. Immerhin ist er ein so gewaltiger Kriegsmann und seine Armee eine so eigentümliche und bedeutende Erscheinung, daß man sie nicht übergehen darf[1].

Im Mittelalter hatte, wie wir gesehen haben, England vermöge seiner streng zentralisierten Monarchie eine sehr wirksame Kriegsverfassung hervorgebracht. In den Kriegen der roten und weißen Rose hatte sich dieses Kriegswesen so zu sagen selbst verzehrt. Die großen Condottiere-Familien hatten sich gegenseitig vernichtet. Die Monarchie der Tudors, die dem Bürgerkrieg ein Ende machte und einen fast schrankenlosen Despotismus aufrichtete, beruhte nicht auf einem starken Kriegswesen, sondern auf einer raffinierten Polizei-Organisation.

Man hat Ansätze zu einer geworbenen, stehenden Armee, namentlich zur Niederhaltung der Iren, aber sie kann sich nicht entwickeln, da das Parlament aus Besorgnis, den königlichen Despotismus noch mehr zu befestigen, keine Gelder dafür bewilligt.

Die große Aufgabe wäre gewesen, den deutschen Protestanten im dreißigjährigen Kriege zu Hülfe zu kommen. Aber wie schon

---

[1]) Ueber Cromwell als Heeresorganisator, als welcher er für uns hauptsächlich in Betracht kommt, unterrichtet in erschöpfender Weise das vortreffliche Buch von C. H Firth, Cromwells Army. London 1902. Das weitläufige Werk von Fritz Hoenig, Oliver Cromwell, Berlin 1887 ff. steht nicht auf der Höhe. Vergl. die Besprechung in der historischen Zeitschr. Bd. 63, S. 482 und Historical Review Bd. 15 (1889) 19. S. 599. Hoenig hat sein erhebliches Talent erst in seinen späteren Schriften ganz zur Entwicklung gebracht.

Elisabeth, um die Steuerempfindlichkeit ihrer Untertanen zu schonen, die Niederländer nur schwach gegen die Spanier unterstützt hatte, so griffen ihre Nachfolger nicht in Deutschland ein, obgleich gerade in der Hoffnung auf diesen Rückhalt die Böhmen den Kurfürsten von der Pfalz als Schwiegersohn König Jacobs von England zu ihrem König erwählt hatten. Aber einige mit freiwilligen Beiträgen ausgerüstete Hülfstruppen war alles, was England aufbrachte.

Für die Verteidigung des Landes und die Erhaltung der Ordnung im Innern bestand die uns bereits aus dem Mittelalter bekannte Miliz (Bd. III, 2. Buch, 5. Kapitel). Jede Grafschaft bildete eine ihrer Größe entsprechende Truppe mit militärischer Einteilung und Offizieren. Die Waffen wurden in eigenen Zeughäusern aufbewahrt und es wurden auch einige militärische Uebungen gemacht. Jeden Monat im Sommer traten sie für einen Tag zu einer Uebung zusammen. „Trained bands“ aber hießen, wie man gesagt hat, diese Milizen mehr, weil sie exerzieren sollten, als weil sie wirklich exerziert hätten. Ihr militärischer Wert war, wie wir das auch von den Landesbewaffnungen in vielen deutschen Territorien erfahren haben, gering.

Sie sollten gesetzlich auch nicht nur nicht außerhalb des Königreichs, sondern womöglich nicht außerhalb der Grenzen der eigenen Grafschaft verwendet werden. Etwa anderthalb Jahrhunderte vergingen, in denen England wohl zuweilen Kriege führte, aber nur sehr geringe kriegerische Leistungen aufzuweisen hat. Wie in Deutschland und Frankreich lebten zwar auch in dem englischen Adel die kriegerischen Traditionen der Väter fort, aber mit ritterlichen Aufgeboten waren Kriege nicht mehr zu gewinnen, und warb man Söldner, so fehlte ihnen die Tradition, die den deutschen Landsknechten den Wert verlieh. Von allen protestantischen Ländern das bei weitem stärkste, konnte England doch in der europäischen Politik mangels einer Wehrverfassung keine wesentliche Rolle spielen, weder in den Hugenottenkriegen, noch in dem Freiheitskampf der Niederländer, noch im Dreißigjährigen Kriege, wo endlich das mit so geringfügigen physischen Kräften ausgestattete Schweden die Führung ergriff.

Der Mangel einer wirksamen Kriegsverfassung beherrscht naturgemäß auch den Bürgerkrieg. Sowohl die Anhänger, die der König Karl I. um sich sammelte, wie die Aufgebote des Parlaments waren, wenn auch vom Parteieifer erfüllt, doch zu locker, um große Entscheidungen zu erfechten. Unter den Waffen waren auf jeder Seite wohl 60000 bis 70000 Mann, aber bei weitem der größte Teil davon wurde für die Besatzung der Städte und festen Schlösser verbraucht, so daß die Entscheidungen im freien Felde von nicht mehr als 10000 bis 20000 Mann ausgefochten wurden. Auf beiden Seiten gab es Offiziere und Mannschaften, die in niederländischen oder schwedischen Diensten gestanden und in Schlachten des 30jährigen Krieges gefochten hatten. Die Formen, die hier ausgebildet waren, wurden jetzt auf England übertragen, aber es vergingen mehrere Jahre, bis sie sich bei den Massen eingelebt hatten, so daß erst der Krieg selbst, wie in anderen Epochen der Weltgeschichte (in den Hussitenkriegen und später in der französischen Revolution) die wirklichen Heere erzeugte.

Diese Umwandlung des Heeres, die Ersetzung lockerer Aufgebote von Bürgerwehren und Freiwilligen durch eine qualifizierte Armee ist im wesentlichen das Werk Cromwells, und zur weltgeschichtlichen Persönlichkeit wird er dadurch, daß er diese von ihm geschaffene Armee sowohl taktisch zu verwenden, wie strategisch zu führen versteht. Als Mitglied des Parlaments hatte Cromwell den Antrag gestellt, daß der Oberbefehl über die Miliz vom König an das Parlament übergehe; als über dieser Forderung der Bürgerkrieg ausbrach, ließ er sich, 43 Jahre alt, zum Rittmeister ernennen und formierte in seiner Grafschaft eine Schwadron. Soldat war er bis dahin nicht gewesen. Als das Parlamentsheer bei dem ersten größeren Zusammenstoß bei Edgehill (23. Oktober 1642) einen Mißerfolg erlitt, äußerte er auf dem Rückzug zu Hampden: „Eure Truppen sind meist alte, abgängige Dienstmänner, Weinzapfer und ähnliches Gesindel. Die des Feindes dagegen sind Söhne von Gentlemen und junge Männer von Rang. Glaubt Ihr, daß der Mut so elender und niederer Burschen jemals dem von Leuten gewachsen sein wird, die Ehre, Tapferkeit und Entschluß im Herzen haben? Ihr müßt Leute von einem Geist auszuheben suchen und, nehmt mir nicht übel, was ich sage, von einem Geist, der ebensoweit

reicht, als der von Gentlemen." Männer von Ehre, fügte er hinzu, müßten durch Männer von Religion bezwungen werden, und wo diese lebten, das wisse er. Es ständen nicht die richtigen Männer an der Spitze, äußerte er ein ander Mal; die Advokaten hätten mehr zu sagen als die Militärs.

In diesem Geiste hatte er erst seine Schwadron, dann sein Regiment gebildet und im Jahre 1645, also im vierten Jahre des Krieges, wurde beschlossen, nach diesem Muster eine neue Feld-Armee zu schaffen. Bis dahin hatte eigentlich gar kein einheitliches Parlamentsheer existiert, sondern mehrere Heeresgruppen, die von den einzelnen Grafschaften oder Assoziationen von Grafschaften unterhalten wurden. Die stärkste dieser Assoziationen, eine Reihe von östlichen Grafschaften, hatten sich schon an Cromwell und seine Grafschaft angeschlossen und gab nun den Kern für das „Neue Modell". Das Parlament versprach diesem neuen Heer regelmäßige Bezahlung, nicht mehr durch die Grafschaften, sondern aus der Staatskasse. Obgleich dieses Heer nicht stärker als einige 20000 Mann war, reichten die vorhandenen Bestände doch nicht ganz für die Neubildung aus und die Gemeindebehörden wurden angewiesen, die erforderliche Ergänzung durch Aushebung zu beschaffen.

Bis dahin waren, wie wir hörten, die Heere hüben und drüben einander sehr ähnlich gewesen. Auf beiden Seiten waren Offiziere, die bei den Niederländern oder unter Gustav Adolf gedient hatten, und das Offizierkorps bestand hüben wie drüben aus Edelleuten. Daß im Parlamentsheer mit der Zeit auch zuweilen Gemeine, die sich ausgezeichnet hatten, zu Offizieren befördert wurden, machte doch im ganzen keinen Unterschied. Auch von den 37 Obersten und Generalen der neuen Armee waren 9 Lords, 21 Landedelleute und nur 7 bürgerlicher Herkunft; erst in den späteren Jahren rückten an die Stelle der Edelleute, die um ihrer politischen und religiösen Ueberzeugung willen das Schwert ergriffen hatten, mehr Berufssoldaten. Der Unterschied zwischen den beiden Heeren darf also nicht etwa im Aristokratischen und Demokratischen gesucht werden. Die Bezeichnung „Kavaliere" und „Rundköpfe", als ob diese die Locken des vornehmen Mannes verschmäht hätten, die jene zierten, ist irreführend. Die Bilder der

Führer und Offiziere der „Rundköpfe", Cromwells wie der anderen, zeigen sie alle im Lockenschmuck. Nur beim Beginn des Bürgerkrieges marschierten die Puritaner aus mit verschnittenen Haaren, als wenn sie, wie eine Zeitgenossin schreibt, nur hinauszögen, bis ihr Haar wieder gewachsen wäre.

In den ersten Jahren des Bürgerkrieges wurden die Truppen der Rebellen geführt von hervorragenden Parlamentsmitgliedern, den Grafen Essex und Manchester. Indem man das neue Heer bildete, schuf man auch ein neues Oberkommando. Die Parlamentsgenerale hatten den Krieg geführt immer mit der Perspektive, daß man sich schließlich doch mit dem König wieder vertragen werde. Graf Manchester sagte: „Wenn wir auch den König neunundneunzig Mal besiegen, er ist der König und seine Nachkommen werden es auch sein; aber wenn der König uns einmal schlägt, so werden wir alle gehängt und unsere Nachkommen Sklaven." Jetzt wurde ein Gesetz erlassen, die „Selbstentsagungs-Akte", wonach die Mitglieder des Parlaments keine Kommando-Stellen im Heer mehr bekleiden sollten. Die Kriegführung sollte, so zu sagen, von der Politik losgelöst werden. Das Parlament ernannte den Höchstkommandierenden und wählte dazu den General Thomas Fairfax. Dieser erhielt das Recht, seinerseits sämtliche Offiziere, die Obersten und Kapitäne noch mit Zustimmung des Parlamentes zu ernennen. Wäre Cromwell ein Mann gewesen wie andere, so wäre ihm mit diesen Maßregeln die Zukunft abgeschnitten gewesen. Denn als Mitglied des Parlaments hätte er seine Stellung in der Armee, in der er mittlerweile zum Generalleutnant aufgerückt war, niederlegen müssen. Aber das Ergebnis war das umgekehrte. Cromwells Ansehen bei der Truppe war so groß, daß man nicht wagte, die Selbstentsagungsakte auf ihn anzuwenden, Fairfax aber war reiner Soldat, eine unpolitische Natur. Indem nun Cromwell zugleich in der Armee und im Parlamente blieb, hatte er auf den zwölf Jahre jüngeren General Fairfax einen Einfluß, der ihm, obgleich er nur an der zweiten Stelle stand, die tatsächliche Leitung in die Hand gab.

Die Armee des neuen Modells beruhte darauf, daß sie den Charakter der Bürger-Aufgebote völlig abstreifte und eine streng disziplinierte, rein militärische Korporation bildete. Den Unter-

grund der Disziplin aber bildete die Religion. Man muß immer im Auge behalten, daß das Heer im Verhältnis zur Masse der Bevölkerung sehr klein ist. Es ist eine Korporation von Gesinnungsgenossen, zugleich Truppe und Sekte. Man hat sie nicht uneben mit Kreuzfahrern oder den Ritterorden verglichen. Das englische Revolutionsheer ist also etwas durchaus anderes als etwa später das französische Revolutionsheer, und auch etwas durchaus anderes als etwa ein deutsches Landsknechtsheer. Mit jenem hat es gemeinsam den Zusammenhalt durch eine bestimmte religiös-politische Gesinnung, aber es ist das Gegenteil, weil es nicht Massenaufgebot, sondern Auslese darstellt. Mit Landsknechten hat es gemeinsam das Kriegertum, ebenfalls eine Auslese, aber bei den Landsknechten ist es das Kriegertum niederster Art, der animalische Mut ohne jeden idealen Zweck, in der Independenten-Armee ist es das Kriegertum im Dienste einer Idee. In den französischen Hugenottenkriegen ist es zur Bildung eines geschlossenen Heeres nach Art des Cromwell'schen nicht gekommen. Die Heere in diesen Kriegen, die immer wieder durch Friedensschlüsse und Waffenstillstände unterbrochen wurden, behielten den Charakter von Adels- oder Bürger-Aufgeboten und Söldner-Schaaren.

Die Kavallerie machte in der Cromwell'schen Armee, wie in den Armeen des späteren Dreißigjährigen Krieges, ein Drittel und bis zur Hälfte der Gesamtstärke aus. Die meisten Mannschaften hatten ihre eigenen Pferde und ihre eigene Ausrüstung. Sie empfingen einen so reichlichen Sold, daß sie als Gentlemen leben konnten und es waren viele Gebildete unter ihnen, die in diesem Dienst eine gute Stellung erblickten.

Unsere Leute, sagte ein alter royalistischer Offizier später einmal zu einem puritanischen, hatten die Sünden von Menschen, Trinkern und Buhlen; eure die Sünde der Teufel, geistlichen Hochmut und Rebellion.

Da die Offiziere ernannt und nicht etwa gewählt waren, so war das Prinzip der Autorität streng gewahrt. „Ich befehle: jeder Mann fügt sich, oder er ist entlassen", schrieb einmal Cromwell. Ich dulde keinen Widerspruch von irgend Einem." „Gleiche Uniform — darum handelt es sich — ist eine Notwendigkeit, denn vielfach haben sich wegen der Verschiedenheit der Uniformen unsere

Leute unter sich geschlagen[1])." Auch an der obersten Stelle galt die Autorität. Der Kommandierende hielt zwar sehr häufig Kriegsrat mit seinen Obersten, hielt sich aber an dessen Beschlüssen nicht gebunden, sondern gab seine Befehle nach eigenem Ermessen.

Die militärische Zucht, die nach einem Ausdruck Cromwells „in der Leidenschaft und Wahrheit des Glaubens fußte", wurde benutzt, durch Exerzieren und Ueben aus den Reitern fest zusammenhaltende taktische Körper zu bilden. Graf Essex hatte im Beginn des Bürgerkrieges geglaubt, auf das Durch-Exerzieren der Milizen verzichten zu dürfen; es genüge, wenn sie nur das Notwendigste verständen. Cromwell verlangte umgekehrt, nicht nur daß man tüchtige Leute zu Kapitänen mache, sondern auch, daß man ihnen Zeit lasse, ihre Truppen zu exerzieren.

An Tapferkeit fehlte es auch der Reiterei im Dienste des Königs nicht und in dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, seinem Neffen, einen Sohn des Winterkönigs, hatte Karl I. einen im 30jährigen Kriege ausgebildeten, sehr achtbaren Reiter-General. Graf Essex verzweifelte einmal, daß man je der königlichen eine ebenbürtige Kavallerie an die Seite stellen könne. Die Ueberlegenheit, die endlich dennoch die Eisenseiten Cromwells entwickelten, beruhten nicht nur auf ihrer Tapferkeit, sondern auf der Disziplin, die es den Führern ermöglichte, sie nach der Attacke sofort wieder zu sammeln. Hoenig stellt fest (II, 2, 435), daß in allen vier Feldzügen Ruprechts bis zu seinem Ende als Reitergeneral bei Naseby, der Fehler, daß die Reiter sich nach der Attacke nicht wieder sammelten, immer wiederkehre und schließt daraus, daß dem Prinzen das Verständnis für diese Forderung gefehlt habe. Soll man das glauben? Ein Reiter-General, dem nicht einmal wiederholte üble Erfahrung lehrte, wie notwendig das Sammeln nach der Attacke, wie gefährlich die ungeordnete Verfolgung oder gar das Beutemachen ist? Ich möchte dem Prinzen diese Erkenntnis doch zutrauen. Aber mit der Erkenntnis war es nicht getan. Es war eine Frage der militärischen Erziehung, ein überaus schwieriges, dauernde moralische Anspannung erforderndes Werk, das die Puritaner kraft ihrer religiösen Seelenstärke zustande brachten, die Königlichen nicht. Bei

[1]) Nach Hönig II, 2, 269 ist der Befehl schon aus dem Jahre 1643.

Marstonmoor wie bei Naseby war es dieser Unterschied in den beiderseitigen Reiter-Regimentern, der den Ausschlag gab; bei Naseby hat allerdings, entgegen früheren Anschauungen, das Parlamentsheer auch eine große numerische Ueberlegenheit gehabt[1]).

Auf die Darstellung der einzelnen Feldzüge und Schlachten Cromwells darf ich verzichten; das Originelle an ihm ist nicht sowohl die Führung, als die eben geschilderte Bildung seiner Armee[2]). Einzelne interessante Einzelheiten aber, die auch das allgemeine Kriegswesen der Zeit angehn, seien hier noch angehängt.

Als der Bürgerkrieg begann, standen noch Piken und Musketen nebeneinander. Ein festes Schema, wie sie zu einander zu ordnen seien, habe ich in den Quellen nicht gefunden. Mehrfach wird erwähnt, daß in Gefechten die Piken Reiterangriffe abgewehrt haben und auch daß Piken-Bataillone aufeinander eingedrungen sind. Wie auf dem Festland, gewann auch hier allmählich die Muskete die Oberhand über die Pike. Im Nahgefecht wird oft berichtet, daß die Musketiere ihre Gewehre als Keulen benutzen. Als wesentliches Moment für das Vordringen der Muskete stellt Firth (S. 108) die größere Marschfähigkeit der Musketiere fest, weil sie keinen Panzer trugen. In den ersten Jahren des Bürgerkrieges sind die stärksten Märsche nicht länger als 10—12 englische Meilen, der allerlängste 13 englische Meilen, also noch nicht 20 Kilometer. Später, als die Panzer abgelegt wurden, wurden die Märsche länger, aber immerhin kaum über 3 deutsche Meilen, etwa 23 Kilometer.

Definitiv wurden die Piken von den Engländern erst 1705 abgelegt.

Die Gabeln für die Musketen waren im Beginn des Bürger-

---

[1]) Nach einer Berechnung von W. G. Roß, mitgeteilt Histor. Zeitschr. 63, 484 (1889) zählte das Parlamentsheer 13500, davon 7000 Infanterie, das königliche nur 8000, halb Infanterie, halb Kavallerie. Vergl. Firth, S. 111.

[2]) Hoenig hat Cromwell in der taktischen Verwendung der Kavallerie, der Treffenanordnung etc. spezifische Schöpfungen zuweisen, in ihm den Vorläufer Friedrichs und Seydlitz' und noch den Lehrmeister unserer Zeit sehen wollen. Ich vermag ihm darin nicht zu folgen. Das ganze Wesen der Heereskörper des 17. Jahrhunderts mit der Waffenwirkung ist von den Verhältnissen des 18. und 19. Jahrhunderts zu verschieden, um solche Gleichsetzungen gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Unrichtig ist es auch, wenn Hoenig (I, 2, 247) Cromwell schon die Bildung der Divisionen in Napoleonischem Sinne zuschreibt.

krieges noch im Gebrauch, existierten aber im neuen Modell nicht mehr.

Im Beginn des Bürgerkrieges wurde vor jedem Gefecht das Feldzeichen und das Feldgeschrei ausgegeben, damit die Soldaten der beiden Parteien sich erkennen und unterscheiden konnten. Bei Edgehill hatten die Parlamentarier Orangeschärpen, bei Newbury grüne Büsche an den Hüten, bei Marstonmoor ein weißes Tuch oder ein Stück weißes Papier an dem Hut. Da ein solches Zeichen im Gewühl des Gefechts leicht verloren gehen konnte, so hatte man daneben das Feldgeschrei, wie „Gott mit uns" (so auch die Schweden bei Breitenfeld) oder auf der Gegenseite bei Marstonmoor „Gott und der König".

Noch während des Krieges setzte Cromwell die gleichmäßige Uniform, den roten Waffenrock durch, der dann zweieinhalb Jahrhunderte das Kleid der englischen Soldaten geblieben ist.

Die Engländer hatten die Gewohnheit, beim Angriff laut zu schreien, die Schotten rückten still an den Feind. Der Schotte Monro spottet über die Kaiserlichen, die beim Angriff „Sa, sa, sa" riefen; sie machten es wie die Türken, als ob Schreien tapfere Soldaten erschrecke. Auch die Dänen und Schweden blieben still beim Vorrücken[1]).

Ist das Eigentümliche der puritanischen Armee der religiöse Charakter, und das Werk Cromwells die Auswertung dieses religiösen Geistes zu militärischen Formen und kriegerischen Taten, so darf schließlich nicht unerwähnt bleiben, wie dieser Charakter der Armee wieder rückwärts auf die Politik wirkte.

Militärisch kommandierte erst der General Fairfax und dann der an seine Stelle tretende Cromwell. Wenn aber das Militärische in das Politische überging, so war es der Rat der Offiziere, der die Entscheidungen fällte, und im Jahre 1647, als die Armee sich gegen das Parlament auflehnte, wählten auch die Gemeinen die „Agitatoren", einen Soldatenrat, der ihre Beschwerden vertreten sollte. Das Parlament wollte dem Lande die presbyterianische Kirchenverfassung geben, die vermöge ihrer Kirchenzucht den herrschenden Ständen die Gewalt im Lande verbürgt hätte[2]). Dem

[1]) Firth S. 101.
[2]) Vergl. meinen Aufsatz „Anglikanismus und Presbyterianismus" in den „Histor. Polit. Aufsätzen".

widersetzte sich die Armee. In ihr regte sich gegenüber dem aristokratischen Charakter der überlieferten Parlaments-Verfassung der demokratische Gedanke. Man wollte sich der geistlichen Autorität der Presbyterianer so wenig unterwerfen wie der der Bischöfe und verteidigte die Trennung der Kirche vom Staat, das freie Sektenwesen der Independenten. Endlich machte sich geltend der Korpsgeist der Armee als solcher; das Parlament wünschte die Armee, nachdem sie ihre Dienste getan und den König niedergekämpft hatte, aufzulösen. Die Regimenter aber wollten sich nicht auflösen lassen. Die Offiziere waren geneigt, nach irgend einem Ausgleich zu suchen, die Gemeinen aber waren dafür nicht zu haben, und die Offiziere behielten schließlich die Truppen nur in der Hand, indem sie sich ihren Tendenzen anbequemten. Auch Cromwell wich diesem Druck. Der militärische Gehorsam wurde wiederhergestellt, indem einige Rädelsführer standrechtlich erschossen wurden. Aber der Wille der Armee wurde restlos durchgesetzt, der König hingerichtet, das Parlament erst gesäubert und dann beseitigt. Nachdem dieser Gang gesichert ist, verschwindet der Soldatenrat wieder. Von den „Agitatoren" aber finden wir nicht wenige nachher wieder als Offiziere. Die Armee regiert und ihr Haupt, Cromwell, wird auch das Oberhaupt des Staates. So schmal die Basis ist, die die numerisch so kleine Armee bietet, so vermag sich Cromwell doch bis an seinen Tod als Herrscher über die drei Königreiche England, Schottland und Irland zu behaupten, da er seine Macht benutzt, eine tatkräftige Politik nach außen zu führen und die Interessen des Landes erfolgreich gegen den Konkurrenten, die Niederlande, und den alten Feind, die Spanier, wahrzunehmen. „Ich kann euch sagen, was ich nicht will, aber unmöglich das, was ich will; denn das werde ich erst wissen, wenn es notwendig ist", wird als Aeußerung Cromwells berichtet und kann als eine zutreffende Selbstcharakteristik angesehen werden.

---

6. Kapitel.

Einzelne Schlachten.

Sievershausen.
(9. Juli 1553)

Auf beiden Seiten gebrauchen die Reiter die Pistolen; man feuert, als man sich so nahe ist, daß man „das Weiße im Auge erkennen kann". Von Karakolieren ist noch nicht die Rede. Beide Heere sind sehr stark, Moritz hatte wohl 7000 bis 8000 Reiter, Albrecht etwas weniger. Die Berichte stehen in starkem Widerspruch zueinander. Vielleicht, daß es einer sachkundigen Quellen-Analyse noch gelingt, ein leidlich sicheres Bild zu gewinnen.

Schlacht bei St. Quentin.[1])
10. August 1557.

Philipp II. hatte ein Heer von nicht weniger als 53000 Mann und 70 Geschützen zusammengebracht und belagerte St. Quentin, das von Coligny verteidigt wurde. Das französische Hauptheer ist in Italien. Die Franzosen werden bei einem Versuch, Verstärkung in die Stadt zu bringen, von der Uebermacht geschlagen, wobei die Spanier die deutschen und französischen Infanterie-Haufen mit Geschützen bearbeiten und sie mit der Kavallerie sprengen. St. Quentin fällt darauf. Das Bemerkenswerte aber ist, daß Philipp nicht imstande ist, den Erfolg auszunutzen, weil er das Heer nicht bezahlen kann. Er muß es im November entlassen oder in die Garnisonen verteilen.

Schlacht bei Gravelingen.
13. Juli 1558.

Nach dem Verlust von St. Quentin ließ Heinrich II. sein Heer aus Italien zurückkommen und war nun, da Philipp ja das seinige hatte

---

1) H. v. Koß, Die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen. Ber Dissert. 1914, Verlag E. Ebering. Ob die Analyse von Gravelingen in diese sonst sehr verdienstlichen Arbeit zutreffend ist, ist mir doch nicht so sicher. Was Elkan in seiner Rezension H. Z. 116, 533 gegen die Arbeit anführt, trifft nur Nebensachen, z. T. bloße Druckfehler. Auch die Frage des Eingreifens der englischen Schiffe, das Koß mit guten Gründen bezweifelt, ist kriegsgeschichtlich nicht von Bedeutung, bedarf aber auf Grund der von Elkan angeführten, von Koß übersehenen Zeugnisse noch weiterer Prüfung.

entlassen müssen, gleich wieder der stärkere, nahm Calais und verwüstete Flandern. Die Ueberanstrengung der Spanier im Vorjahr rächt sich jetzt und lähmt sie. Nach sechs Monaten aber kehrte sich die Sache wieder um. Die Franzosen zersplitterten sich, fielen auch in Luxemburg ein, und die Spanier unter Egmont griffen das Heer, das Gravelingen, zwischen Calais und Dünkirchen, belagerte, mit doppelter Ueberlegenheit an und schlugen es. Die Kavallerie spielt wieder eine entscheidende Rolle.

Auf beiden Seiten waren deutsche Landsknechte, denen hüben wie drüben Mattigkeit vorgeworfen wird, vielleicht eben weil sie sich als Landsknechte nicht gar zu wehe tun wollten. Das half den Landsknechten im französischen Dienst aber nichts; sie wurden wie alle anderen niedergemacht. Das Heer wurde bis auf einige Reiter, die sich retteten, vernichtet, die großen Herren zu Gefangenen gemacht.

Die Hugenottenkriege.

Schlacht bei Dreux.

19. Dezember 1562.

Die Protestanten sind an Reitern, die Katholiken an Infanterie (Schweizer, Landsknechte, Spanier, Franzosen) und Geschützen erheblich überlegen. Mehrere Infanterie-Haufen hüben und drüben werden von den Reitern gesprengt, und die „schwarzen Reiter" der Hugenotten setzen auch dem Gevierthaufen der Schweizer hart zu, werden aber schließlich doch abgeschlagen.[1]) Auch ein französisches Bataillon behauptet sich gegen die Angriffe der Gensdarmen und Reiter, indem es vor seine Pikeniere drei Glieder Arkebusiere aufstellt, die jene in Respekt halten. So siegen endlich die Katholiken.

Schlacht bei Moncontour.

3. Oktober 1569.

Die Katholiken sind an Kavallerie und Infanterie erheblich überlegen. Coligny sucht sich durch Fronthindernisse zu decken, die von den Katholiken umgangen werden. Eine Meuterei der Landsknechte, die ihren rückständigen Sold verlangen, verzögert den Abmarsch der Hugenotten. Ein 4000 Mann starkes Schweizer Bataillon, das merkwürdigerweise sich die Flanken durch Wagen deckt, schlägt die Angriffe der hugenottischen Reiter ab. Nachdem die Reiterei der Hugenotten vom Schlachtfeld vertrieben ist, wird das Landsknecht-Bataillon von allen Seiten angefallen und vernichtet. Die Katholiken wollen nur 300—400 Mann verloren haben, und die Schweizer hatten nach Pfyffers Bericht

---

1) Schweizer Schlachtberichte bei Segesser, Ludwig Pfyffer u. seine Zeit, Bd. I, S. 621.

nur 20 Tote. Danach haben die Landsknechte ihr Leben nicht einmal teuer verkauft.[1]).

Treffen bei Coutras.
20. Oktober 1587.

Erster Sieg Heinrichs IV. Nicht mehr als 6000 bis 7000 Mann auf beiden Seiten. Nur Reiter und Arkebusiere scheinen gefochten zu haben. Heinrich stellte seine Arkebusiere in kleinen geschlossenen Haufen zwischen die Reiter und gab ihnen die Instruktion, auf die feindlichen Reiter erst zu feuern, wenn sie sich auf 20 Schritte genähert hätten.

Schlacht bei Jvry.
14. März 1590.

Die Nachrichten machen einen etwas legendarischen Eindruck; eine kritische Spezial-Untersuchung scheint noch zu fehlen. Obgleich große Gevierthaufen von Pikenieren vorhanden sind, spielt sich die Schlacht doch ganz in dem Gefecht zwischen den Reitern, Arkebusieren und Geschützen ab. Nachdem die liguistische Reiterei geschlagen ist, läßt Heinrich IV. gegen das Fußvolk Kanonen heranführen. Darauf ergeben sich die Schweizer, während die Landsknechte und Franzosen niedergemacht werden.

Schlacht am Weißen Berge[2]).
8. November 1620.

Fast drei Jahre zog sich der böhmische Krieg zunächst hin, ohne daß es zu einer großen Entscheidung kam. Die Böhmen waren der erheblich stärkere Teil, auch die Mäh]rer, Schlesier und ein großer Teil der Oesterreicher hielt zu ihnen, und die Ungarn kamen, ihnen zu helfen. Aber Wien zu nehmen, reichte ihre Kraft bei wenig entschiedener Führung doch nicht aus, und endlich bekam der Kaiser so viel Hilfe, daß er seinerseits die Offensive ergreifen konnte. Der Papst schickte Geld, die Könige von Spanien und Polen Truppen, und der Herzog Max von Bayern als Haupt der Liga führte selbst eine stattliche Armee heran.

---

[1]) Spezialuntersuchung der Schlacht von Gigon, La troisième guerre de réligion. 1912. Gigon gibt den Hugenotten 12000 Mann Inf., 7000 Kav.; den Katholiken 15000 Mann Inf., 8000 Kav. Andere nehmen für die Katholiken noch erheblich höhere Zahlen an. Nach Popelinière soll Coligny die Methode gehabt haben, „d'enlacer l'infanterie et la cavallerie“ in kleinen Einheiten. Der Schlachtverlauf zeigt das aber nicht.

[2]) Die grundlegende Monographie ist von J. Krebs, Berlin 1879. Brendel, 1875, gibt militärisch nichts Brauchbares. Einige Einzelheiten bei Riezler, S. B. Münchener Akademie. Phil. Abt., Bd. 23 (1906).

Trotzdem war es bis zum letzten Augenblick zweifelhaft, ob es zu einer Entscheidung kommen würde. Der Herzog von Bayern drängte darauf, daß man die große numerische Ueberlegenheit des vereinigten kaiserlich-liguistischen Heeres benutze und direkt auf Prag marschiere (von Oberösterreich aus). Der Führer der Kaiserlichen aber, Buquoi, der bis dahin einen erfolgreichen Manöver- und Kleinkrieg geführt hatte, hatte große Bedenken ob des Wagnisses in der späten Jahreszeit. Er hätte sich lieber darauf beschränkt, den Feind aus Niederösterreich herauszumanövrieren, aber Herzog Max erklärte, man müsse den Feind zu einer Schlacht zwingen und Oesterreich und Mähren vor Prag zurückgewinnen. Buquoi gab nach, aber wir werden sehen, daß das kühne Unternehmen sehr leicht hätte mißglücken können.

Das böhmische Heer unter dem Oberbefehl Christians von Anhalt suchte den Vormarsch des Feindes aufzuhalten, indem es sich ihnen in günstigen, schwer angreifbaren Stellungen vorlegte. Das verbündete Heer hatte die Entschlossenheit, in einem Bogen nach Norden herumzuziehen. Lebensmitteltransporte aus Bayern konnten ihm auch in dieser Richtung über die Pässe des Böhmer Waldes nachgeführt werden und kamen glücklich an. Nur durch einen Gewaltmarsch gelang es den Böhmen, als sie bemerkten, daß der Zug des Feindes wirklich auf Prag ginge, sich abermals vorzulegen und auf dem Weißen Berge, eine halbe Meile westwärts vor Prag eine Verteidigungsstellung zu nehmen.

Die Stellung war sehr günstig, rechts angelehnt an einem ummauerten Wildpark mit festem Schloß, links ein ziemlich steiler Abfall, vor der Front ein durch sumpfige Wiesen fließender Bach, die Scharka, die der Feind in der Hauptsache nur auf einer Brücke zu überschreiten vermochte.

Als Tilly, verwegen genug, die Bayern die Brücke überschreiten und jenseits vor der feindlichen Stellung aufmarschieren ließ, erkannte man auf der böhmischen Seite, daß die Gelegenheit gegeben sei, die Bayern anzufallen und zu schlagen, ehe die Kaiserlichen die Scharka überschritten hatten und ihnen helfen konnten. Zwei Obersten, Stubenvoll und Schlieck, machten den Fürsten Christian auf die Gunst des Augenblicks aufmerksam und er war geneigt, dem Rate zu folgen, aber der General Graf Hohenlohe

widersprach, wies darauf hin, daß die Bayern das Dorf Rep, das diesseits der Brücke lag, mit Musketieren so lange halten könnten, bis das Gros herübergekommen, und daß man mit dem Angriff die Vorteile der so vortrefflichen Defensiv-Stellung aufgebe. Anhalt gab diesen Einwänden nach und verzichtete auf die gewiß sehr aussichtsreiche Chance des Angriffs auf den noch nicht entwickelten Feind, um eine reine Defensiv-Schlacht zu liefern, oder aber, wie er bis zum letzten Augenblick hoffte, durch die Stärke seiner Stellung dem Feinde so zu imponieren, daß er einen Angriff überhaupt nicht wagen werde. Trat das wirklich ein, so war der Feldzug so gut wie sicher für die Böhmen ohne Schlacht gewonnen.

In der Tat fand Buquoi, daß man die feindliche Aufstellung auf ihrer Höhe zu wenig überblicken könne; daß man nicht wisse, was für Verschanzungen angelegt seien; daß man möglicherweise in ein Artillerie- und Musketenfeuer geraten werde, dem die Truppen nicht Stand halten könnten, und daß dann mit dem Défilé im Rücken alles verloren sei. Er hätte deshalb lieber gewünscht, den Feind aus der Stellung durch eine Umgehung von Süden herauszumanövrieren.

Aber Herzog Max und Tilly, die die Schlacht wollten, drangen in dem Kriegsrat, der hinter der Front der schon aufmarschierten Armee stattfand, endlich durch. „Wer mit dem Feinde in der Feldschlacht kämpfen will“, sagte Tilly nachher, „kann dies nicht anders tun, als wenn er ihm das Gesicht zukehrt und sich der Gefahr seiner Schüsse aussetzt.“ Es war doch zu klar, daß die Umgehung kaum ausführbar und ein Rückzug aus der einmal genommenen Position höchst gefährlich war. Sowohl die numerische wie die moralische Ueberlegenheit war unzweifelhaft auf Seite der katholischen Armee. Man hatte etwa 28000 Mann[1]) gegen 21000 Böhmen und man hatte den Gegner fortwährend zurückgedrängt bis unter die Mauern Prags und noch in der letzten Nacht einen sehr glücklichen Ueberfall auf die Ungarn ausgeführt, der diesen wesentlichen, nicht weniger als 5000 Mann starken Heeresteil des

[1]) Riezler, S. 84 nimmt allerdings an, daß das liguistische Heer nur noch 10000 Mann gezählt und in dem vorhergehenden Feldzug 12—15000 Mann durch Krankheit verloren habe. Das „ungarische Fieber“ wütete damals in allen Lagern.

Böhmenkönigs äußerst deprimiert und schlachtunlustig gemacht hatte.

Noch während drüben der Kriegsrat verhandelte, arbeiteten die Böhmen eifrig an der Befestigung ihrer Position. Schon während des Marsches hatte der Fürst von Anhalt, die Stellung auf dem Weißen Berge in Aussicht nehmend, die Anordnung getroffen, daß dort Verschanzungen angebracht würden. Er hatte den König selbst, der dem Heere voraus nach Prag eilte, gebeten, für diese Arbeiten zu sorgen. Aber es war wenig geschehen, da die Armee ihr eignes bisher mitgeführtes Schanzzeug verbraucht hatte und man erst die ständische Regierung angehen mußte, 600 Taler zur Neubeschaffung von Schaufeln und Spaten zu bewilligen. Mit etwas mehr Eifer und Pflichttreue an dieser Stelle und einigen Stunden Zeit hätte man die Position auf dem Berge so verstärkt, daß die Besorgnisse Buquois sehr wohl hätten in Erfüllung gehen können.

Aber nicht nur waren die Verschanzungen nicht genügend gefördert, sondern auch sonst der Vorteil des Geländes nicht ausgenutzt. Der rechte Flügel mit der Parkmauer und steilem Anstieg war von Natur sehr stark; hier hätte eine schwächere Besatzung genügt, um den auf sanfter Böschung leichter zugänglichen linken Flügel um so stärker zu machen oder eine Reserve zum Gegenstoß bereit zu stellen. Aber man besetzte die ganze Stellung gleichmäßig in zwei Treffen, immer abwechselnd ziemlich kleine Haufen von Infanterie und Kavallerie mit sehr breiten Intervallen dazwischen. Die 5000 ungarischen Reiter hätten teils in Reserve, teils auf dem äußersten linken Flügel stehen sollen: sie scheuten diesen Platz jedoch, weil sie meinten, daß er dem feindlichen Artilleriefeuer ausgesetzt sei, und hielten sich ausschließlich als drittes Treffen im Hintergrunde. Durch den Ueberfall, den sie in der Nacht vorher ausgesetzt gewesen waren, war ihre Moral offenbar sehr erschüttert.

Schon der Jesuit Fitzsimon, der im Gefolge Buquois die Schlacht mitmachte und dem wir einen guten Bericht darüber verdanken, hat unter Anführung von gelehrten Reminiszenzen aus Livius bemerkt, daß die Aufstellung der Böhmen zu dünn gewesen sei. Der Raum zwischen dem Tierpark auf dem rechten und dem

Abhang auf dem linken Flügel beträgt in der Tat etwa eine Drittelmeile[1]), und das ganze böhmische Heer war nicht stärker als 21000 Mann. Eine sehr sichere, überlegene Führung, die die Truppen fest in der Hand hatte, hätte das wohl ausgleichen können, indem sie, um es zu wiederholen, den Wildpark und den rechten Flügel schwächer besetzte und dafür eine starke Reserve zurückbehielt, um sie einzusetzen, wo es nötig wurde. Ein solcher Feldherr aber war Christian von Anhalt nicht. Das hatte sich schon gezeigt bei seinem Schwanken, ob er die Bayern, als sie noch isoliert waren, angreifen sollte, und selbst wenn er ein wirklich großer, in sich selbst völlig sicherer Mann gewesen wäre: er verfügte nicht mit Sicherheit über seine Unterführer und durch sie über die Truppen.

Das katholische Heer benutzte die numerische Ueberlegenheit nicht etwa zu einer Umfassung, die auf dem linken Flügel der Böhmen, wo die Ungarn nicht eingerückt waren, wohl möglich gewesen wäre, sondern nahmen, wie es scheint, sogar auf beiden Flügeln eine kürzere Front ein als der Gegner. Um so größer war die Tiefe der Aufstellung. Die Kaiserlichen wie die Liguisten formierten aus ihrer Infanterie je fünf große Gevierthaufen, schachbrettförmig in drei oder zwei Linien anrückend, neben oder hinter ihnen die Kavallerie, bei den Kaiserlichen in kleinere Schwadronen verteilt, bei den Liguisten in größeren Haufen zusammengehalten[2]).

Die Artillerie spielte an beiden Seiten während des Aufmarsches, wohl ohne hüben und drüben viel Schaden anzurichten. Die katholische stand in der Tiefe und mußte in die Höhe schießen, und die Böhmen hatten nur sechs größere und einige kleinere Geschütze.

Obgleich die Bayern, wie wir gesehen haben, zuerst aufmarschiert waren, so ging der erste Angriff doch von den Kaiserlichen auf dem rechten Flügel aus. Die Bayern mußten eine steile

[1]) Die Aufstellung der Böhmen war nach Anhalt höchstens 3750 Schritt breit, und es scheint, als ob der Tiergarten dabei noch nicht mitgerechnet sei. Nach der Zeichnung bei Krebs sind es aber, eingeschlossen die Aufstellung im Tiergarten, noch nicht 2000 Meter, die merkwürdigerweise auf demselben Maßstab gleich 5000 Fuß gerechnet sind. S. 171 nimmt Krebs an, daß die Front etwa $^3/_4$ Stunden lang gewesen sei. Auf jeden Fall war die Front für die kleine Armee sehr lang.

[2]) Tilly macht es nachher seinem Kollegen Buquoi zum Vorwurf, daß er seine Reiterei in „squadronelli", „Schwadrönlein" aufgelöst habe.

Böschung hinansteigen, aber das kann nicht, wie man wohl gemeint hat (Krebs), der Grund für ihr spätes Eingreifen in die Schlacht gewesen sein. Wenn sie gleichzeitig mit den Kaiserlichen angetreten wären, so hätte der steilere Anstieg sie kaum um Minuten später in den Kampf treten lassen, während die meisten Regimenter des Herzogs, dem doch in erster Linie der Entschluß zur Schlacht zu verdanken war, überhaupt nicht zum Schlagen gekommen sind, weil die Kaiserlichen die Schlacht bereits gewonnen hatten. Der Grund, daß die Schlacht sich als eine Art Flügelschlacht entwickelte, wird vielmehr darin zu suchen sein, daß man bei der Divergenz der Ansichten eine Art Kompromiß geschlossen hatte, nämlich es zunächst einmal mit einem großen Scharmützel zu versuchen, ob die Stellung des Feindes so stark und so verschanzt sei, wie die Aengstlicheren argwöhnten. Dieses Scharmützel mußte naturgemäß der rechte Flügel führen, wo das Gelände übersichtlicher war, und da sich daraus sofort die Schlacht entwickelte und auch sehr schnell die Entscheidung fiel, so geschah es, daß der erstaufmarschierte und schlachtlustigste Teil des katholischen Heeres fast nichts zu tun bekam.

Diese Idee, daß man noch nicht ganz zur Schlacht entschlossen war, mag auch zu der sehr tiefen Art der Aufstellung beigetragen haben. Man wollte bei dem ersten Anlauf nicht gar zu viel einsetzen und starke Reserven behalten.

Als das kaiserliche Heer, die sanfte Böschung schnell hinaufmarschierend, sich dem linken Flügel der Böhmen nahte, gingen ihnen zunächst die verschiedenen Kavallerie-Regimenter entgegen, mußten jedoch vor der Uebermacht nach einigem hin und her zurück. Dann setzte sich auch das Thurnsche Infanterie-Regiment in Bewegung, schoß jedoch nur auf 3—400 Schritt die Musketen ab, kehrte um und ergriff die Flucht. Der Oberfeldherr in seinem Schlachtbericht sieht in diesem Verhalten nichts als Feigheit; die Historiker haben auf den mit der vorhergehenden Vernachlässigung, Nichtzahlung des Soldes, zusammenhängenden schlechten Geist der Truppen hingewiesen, um die elende Haltung zu erklären. Aber die Dinge liegen doch wohl noch etwas anders. Wir haben gesehen, daß die Böhmen ein sehr dünnes Treffen bildeten; die einzelnen Haufen waren flach und mit großen Inter-

vallen aufgestellt. Eine solche Aufstellung gibt die Möglichkeit sehr freier Bewegung und des Zusammenwirkens der verschiedenen Haufen je nach den Umständen. Aber diese Umstände müssen erkannt und benutzt werden, mit anderen Worten, eine so dünne Aufstellung postuliert eine durchaus sichere und überlegene Führung, sowohl von der höchsten Stelle, wie in den einzelnen Regimentern. Davon finden wir aber nichts. Wir haben schon gesehen, daß die Aufstellung im ganzen schematisch gleichmäßig, ohne wirkliche Anpassung an das Gelände war. Jetzt sehen wir, daß vom Regiment Thurn nur derjenige Teil vorging, der im ersten Treffen stand[1]), und zwar in einem Augenblick, als die Kavallerie neben ihm schon wieder im Weichen war. Weder das zweite Treffen, noch die im dritten Treffen haltenden Ungarn wurden gleichzeitig vorgeführt. Das erste Treffen des Regiments Thurn stieß also bei seinem Vorgehen auf eine vielfache Ueberlegenheit an Infanterie wie Kavallerie. Kein Wunder, daß die Mannschaft da gestockt hat und umgekehrt ist. Wozu wurden sie überhaupt vorgeführt, statt den Feind erst in den Bereich des aus der Position mit voller Wirksamkeit abzugebenden Musketenfeuers kommen zu lassen und dann erst zusammen mit der daneben haltenden Kavallerie den Gegenstoß zu machen? Ob er gelungen wäre, ist bei der Ueberlegenheit der Kaiserlichen, da den beiden vorderen Infanterie-Haufen ja noch drei weitere und auch noch weitere Kavallerie-Schwadronen folgten, recht fraglich, aber das Entgegenführen eines vereinzelten Regiments, ohne den Vorteil der Verteidigungsstellung und des Verteidigungsfeuers vorher auszunutzen, das hieß, den Truppen zu viel zuzumuten und konnte auch der höchsten Tapferkeit keinen Erfolg bringen. Erstaunlich genug, daß die Truppen des zweiten Treffens, darunter der Rest des Thurnschen Regiments, sich nicht sofort der Flucht anschlossen, sondern Stand hielten, während das erste Treffen durch die Intervalle rückwärts davoneilte.

Noch gelang es einer tapferen Reiterschaar unter Führung des jungen, 21jährigen Christian von Anhalt, des Sohnes des Feldherrn, durch einen kühnen Vorstoß aus dem zweiten Treffen

[1]) Christian spricht in seinem Bericht nur von den Thurnschen Musketieren, als ob gar keine Pikeniere dabei gewesen wären.

einen überraschenden Erfolg davonzutragen. Das vorderste Treffen der Kaiserlichen war beim Vormarsch und den ersten Kämpfen mit der böhmischen Kavallerie wohl etwas in Unordnung geraten. Als Christian nun plötzlich hineinsprengte, warf er sowohl die Kavallerie, auf die er traf, wie er auch den einen Infanterie-Gevierthaufen sprengte und zum Teil niedersäbelte. Einige andere Truppenteile folgten ihm, und auch die Ungarn aus dem dritten Treffen setzten sich in Bewegung. Aber die feindliche Masse war zu stark. Tilly schickte der liguistischen Armee Reiter zu Hilfe, die die Reiter Anhalts schnell überwältigten, und die Ungarn kamen gar nicht bis zu einem wirklichen Angriff. Vor dem immer weiteren Vordringen der katholischen Truppen, wobei sich auch die Polen auszeichneten, ergriffen die Böhmen, ein Regiment nach dem anderen die Flucht oder warf sich in den Wildpark auf dem rechten Flügel, wo sie bald, von allen Seiten zugleich angegriffen, zugrunde gingen.

Die Schlacht, die um Mittag begann, dauerte nicht länger als 1½ bis 2 Stunden. Ein großer Teil der bayrischen Truppen, die auf dem linken Flügel standen, hatte kaum zu fechten brauchen.

Ueber die Aufstellung der beiden Heere sind wir unterrichtet, nicht nur durch die verschiedenen Erzählungen von Teilnehmern, sondern auch durch die Zeichnungen, die dem offiziösen bayrischen Feldzugsbericht dem „Journal" (gedruckt München 1621 bei Raphael Sadeler), und dem Rechenschaftsbericht des Fürsten Christian an den König Friedrich (im „Patriotischen Archiv" 1787) beigegeben sind.

Das „Journal" läßt auf beiden Seiten die Infanterie in Gevierthaufen stehen und macht nur insofern einen Unterschied, als bei den Katholiken die Gevierthaufen rings (auch hinten) mit Schützen umkleidet sind, während bei den Böhmen die Schützen teils als Umkleidung, teils in langen vorgestreckten Flügeln an die Spießerhaufen angegliedert sind.

Die Kavallerie der Katholiken ist ganz richtig bei den Liguisten in viel größeren Schwadronen formiert als bei den Kaiserlichen.

In der dem Anhaltschen Bericht beigegebenen Zeichnung sind die böhmischen Truppen, Infanterie wie Kavallerie, flach aufgestellt, aber nicht markiert, wie sich Schützen und Pikeniere zueinander verhalten. Die bayrische Zeichnung der Böhmen wird Phan-

tasie sein: man hatte etwas gehört von den Schützenflügeln und konstruierte sich das nun zurecht, war aber nicht bekannt mit der Hauptsache, der flachen Aufstellung, an der wir auf Grund der Zeichnung des Feldherrn selbst nicht zweifeln können.

Wie aber kam Christian dazu, zwischen den einzelnen flachen Körpern so große Intervalle zu lassen? Die Zeichnung macht den Eindruck, daß die Ordnung auf die Weise hergestellt wäre, daß erst alles (mit Ausnahme der Ungarn) in einem Treffen aufgestellt worden und dann immer der zweite Haufe 300 Fuß vorgerückt sei, so daß die Intervalle des ersten Treffens genau den Frontbreiten der flachen Kolonnen des zweiten Treffens entsprachen. Bei Zusammenprall mit einer feindlichen Front wäre also jeder Haufe des ersten Treffens sofort von beiden Flanken umfaßt gewesen, wenn nicht schon vorher das zweite Treffen vorgeeilt war, die Intervalle zu schließen. Besonders die feindliche Kavallerie wäre dabei der böhmischen Infanterie verderblich geworden. Die Erklärung wird darin liegen, daß ja auch der Feind, wie Christian wußte, keine geschlossene Front bildete, sondern in tiefen Haufen mit großen Intervallen anrückte. Christian mag also darauf gerechnet haben, daß, wo trotzdem eine Flankierung drohte, das zweite Treffen nahe genug sei, helfend einzuspringen, und daß die weiten Intervalle jedem einzelnen Haufen die größte Bewegungsfreiheit gewährten.

Nichts destoweniger wird man die Frage aufwerfen dürfen, ob nicht die weiten Intervalle, welche die Truppenkörper isolierten, eine wesentliche Mitschuld an der Niederlage gehabt haben. Hätten die böhmischen Truppen, statt der Auflösung in zwei Treffen, nur ein geschlossenes Treffen gebildet, mit diesem den Angriff abgewartet, möglichst viel Feuergewehre in Wirksamkeit treten lassen[1]) und erst im letzten Augenblick möglichst gleichmäßig mit der ganzen Linie den Gegenstoß gemacht (als zweites Treffen oder Reserve blieben ja immer noch die Ungarn), so hätten sie doch wohl bessere Chancen des Sieges gehabt. Sollte etwa eine klassische Reminiszenz, das unselige, noch heute spukende Gespenst, die Intervallierung der römischen Legion (Lipsius' Quincunx nach

---

[1]) Nach Gindely II. 119 setzten sich die Fähnlein der böhmischen Regimenter aus 24 Gefreiten, 76 Pikenieren und 200 Musketieren zusammen.

Livius VIII, 8) mitgespielt haben? Die Folgezeit ist jedenfalls zu geschlossenen Fronten übergegangen.

In einer Denkschrift über die Mißstände im böhmischen Heer, wohl von Christian von Anhalt selbst (gedr. im Patriotischen Archiv, Bd. VII (1787) S. 121), wird geklagt, daß viele Offiziere dem Wesen nicht gewachsen gewesen seien und die niederländische Art zu kriegen, welche sie nicht verstanden, verachtet hätten. Nun, wenn Christian die niederländische Art wirklich so aufgefaßt und angeordnet hat, wie wir es gehört haben und es nach seiner eigenen Zeichnung glauben müssen, so können wir den alten Kriegspraktikern, die dieses Wesen ablehnten, nicht so Unrecht geben. Christian hat zum General offenbar nicht weniger als alles gefehlt, und wenn er (S. 119) klagt, daß er zu wenig Obersten gehabt habe, weil die Generale die Obersten-Bestallungen für sich genommen, so mag das zutreffen, fällt aber zuletzt auch wieder auf das mangelnde Durchgreifen des Feldherrn zurück.

Merkwürdig viel Völkerschaften sind an dieser Schlacht beteiligt. Auf böhmischer Seite fochten Böhmen, Oesterreicher, Ungarn, Niederländer; auf katholischer Deutsche, Spanier, Italiener, Wallonen, Polen.

Schlacht bei Breitenfeld[1]).
17. September 1631.

Erst fünfviertel Jahr nach der Landung Gustav Adolfs an der pommerschen Küste kam es zwischen ihm und dem kaiserlich-ligistischen Feldherrn Tilly in Sachsen zur Entscheidungsschlacht. Der Kaiser war nicht imstande gewesen, dem Schwedenkönig gleich im Beginnen eine genügende Macht entgegenzuwerfen. Er verfügte zwar mit der Liga zusammen über ganz gewaltige Streitmittel — nicht weniger als 150 000 Mann hatte ein Warner im schwedischen Staatsrat berechnen wollen — aber sie waren zerstreut, um die zahllosen festen Plätze, die man in dem bisherigen Lauf des Krieges eingenommen, festzuhalten, und überdies war der Kaiser in Italien in einen Kampf mit Frankreich

[1]) Die maßgebende Spezialuntersuchung über die Schlacht ist von Walter Opitz (Leipzig, A. Deichert, 1892). Die Dissertation von Wangerin, Halle 1896, ist eine bloße Quellenuntersuchung ohne wesentliche Ergebnisse.

um das Herzogtum Mantua verwickelt. Schnelle Gegenrüstungen aber wurden dadurch verhindert, daß der Kaiser sich eben von den Kurfürsten und der Liga die Entlassung Wallensteins abdrängen ließ: zwei Monate nachdem schon Gustav Adolf auf dem deutschen Boden erschienen war, im September, erteilte der Kaiser Wallenstein den Abschied.

Gustav Adolf hatte also Zeit, von den pommerschen und mecklenburgischen Plätzen einen nach dem anderen, oft erst nach hartnäckigem Widerstand, zu nehmen und zugleich durch politische Verhandlungen mit den protestantischen Fürsten Bundesgenossen zu gewinnen. Im Februar 1631 stand er sich zum ersten Male in der Nähe von Frankfurt a. O. mit Tilly gegenüber, aber weder der eine noch der andere suchte die Schlacht. Durch schnelles Hin- und Hermarschieren gelang es Gustav Adolf erst auf seinem rechten Flügel Demmin, dann auf seinem linken Frankfurt und Landsberg wegzunehmen, ehe Tilly diesen Plätzen zu Hilfe kommen konnte, dann aber gelang diesem der große Schlag, Magdeburg, das sich für die Schweden erklärt hatte, mit stürmender Hand zu erobern (20. Mai). Trotzdem gingen die beiden Gegner noch nicht direkt aufeinander los. Gustav Adolf wartete noch die Ankunft von Verstärkungen und den Anschluß der beiden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen ab. Tilly glaubte sich nicht imstande, den Schwedenkönig inmitten der vielen festen Plätze, die er schon inne hatte, zu einer Schlacht zu zwingen, und begnügte sich, Bewegungen in Mitteldeutschland zugunsten der Schweden zu erdrücken. Erst als Tilly in Sachsen eingerückt war, der Kurfürst Johann Georg aber sich mit seinen Truppen den Schweden angeschlossen hatte, kam es eine Meile nördlich von Leipzig zur Schlacht.

Nach der Ueberlieferung soll Gustav Adolf auch jetzt noch gegen die Herausforderung der Entscheidung gewesen sein und nur dem Drängen des Kurfürsten nachgegeben haben, der sein Land nicht zum Schauplatz eines verwüstenden Manöverkrieges machen lassen wollte. Wenn das richtig wäre, so würde es der strategischen Einsicht des großen Schwedenkönigs nicht zum Ruhme gereichen. Verstärkungen hatte er kaum mehr zu erwarten, und man sieht nicht, durch welche Diversionen er Tilly noch etwas

wesentliches hätte abgewinnen können. Umgekehrt hatte Tilly noch eine erhebliche Verstärkung aus Süddeutschland zu erwarten, die unter Aldringer bereits bei Jena angelangt war, also in wenigen Tagen zur Stelle sein konnte. Tilly hätte hinter der Elster wohl leicht eine Stellung einnehmen können, die den Feind so lange aufhielt[1]). Er selbst soll deshalb nicht ohne Bedenken gewesen sein, aber die Zuversicht seiner sieggewohnten Generale und Truppen drängten zur Schlacht, die der Feind in der freien Leipziger Ebene bieten zu wollen schien. Was soll Gustav Adolf bewogen haben, ihr jetzt noch auszuweichen? Er konnte mit solchem Ausweichen nur Sachsen und damit alles verlieren, aber nichts mehr gewinnen. Sieht man die Worte genau an, in denen er selbst über den entscheidenden Kriegsrat in Düben am 15. September nach Hause berichtet hat, so ist nicht gesagt, daß er wirklich gegen die Schlacht gewesen sei, sondern nur, daß er Gründe angeführt habe, die dagegen sprächen — mit anderen Worten, als ein kluger Politiker hat er nicht selbst als derjenige erscheinen wollen, der auf der Schlacht bestehe, sondern dem Kurfürsten, der das höchste Interesse daran hatte, sein Land dadurch vor weiteren Kriegsverwüstungen zu bewahren, diese Rolle zuzuschieben. Um so mehr konnte man sich auf den guten Willen der Sachsen im Kampfe verlassen, und bei schlechtem Ausgang trugen sie die Verantwortung.

Das schwedisch-sächsische Heer wird auf rund 39 000, das kaiserlich-ligistische auf 36 000 Mann berechnet; jene also waren um einiges stärker, überdies bestand die Ueberlegenheit zu 2000 Mann aus Kavallerie (13 000 gegen 11 000) und an Geschützen standen 75 gegen bloß 26. Tilly durfte aber hoffen, daß diese Inferiorität ausgeglichen werden würde durch die Qualität seiner Truppen, mit denen es die 16 000 Sachsen, meist frischgeworbenes Volk, nicht aufnehmen konnten.

---

[1]) Opitz, S. 76 hat festgestellt, daß Tilly von Leipzig bis an die Elbe vorgehen wollte, um einen Uebergang zu gewinnen und den Feldmarschall Tiefenbach aus Schlesien an sich zu ziehen. Hatte er diesen, so sollte Pappenheim nach Mecklenburg detachiert werden in den Rücken des Schwedenkönigs. Das ist der Plan für den Fall, daß der Feind sich der Schlacht wieder entzieht. Für die Schlacht selbst hat er nur insofern Bedeutung, als er dazu beigetragen haben mag, daß man nicht gern hinter die Elster zurückgehen wollte, um Aldringer zu erwarten.

Tilly ließ, von Leipzig ausmarschierend, sein Heer in der freien Ebene halt machen und stellte es auf rechts von dem Dorfe Breitenfeld auf einer kleinen Bodenschwellung, vor der in etwa 2 Kilometer Entfernung der Loberbach entlang fließt. Dieser Bach ist heute ein sehr unbedeutendes Wässerchen, muß aber damals nach den Berichten dem Uebergang Schwierigkeiten gemacht haben. Eine natürliche Begrenzung, eine Flankenanlehnung hatte die Aufstellung weder rechts noch links, war auch bei der Tiefe der großen Infanterie-Haufen, der Terzios, die ihren Flankenschutz in sich selber hat, nicht nötig.

Das verbündete Heer scheint auf der flachen Ebene schon von weit her in breiter Front angerückt zu sein und zog sich, als man der Stellung des Feindes ansichtig wurde und während Vortruppen zwischen den beiden Schlachtlinien plänkelten, nach rechts. Als Grund dieses Rechtsziehens geben der König und Feldmarschall Horn in ihren Berichten übereinstimmend an, daß man dem Feinde die Sonne und den Wind habe abgewinnen wollen. Die Sache ist nicht ohne weiteres zu verstehen. Zwar ist der Vorteil von Sonne und Wind ein alter Ladenhüter der Theoretiker seit Vegez, aber schon Frundsberg hat nichts davon wissen wollen. Die Front einer Schlachtaufstellung wird durch ganz andere und wichtigere Momente bestimmt, und das Unternehmen, eine einmal aufmarschierte Front zu verschieben, ist überaus schwierig. „Eine bedeutende Schwenkung im Gefecht vorzunehmen, schreibt Johann von Nassau[1]), ist sehr gefährlich; es ist eine halbe Flucht und gibt dem Gegner Gelegenheit zum Flankenangriff.“ Gustav Adolf sagt dann auch ausdrücklich, daß die Schwenkung nicht gelungen sei, weil man angesichts des Feindes habe über einen schwierigen Paß gehen, d. h. den Loberbach überschreiten müssen. Das Ergebnis des Rechtsziehens war aber doch, daß die beiden Schlachtlinien nicht voll aufeinanderstießen, sondern die Verbündeten den linken Flügel Tillys überragten. Sie überragten ihn räumlich, sie überragten ihn aber noch mehr potentiell, da Tilly die ganze Masse seiner Infanterie, mit Ausnahme eines Regiments, Holstein, nicht in der

---

[1]) Jähns, Gesch. der Kriegswissenschaften I, 572.

Mitte seiner Front, sondern rechts von der Mitte stehen hatte[1]), links davon 12 (11) Regimenter Kavallerie, rechts nur 6. Gustav Adolf traf also mit der schwedischen Armee fast nur auf Kavallerie, und diese muß sehr dünn, d. h. mit erheblichen Intervallen, gestanden haben, da die Länge der ganzen Schlachtlinie auf eine gute halbe Meile angegeben wird, auf den Schritt also im Durchschnitt nicht mehr als 5 Mann kamen. Auch zwischen den vier tiefen, massiven Infanterie-Terzios, die in einer Linie standen, müssen große Intervalle gewesen sein.

Tilly hätte vielleicht zum Angriff schreiten können, während die Verbündeten noch den Loberbach passierten (eine Lage ähnlich derjenigen Anhalts auf dem Weißen Berge), aber er tat es nicht, wohl um seine Artillerie erst auf die im Aufmarsch begriffenen Gegner wirken zu lassen. Während dies geschah, zeigte sich nun die Ueberflügelung seines linken Flügels. Dieser zu begegnen, zog sich Pappenheim, der hier befehligte, nach links und löste dadurch den linken Flügel, die Kavallerie und das Regiment Holstein vom rechten Flügel ab. In dem Versuch, sich gegenseitig zu überflügeln, entbrannte hier der Kampf; Pappenheim zog sich so weit um den feindlichen Flügel herum, daß das zweite schwedische Treffen direkt gegen ihn vorgehen konnte[2]).

Diesem Kampf konnte das Gros der Tillyschen Armee nicht untätig zuschauen, um so weniger, als jetzt auch die schwedisch-

[1]) Opitz ordnet die Infanterie Tillys nach Rüstows Muster in eine spanische Brigade. Es mag sein, daß sie einen Moment so gestanden haben; überliefert ist es nicht, und taktisch ist es natürlich gleichgültig, da bei der Vorwärtsbewegung es weder möglich gewesen wäre, noch Nutzen gebracht hätte, die vier Haufen in irgend einer bestimmten Figur zueinander zu halten. Daß die ganze Armee Tillys in einem Treffen stand, ist ausdrücklich gesagt in einem französischen Bericht und bei Chemnitz (Opitz S. 92) und Montecuccoli (Schriften II, 581) sagt, Tilly wurde bei Leipzig hauptsächlich deshalb geschlagen, weil er das ganze Heer in einer einzigen rechtwinkligen Front ohne Reserven geordnet hatte. Die Differenz, daß nach dem Bericht des Feldmarschalls Horn die Infanterie Tillys in 4 Bataillonen stand, in dem französischen Bericht aber 14 Bataillone angegeben sind (Opitz S. 93), wird dadurch zu beheben sein, daß in den letzteren auch die Kavallerieaufstellungen als Bataillone gezählt worden sind; auch bei dieser mögen, wie bei der Infanterie, mehrere Regimenter zu einer taktischen Einheit zusammengezogen worden sein.

[2]) Opitz zeichnet in seinem Croquis die Schweden offenbar viel zu breit, die Sachsen zu schmal. Da von beiden Aufstellungen berichtet wird, sie seien eine starke halbe Meile breit gewesen (Extrakt Schreibers v. 8. Sept. Droysen, Archiv für sächs. Geschichte 7, 348) und der rechte Flügel der Schweden den gegnerischen überragte, so muß wohl der rechte kaiserliche ebenfalls den gegnerischen, die Sachsen, überragt haben.

sächsische Artillerie in Aktion trat und, viel zahlreicher als die kaiserliche, deren Wirkung noch übertraf. Tilly setzte also auch seinen rechten Flügel und namentlich die ganze Masse seiner Infanterie in Bewegung. Er hatte vier Gewalthaufen gebildet, die nebeneinander vorgingen und vereint mit der Kavallerie die Sachsen über den Haufen warfen. Wie hätten diese auch widerstehen sollen, da nicht nur die sturmerprobten Kriegsscharen über Neulinge kamen, sondern auch eine gewaltige numerische Ueberlegenheit auf sie fiel? Da zwischen dem Pappenheimschen und dem rechten, von Tilly selbst kommandierten Flügel eine weite Lücke sich gebildet hatte, so hatte das Gros der schwedischen Armee in der Front so gut wie keinen Feind gegen sich. Es mag auch wohl sein, daß bei dem Rechtsziehen der Verbündeten die Schweden sich etwas von den Sachsen entfernt hatten, und das ist vielleicht ein Grund, weshalb die schwedischen Berichte, um etwaigen Vorwürfen zu begegnen, so sehr betonen, daß sie durch das Rechtsziehen dem Gegner Sonne und Wind hätten abgewinnen wollen.

Durch das Linksziehen der Pappenheimschen Reiter und die Vertreibung der Sachsen war die schwedische Armee auf beiden Flanken zugleich umgangen, ja ein Kavallerieregiment unter Fürstenberg kam bis in den Rücken der Schweden. Da gegen 15000 Sachsen vom Schlachtfeld weggefegt waren, so hatte Tilly jetzt eine Ueberlegenheit von fast 36000 gegen kaum 25000. Aber die größere taktische Gewandtheit der Schweden und die überlegene, sichere Führung durch den König selbst und seine Generale glichen alles aus.

Noch ehe die Niederlage der Sachsen und die Umgehung der Schweden von dieser Seite vollendet war, waren die Pappenheimschen Reiter abgeschlagen. Die schwedische Kavallerie in ihrer Verbindung mit den Musketieren erwies sich taktisch der kaiserlichen überlegen[1]). Man ließ die feindliche Kavallerie anreiten; dann empfingen sie die Musketiere mit einer Salve und die schwedische Kavallerie stürzte sich auf sie und warf sie. Auch die

[1]) Montecuccoli Werke II, 579 gibt als Hauptgrund des schwedischen Sieges an, daß sie die Musketiere zwischen die Kavallerie stellten. Die Kavallerie müsse so stehen, daß der Feind zunächst das Gewehrfeuer passieren müsse; in dem geschwächten Zustand, in den er dadurch gerate, müsse ihn dann die Kavallerie anfallen.

Fürstenbergischen Reiter, die den Schweden in den Rücken gekommen waren, wurden durch Truppen aus dem zweiten schwedischen Treffen, die Kehrt machten, gefaßt, geschlagen und vernichtet.

Die Entscheidung aber lag auf der linken Flanke der Schweden, wo die vier gewaltigen Haufen der kaiserlichen Infanterie jetzt den Platz inne hatten, von dem sie die Sachsen vertrieben. Wie sollten die Schweden widerstehen, wenn diese Massen, verbunden mit ihrer Kavallerie, links um machten und die entblößte Flanke angriffen? Sobald man sah, daß die Sachsen das Feld räumten, bildete Gustav Adolf mit zwei Infanterie-Brigaden aus dem zweiten Treffen eine Defensiv-Flanke, holte auch noch ein Kavallerie-Regiment vom anderen Flügel zu Hilfe und griff die feindliche Kavallerie, die hier ohnehin nur sechs Regimenter oder unter Abrechnung jenes in den Rücken der Schweden gegangenen, nur noch fünf Regimenter zählte, in einer Verbindung von Kavallerie und Musketieren, wie auf dem anderen Flügel an, schlug sie und vertrieb sie vom Schlachtfelde. Das war geschehen und durchgeführt, ehe die kaiserlichen Infanterie-Terzios sich aus der Verfolgung der Sachsen wieder gesammelt, geordnet und in die neue Richtung gewandt hatten. Ja eines von den Terzios war so weit abgekommen, daß es in dem gewaltigen Staub, der erregt war, nicht sehen konnte, was vor sich ging, in der Erwartung höherer Befehle untätig halten blieb und an der Schlacht nicht weiter teilnahm. Die drei anderen aber, von der eigenen Kavallerie verlassen, von der schwedischen von mehreren Seiten zugleich angegriffen und bedroht, sahen sich außerstande, ihre eigentliche Force, den stürmischen Angriff zur Anwendung zu bringen. Man sollte meinen, daß sie in ihrer ungeheuren Stärke durch gegenseitiges Sekundieren die feindlichen Reiter hätten abtreiben und dann zum Angriff schreiten können. Aber das ist nicht geschehen: die schwedischen Reiter müssen mit vollendeter Sicherheit geführt und immer von verschiedenen Seiten zugleich gekommen sein, so daß die Terzios sich rein defensiv verhalten mußten. Wenn ich oben sagte, Tilly habe die Schweden in beiden Flanken umfaßt gehabt, so müssen wir jetzt diesen Satz wieder aufheben: die Umfassung des rechten Flügels war bereits abgeschlagen, ehe die Bedrohung des linken

entstand, und diese wiederum wurde dadurch aufgehoben, daß die Schweden ihr offensiv entgegengingen. Die Kavallerie stellte, so zu sagen, die Terzios, und jetzt nahten auch die Musketiere und namentlich die leichte schwedische Artillerie[1]) und entlud den Hagel ihrer Geschosse auf die dichten Massen, in denen kein Schuß fehlgehen konnte. Die Lage hat wieder Aehnlichkeit mit Cannä, nur daß die gesteigerte Wirkung der Fernwaffen den Schweden die Vernichtungsarbeit an den Eingeschlossenen sehr erleichterte.

Von seinen sieben Infanterie-Brigaden hätten eigentlich nur drei wirklich gefochten, schrieb Gustav Adolf nachher. Es sind vor allem die beiden Brigaden, die gegen die Tillyschen Terzios kämpften, denen dann noch die Infanterie, die an der Abwehr der Pappenheimschen und der Vernichtung der Fürstenbergischen Reiter teilgenommen, zuzuzählen wären.

Die Pappenheimschen Reiter, obgleich sie in großer Ueberzahl waren, vielleicht 7000 gegen 4000, hatten doch nichts ausgerichtet, weil die schwedischen Reiter die Anlehnung an ihr Fußvolk und die wirksame Unterstützung der Musketiere hatten. Pappenheim war nicht eigentlich völlig geschlagen; er berichtet, daß er seine Leute wieder gesammelt, sie zum Fechten aber nicht wieder habe vorführen können und am nächsten Tage bei „hellichtem Sonnenschein im Angesicht des Feindes retiriert". Umgekehrt auf dem anderen Flügel war die kaiserliche Kavallerie gegenüber der schwedischen, bei der auch noch zwei sächsische Regimenter ausgehalten hatten, in der Minderzahl, noch nicht 4000 gegen wenigstens 5000, und ihre Infanterie, mit dem schwachen Bestand an Musketieren und noch nicht recht wieder angriffsbereit, bot ihnen wenig Hilfe. So wurden die verschiedenen Waffengattungen, da sie nicht zum taktischen Zusammenwirken kamen, einzeln durch die kombinierte Waffenwirkung des Gegners überwunden, erst die Kavallerie, dann auch die Infanterie.

Tilly, mehrfach verwundet und nur mit Mühe gerettet, hatte den Rückzug nach Halle genommen; wahrscheinlich doch wohl hinter

---

[1]) In den eigentlichen Schlachtberichten ist diese Tätigkeit der Artillerie nicht erwähnt, wohl aber bei Chemnitz und Montecuccoli. Damit stimmt, daß Tilly in seinen verschiedenen Berichten (Droysen, Archiv für sächs Geschichte, Bd. 7, S. 391, 392) sehr stark die Ueberlegenheit des Feindes an Artillerie betont.

der Front der Schweden weg; vielleicht war er bei den Fürstenbergischen Reitern, die im Rücken der Schweden zusammengehauen wurden. Pappenheim und das vierte Terzio, das im zweiten Akt der Schlacht nicht mehr gefochten hatte, hatten zunächst den Weg auf Leipzig genommen und kamen erst am nächsten Tage wieder mit Tilly zusammen. Da dieser im nordwestlichen Deutschland noch erhebliche Truppenteile zu stehen hatte, so war von vornherein, im Falle eines üblen Ausgangs, dieser exzentrische Rückzug in Aussicht genommen. Ganz ebenso hatte der Kurfürst von Sachsen auf seiner Flucht auch nicht den Weg rückwärts auf Düben, sondern nach der Flanke auf Eilenburg genommen.

Die gefangene Infanterie Tillys trat ohne weiteres in den Dienst der Schweden über, so daß das Heer nach der Schlacht stärker war, als vorher.

Schlacht bei Lützen[1]).
16. November 1632.

Wallenstein war in Sachsen eingedrungen und hatte Leipzig eingenommen. Gustav Adolf kam von Süddeutschland, um ihn von dort zu vertreiben. Wallenstein hatte sich durch Pappenheim, der aus weiter Ferne, von Mastricht anmarschiert kam, derartig verstärkt, daß Gustav Adolf nicht wagen durfte, ihn ohne weiteres anzugreifen, und die Verstärkung, auf die er selber noch zu rechnen hatte, ein lüneburgisch-sächsisches Korps unter Herzog Georg, stand jenseits der Elbe bei Torgau, so daß Wallenstein sich zwischen den beiden feindlichen Armeen befand. Gustav Adolf nahm eine feste Stellung nordwärts von Naumburg an der Saale, die er so ausbaute, daß Wallenstein trotz seiner Uebermacht nicht wagen durfte, ihn seinerseits anzugreifen. Einige Tage lagen sich die beiden Heere gegenüber und litten sehr unter dem harten Novemberwetter. Endlich entschloß sich Wallenstein, seine Truppen in die sächsischen Städte in Winterquartier zu legen, und sobald Gustav Adolf das erfuhr, ergriff er die Offensive in der Hoffnung, sich mit

[1]) Karl Deuticke, Die Schlacht bei Lützen. Gießener Dissertation 1917. Erst durch diese vortreffliche Arbeit, in der mit der größten Sorgfalt mit Hilfe der Stockholmer Bibliothek das verstreute Material, besonders von Briefen, vereinigt und verarbeitet ist, ist ein richtiges und zuverlässiges Bild von dem Gang der Schlacht gewonnen worden.

dem Herzog Georg zu vereinigen oder die Kaiserlichen zu schlagen, ehe sie sich wieder vereinigt hätten. Wallenstein ließ durch leichte Truppen den Vormarsch der Schweden aufhalten und nahm mit großer Geschicklichkeit eine Stellung, in der er hoffen konnte, eine vorteilhafte Defensivschlacht zu schlagen. Sie lag nicht quer über der Anmarschlinie der Schweden, sondern wandte diesen die rechte Flanke zu, diese Flanke war aber, angelehnt an das Städtchen Lützen und nasses, schwer passierbares Wiesengelände, nicht angreifbar. Die Schweden mußten also, um an die Kaiserlichen heranzukommen, eine große Schwenkung machen und dadurch Zeit verlieren, die nicht nur der weiteren Sammlung der Kaiserlichen zugute kam, sondern auch benutzt wurde, um die Stellung, die ohnehin durch starke Fronthindernisse geschützt war, in eifriger Schanzarbeit noch weiter zu befestigen. Als Gustav Adolf schon am ersten Tage seines Vormarsches (15. November) erfuhr, daß der Feind dicht vor ihm stehe, schwenkte er gegen ihn ein, um ihn am nächsten Morgen in aller Frühe anzugreifen. Er selber hatte 16300 Mann, darunter 5100 Reiter und 60 Geschütze, eingeschlossen die leichten Regimentsstücke, zur Stelle, denen Wallenstein zunächst nur 12000 Mann, darunter 4000 Reiter, mit 21 schweren und unsicher wie viel leichten Geschützen entgegensetzen konnte[1]. Aber ein Nebel, der jeden Ausblick verhinderte, verzögerte den Angriff der Schweden bis 10 Uhr vormittags, und mittags trafen bei den Kaiserlichen noch 1400 Reiter, zwischen 2 und 3 Uhr 1500 Mann Infanterie ein, so daß jetzt im ganzen 14900 gegen 16300 Mann fochten.

Die älteren Darstellungen lassen die Kaiserlichen bei Lützen noch ziemlich in denselben schwerfälligen Formen fechten, wie das Tillysche Heer bei Breitenfeld. Das ist jedoch nicht richtig. Wallenstein hatte bereits die quadratische Form aufgegeben und die zehngliedrige Tiefe für die Infanterie angeordnet. Auch hatte er die leichten Regimentsgeschütze eingeführt und der Kavallerie Schützentrupps beigegeben[2]. Nichtsdestoweniger war die schwedische Armee

[1]) Ob Wallenstein außer den 21 schweren Geschützen auch noch leichte Stücke zur Stelle gehabt hat ist nicht positiv überliefert. Wir wissen nur aus mehreren Briefen in den Font. rer. Austr. Bd. 65, daß er solche hat anschaffen lassen.

[2]) Deuticke, S. 67.

immer noch qualitativ überlegen; sie hatte die leichtere Muskete ohne Gabel, stand nur sechs Glieder tief und hatte den Vorzug jeder alten Armee vor einer neugebildeten.

Die numerische und qualitative Ueberlegenheit der Schweden gewann schließlich trotz der starken Stellung der Kaiserlichen die Oberhand. Zwar blieb das Infanterie-Zentrum Wallensteins ungeschlagen, aber die Kavallerie war so erschüttert, daß Wallenstein es nicht wagte, am nächsten Tage die Schlacht fortzusetzen, obgleich ihm das Eintreffen der 4000 Mann Pappenheimscher Infanterie noch am Abend des Schlachttages, als es schon dunkel geworden war, eine nicht unerhebliche numerische Ueberlegenheit gegeben hätte. Wäre diese Infanterie einige Stunden früher eingetroffen, so hätte sie das Schicksal des Tages wohl zugunsten der Kaiserlichen wenden können, und es erscheint nicht ganz ausgeschlossen, daß Wallenstein, rein taktisch angesehen, die Schlacht auch am anderen Tage wieder aufnehmen, sich wenigstens defensiv noch hätte behaupten können. Auch die Schweden waren in der Nacht ein Stück zurückgegangen. Aber sie hatten ja noch von Torgau her den Anmarsch des lüneburgisch-sächsischen Korps[1]) zu erwarten, und das gab den Ausschlag, so daß Wallenstein das Spiel verloren sein ließ und Sachsen räumte.

Man hat es unbegreiflich finden wollen, daß Wallenstein angesichts der Nähe des schwedischen Heeres seine Truppen in die Winterquartiere gehen ließ. Aber sie im November bei sehr schlechtem Wetter länger im Freien kampieren zu lassen, war unmöglich; die Söldner wären ihm davongelaufen. Er mußte entweder in Quartiere gehen oder Sachsen ohne Kampf räumen und die Unterhaltung der Truppen dem kaiserlichen Lande Böhmen aufbürden. Der Gefahr des Ueberfalls ließ sich durch Aufmerksamkeit zuvorkommen; auch die Feinde waren ja nicht vereinigt. Schließlich war Gustav Adolf auch des Erfolges keineswegs sicher und die Entscheidung schwankte sehr. Wallenstein hätte sehr klein-

[1]) Ueber die Stärke dieses Korps sind wir leider nicht unterrichtet; mehr als höchstens 6000 Mann werden es wohl nicht gewesen sein. Am Schlachttage stand es noch bei Torgau, hätte also immer erst nach einigen Tagen die Gegend von Lützen erreichen können. Gustav Adolf hatte ihm den Weg über Riesa und Oschatz vorgeschrieben, um die von den Kaiserlichen besetzten Orte Eilenburg und Leipzig zu vermeiden.

lich denken müssen, wenn er, um dem Wagnis einer möglichen Schlacht zu entgehen, von vorn herein hätte Sachsen preisgeben und den Rückzug nach Böhmen antreten wollen.

Sehr eigentümlich erscheint die Flankenstellung, die er wählte, die ihm freilich, wie wir sahen, große taktische Vorteile gewährte, ihn aber im Falle einer wirklichen Niederlage von Böhmen trennte und ihm nur den Rückzug nach Nordwest-Deutschland ließ. Daß er es darauf hin wagte, muß man ihm als eine Tat und ein Zeugnis großer strategischer Kühnheit anrechnen.

Fast noch mehr als von anderen Schlachten kann man wohl von dieser Schlacht sagen, daß sie sehr stark vom Zufall beherrscht worden sei. Gustav Adolf hatte ja beabsichtigt, die Kaiserlichen schon bei Tagesanbruch anzugreifen. Wäre das ausgeführt worden, so war ihm ein glänzender Sieg sicher. Aber der Nebel verzögerte den schwedischen Angriff, und in dieser Zeit verstärkten nicht nur die Kaiserlichen ihre Stellung durch eifriges Schanzen, sondern nahten auch die Verstärkungen, die das annähernde numerische Gleichgewicht schufen. Wiederum, die letzte Verstärkung, die 4000 Mann der Pappenheimschen Infanterie, die Wallenstein das Uebergewicht gegeben haben würden, verspäteten sich auf dem Marsche von Halle (4 gute Meilen), obgleich schon in der Nacht vorher alarmiert, so sehr, daß sie erst nach Einbruch der Dunkelheit eintrafen, als der Kampf beendet war. Endlich, wenn auch den Schweden der Sieg blieb, so wurde der Triumph doch durch den Tod des Königs wieder wettgemacht.

Das Gros der Sachsen stand zur Zeit der Schlacht unter Arnim in Schlesien; gegen ihn operierten zwei Korps unter Maradas und Gallas. Weitere, erhebliche Kräfte der katholischen Partei standen noch zur Verfügung des Kurfürsten von Bayern. Obgleich eine Hauptschlacht, wurde Lützen doch nur mit Teilkräften und absolut mit sehr kleinen Truppenzahlen geschlagen.

Die Schlacht bei Nördlingen[1]).
(27. August/6. September 1634.)

1634, nach der Ermordung Wallensteins, wandte sich das kaiserlich-bayerische Heer unter dem Kommando des Thronfolgers,

[1]) Die neueren Monographien über die Schlacht, auf die meine Darstellung sich stützt, sind in erster Linie die von Walter Struck, Stralsund 1893, und daneben

König Ferdinand, und der Führung des Generals Grafen Gallas nach Bayern und belagerte Regensburg. Um die Stadt zu entsetzen, vereinigte sich Bernhard, aus der Oberpfalz heranziehend, mit Horn, der vom Bodensee kam, südlich der Donau, aber erstaunlich genug hatte jener zur Belagerung von Forchheim, dieser am Bodensee und im Breisgau Korps zurückgelassen, so daß die vereinigte Armee für einen unmittelbaren Angriff auf die Belagerer von Regensburg zu schwach schien, und während man sich nun mit der Belagerung und Einnahme von Freising, Moosburg, Landshut aufhielt, fiel endlich Regensburg.

Nach diesem Erfolg teilte sich das kaiserliche Heer, und Ferdinand zog nach Böhmen, das von einem schwedischen Korps mit den Sachsen bedroht wurde, während das bayerisch-ligistische Heer bei Ingolstadt die Ankunft eines großen spanischen Hilfsheeres abwarten wollte, das über Tirol heranzog.

Bernhard und Horn, statt nun, wie wir erwarten würden, den Bayern auf den Leib zu gehen, um sie vor Ankunft der Spanier zu schlagen, teilten sich ebenfalls und ließen ihre Truppen sich ausruhen.

Als nun die Sachsen aus Böhmen zurückwichen, konnte Ferdinand wieder umkehren, sich von neuem mit den Bayern vereinigen, Donauwörth nehmen und sich zur Belagerung von Nördlingen wenden. Sollten die Schweden auch diese wichtige protestantische Stadt in die Hände der Katholiken fallen lassen?

Bernhard, der schon bei Regensburg auf einen Versuch zum Entsatz gedrängt hatte, verlangte auch jetzt, obgleich er die Ueberlegenheit des Feindes nicht bestritt, daß man es auf eine Schlacht ankommen lasse, Horn widersetzte sich, und zu dem Entschluß, die

Erich Leo, Halle 1900. Beide unterscheiden aber nicht genügend zwischen einem positiven Entschluß, die Schlachtentscheidung zu suchen und dem bloßen Risiko, sie gelegentlich eines Manövers zu finden. Auch die frische und lebendige Darstellung der Schlacht in der Lit. Beilage des Staatsanzeigers f. Württemberg 1897 von Oberst Kaiser hat diesen entscheidenden Punkt nicht gefaßt. Erst nachträglich bekannt geworden ist mir „Von Lützen nach Nördlingen“ von Karl Jacob (1904), der nachzuweisen sucht, daß Bernhard v. Weimar zu Unrecht verherrlicht worden und der schwedische Feldmarschall Horn ihm als Stratege weit vorzuziehen sei. Was Jacob zu gunsten von Horn sagt, dürfte im Wesentlichen richtig sein, sein absprechendes Urteil über Bernhard zeigt jedoch Voreingenommenheit und ungenügende kriegsgeschichtliche Schulung In den Kontroverspunkten zwischen Leo und Struck schließt sich Jacob mit Recht durchweg Struck an.

Belagerer Nördlingens direkt anzugreifen, ist es auch tatsächlich nicht gekommen. Nachdem man in einem Lager nicht weiter als 10 Kilometer westlich von Nördlingen, bei Bopfingen, Verstärkungen abgewartet, beschloß man, den Belagerern noch näher auf den Leib zu rücken und eine Stellung an der Straße Ulm—Nördlingen einzunehmen, die zugleich den Schweden den Bezug der Verpflegung von Ulm und Würtemberg her ermöglichte, sie den Kaiserlichen aber (auf der Straße von Donauwörth) abschnitt. Der Marsch, gute zwei Meilen, führte im Bogen aus der Stellung bei Bopfingen, direkt westlich von Nördlingen auf einen Höhenrücken südwestlich der Stadt, den Arnsberg. Es scheint, daß Bernhard, der die Spitze hatte, noch etwas weiter gegen die Stadt heranrückte, als Horn erwartet hatte, weil nur aus so unmittelbarer Nähe die beabsichtigte Wirkung, der Druck auf die Zufuhrstraße der Kaiserlichen zu erreichen war. Aber der Weg, den man von Bopfingen zu nehmen hatte, führte durch ein schwieriges Defilé und Wald, und ehe Horns Truppen, die denen Bernhards folgten, diese Schwierigkeiten überwunden hatten, hatten die Kaiserlichen eine Höhe, den Allbuch, die zur Stellung der Verbündeten gehört hätte und den rechten Flügel bilden mußte, besetzt, und im Kampf darum wurde es Nacht. Am nächsten Morgen suchte Horn mit aller Gewalt den Allbuch zu erstürmen, während Bernhard auf seinem, den linken Flügel, nur ein hinhaltendes Gefecht führte[1]), aber alle Tapferkeit der Schweden scheiterte an der großen Ueberlegenheit des Gegners. Denn wenn die Verbündeten endlich die größten Teile ihrer einst vor Forchheim und in Süddeutschland zurückgelassenen Korps an sich gezogen hatten, so hatten sich mit den Kaiserlichen mittlerweile die lange erwarteten Spanier vereinigt. Es scheint,

[1]) Jacob macht es Bernhard zum Vorwurf, daß er überhaupt angegriffen habe; dieser Flügel hätte sich rein defensiv halten müssen, um im Fall des Rückzugs diesen mit unverbrauchten Kräften zu decken. Ein solches Verhalten würde dem militärischen Genius Bernhards ein schlechtes Zeugnis ausgestellt haben. Freilich, da die Schlacht verloren gegangen ist, so wurde die Niederlage um so furchtbarer, weil Bernhard keine genügenden Reserven zur Deckung des Rückzuges mehr einzusetzen hatte. Hätte er aber deshalb sich in der Schlacht nur passiv verhalten, so wäre ein Sieg überhaupt nicht möglich gewesen, da die Gegner dann umso mehr Truppen gegen Horn einsetzen konnten. Bernhard hat allem Anschein nach seine Aufgabe durchaus richtig erfaßt: den Feind auf seinem Flügel möglichst zu beschäftigen, ohne doch dort die Entscheidung herauszufordern.

daß die Uebermacht nicht viel weniger als etwa 40000 gegen 25000 betrug[1]).

Als der Feldmarschall Horn nun erkannte, daß er weder imstande sei, den Allbuch zu nehmen, noch das Gefecht bis zum Abend hinzuhalten, trat er unter der Deckung eines Kavallerie-Vorstoßes gegen Mittag den Rückzug an, während Bernhard seinen Hügel noch behauptete. Aber jetzt gingen die Kaiserlichen ihrerseits zum Angriff vor. Auch Bernhards Truppen mußten weichen und kreuzten sich mit den zurückgehenden Truppen Horns, da die Ulmer Straße ganz hinter dem linken Flügel lag und die Truppen Horns ja in ihre eigentliche Stellung gar nicht gelangt waren, sondern mit dem Rücken gegen diese Straße, also im Haken mit den Truppen Bernhards gekämpft hatten. Unter all diesen ungünstig zusammenwirkenden Umständen brach das Heer der Protestanten vollständig zusammen, die Infanterie wurde fast vernichtet, Horn wurde gefangen, Bernhard entkam nur mit Mühe.

Die Auffassung liegt nahe, daß Bernhard, indem er so nahe an das feindliche Lager heranrückte, daß man es von der Höhe mit den Geschützen erreichen konnte, sich bewußt gewesen ist, daß er damit die Schlacht erzwinge und seinen zögernden Genossen im Oberbefehl so wider seinen Willen zur Entscheidung fortgerissen hat, weil er wußte, daß Nördlingen schon in der äußersten Not war und jeden Augenblick fallen konnte. Nimmt man hinzu, daß die schwedischen Feldherren das ungeheure Mißverhältnis der Kräfte sicherlich nicht gekannt haben, so scheint nichts vorzuliegen, was diese Auffassung unmöglich machte. In Wirklichkeit dürfte es doch anders gewesen sein. Wenn Bernhard so unbedingt die taktische Entscheidung angestrebt hätte, hätte er seine Truppen von Anfang an nicht so zersplittern und namentlich in der Zeit, wo Ferdinand

[1]) Leo, S. 59, schätzt die katholische Armee auf 40000 bis 50000 Mann, wovon ein kleiner Teil gegen Nördlingen stehen blieb, die Schweden auf 19000 bis 22000 Reguläre und 5000 bis 6000 Mann Württembergischer Landwehr. M. Ritter, Gesch. d. Dreißigj. Krieg. S. 580 ähnlich. Ebenso Jacob S. 10[1]. Leider erfahren wir nichts Nähe es über die Verwendung und Haltung dieser Miliz in der Schlacht. Sie muß auf dem Flügel Bernhards gestanden haben und ist deshalb wohl in der eigentlichen Schlacht nicht zum Schlagen gekommen, sondern auf dem Rückzug vom Feinde gefaßt und zusammengehauen worden. Auch in der Abhandlung von Kaiser, wo man es am meisten erwarten möchte, findet sich nichts Wesentliches weiter.

in Böhmen war, die Schlacht suchen müssen. Wenn es jetzt den Schweden gelang, durch ihren kühnen Flanken-Marsch die beherrschende Stellung im Südwesten der Stadt ohne Kampf zu erlangen, oder noch am Abend oder am nächsten Morgen früh den Allbuch zu nehmen, so ist es doch nicht so sicher, daß es zur Schlacht gekommen wäre. Wenigstens durfte Bernhard, der die Kaiserlichen wohl für etwas, aber doch nicht sehr wesentlich überlegen hielt, annehmen, daß sie den Sturm auf die starke Stellung, die die Schweden dann einnahmen, nicht wagen, sondern abziehen und Nördlingen aufgeben würden. Erst dadurch, daß der Marsch durch das Defilé zu lange dauerte, und die Schweden die von Bernhard beabsichtigte Stellung gar nicht vollständig erreichten und nun darum kämpften, kam es zur Schlacht, die wir deshalb nicht zu den rangierten, sondern zu den Begegnungsschlachten zu zählen haben[1]).

Der Verlust der Schweden wird auf 10 000 bis 12 000 Mann, über die Hälfte des Heeres angenommen; die Infanterie war so gut wie vernichtet. Das katholische Heer soll nicht mehr als 1200 bis 2000 Mann verloren haben, und das ist sehr wohl möglich, da schon der Sturm auf die Allbuch-Stellung für die Protestanten verlustreicher gewesen sein wird als für die Gegner, der Massenverlust, namentlich an Gefangenen aber erst auf dem Rückzug eintrat.

Ueber die Tätigkeit der einzelnen Waffengattungen und ihr Zusammenwirken, überhaupt über das eigentlich Taktische ist aus den vorhandenen Berichten nichts Wesentliches zu entnehmen. Wesentlich aber und höchst interessant ist, um es noch einmal hervorzuheben, das strategische Moment, daß keine von beiden Parteien die Schlacht als solche will und beabsichtigt, sondern daß sie sich entwickelt aus dem Kampf um den Besitz einer Höhe, also die Ausführung eines Manövers, das, wenn es gelang, die katho-

---

[1]) Leo, S. 66, Anmkg., führt einige Zeugnisse an, daß Bernhard die Entsatzschlacht von Anfang an, d. h. schon bei dem Kriegsrat, der den Marsch auf den Arnsberg beschloß, gewollt und vorgeschlagen habe. Aber diese Zeugnisse sind doch nicht unbedingt zuverlässig, und es könnte z. B. leicht sein, daß Aeußerungen des Prinzen am Abend des Marsches oder am Morgen des eigentlichen Schlachttages, als es sich darum handelte, ob man versuchen solle, die Allbuch-Stellung mit Gewalt zu nehmen oder nicht, in den Kriegsrat zurückverlegt worden sind.

lische Armee gezwungen hätte, entweder die Berennung von Nördlingen aufzugeben oder die Protestanten ihrerseits in einer sehr vorteilhaften Stellung anzugreifen.

Schlacht bei Wittstock[1]).
(4. Oktober 1636.)

Im Sommer 1636 nahmen die vereinigten Kaiserlichen und Sachsen nach längerer Belagerung Magdeburg, während das schwedische Heer unter Baner nördlich davon, bei Werben stand und sich zu schwach fühlte, die Stadt zu entsetzen.

Nun näherten sich die Heere einander, und auf beiden Seiten wurden Pläne gemacht, sich durch Heranziehen von Truppen von der Weser oder von Pommern her zu verstärken, ohne daß doch hier oder da ein unbedingter Wille, die Schlachtentscheidung zu suchen, hervortritt. Baner denkt an einen Einfall in Sachsen, die Verbündeten wollen ihn zurückmanövrieren, um die noch in den Händen der Schweden befindlichen Plätze einen nach dem anderen zu nehmen. Endlich kommt es bei Wittstock in der Priegnitz zur Schlacht, indem Baner, der vorher bis nach Mecklenburg hinein zurückmanövriert war, rings um den Feind herummarschiert und ihn schließlich von Süden her angreift.

Wenn die Schlacht so verlaufen sein sollte, wie gewöhnlich angenommen wird, so wäre sie eine der erstaunlichsten der Weltgeschichte.

Baner soll nur etwas über 16 000, höchstens etwas über 17 000 Mann stark gewesen sein, während die Gegner 22 000 bis 23 000 Mann stark waren und in einer schon von Natur starken, noch künstlich verbesserten Position standen. Baner, der einsah, daß die feindliche Front unüberwindlich sei, teilte sein Heer und umging beide Flügel zugleich. Wenn man hinzunimmt, daß in der Ausbildung und Taktik der beiderseitigen Truppen kein wesentlicher Unterschied mehr bestand, und daß die Schlacht mit völlig verkehrter Front geschlagen wurde, so würde sie an Kühnheit der Anlage und Größe des Triumphes noch über Cannä gestellt werden müssen. Denn wenn Hannibal die Regel, daß der Schwächere

[1]) Die maßgebende Monographie ist Rudolf Schmidt, Die Schlacht bei Wittstock, Halle 1876.

nicht auf beiden Flügeln zugleich umgehen darf, verletzen durfte, weil er der unbedingten Ueberlegenheit seiner Kavallerie sicher war und eben deshalb auch die Schlachtentscheidung zu suchen allen Grund hatte, so sieht man nicht, worauf Baner die Hoffnung seines Sieges gründete und sieht auch nicht, warum er gerade jetzt etwa die Schlacht um jeden Preis nötig gehabt hätte, da er, ohne gar zu viel zu riskieren, auch noch weiter hätte manövrieren können.

Der Vorteil, den Baner hatte, war, daß die beiden Flanken der feindlichen Aufstellung nicht gut angelehnt und ohne gar zu großen Umweg umgehbar waren, und daß vor der Front gelegene Gehölze die Bewegungen der Schweden verdeckten. So geschah es, daß Baner zunächst mit seinem rechten Flügel unter Torstensson dem feindlichen linken, den Sachsen ziemlich unvermutet in die Flanke kam. Aber die Sachsen hielten sich, bildeten eine neue Front, und bald kamen ihnen die Kaiserlichen unter ihrem Kommandierenden, dem Feldmarschall Hatzfeldt, vom anderen Flügel zu Hilfe, während sowohl die Umgehungs-Kolonne der Schweden auf jener Seite wie die Reserven, die sie unter Vitzthum im Zentrum gelassen hatten, vergeblich erwartet wurden. Wären die angenommenen Stärkeverhältnisse richtig, so hätten jetzt die vereinigten sächsisch-kaiserlichen Truppen Torstensson um das doppelte überlegen sein müssen, und man sieht nicht, wie dieser ihnen drei Stunden lang in dem hin- und herwogendem Gefecht hat standhalten können.

Verständlich wird die Anlage wie die Durchführung der Schlacht erst, wenn wir annehmen, daß die Schweden den Verbündeten an Zahl wenigstens gleich, vielleicht auch etwas überlegen gewesen sind. Baner hatte in den letzten Wochen erhebliche Verstärkungen an sich gezogen, zuletzt noch die Besatzung von Brandenburg, mehr als 1000 Mann, der die Sachsen bei der Kapitulation freien Abzug zugestanden hatten, während die Verbündeten die 5000 Mann, die unter General Klitzing Brandenburg genommen, sich noch nicht wieder mit dem Hauptheer vereinigt hatten. Mag also auch die Angabe des kaiserlichen Feldherrn[1]),

[1] Brief an den Feldmarschall Grafen Götz, der in Hessen kommandierte, vom 9. Oktober, also fünf Tage nach der Schlacht. Gedr. bei v. d. Decken, Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg, Bd. III, S. 277.

daß er nur 12000 Mann gegen 22000 Schweden gehabt habe, um die Niederlage zu entschuldigen, von der Wahrheit stark abweichen, daß eine gewisse Ueberlegenheit der Schweden vorhanden war, ist zum wenigstens nicht unmöglich.

So geschah es, daß der rechte Flügel der Schweden zwar nicht siegen, aber doch sich behaupten konnte, obgleich er allmählich fast die ganze feindliche Armee auf sich zog, und als nun endlich bei Eintritt der Dunkelheit der andere Flügel der Schweden im Rücken der Verbündeten erschien, so wagten diese mit ihren schon sehr durcheinandergekommenen Scharen den Kampf nicht fortzusetzen, sondern traten in der Nacht den Rückzug an, der mit Verlust des Geschützes und Auflösung endigte. Nach einer Bemerkung Montecuccolis (Werke II, 58) hat Baner die Schlacht gewonnen „mit 12 frischen Schwadronen, die zuletzt bei Sonnenuntergang auftraten, als die Kaiserlichen schon alle erschöpft waren".

Auch wenn er nicht eine numerische Ueberlegenheit besiegt hat, so wird der Feldherrnruhm Baners darum nicht gemindert. Er ist weit entfernt davon, unbedingt und vor allem die Schlacht-Entscheidung zu erstreben, aber als die Lage sich so gestaltet hat, daß bei dem Verfolgen der kleineren Zwecke der Feind sich geschwächt hat und er sich ihm gewachsen fühlt, da nimmt er die Gelegenheit wahr, scheut nicht den Marsch um den Feind herum und die verkehrte Front, wagt in der Erkenntnis, daß die Fronthindernisse, die den Feind schützen sollen, ihm auch zugleich die Offensive, den Gegenstoß verbieten, das schwedische Heer zu teilen und hat nunmehr, da dies Manöver gelingt, mit Sicherheit die Oberhand. Denn der Angriff von vorn und hinten zugleich, wie er sich zuletzt für die Schweden gestaltet, ist naturgemäß auch bei gleichen Kräften die stärkere Form. Die einzige Möglichkeit für den Verteidiger, nicht so in die Zange genommen zu werden, ist der rechtzeitige Gegenstoß, die Zertrümmerung des einen Teiles der Angreifer, ehe der andere eingreift. Das hatten die Kaiserlichen nicht erreicht, und so mußten sie schließlich verlieren. Ihr letzter Fehler aber liegt darin, daß sie nicht ihrerseits, statt sich mit dem kleineren Zweck zu begnügen und Brandenburg zu erobern, alle Kräfte zusammengenommen und die taktische Entscheidung erzwungen haben. Kühne Entschlüsse wurden freilich da-

durch sehr erschwert, daß der Oberbefehl von dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen und dem kaiserlichen Feldmarschall Hatzfeldt gemeinschaftlich geführt wurde. Ueberdies hatte man nach der Einnahme von Magdeburg vier Wochen stilliegen müssen, weil es an Lebensmitteln, Munition und Geld fehlte und die Truppen ohne Sold nicht ins Feld rücken wollten.

In Friedrichs des Großen Sieg bei Torgau werden wir eine ähnliche Schlachtführung kennen lernen.

Stärke-Berechnung.

Um die Stärke der verbündeten Armee zu berechnen, legt Schmidt eine Armeeliste zugrunde, die die Schweden vor der Schlacht in Havelberg bei einem kaiserlichen Proviantmeister gefunden haben wollen. Aber ob diese Liste zuverlässig ist, z. B. nicht auch die detachierten Truppen mitzählt, ist doch sehr fraglich, und ebenso mögen die weiteren Berechnungen, die Schmidt darauf aufbaut, leicht um einige Tausend Mann zu hoch sein.

Schmidt stützt seine Berechnung, wonach die Schweden 9150 Reiter und 7288 zu Fuß gezählt hätten, wozu vielleicht noch die Besatzung von Brandenburg gekommen (reichlich 1000 Mann), auf eine Angabe von Chemnitz. Aber es ist doch fraglich, ob diese unbedingt zuverlässig ist. Chemnitz gibt den Zugang von Lesly nur auf 4000 Mann an, Grotius aber in einem Brief an Bernhard v. Weimar auf 7000 (Schmidt S. 43). Den Zuzug aus Pommern berechnet Schmidt auf Grund der Angaben von Chemnitz auf 2000 Mann, die Frankfurter Rel. sem. continuatio aber auf 2000 Mann zu Fuß und 24 Kompagnien Reiter. Ich würde es auch nach Chemnitz' etwas unbestimmter Ausdrucksweise nicht für ausgeschlossen halten, daß die letztere Angabe die richtige ist.

Montecuccoli Schriften II, 66, will, daß Baner bei Wittstock den Vorteil ausgenutzt habe, daß die feindliche Armee geteilt gewesen sei.

Die Schlacht bei Jankau, 6. März 1645.

quellenmäßig und erschöpfend behandelt von Paul Gantzer in den „Mitteil. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen", Bd. 43 (1905), bietet taktisch für die Geschichte der Kriegskunst nichts Wesentliches. Auf beiden Seiten gegen 16000 Mann, Hatzfeldt an Reitern um 1000 Mann stärker, Torstensson stärker an Geschützen, 60 gegen 26.

	Infanterie	Kavallerie
Hatzfeldt	5000	10000
Torstensson	6000	9000

Die Schweden gewannen die Schlacht durch überlegenere, sichere Führung. Die Kaiserlichen machten einige Fehler, besonders daß sie die Schlacht annahmen in einem Gelände, das der Kavallerie im ganzen ungünstig war. Die kaiserlichen Generale handelten auf eigene Faust gegen die Intentionen des Feldherrn.

Um nur die 16000 Mann, die bei Jankau fochten, zusammenzubringen, hatten die Sachsen und Bayern dem Kaiser Hilfe schicken müssen. Die Bayern kommandierte Johann Werth.

Torstensson gibt an, daß er bei Jankau nur 600 Mann verloren habe, während die Kaiserlichen über die Hälfte ihres Bestandes verloren, davon 4000 Gefangene. Unter den Gefangenen war Hatzfeldt selbst mit noch fünf Generalen; dazu 8 Obersten und 14 Oberstleutnants. Ein Feldmarschall, Graf Götz, zwei Obersten und drei Oberstleutnants waren tot.

Von beiden Seiten war mit höchster Bravour gefochten worden.

Drittes Buch.

Die Epoche der stehenden Heere.

Allgemeines.

Die ungeheuren Nachteile des Kriegsführens mit nur auf Zeit angenommenen Söldnern war von Anfang an den Staatsmännern wie den Theoretikern nicht verborgen. Wir haben gesehen, daß ein Denker wie Machiavelli und ein Politiker wie König Franz sich bemühten, Kriegsverfassungen besserer Art zu schaffen, und wie sie damit scheiterten. Der Fortschritt vollzog sich auf eine Weise, die kein Theoretiker vorgeschlagen, kein Philosoph konstruiert und Niemand vorausgesehen hatte. Die Soldbanden wurden nicht ersetzt durch ein Kriegertum anderen Ursprungs, sondern sie änderten ihren Charakter, indem sie dauernd unter den Fahnen blieben und zu stehenden Heeren wurden. Zuerst bei den Spaniern, dann bei den Niederländern, als Ergebnis des 30jährigen Krieges auch in allen größeren deutschen Territorien, bei den Engländern endgültig erst mit der Wende des 17. zum 18. Jahrhundert.

Karl V. hat bei seiner Thronentsagung schon ein Heer von 60000 Mann und 80000 Mann Garnisontruppen hinterlassen, und endlich wurde diese Praxis zum Prinzip erhoben. Die ungeheuren Nachteile der Entlassung der Truppen nach beendigtem Feldzug hatten sich von je bemerkbar gemacht; nunmehr begann man sich auch den Vorteil klar zu machen, den eine dauernde Rüstung, nicht nur politisch, sondern auch militärisch für den inneren Wert der Truppe bringen mußte.

Die Kriegsverfassung ist immer der Fundamental-Artikel im Völkerdasein. Der gesamte politisch-soziale Zustand Europas wandelt sich mit der neuen Heerordnung. Das stehende Heer ist der Streitpunkt in dem Kampf der Fürsten mit ihren Ständen,

der auf dem ganzen Festlande die Könige zu absoluten Herrschern erhebt, in England erst den Minister Strafford, dann König Karl I. selbst aufs Schaffot bringt. Das alte Vasallentum erscheint von neuem in der Gestalt der adligen Offizierkorps. Die Truppen aber verlieren den bösartig-wilden Charakter des Landsknechttums, werden immer schärfer diszipliniert, außer der Anwerbung auch durch Aushebung ergänzt und nehmen auf Grund dieser veränderten Grund-Struktur auch veränderte taktische Formen an.

Die geordnete Verwaltung für den mächtigen Heereskörper zu schaffen, ist den abendländischen Völkern überaus schwer geworden. Der Condottiere, die Verbindung von Kriegertum und geschäftlichem Unternehmertum hat sich vom Mittelalter bis in den 30jährigen Krieg erhalten und in ihm den Höhepunkt erreicht, weil der Staat noch keine Organe hatte, die die Tätigkeit und Tatkraft dieser Unternehmer hätte ersetzen können.

Die staatliche Verwaltung ist im Vergleich zu den Kriegsunternehmern so gut wie ohnmächtig. Wie groß und weit sind die Länder, Königreiche, Herzogtümer und Grafschaften, die Kaiser Ferdinand II. beherrscht, und doch ist er nicht imstande, aus ihnen auch nur eine Kriegsmacht aufzustellen, wie sie der heimatlose Abenteurer, Graf Ernst v. Mansfeld, immer wieder auf die Beine brachte und um seine Person versammelte, und die ungeheuren Reichtümer, mit denen Wallenstein arbeitete, waren zum geringsten Teil ererbter oder erheirateter Besitz, sondern stammten aus Güterkäufen und Münzoperationen, also aus Quellen, die eine rationelle und korrekte Staatsverwaltung selber hätte nutzbar machen können. Das Haus Habsburg brachte das nicht fertig. Ein Mann wie der Herzog Max von Bayern aber brachte es dahin, ein eigenes Heer ohne die Vermittelung eines Condottiere zu befehligen. Allmählich kamen dann auch die anderen größeren Fürstenhäuser damit zustande.

Als Vorbedingung oder sage man Nebenwirkung der großen Abwandlung in der Armee bildet sich eine neue Verwaltung des Staates, ein Beamtentum, dessen Aufgabe es ist, die Steuern aufzubringen, die die Erhaltung der Armee erfordert, und durch pflegliche Behandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse und schließ-

lich der gesamten Wohlfahrt und Kultur das Land möglichst leistungsfähig zu machen.

Der Staat als besonderer Organismus, unterschieden vom Landesherrn, der das seiner Familie gehörige Territorium verwaltete, und auch unterschieden vom Volke, das für diesen Staat nur Objekt ist, tritt in die Erscheinung. Diese Trennung wirkt auch auf den Begriff des Krieges und die Kriegführung zurück. Hugo Grotius stellte den Grundsatz auf, daß der Krieg allein Sache der Soldaten sei und die Bürger nichts angehe.

Als den ersten Staat, der in großem Maßstab die Söldnerbanden tatsächlich dauernd im Dienst behielt, habe ich Spanien genannt, das selbst, wenn seine Kriege mit Frankreich pausierten, doch in den Niederlanden eine Kriegsmacht dauernd in Tätigkeit haben mußte. Der innere Charakter dieses spanischen Heeres blieb aber noch lange der der Söldnerbande. Erst bei dem Gegner, dem niederländischen Heer unter Moritz von Oranien, entwickelten sich, wie wir gesehen haben, die neuen Eigenschaften des Kriegswesens, die der Charakter des stehenden Heeres mit sich bringt. In dem schwedischen Heer Gustav Adolfs gewinnt diese neue Erscheinung eine höhere Stufe, ohne doch schon den Charakter der alten Soldbanden völlig abzustreifen. Mit dem Abschluß des 30jährigen Krieges ist auch diese Entwicklung abgeschlossen und bei allen Völkern einigermaßen gleichmäßig haben wir nunmehr die Erscheinung der auch im Frieden erhaltenen, regelmäßig besoldeten disziplinierten Armee.

Wir wollen das im einzelnen an den beiden prominentesten Beispielen, Frankreich und Preußen, kennen lernen[1]).

Erstes Kapitel.

Frankreich.

Als den Anfang der stehenden Heere in Frankreich hat man früher wohl zuweilen die Ordonnanz-Kompagnien bezeichnet. Aber die Ordonnanz-Kompagnien sind nichts als ein hoch entwickeltes, organisiertes Mittelalter, das in Begleitmannschaften der Fürsten

[1]) Ueber den Ursprung und das Werden des österreichischen Heeres „Geschichte der K. und K. Wehrmacht von 1618 bis Ende des XIX. Jahrhunderts". Herausgegeben von der Direktion des k. und k. Kriegsarchivs.

und Burgbesatzungen, wenn man will, immer schon stehende Truppen hatte. Was wir im eigentlichen Sinne als die stehenden Heere bezeichnen, hat seine Wurzeln nicht in der Ritterschaft und ihren Begleitmannschaften, sondern in der um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts aufkommenden neuen Infanterie. Frankreich aber hatte lange nur eine unbedeutende eigene Infanterie. Karl VIII, Ludwig XII., Franz I., Heinrich II. schlugen ihre Schlachten vornehmlich mit Schweizern und Landsknechten in Verbindung mit der französischen Ritterschaft. Selbst die Bürgerkriege, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dreißig Jahre lang Frankreich zerfleischen, werden zum großen Teil mit schweizerischen und deutschen Söldnern geführt. Nicht die Franzosen selber, sondern die deutschen Reiter auf französischem Boden vollziehen die Entwicklung vom Rittertum zur Kavallerie. Die Hugenottenkriege bringen das national-französische Kriegswesen nicht vorwärts, sondern werfen es sogar, wie man sagen darf, wieder ein Stück zurück. Ein Bürgerkrieg beruht auf den Anhängern, die jede Partei im Lande findet, die mehr oder weniger kommen und gehen, wie sie wollen. Die leidenschaftliche Parteinahme, die vorhanden sein muß, um einen Bürgerkrieg zu entzünden und in Religionskriegen von ganz besonderer Stärke ist, erzeugte in den Hugenottenkriegen eine eigentümliche Nachblüte des Rittertums. Die Edelleute zogen persönlich und auf eigenen Antrieb ins Feld und dienten ohne Sold. Sie schlugen sich tapfer, aber auch die Kehrseite dieses Ritterwesens wurde bemerkbar: als Alexander von Parma im Jahre 1590 Paris entsetzt hatte, manövrierte er und vermied die Schlacht. Darauf ging endlich Heinrichs IV. Heer, das zum großen Teil aus freiwillig dienenden Edelleuten bestand, ohne was zu tun, auseinander. Er sagte, zuletzt sei es doch nur das Geld, das den Unterschied zwischen ihm und dem Prinzen von Parma mache; mit besseren Geldmitteln würde er auch sein Heer haben im Felde halten können. Das Silber von Potosi, bemerkt Ranke[1]), gehörte dazu, um den Geist der stehenden Heere in Europa zu entwickeln. Kein Zweifel, daß das amerikanische Edelmetall den Spaniern sehr wesentlich geholfen

[1]) Französische Geschichte I, 369.

hat. Aber die Folge hat gezeigt, daß eine geordnete Staats- und Steuerverwaltung nicht nur ebenfalls, sondern sogar viel besser und in viel höherem Grade imstande war, die Mittel für eine regelmäßige Besoldung der Truppen aufzubringen. Wobei freilich wieder die Voraussetzung zu machen ist, daß die Vermehrung des Edelmetalls infolge der Entdeckung Amerikas den Uebergang aus der Naturalwirtschaft in die Geldwirtschaft sehr erleichterte, weil die Steuereintreibung ohne eine entwickelte Geldwirtschaft nur sehr schwer durchführbar ist. Wir haben im zweiten Bande dieses Werkes kennen gelernt, wie viel der Zusammenbruch der antiken Geldwirtschaft und der Rücksturz Europas in die Naturalwirtschaft zur Auflösung der römischen Legionen beigetragen hat. Jetzt haben wir das Gegenstück dazu: mit dem Wiederaufkommen der Geldwirtschaft bilden sich auch wieder die disziplinierten stehenden Heere.

Die Hugenottenkriege waren stets mit auswärtigen Kriegen verflochten gewesen. Erst der Friede von Vervins 1598 zwischen Frankreich und Spanien machte diesen Wirren definitiv ein Ende und Heinrich IV. behielt nach diesem Frieden nur eine sehr kleine Armee unter den Waffen. Die meisten Reiter-Kompagnien wurden aufgelöst und der Bestand der übrigen sehr reduziert, angeblich bis auf 1500 Reiter[1]). Nach einer Quelle[2]) war das ganze Heer 6757 Mann stark, wovon die Mehrzahl Reiter waren. Nach anderem blieben doch außer der Garde vier starke Regimenter Infanterie[3]); wieder nach anderem 100 Kompagnien, die freilich insgesamt doch nur einige tausend Mann stark gewesen zu sein brauchen.

Den Grundstock der französischen Infanterie bildeten jene „Banden" von Picardie und Piemont, jetzt „les vieilles bandes" genannt, die den Schweizern und Landsknechten nicht gleichgewertet wurden, die aber doch erhalten geblieben und beim Beginn des Religionskrieges in Regimenter umgeformt worden waren. Den Anstoß dazu hatte der Zufall gegeben, daß die beiden General-Obersten (colonels généraux) der Infanterie Andelot und Condé Hugenotten waren und ein Teil der „vieilles bandes" zu ihnen hielt. Man getraute

[1]) Susane, Hist. de la cavall. française I, 82.

[2]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. I, S. 507.

[3]) Susane, Hist. de l'infant. I, 78.

sich nicht, die beiden General-Obersten einfach für abgesetzt zu erklären, und Franz Guise gab deshalb den zum König haltenden Teilen ihrer Truppen eine neue Organisation (1561; definitiv 1569)[1]. Das ist der Ursprung der französischen Infanterie-Regimenter geworden, die, allmählich vermehrt, bis zur großen Revolution bestanden haben.

Von dem Zustand der französischen Truppen am Ende des Bürgerkrieges entwirft Sully das Bild: man hatte mit Gewalt ausgehoben für die Infanterie und vermochte sie nur mit dem Stock, Gefängnis und Galgen zusammenzuhalten; sie erhielten ihren Sold nicht und suchten zu desertieren, wo sie konnten; die Profossen mußten sie wie Belagerte im Lager zusammenhalten. „Die Armee, drückt es ein anderer französischer Schriftsteller aus, ist bei ihrem Ursprung wie ein Gewässer, in das man alle Unsauberkeiten des sozialen Körpers ableitet.“[2])

Als Heinrich IV. sich im Jahre 1610 anschickte, den Krieg gegen das katholische Spanien wieder zu entzünden, weshalb ihn Ravaillac ermordete, soll er 13 Regimenter Infanterie gehabt haben. Sully stellte einen Etat auf für ein Heer von 50000 Mann, das, „das Jahr zu 10 Monaten gerechnet“, 15 Millionen Francs kosten sollte.

Nach der Ermordung Heinrichs sank Frankreich noch einmal in Schwäche und innere Wirren zurück, aus denen es erst allmählich durch Richelieu wieder emporgehoben wurde. Richelieu setzte es durch, daß Frankreich gegen das Haus Habsburg in den 30jährigen Krieg eintrat. Frankreichs Kriegsverfassung aber war, nachdem es fast 40 Jahre (1598 bis 1635) in keinen ernsthaften Krieg verwickelt gewesen war, noch immer sehr schwächlich. Noch im Jahre 1631 erklärte Richelieu, Frankreich habe zu wenig Männer, die zur Kriegführung geeignet seien, und wünschte deshalb, sich an dem Kriege mehr durch Politik und mit Geld, als direkt zu beteiligen[3]). 1636, nachdem die Protestanten in Deutschland die Niederlage bei Nördlingen erlitten hatten, konnte es ge-

[1]) Als Muster haben vielleicht die 1544 geschaffenen spanischen Terzios gedient, deren Verhältnis zu den Columellas nicht klar ist.

[2]) Mention, L'armee de l'ancien régime. 1900.

[3]) Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation, III, 518.

schehen, daß der kaiserliche General Gallas tief in Frankreich eindrang und Johann von Werth von Belgien aus bis in die Nähe von Paris gelangte. Richelieu wandte sich an den Patriotismus des französischen Volkes und allmählich erwuchs nun endlich eine wirkliche französische Armee. Man bildete neue französische Regimenter und nahm das niederländische Exerzierwesen an. Turenne, verwandt mit den Oraniern, war bei ihnen ausgebildet worden. Noch lange aber blieben Fremde die Hauptstärke der Armee des Königs von Frankreich; im besondern nahm er Herzog Bernhard von Weimar und nach dessen Tod dessen Truppen in seinen Dienst, und 1638 rechnete man neben 36 französischen Regimentern 25 fremde.

Im Jahre 1640 rühmte sich Richelieu, daß Frankreich 150 000 Mann zu Fuß und mehr als 30 000 Reiter in den Waffen habe. Aber das ist nach der neueren französischen Forschung sehr übertrieben; es seien noch nicht 100 000 Mann im ganzen gewesen[1]) Die Kompagnien hätten oft nur 15 bis 20 Mann gezählt, weil die Kapitäne sie nach der Musterung laufen ließen, um den Sold einzustecken.

Vier Jahre später, 1644, schrieb Mazarin an Turenne, er möge so viel wie möglich Deutsche anwerben, die Zahl der Deserteure ginge bei den Franzosen fast bis zu Zweidritteln[2]). Man warb in Irland, Schottland, Schweden und Preußen.

1670 wird die Gesamtzahl der Armee auf 138 000 Mann berechnet, darunter 45 000, also mehr als ein Drittel Fremde.

1789 beim Ausbruch der Revolution zählte die französische Armee 79 französische und 23 fremde Infanterie-Regimenter und im ganzen 173 000 Mann, von denen aber dahingestellt bleiben muß, wie viele tatsächlich bei der Fahne waren und Dienst taten[3]).

Die Regimenter waren, wie wir wissen, ursprünglich eine Verwaltungseinheit, eine Zusammenfassung einer wechselnden Anzahl von Fähnlein von wechselnder Stärke. Die taktischen Einheiten waren die Gevierthaufen oder Bataillone, ebenfalls je nach den Umständen verschieden stark und verschieden zusammengesetzt.

---

[1]) André, Le Tellier, S. 26.

[2]) André, S. 217.

[3]) Nach Susane, Ausgabe von 1876, p. 312 zählte die Infanterie Anfang 1791 in Reih und Glied nicht mehr als 125 000 Mann.

1635 ging man in Frankreich dazu über, die Bataillone zu Unterabteilungen der Regimenter zu machen; die Bataillone sollten gleich stark sein, ein Regiment konnte aber mehr oder weniger Bataillone haben.

Eine besondere Schwierigkeit machte es, die alten Ordonnanz-Kompagnien in Kavallerie-Regimenter umzuformen. Die Kapitäne wollten sich in die neue Ordnung nicht fügen; man spottete über die leichten Pferde, die den schwergerüsteten Ritter gar nicht tragen könnten. Der erste Versuch dieser Organisation, 1635, mußte nach sieben Monaten wieder aufgegeben und die Selbständigkeit der Kompagnien wieder hergestellt werden. Noch 1638 und 1639 ergingen Ordonnanzen, die bei Todesstrafe forderten, daß die Reiter auf ihren Märschen, auf Wachen usw. stets ihre Waffen tragen sollten.

Trotz allem drang das neue Wesen allmählich durch und der französische Adel erzeugte auch Feldherren wie Turenne und Condé, die das neue Kriegswesen zu handhaben wußten.

Die Kavallerie ließ die Traditionen des rittermäßigen Fechtens so vollständig fallen, daß Ludwig XIV. 1676 befehlen mußte, daß die Offiziere bei Strafe der Entlassung Kürasse tragen sollten, während die Mannschaften sie nicht trugen. Die Offiziere bildeten bei einer Attacke das erste Glied der Eskadron. Nach 1715 legten auch die Offiziere den Küraß ab (mit Ausnahme der Generale) und trugen wie die Mannschaften einen Lederkoller[1]).

Der eigentliche Organisator des neuen Heerwesens ist Michel Le Tellier, der 1643 das Staatssekretariat des Krieges übernahm und es 1668 seinem Sohn Louvois übergab[2]) Selbst Richelieu hatte noch keine wirkliche Ordnung in das Heerwesen zu bringen vermocht.

---

[1]) Susane, Hist de la cavall. française p. 136, p. 154.

[2]) Michel Le Tellier et l'organisation de l'armée monarchique par Louis André, Paris, Felix Alcan 1906. Großes aktenmäßiges Werk. Zuweilen tritt die Tendenz. das Verdienst Le Telliers in's Licht zu setzen etwas aufdringlich hervor. Im Jahre 1900 hat das französische Kriegsministerium ein Werk herausgegeben Historiques des Corps de Troupes de l'armée française (1569–1900). In der Einleitung ein Ueberblick über die einschlagende Literatur seit dem Werk von Daniel 1721. Das Buch enthält eine tabellarische Uebersicht aller Truppenteile seit 1569 ohne weitere Quellenforschung. dazu Angabe der Kommandanten, der gelieferten Gefechte u. dergl.

Der venetianische Gesandte Nanni berichtete über die französischen Soldaten noch in den ersten Jahren der Minorennität Ludwigs XIV., sie seien in Lumpen gekleidet, barfuß, die Kavallerie schlecht beritten und schlügen sich dennoch wie toll.

Der entscheidende Punkt ist die Besoldung. Der venetianische Gesandte Angelo Correr berichtet, daß von 100 Dukaten, die der König aufwende, nur 40 auf ihren Zweck verwandt würden, 60 aber verschwendet oder unterschlagen. Die Truppen wurden so schlecht und unregelmäßig bezahlt, daß es unmöglich war, sie in Ordnung zu halten.

Le Tellier schuf eine Klasse von bürgerlichen Beamten, die Intendanten, die den militärischen Kommandos beigegeben wurden.

Nur der kommandierende General selbst ist ihnen übergeordnet, alle anderen Offiziere haben ihnen zu gehorchen. Sie nehmen teil an jedem Kriegsrat, den der General hält, an allen Beschlüssen über militärische, diplomatische, administrative Dinge. Sie haben den Kommandierenden ihre Ratschläge zu erteilen. Finanzen, Festungen, Verpflegung, Munition, Hospitäler, Kriegsgericht hängt von ihnen ab.

Um die Soldzahlung zu kontrollieren, verfügte Le Tellier zunächst, daß sie stets stattfinden solle in Gegenwart des Intendanten oder des diesem nachgeordneten Beamten, des Kriegskommissars, des militärischen Chefs und des Maires oder angesehener Bewohner der Orte, wo die Truppen lagen. Dann wird verordnet, daß überhaupt nicht mehr der Kapitän, sondern der Intendant oder einer der Kriegskommissare den Sold auszahle und daß der Sold nicht mehr im Anschluß an eine Revue, sondern in regelmäßigen Terminen, meistens monatlich, gezahlt werde.

1650, in den Unruhen der Fronde, mußte Le Tellier den Gouverneuren noch einmal zugestehen, daß sie in ihren Provinzen selber die Steuern erhoben und davon die Festungen und Garnisonen unterhielten. Schon von 1652 an aber nahm er dies Zugeständnis wieder zurück und richtet definitiv die reine königliche Verwaltung ein.

Gleichzeitig setzte er durch, daß seine Intendanten und ihre Kommissare fortwährend, auch unvermutet und während eines Marsches Revuen abhielten und die Vollständigkeit der Cadres

revidierten; über jede hatten sie einen genauen Bericht an den Minister einzusenden. Diese Kommissare verhaften widerspenstige Offiziere und beschlagnahmen ihre Güter.

Condé, Du Plessis-Praslain, Turenne gaben als Kommandierende noch zuweilen ihr eigenes Geld, selbst ihr Silberzeug, um in der höchsten Not die Soldaten, wenn nicht zu befriedigen, doch vor dem Verhungern zu schützen. Auch Le Tellier schoß persönlich vor und sogar der geizige Mazarin.

So lange das Steuerwesen noch nicht pünktlich funktionierte, richtete Le Tellier ein Papiergeld ein, das den Soldaten gegeben und bei Steuerzahlungen wieder für bar angenommen wurde. Nicht nur Richelieu hatte noch sehr schlechte Finanzen, sondern auch Mazarin, der wohl für sich selber Reichtümer sammelte, sich aber um die Staatsfinanzen nicht kümmerte. Unter Ludwig XIV. wurde nun allmählich die regelmäßige Barzahlung erreicht.

Während des 30jährigen Krieges waren die Truppenkorps noch kleine halbselbständige Republiken. Die Generalleutnants sahen sich als gleichberechtigt an und wollten sich nicht einander unterordnen. Le Tellier setzte den Begriff der militärischen Hierarchie durch. Besonders vorsichtig mußte er dabei die Weimarsche Armee behandeln, die etwas anders organisiert war als die französische und ihren eigenen Geist behielt.

Die Ernennung der Offiziere wurde den höheren Truppenführern allmählich entzogen und die ganze Existenz der Offiziere ausschließlich von dem Willen des Königs abhängig gemacht. Die Häupter und Söhne der führenden aristokratischen Familien blieben als Obersten die Inhaber von Regimentern und wurden es oft schon als ganz junge Leute; sie traten aber nur bei kriegerischen Aktionen wirklich an ihre Spitze und lebten sonst meist am Hofe. Die eigentliche Führung hatte der Oberstleutnant, der vom König aus der Reihe der Kapitäns nach freiem Ermessen ernannt, ein von unten auf gedienter, erfahrener Offizier war.

Le Tellier schaffte den Mißbrauch ab, daß höhere Offiziere mehrere Funktionen bekleideten und dafür die Gehälter kumulierten und suchte es auch durchzusetzen, daß, wenn nicht die höfischen Obersten, doch die anderen Offiziere tatsächlich bei ihren Truppen blieben und sich nicht in Paris amüsierten.

Er beschränkte den Aufwand der höheren Offiziere und bestimmte für jede Charge, wie viel Pferde der Inhaber höchstens halten dürfe; der Kapitän der Infanterie vier, der Leutnant drei, der Profoß zwei.

Als in Frankreich die „alten Banden“ gebildet wurden, traten wenig Edelleute ein[1]), und es hatten daher wie in Deutschland Leute beliebiger Herkunft, die sich auszeichneten, Führerstellen erlangt. Schon im 16. Jahrhundert aber strebte man danach, die Offiziere möglichst dem traditionellen, vornehmen Kriegerstande, dem Adel zu entnehmen; z. B. auch der Hugenottenführer de la Noue verlangte das[2]). Als nun seit Richelieu und unter Ludwig XIV. allmählich die große stehende Armee gebildet wurde, entstand ein merkwürdiger Zwiespalt. Dem ganzen Geiste des Staates und der Regierung entsprach ein ausschließlich adliges Offizierkorps. Der Nachwuchs aber reichte dafür nicht aus. Die alten Adelsfamilien waren vielfach arm oder verarmt und konnten den Zuschuß nicht leisten, der für ein standesgemäßes Leben im Offizierkorps erforderlich war. Umgekehrt gab es im höheren Bürgerstande und in den Beamtenfamilien zahlreiche junge Männer, die Neigung für den Soldatenstand hatten. Der Adel aber suchte durch Abschließung nach außen seine Stellung zu behaupten und nahm die Offizierstellen als sein natürliches Erbe in Anspruch, und die Regierung war geleitet von dem Bestreben, den Adel nach Möglichkeit zu schonen, zu erhalten und zu fördern. Eine widerspruchslose Verschmelzung im Offizierkorps hätte die gesonderte Ehrenstellung des Adels mit der Zeit verwischt. Indem der Adel die Offiziere stellte und das Offizierkorps sich als adlig fühlte, hielt sich inmitten des Volkes eine gesonderte Standestradition mit eigenen Sitten, Ehrbegriffen und Ansprüchen, die in ihrem Zusammenhang mit dem Hof, der Umgebung des Königs eine fest verankerte soziale Herrschaft ausübte. Wiederum die Rekrutierung des Offizierkorps aus dem besonderen Geburtsstande

[1]) Susane S. 100. Noch De la Noue leitet die Tatsache, daß das spanische Fußvolk besser sei als das französische daraus ab, daß bei den Spaniern so viele Edelleute dienten (Jähns S 564). Eine merkwürdige Erzählung von wöchentlich wechselnden, durchs Los bestimmten Vorgesetzten bei den Spaniern berichtet zum Jahre 1538 Jovius, B 37, Ed. 1578, p. 364. 366.

[2]) Discours XIV. Ed. 1587, S. 338.

schuf und befestigte zwischen dem Offizierkorps und der Mannschaft eine Kluft, die die Armee in zwei fundamental verschiedene Bestandteile zerlegt. Diese Scheidung geht durch alle Heere des romanisch-germanischen Europa und ist dann auch unter Peter dem Großen von Rußland übernommen worden. Sie ist das eigentlich Charakteristische dieser Epoche und gibt ihren Heeren ein von den römischen Legionen, wie von den Schweizern und Landsknechten des 16. Jahrhunderts wesentlich unterschiedliches Gepräge[1]).

Ein besonderer Umstand diente der Tendenz, das französische Offizierkorps adlig zu erhalten, zur Verstärkung.

Trotz der Ernennung durch den König geschah es häufig, daß Offiziere ihre Stellen an andere verkauften; namentlich ältere Herren, die sich zur Ruhe zu setzen beabsichtigten, suchten auf diese Weise einen Zuschuß zu ihrer Pension zu erlangen. Man nannte ein solches Abkommen mit dem Nachfolger ein „Concordat", und es wurden dabei sehr erhebliche Summen gezahlt. Aber es waren nicht immer die Fähigsten, die auf diese Weise aufrückten und nichts kann den moralischen Tragboden der Disziplin mehr verderben als die Beförderung ungeeigneter Elemente in die höheren Kommandostellen[2]). Aber der Marschall Belleisle unter Ludwig XV. gab sich vergeblich alle Mühe, den Mißbrauch zu unterdrücken, und da in den Bürgerhäusern, die ihre Söhne dem Heeresdienst zuführten, mehr Wohlstand war, als in den meisten Adelsfamilien, so führte der Kampf gegen den Stellenkauf zu einen Rückschlag gegen die Roture: wenn man keine Bürgerlichen zuließ, so konnten sie auch nicht vermöge ihres Reichtums dem Adel die begehrten Stellungen streitig machen. So ergehen durch die

[1]) Die erste Spur einer prinzipiellen Scheidung zwischen Offizieren und Unteroffizieren finde ich in einer Bemerkung De la Noues, 13. Disc (Ed. 1587, p. 322). Da rühmt er die Spanier, daß sie den Befehlen einfacher Sergeanten gehorchen, um so mehr ihren Offizieren.

[2]) J. G. Hoyer, Geschichte der Kriegskunst S. 188, der noch die lebendige Tradition hatte, sieht als Hauptgrund der schlechten Disziplin bei den Franzosen im 18. Jahrhundert den Verkauf der Offizierstellen an. Man darf solche Erscheinungen jedoch nicht isoliert betrachten und dann kausal auswerten. Auch in der englischen Armee herrschte der Stellenkauf, und sie hat nicht nur ihre Disziplin behauptet, sondern die Mißbildung hat ihr sogar den Vorteil gebracht, daß ein hervorragender Mann, wenn er zugleich reich war, sehr jung in eine höhere Kommandostelle gelangen konnte. Wellington wurde auf diese Weise mit 23 Jahren Oberstleutnant.

ganze Periode bis zur Revolution immer neue Edikte, die bald den Bürgerlichen den Zugang zum Offizierkorps gestatten, bald erschweren, bald ganz verschließen sollen. 1629 unter Richelieu erging ein Edikt, daß ein Soldat, der sich bewähre, bis zum Grade eines Kapitäns und noch weiter, wenn er dessen würdig sei, avancieren könne. So liberal das erscheint, so liegt doch auch diesem Edikt die Anschauung zugrunde, daß das Offizierskorps seinem Wesen nach adlig sei. Wie im 16. Jahrhundert Monluc, so ist im 17. Catinat als Bürgerlicher bis zur höchsten Staffel der Militär-Hierarchie aufgestiegen. Im allgemeinen aber war der Zustand der, daß die Zahl der bürgerlichen Offiziere, der Roturiers, zwar recht erheblich war, sie aber in die höheren Kommandostellen doch nur ganz selten gelangten, und zeitweilig wurde auch schon die Zulassung so strenge gehandhabt, daß es der Ausschließung nahekam. Ein Hauptmittel, Bürgerlichen den Eintritt in das Offizierkorps zu gewähren, war dann die Schaffung eines fingierten Adels: ein von drei oder vier Edelleuten unterschriebenes Zertifikat, daß der Aspirant ein Edelmann sei, sollte für die Zulassung genügen, und ein solches Zertifikat war nicht so schwer zu beschaffen. Noch wenige Jahre vor der Revolution erging deshalb ein Edikt (1781), daß vier väterliche Ahnen nachgewiesen werden mußten. Danach waren also auch die Söhne von Neugeadelten vom Offizierstande ausgeschlossen oder konnten nur durch besondere Protektion zugelassen werden[1]).

Der Offizierstand, wie er sich im Laufe des 17. Jahrhunderts bildet, ist also eine Fortbildung jenes erblichen Kriegerstandes des Mittelalters, des Rittertums, abgewandelt nicht nur äußerlich, in der Fechtweise, sondern auch innerlich durch die Einpassung in die strengen Formen der Disziplin und der militärischen Hierarchie mit dem Avancement nach dem Gutbefinden des Kriegsherrn. 1685 erschien ein Buch „La conduite de Mars“, das den Offizier seine Standespflichten lehren und Lebensregeln geben will und nach einem Ausdruck von Jähns (II, 1255) den Uebergang des edelmännischen Ehrencodex in das militärische Dienstreglement

[1]) Sehr eingehend ist das Verhältnis der adligen und bürgerlichen Offiziere im französischen Heere behandelt in dem Buche Louis Tuetey, Les officiers sous l'ancien régime, nobles et roturiers. Paris, 1908.

bildet. Der Offizier soll gehorchen, sich aber nichts vergeben und jede Gelegenheit wahrnehmen, Fortune zu machen. Auch die Frömmigkeit, lehrt das Buch, bringe Vorteil.

Ganz auffallend stark ist in der französischen Armee im Verhältnis zur Mannschaft die Zahl der Offiziere. Nach einer Angabe in dem Generalstabswerk über die Kriege Friedrichs des Großen (I, 114) kam um 1740 schon auf 11 Mann ein Offizier und auch die Leutnants waren deshalb alle mit Gewehren bewaffnet. In Preußen kam um jene Zeit auf etwa 29 Mann ein Offizier, beim Tode Friedrichs auf etwa 37, in unserer Zeit erst auf gegen 50 Mann. Wenn auch jenes Verhältnis 1:11 sicherlich auf einem Irrtum beruht, so war immerhin die Zahl der Offiziere im Verhältnis sehr viel größer als heutzutage[1]).

Hatte man die Aufnahme bürgerlicher Elemente in das Offizierkorps nie ganz abdämmen können, so blieb auch innerhalb der Armee selbst wenigstens eine schmale Brücke, die aus der Welt der Mannschaft in die Welt des Offizierstandes hinüberführte. Zwischen den Unteroffizieren und den Offizieren standen die „officiers de fortune“, etwa den Deckoffizieren der Marine oder neuerdings den Feldwebel-Leutnants zu vergleichen. Sie galten nur als Unteroffiziere, stammten aber nicht selten aus gebildeten Familien. Bei guter Bewährung konnte dann der „officier de fortune“ doch noch in mittlerem Lebensalter in das Offizierkorps eintreten. Ihre Dienstkenntnis und ihr Diensteifer war namentlich bei der Kavallerie, wo viele vornehme Herren sich um den Dienst nicht

[1]) Puysegur Kap VI, S 50) rechnet auf 16—17, an anderer Stelle (p. 108) etwa 25 Mann einen Offizier. Sicard, Hist des institutions milit des Français, Bd. II, S. 228 berechnet auf 12—13 Mann (7905 : 658), S 244 auf 19 20 Mann (683 : 35 im Infanterie-Bataillon). Susane, Hist. de l'infanterie française I, 278 auf 15 Mann (685 : 35). Berenhorst, Betrachtungen I, 61 auf 18 Mann (900 : 50) einen Offizier Susane fügt seiner Angabe hinzu, die Zahl sei im Jahre 1718 viel zu groß befunden worden und deshalb die Zahl der Kompagnien reduziert; 1734 sei sie aber wieder erhöht worden Hoyer, Gesch. der Kriegskunst gibt an (II, 505), daß durch die Reformen des Kriegsministers St Germain die Kompagnien auf 125 Köpfe, darunter 7—8 Offiziere, gesetzt worden seien. Nach Chuquet betrug die Zahl der französischen Offiziere im Jahre 1789 etwa 9000. Auch in Oesterreich war die Zahl der Offiziere zur Zeit des Prinzen Eugen sehr groß. Montecuccoli verlangte auf 1500 Mann 33 Offiziere. Preußen hatte Dez 1740 3116 Offiziere auf gegen 100000 Mann; 1786 5830 Offiziere auf etwa 200000 Mann. Das Regiment Thüna zählte im Jahre 1784 52 Offiziere auf 2186 Unteroffiziere und Mannschaften, eingeschlossen 40 Reservisten, also auf 42 Mann einen Offizier. Mil. Wochenbl. 1909, Sp. 3168.

viel kümmerten, sehr wichtig für den Zusammenhalt der Truppe. Aus dieser Schicht der Armee ist der Marschall Bernadotte, der spätere König von Schweden hervorgegangen. Er war der Sohn eines angesehenen Advokaten und eine so bedeutende und später auch so imponierende Persönlichkeit, daß er auch als junger Mann schon aufgefallen sein muß. Trotzdem war er beim Ausbruch der Revolution, 26 Jahre alt und schon 10 Jahre Soldat[1]), noch nicht Leutnant und hatte, auch wenn ihm die Epauletten endlich zuerkannt wurden, kaum Aussicht, es weiter zu bringen, als bis zum Kapitän.

Die Ergänzung der Regimenter geschah durch Werbung, zu welchem Zweck Le Tellier ihnen schon im Jahre 1645 bestimmt abgegrenzte Werbebezirke zuwies. 1666 wurde die Zeit, für die die Kapitulation abgeschlossen wurde, auf vier Jahre begrenzt und den Kapitäns bei Strafe der Kassation verboten, die Leute, die sich nicht freiwillig dazu erboten, darüber hinaus bei der Fahne zu behalten.

Von Zeit zu Zeit fand auch immer noch das Aufgebot der Ritterschaft, das arrière-ban statt, 1674, 1675, 1689, 1703, sogar 1758 im Siebenjährigen Kriege. Aber kaum angekommen, wurden sie als unbrauchbar aus dem Feldlager wieder heimgeschickt und es wurde daraus ein Modus, den Adel zu besteuern; man begnügte sich statt des Aufsitzens mit der Zahlung einer Loskaufsumme. 1639 hatte der aufgebotene Edelmann statt seiner selbst zwei Infanteristen zu stellen.

Noch 1661, beim Regierungsantritt Ludwigs XIV, existierte in Frankreich die allgemeine Uniform nicht; nur einzelne Kompagnien einiger Regimenter waren durch ihre Kapitäne gleichmäßig bekleidet, obgleich Le Tellier schon in den 40er Jahren nach Modellen Anzüge und Waffen hatte anfertigen lassen. In den Religionskriegen unterschied man sich durch Schärpen und auch durch kapuzenartige Ueberwürfe (casaque, hoqueton) von verschiedenen Farben, die öfter nach den Führern und anderen Umständen wechselten.

[1]) Die Angaben über den Diensteintritt B.'s stimmen in den beiden Biographien von Sarrans-Jeune und Kläber nicht ganz überein.

1666 erließ Le Tellier eine Ordonnanz, die das gleiche Kaliber für alle Gewehre vorschrieb, 20 Kugeln aufs Pfund.

Kasernen gab es nur wenige; die Soldaten lagen in Bürgerquartieren und genaue Reglements regelten das Verhältnis zu den Quartiergebern, sowohl für die dauernden wie für die marschierenden Truppen. Unter Ludwig XIV. wurden mehr und mehr Kasernen gebaut.

Seit 1666 wurden häufig größere Truppenmassen in Uebungslagern zusammengezogen und nicht bloß in Evolutionen, sondern auch im Manövrieren gegeneinander geübt.

Für die Verpflegung schuf Le Tellier regelmäßige Magazine, die von größter Bedeutung für die strategischen Operationen wurden. Le Tellier ging selber zuweilen ins Feld, um die Verpflegung zu leiten und zu überwachen. Wir werden von der Wirkung der Magazinal-Verpflegung noch zu reden haben.

Schon Richelieu hatte Lazarette angelegt. Le Tellier wandte ihnen Mittel zu, sowohl um die Soldaten zu erhalten, wie aus Humanität. Die Franzosen galten im 18. Jahrhundert für besonders gut versorgt in dieser Beziehung. Der General-Intendant du Verney schrieb im Siebenjährigen Kriege an Clermont, den Heerführer, die französische Nation sei vielleicht die einzige, die Lazarette bei den Heeren habe, aus Menschlichkeit und auch, weil man wenig Menschen habe und sparsam mit ihnen sein müsse. Die Lazarette seien freilich nicht so wie in den Garnisonen[1]).

Ein besonderes Uebel der alten Söldnerheere war der ungeheure Troß gewesen. Die Soldaten nahmen sehr gerne ihr Weib mit ins Feld, um sich von ihr in der Verpflegung unterstützen zu lassen und im Falle der Krankheit oder Verwundung von ihr gepflegt zu werden. Durch die Einrichtung der geordneten Magazinalverpflegung und der Feldlazarette wurde diese Hülfe für die Soldaten soweit entbehrlich, daß das Mitnehmen der Frauen verboten werden konnte, und Le Tellier verbot den Soldaten sogar das Heiraten.

Wie sehr aber auch diese stehenden Heere noch in den Anschauungen des Söldnertums lebten, zeigt die Fortdauer des

[1]) Daniels, Pr. Jahrb. 77, 523.

„Ranzionierens", des Auslösens der Kriegsgefangenen gegen Geld. Noch 1674 wurde zwischen Frankreich und Spanien eine Uebereinkunft geschlossen, die einen genauen Tarif für die Auslösung festsetzt; für einen Obersten wurden 400 Francs, für einen Gemeinen der Infanterie 7½ Francs gezahlt[1]).

Le Tellier kümmerte sich auch um die Invaliden. Manche wurden den Klöstern zugewiesen, die sie erhalten mußten, andere in Kompagnien zusammengestellt und gegen Leistung gewisser Dienste verpflegt. Aber sie desertierten lieber, zogen sich nach Paris und lebten vom Bettel. Man verfügte Strafen gegen die Bürger, die ihnen Almosen gaben und drohte den Bettlern selbst sogar die Todesstrafe. 1674 gründete Ludwig XIV. das Hotel des Invalides[2]).

Das Werk Michel Le Telliers wurde, wie schon erwähnt, fortgesetzt und vollendet von seinen Sohn, François Michel, der den Titel eines Marquis von Louvois führte; 21 Jahre alt wurde er 1662 der Gehilfe seines Vaters und sechs Jahre später, 28 Jahre alt, als selbständiger Kriegsminister sein Nachfolger (1668).

Als der Friede von Aachen 1668 den Devolutionskrieg beendete und die Armee reduziert werden sollte, löste er nicht, wie man es früher getan hatte, die entsprechende Zahl von Truppenteilen auf, sondern reduzierte den Bestand jedes einzelnen Regiments unter Beibehaltung der vollständigen Stäbe, so daß nunmehr mit Leichtigkeit durch Einstellung von Neugeworbenen in die bestehenden Regimenter die Armee wieder vermehrt werden konnte. Erst durch diese Methode wurde recht eigentlich die Idee der stehenden Armee zur Erfüllung gebracht. Der Geist des einmal bestehenden Truppenteils pflanzt sich fort; man gewann nicht bloß die Zeit, die für

[1]) Hoyers Geschichte der Kriegskunst II, 199. Nach Nys, Le droit international III, 512 wurde der erste Ranzionierungsvertrag geschlossen 1550 zwischen Moritz von Sachsen und Magdeburg. Die Ranzion sollte einen Monatssold nicht überschreiten. Heffter-Geffcken, Völkerrecht § 142 nennt als ältestes Kartell über Gefangenenauswechselung und Auslösung einen Vertrag zwischen Frankreich und Holland 1673. Pradier-Fodéré, Traité de droit international public VII, 45 führt noch andere Verträge an. Als Höchstgrenze der Ranzionierung wird zuweilen ein Vierteljahrssold festgesetzt.

[2]) Die erste Versorgungszusage, die ich mich erinnere, gelesen zu haben, steht in einem Stralsunder Soldvertrag von 1510, Beck, Artikelsbriefe S. 118, wo Fürsorge für Verwundete und Invaliden versprochen wird.

die Aufstellung ganz neuer Truppenteile erforderlich gewesen wäre, wenn man in einen Krieg eintreten wollte, sondern diese alten Regimenter hatte auch die so sehr gewichtigen qualitativen Vorzüge alter Truppenkörper vor neuen.

Um die gesamte Truppenmacht für die aktive Kriegführung verfügbar zu machen, schuf Louvois im Jahre 1688 die Miliz-Regimenter, die den Garnisondienst übernehmen sollten. Während die Feldarmee auf der freiwilligen Werbung beruhte, wurde die Mannschaft für die Miliz-Regimenter von den Gemeinden gestellt, also in irgend einer Weise ausgehoben. Sehr bald aber verwandte man Miliz-Regimenter auch hier und da im Feldkriege und im spanischen Erbfolgekrieg stellte man ihre Mannschaften einfach in die Feldregimenter ein.

Man war also damit indirekt auch für die Feldarmee zu einer, freilich immerhin noch geringfügigen und milden Aushebung geschritten. Aber schon lange vorher, 1677, hat Louvois einmal geschrieben, daß es keine Entschuldigung für Deserteure sei, wenn der Soldat erkläre, mit Gewalt ausgehoben worden zu sein; denn wenn das gelten sollte, so würde niemand bei der Truppe bleiben, da es kaum jemand gäbe, der nicht gegen seine Einstellung Einwendungen erheben könne.

Unter Heinrich III. war, wie in Deutschland, einmal verordnet worden, daß den Passevolants die Nase abgeschnitten werden solle; an die eigentlich Schuldigen, an die Kapitäns hatte man sich nicht gewagt. Jetzt war es anders geworden. Aber es hat sehr lange gedauert, bis dieser Betrug wirklich ausgekehrt war. Noch im Jahre 1676 unter Louvois ist einmal die Vorschrift mit dem Nasen-Abschneiden erneuert worden.

Als das wesentlichste Verdienst Louvois um die französische Armee dürfte seine Verwaltungstätigkeit anzusehen sein, die unablässige, oft brutale Energie und Arbeitsamkeit, mit der er das von seinem Vater geschaffene System durchführte und verwirklichte, alle Widerstände brach, die Mißbräuche ausrodete, die allenthalben wachsame Kontrolle übte. Wo er einen Fehler oder eine Unordnung spürte, erschien er selber und griff durch. Man kann ihn in dieser seiner Tätigkeit einigermaßen mit Friedrich Wilhelm I. vergleichen.

Der gut gefügte Organismus der französischen Armee hat auch die Niederlagen des spanischen Erbfolgekrieges überdauert und sich selbst noch im Siebenjährigen Kriege bewährt. Noch im Jahre 1760 hat Ferdinand von Braunschweig sich mit einer französischen Armee geschlagen, die stärker und nicht schlechter organisiert und ausgerüstet war, als sie jemals unter Ludwig XIV. diesseits des Rheins erschienen ist; die Franzosen waren nicht weniger als 140000 Mann stark[1]).

Zweites Kapitel.

Brandenburg-Preußen.

Im Grunde noch dringlicher als beim König von Frankreich war das Bedürfnis nach einem leistungsfähigen Kriegswesen bei den deutschen Fürsten, deren Mittel nicht hinreichten, um wenigstens im Notfall, wie es der König von Frankreich tat, die großen Söldnerbanden anwerben zu können. Es hat an recht weit ausgreifenden und tatkräftig durchgeführten Versuchen, in den deutschen Territorien ein neues Kriegswesen zu schaffen, nicht gefehlt. Man knüpfte sowohl an die überlieferten Lehnsverpflichtungen des Adels, wie an die nie völlig in Vergessenheit geratene allgemeine Verpflichtung zur Landesverteidigung. Erfahrene Kriegshauptleute wurden gegen eine feste Besoldung, ein Wartegeld angestellt, damit sie im Bedarfsfalle bereit seien, ein Lehnsaufgebot oder einen „Ausschuß" aus Bürgern und Bauern zu führen. Größere Territorien, wie Bayern, Württemberg, Pfalz, Sachsen, Preußen brachten sogar ziemlich zahlreiche, organisierte Milizen zustande. Eine besondere Erwähnung verdient dabei Graf Johann von Nassau, ein Bruder jenes Wilhelm Ludwig, der Moritz von Oranien bei seiner Heeresschöpfung so erfolgreich zur Seite stand. Graf Johann wollte, im Innersten ergriffen von den neuen Ideen des Kriegswesens, wie seine Verwandten sie in Holland verwirklichten, sie auf Deutschland übertragen. Er sah die heraufziehenden Wolken des Religionskrieges und riet den Ständen, sich zu waffnen, indem sie die ge-

[1]) Daniels, Ferdinand von Braunschweig Preuß. Jahrb Bd. 80, S. 509. Vergl. auch Bd. 79, S. 287.

worbenen Soldaten durch ein Landesaufgebot ersetzten. Er ging aber noch weiter.

Die Erfolge Moritz von Oranien hatten diesem damals ein solches Ansehen gegeben, daß sich die Jünger des Mars aus dem ganzen protestantischen Europa in seinem Feldlager zusammenfanden, um sich in das neue Kriegswesen einweihen zu lassen.

Die niederländische Kriegskunst beruhte aber nicht mehr auf der bloßen Erfahrung, sondern auf Studium und Wissen; Johann gründete daher (1617) in seiner Landeshauptstadt Siegen eine Kriegs- und Ritterschule für junge Edelleute und Patriziersöhne, wo Ingenieurkunst, Fortifikation, Artillerie, Taktik, Mathematik, Lateinisch, Französisch und Italienisch gelehrt werden sollte. Als Direktor dieser Schule berief er Johann Jakobi von Wallhausen, über dessen Herkunft und Leben wir leider nicht viel mehr wissen, als daß er in den Niederlanden gewesen ist, sich „der löblichen Stadt Danzig bestellter Oberst-Wachtmeister und Hauptmann" nannte und in den Jahren 1614 bis 1621 eine lange Reihe von militär-theoretischen Schriften herausgab. Diese Schriften sind ein Gemisch von wirklichen Kenntnissen und gutem Urteil und gleichzeitig oft unkritischer Phantastik[1]). Er ist imstande, der Kavallerie zu empfehlen, daß sie sich zur Verteidigung im Kreise oder im Karree aufstelle[2]) und stellt die Infanterie in Kreuz- und Oktogon-Form auf. Seine Schriften hatten aber einen großen Erfolg und wurden auch ins Französische übersetzt. Der Autor aber war, wie schon seine Schriftstellerei vermuten läßt, ein unsolider Charakter und wurde nach wenigen Monaten entlassen, die Siegener

---

[1] Die Niederländer Le Hon (Hondius) schrieb über Wallhausen (Jähns II, 1039): „Walhausen heft een groot Boek gemaeckt van de Exercitie van een Regiment, daer niet een forme in staat, die ons te passe komt en oock noyt by de Princen van Orangien gebruyckt is geweest . . . 't welck zijn niet anders als fantasien. die man op't papier stelt, die noyt by eenigh Offizier of Soldaet konnen in't werck gestelt worden, ja by de Auteurs selfs niet, dewelcke niet Icarus so hoogh willen vliegen tot datse van boven neervallen, deewelcke meenen alsse Figuren op't papier brengen, datse voor groote Hansen moeten gehouden worden.' Der Franzose Bardin nennt Wallhausens Kriegskunst zu Fuß „un fatras illisible, dont il n'ya rien à tirer". (Jähns II, 1042).

[2]) Zu seiner Verteidigung diene, daß auch ein Soldat wie Montecuccoli Aehnliches geschrieben hat. „Will man eine Lanzierer-Abteilung nicht zum Angriff, sondern zur Verteidigung formieren, so kann man ihr eine quadratische Form geben, die nach allen vier Seiten hin Front macht." Auch runde oder sphärische Form wird empfohlen. Schriften I, 352.

Kriegsschule ging bald wieder ein und Graf Johann ist im Jahre 1623 gestorben[1]). ohne etwas Dauerndes geschaffen zu haben.

Auch die Miliz-Organisationen hatten keinen Erfolg. Diese Aufgebote hielten vor den berufsmäßigen Kriegern, den Söldnern nicht stand[2]). Die pfälzischen versagten, als die Spanier kamen, die sächsischen nahmen bei Breitenfeld die Flucht, von den bayrischen schrieb ihr Kurfürst Maximilian, daß man sich ihrer, als im Jahre 1632 die Schweden nahten, „mit gar keinem Effekt habe bedienen können und die Spesa umsonst geschehen seien[3])". Die Württemberger haben noch bei Nördlingen mitgefochten und scheinen dort vernichtet worden zu sein; leider fehlt jede nähere Nachricht, wie sie sich geschlagen haben.

Brandenburg, obgleich durch die bevorstehende Vereinigung mit Preußen, Pommern und den Landschaften in Westfalen und am Niederrhein auf eine größer gedachte Politik angewiesen, ist doch in den Dreißigjährigen Krieg mit noch weniger Vorbereitung eingetreten als andere, oben genannte Territorien. Man berechnete wohl mal die Gesamtheit der schuldigen Lehnsdienste (1073 Pferde) und teilte sie in Kompagnien, aber das blieb auf dem Papier, und als die Berliner Bürger im Jahre 1610 Schießübungen abhalten sollten, erklärten sie, das sei zu gefährlich, da schwangere Frauen dadurch erschreckt würden[4]). Ein Krieg mit geworbenen Söldnern aber bedeutete, wie der brandenburgische Kanzler 1610 schrieb,

---

[1]) L. Plathner, Graf Johann von Nassau und die erste Kriegsschule. Berl. Dissert. 1913.

[2]) Graf Reinhart Solms schrieb gegen 1559 eine militärische Enzyklopädie, die Jähns I, 510 Kriegsregierung" nennt, und verwirft darin mit Entschiedenheit den Gedanken der Miliz da die Leute, wenn es ernst würde, davonliefen. Lazarus Schwendi war dafür; ebenda S 539. General v. Klitzing erstattete dem Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg einen Bericht, daß nach seinen Erfahrungen Milizen geworbenen Truppen nicht zu widerstehen vermöchten; er rät, Geworbene und Ausgehobene zu mischen. V. d. Decken, Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg II, 189

[3]) Nur sekundär hatte man die Landwehr einmal nützlich verwendet; als der Herzog 1620 in Böhmen einrückte, deckte er mit ihr sein Land gegen die Union. Krebs, Schl. a. weißen Berge, S. 32.

[4]) Als 1544 der Bürgermeister von Augsburg alle Bürger zur Anschaffung von Waffen und zu täglischen Exerzierübungen zwang, empörte sich die ganze Stadt gegen dieses Verfahren und erklärte es für einen Unsinn, für eine unnötige Geld- und Zeitverschwendung, da man bei der Wichtigkeit der Augsburger Industrie den Zweck mit gemieteten Soldtruppen besser und wohlfeiler erreichen könnte. Schmoller, Tüb. Zeitschrift 16, 486.

daß „der halbe Feind im Hause und der ganze vor der Tür stehe"[1]).

In Preußen legten die Oberräte dem Herzog 1622 einen „Defensionsplan" vor, aber Georg Wilhelm wies ihn ab (19. Februar 1623), „weil die Erfahrung mehr als gut geben, daß mit der staatlichen Verfassung in der Kurpfalz zu Rettung des Landes, wie es zum Ernst und Treffen komme, über aller Menschen Vermuten so gar nichts ausgerichtet"[2]).

Von den Hussitenkriegen an bis zum 30jährigen Krieg, kann man sagen, also über 200 Jahre lang, stehen Theorie und Praxis der deutschen Wehrverfassung in Widerspruch. Theoretisch hantiert man fortwährend mit Lehnsdienst, Bürgeraufgebot und Miliz — praktisch werden die Kriege geführt von Söldnern.

1557 erließ der Kurfürst von Sachsen eine Ordre an die Stadt Delitzsch: „es ist unser ernstlicher Befehl, ihr wollet sammt euren Mitbürgern in guter Bereitschaft sein, damit ihr und sie auf weiteres Erfordern ungesäumt zuziehen möget." 1583 wird befohlen, „daß unsere gehorsamen Lehnsgrafen, Herren, von der Ritterschaft, Bürger und andere Untertanen und Verwandten jederzeit in guter Rüstung und Bereitschaft zum Zuzug gefaßt sein und sitzen sollen." Nur bei „scheinlicher Leibschaft" soll Stellvertretung durch Standesgenossen gestattet sein[3]).

Wenn wir solche Kapitularien aus der Zeit Karls des Großen besäßen! Was würde die Rechts- und Verfassungsgeschichte daraus alles geschlossen, was für Systeme würde sie darauf aufgebaut haben! Aber es ist nichts als leeres Wortgepränge ohne jeden Gehalt.

Die kleine Leibgarde, die die Fürsten im 16. Jahrhundert halten, heißt das „Hofgesinde". Der Kurfürst von Brandenburg hatte deren 200 Mann oder etwas mehr.

Wenn die Gefahr nahte, bewilligten die Stände auf kurze Frist eine kleine Truppe. Als 1626 sich Wallenstein und Mansfeld Brandenburg näherten, erklärten sich beide bereit, die Neutralität

---

[1]) Jany, Die Anfänge der alten Armee, S. 2.

[2]) Jany I, 10. Krollmann, Das Defensionswerk i. Königreich Preußen, 1909.

[3]) Meynert, Gesch. des Kriegswesens und der Heerverfassungen in Europa Bd. II, S. 99.

des Territoriums zu achten, falls der Kurfürst das Land wirklich sperre. Aber dazu hatte er keine Soldaten, die Stände hatten wohl dreitausend Mann bewilligt, aber zu spät und dann nur auf drei Monate. Es sei unnötig, Kriegsvolk zu halten, erklärten sie, man habe hundert Jahre lang große und schwere Steuern dafür gezahlt und habe doch keinen Schutz davon.

So zogen die Truppen der beiden feindlichen Parteien ungehindert durch das Land, und schon 1628 berechnete man, daß Wallenstein zweihundert Tonnen Goldes aus dem Lande gezogen habe; für zwei Tonnen hätte man schon eine ansehnliche Macht aufstellen können[1]).

Das Bündnis mit Gustav Adolf gab wohl Veranlassung zur Aufstellung einiger brandenburgischer Regimenter, verpflichtete den Kurfürsten aber hauptsächlich zu Geldleistungen.

Als der Kurfürst sechs Jahre später auf die kaiserliche Seite übertrat, war der Plan, mit kaiserlicher Geldunterstützung eine sehr bedeutende brandenburgische Armee aufzustellen, die „der Römisch-Kaiserlichen Majestät und anstatt derselben der Kurfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg" verpflichtet war. Ihre Aufgabe sollte sein, die Schweden aus Pommern zu vertreiben, aber schon im nächsten Jahre berichtete der brandenburgische Minister Schwarzenberg dem Kurfürsten: „25000 Mann hätten E. Churf. D. bringen sollen, die hat dieses arme Land zu dessen höchstem Ruin unterhalten müssen. Etwa 5000 haben sich auf dem Generalen Rendezvous in Gegenwart E. Churf. D. und das Generallieutnants Grafen von Gallas vor kaum 5 Wochen präsentiert; jetzo sein, wie E. Churf. D. Offizierer selber ausgeben, zu Roß und zu Fuß kaum 2000 vorhanden." Die Ursache dieses Zustandes war natürlich, daß man das Geld nicht aufbringen konnte. Wir haben gesehen, wie es damit in jenen Jahren noch in dem größten und reichsten Königreich Europas, in

[1]) Im Juni 1625 berechnete man in Hessen den Betrag der von den eingelagerten ligistischen Truppen seit 1623 nur in den Städten und landesfürstlichen, nicht den adligen Dörfern erpreßten Lieferungen, ohne Einrechnung der Räubereien und Zerstörungen auf 3318000 Reichstaler, viel mehr als das Zehnfache von dem, was die Stände drei Jahre vorher dem Landgrafen bewilligt, aber womit das Land nicht hatte geschützt werden können. M. Ritter, Deutsch. Gesch. III, 250. Gindely schätzt die Gesamtsumme der von Wallenstein in seinem ersten Generalat erhobenen Kontributionen auf 200 bis 210 Millionen Taler. Die Stadt Halle allein wies nach, daß sie von Dez. 1625 bis Sept. 1627 430274 Gulden gezahlt habe.

Frankreich stand. Eine ergiebige Steuerverfassung ist nicht so leicht geschaffen, um so weniger, als die Stände den äußersten Widerstand leisteten. Es ist nicht bloß, daß sie die Steuern nicht bezahlen wollen, sondern hinter der Geldfrage steht die Verfassungsfrage. Als die preußischen Stände den Kurfürsten mit seinen Soldaten zu ihrem Schutz zurückweisen, schrieb Schwarzerberg[1]): „sie wären auch große Narren, wenn sie es litten; sie müßten sich ja allerhand besorgen, wenn der Kurfürst so stark nach Preußen käme, daß er ihnen leges machen und was er wollte, thun könne." So ist es ja auch nachher unter dem Sohn und noch mehr dem Urenkel dieses Kurfürsten gekommen, der die Souveränität aufrichtete als einen rocher von Bronze.

Die Ueberlieferung ist, daß der Große Kurfürst gleich nach seinem Regierungsantritt die brandenburgischen Truppen aus der Doppelverpflichtung gegen den Kaiser und gegen den Kurfürsten gelöst und damit das selbständige brandenburgische Heer geschaffen hat; die eigentliche Frucht aller Schmerzen und Leiden des Dreißigjährigen Krieges sei die Geburt der Brandenburg-Preußischen Armee gewesen.

Diese Vorstellung muß sehr wesentlich modifiziert werden. Friedrich Wilhelm hat keineswegs das Szepter ergriffen mit dem Entschluß, die fürstliche Gewalt von dem Mitregiment der Stände zu befreien und sie durch ein stehendes, nur dem Kurfürsten verpflichtetes Heer selbständig zu machen. Im Gegenteil, der Vertreter des monarchischen Gedankens war der Berater seines Vaters, Schwarzenberg, gewesen, und der Vorwurf, den die Zeitgenossen Georg Wilhelm machten, war nicht, daß er zu wenig, sondern daß er zu viel gewollt habe. Noch 1640 bitten die Stände Schwarzenberg, „sie nicht als Rebellen und Sklaven zu behandeln." Der Hauptvorwurf, der diesen Minister trifft, ist seine liederliche Verwaltung. Er selber sorgte dafür, daß, wenn Geld in den Kassen war, seine Forderungen zuerst befriedigt wurden, die Truppen aber wurden nicht bezahlt und gingen in Lumpen. Der neue Herr, ganz befangen in den Klagen der Stände über das tyrannische Regiment Schwarzenbergs, erkannte nicht gleich den Ort der Krankheit, sondern

[1]) Droysen, Preuß. Politik III, 1, 49.

hatte zunächst keinen anderen Wunsch, als mit den überspannten Plänen seines Vaters ein Ende zu machen und um des „blutweinenden Zustandes des Landes willen" Waffenstillstand mit den Schweden zu schließen und die Armee, wenn schon nicht ganz zu entlassen, doch auf einen geringen Stand zu reduzieren. Es blieben zuletzt in Brandenburg 125 Reiter und 2150 Mann zu Fuß, die nicht als Feldtruppe, sondern als Festungsbesatzung gedacht waren und deshalb bloß aus Musketieren bestanden. Die Hauptschwierigkeit bei dieser Reduktion war die Befriedigung der rückständigen Forderungen der Soldaten, wofür man die Mittel zu gewinnen trachtete, indem man mit den Obersten scharf abrechnete, was wieder mit diesen zu Konflikten führte. Markgraf Ernst, ein Vetter des Kurfürsten, brachte endlich mit Mühe 1380 Taler zusammen, um die Reiter zu befriedigen. Auch die organisatorischen Schöpfungen Schwarzenbergs, die Kriegskanzlei und die Kriegskasse, die freilich mit sehr fragwürdigen Personen besetzt waren[1], wurden wieder aufgehoben und den Obersten das Recht wieder zugestanden, die Subaltern-Offiziere zu ernennen. In einer ein Menschenalter später niedergeschriebenen Anweisung des Kurfürsten an seine Söhne (1667) heißt es: „beklage allezeit, daß ich im Anfange meiner Regierung zu meinem höchsten Nachteil davon ableiten lassen und wider meinen Willen Anderer Rath gefolget", nämlich sich mehr auf Allianzen, statt auf eigene Kräfte zu verlassen[2].

Was der Kurfürst schließlich an Truppen behielt, war zwar immer noch etwas mehr als die Stände wünschten, aber doch keine Feldarmee mehr und wurde auf Drängen der Stände, abgesehen

---

[1] v. Bonin, Der kurbrandenb. Kriegsrat 1630–1641. Br.-preuß. Forsch. 1913, S. 51 ff.

[2] Ganz einig über den Inhalt und den Charakter der Reduktion von 1641 und des Bestandes bis 1656 ist die Forschung noch nicht. Die Vorstellung J. G. Droysens daß es sich 1641 vornehmlich um die Lösung aus der Doppelverpflichtung gegen den Kaiser und den Kurfürsten gehandelt und der junge Herr gleichzeitig den Widerstand der Obersten und der Stände gebrochen, um die von nun an nur dem Fürsten verpflichtete einheitliche Armee zu schaffen, ist aber jetzt allseitig fallen gelassen. Meinardus „Protokolle u. Relationen d Brandenburgischen Geheimen Rats", Einleitungen zum 1. und 2. Bande. Artikel Schwarzenberg" in der Allg D Biogr. Aufsatz in den Preuß Jahrb. Bd 86 v. Schrötter, Die br.-preuß Heeresverfassung u. d. Gr. Kurfürsten. 1892 Brake, Die Reduktion des br.-pr. Heeres im Sommer 1641. Bonner Dissert. 1898. Dazu Meinardus H. Z 81, 556, 82, 370 Jany, Die Anfänge der alten Armee. Urkundl. Beitr. z. Gesch. d. preuß. Heeres. 1. Heft 1901.

von den Garnisonen in den neugewonnenen Plätzen Kolberg, Halberstadt, Minden, noch unter den Stand reduziert, der schon 1631, beim Erscheinen Gustav Adolfs, vorhanden gewesen war.

Eine wirkliche Armee hat Kurfürst Friedrich Wilhelm erst 15 Jahre nach seinem Regierungsantritt gebildet, als er 1655 gezwungen wurde, in dem neu entbrannten Kriege zwischen Schweden und Polen, sozusagen einem Ausläufer des 30jährigen Krieges Partei zu ergreifen. In fortwährendem Kampf mit den Ständen hatte er, statt der einmaligen Bewilligungen, Steuern für eine längere Periode (1653 die Kriegsmetze auf sechs Jahre) durchgesetzt oder unbewilligt gewaltsam erhoben[1]). Ein Reichsgesetz (1654), das die Untertanen verpflichtete, „zur Besetzung und Unterhaltung der nötigen Festungen, Plätze und Garnisonen hülflichen Beitrag zu leisten", kam den Fürsten zu Hilfe und nicht weniger wichtig war, daß angestrengte Arbeit so viel Ordnung in die Verwaltung brachte, daß die vorhandenen Mittel nicht vergeudet, sondern ihrem Zwecke gemäß verwendet wurden. So brachte der Kurfürst es fertig, 1656 in Preußen eine einheitliche Armee von 14000 bis 18000 Mann aufzustellen, an der alle jetzt unter seiner Herrschaft vereinigten Landschaften beteiligt waren. Mit dieser Armee schloß er sich, freilich halb gezwungen, den Schweden unter Karl X. an und nahm Teil an der Schlacht bei Warschau.

Nach dem Frieden von Oliva, 1660, wurde die Feldarmee von neuem bis auf 4000 Mann außer den Garnisontruppen reduziert, jetzt aber der prinzipielle Gedanke gefaßt, eine dauernde Waffenmacht auch im Frieden zu unterhalten. Bis dahin lassen sich alle Maßnahmen des Kurfürsten immer noch so verstehen, daß es nur tatsächliche oder drohende kriegerische Verwickelungen waren, die die Truppenaufstellungen hervorriefen. Jetzt aber wurde allem Widerstand der Stände zum Trotz der miles perpetuus nach dem schwedischen Muster, auf das der Kurfürst sich ausdrücklich bezog, durchgesetzt[2]), und als Friedrich Wilhelm starb, hinterließ er eine festgefügte Armee von 29000 Mann.

---

[1]) Ferd. Hirsch, Die Armee d. Gr. Kurf. Hist. Zeitschrift 53, S. 231 (1885).

[2]) Diese wichtige Beobachtung von B. v. Bonin im Archiv f. Militärrecht 1911. S. 262.

Die Geschichte der nunmehr werdenden brandenburgisch-preußischen Armee ist zugleich die Geschichte des preußischen Staates.

Das Fundament der preußischen Verwaltung ist die Einteilung des Landes in die Kreise mit dem Landrat an der Spitze. Der Landrat ist ein von den Großgrundbesitzern des Kreises in ihrer Kreisversammlung präsentierter, vom Fürsten ernannter angesessener Edelmann, der die Beziehungen der Einwohner zu eingelagerten oder durchmarschierenden Truppen regelt, die Lieferungen zu ihrer Verpflegung umlegt, die Einquartierung verteilt, die Fuhren ausschreibt, die Steuern einzieht, die Truppen zu besolden oder ihre Brandschatzung abzukaufen.

Ueber den Landräten steht die Kriegskammer, die hervorgegangen aus dem Ober-Kriegs-Kommissariat, die dauernd gewordenen Steuern und Lieferungen ausschrieb und verwaltete, die militärischen Bauten an Gebäuden, Magazinen und Festungen ausführen ließ, die Gelder an die Truppen auszahlte, Wege und Brücken unterhielt. Indem Friedrich Wilhelm I. diese Kriegskammern mit den Kammern vereinigte, die die königlichen Domänen verwalteten (1723), schuf er die noch heute bestehenden Bezirks-Regierungen.

Die oberste Spitze des ganzen Heerwesens, Kommando und Verwaltung in sich vereinigend, hatte ursprünglich der Feldmarschall gebildet. Dann war die Verwaltung abgetrennt, zuerst einem Einzelnen, dann (1712) einem Kollegium anvertraut worden, dem General-Kommissariat. Indem Friedrich Wilhelm I. dieses mit der Domänen-Verwaltung, ebenso wie in der mittleren Instanz, vereinigte, schuf er (1723) das General-Direktorium.

Aus ihm sind nicht bloß das Kriegsministerium, sondern die meisten der heute bestehenden Ministerien hervorgegangen, besonders das Finanz-Ministerium und das Ministerium des Innern. Die Mutter der preußischen Zentral-Verwaltung ist also historisch die Intendantur der Armee[1].

Wallenstein hatte einst von den Landschaften, wo er sich einlagerte, nicht nur verlangt, daß sie die Truppen unterbrachten und verpflegten, sondern daß sie ihnen auch den Sold zahlten und zwar

[1] Vergl. den Aufsatz „Der preußische Landrat" in meinen „Historischen u. Politischen Aufsätzen", wo der Unterschied zwischen dem preußischen, englischen und französischen Verwaltungssystem entwickelt ist.

für die Offiziere, besonders für die hohen Offiziere einen sehr hohen. Was die Landschaften nicht gaben, trieben die Truppen selber ein. In dem Zusammenwirken der bürgerlichen Obrigkeiten mit den Truppenführern hatte sich eine Art Verwaltungssystem ausgebildet, das die Truppen versorgte und das Land doch so weit schonte, daß es nicht völlig verdarb und das wirtschaftliche Leben seinen Fortgang nehmen konnte. Im Frieden war nun die Verwaltung (mit Ausnahme der Rekrutierung) bei den bürgerlichen Behörden geblieben, die die Steuern systematisch erhoben und fortbildeten[1]). Für Brandenburg wurde besonders wichtig und ergiebig die im Jahre 1667 nach holländischem Muster eingeführte allgemeine Verbrauchsabgabe, die Akzise.

Nachdem die stehende Armee einmal geschaffen war, begann sie sehr schnell zu wachsen, erst getrieben von dem Bedürfnis der Kriege gegen Ludwig XIV., dann durch die Verwickelungen des großen Nordischen Krieges und auch nach dessen Abschluß weiter durch das beginnende Großmacht-Streben unter Friedrich Wilhelm I., endlich die Eroberungs-Politik Friedrichs des Großen. Es galt sowohl die Menschen dafür aufzubringen wie das Geld.

Das Geld gaben die immer kräftiger ausgebildeten Steuern, die rationeller und intensiver ausgenützten Domänen, die gute Kontrolle und schließlich auch die Subsidien, die seit 1688 in den Kriegen gegen Ludwig XIV. die Seemächte sich bereit finden ließen, den truppenstellenden deutschen Fürsten zu zahlen. Brandenburg bezog von 1688 bis 1697 nicht weniger als 6 545 000 Taler, ein Drittel der gesamten Militärausgaben[2]). Unter den Anklagen, mit denen die Hof-Kabale den ausgezeichneten Minister Dankelmann stürzte, war auch die Frage, weshalb man in Geldverlegenheit sei, da doch die Subsidien den Kurfürsten hätten reich machen müssen.

Mehr Sorge als das Aufbringen des Geldes machte jetzt das Aufbringen der Mannschaft. Die freiwillige Werbung genügte nicht mehr. Schon im 30jährigen Kriege hören wir hier und da einmal

---

[1]) Ritter, Das Kontributionssystem Wallensteins. H. Zeitschr. 90. 193. Schon Ranke hat in der Heeresverwaltung Wallensteins, die sich bestrebte, dafür zu sorgen, daß trotz aller Leistungen die Bürger und Bauern leidlich bestehen könnten, den landesfürstlichen" Zug in dem großen Condottiere erkannt.

[2]) v. Schrötter, Die Ergänzung d. preuß. Heeres u. dem ersten Könige. Br.-pr. Forschungen 1910. S. 413.

von gewaltsamem Pressen für den Kriegsdienst. Montecuccoli (Werke, Bd. II, 469) schlägt vor, daß „die Waisen, Bastarde, Bettler und Armen", die in den Spitälern verpflegt werden, in Militär-Bildungsanstalten zu Soldaten erzogen werden nach Art der Janitscharen. Das ist wohl niemals praktisch versucht worden; solche Kadettenkorps für den gemeinen Mann hätten zu viel gekostet und zu wenig ergeben. Man fand kein anderes Mittel, als das gewaltsame Pressen zum System auszubilden.

Die Offiziere griffen passende Männer auf, wo sie sie fanden und zwangen sie durch Mißhandlungen, sich einstellen zu lassen. Oder aber den Ortsbehörden wurde aufgegeben, aus ihrem Bezirk eine bestimmte Anzahl Rekruten den Regimentern zur Verfügung zu stellen. Die Willkür verletzte alle Rechtsempfindungen und schädigte das Land aufs schwerste. Mißbrauch und Korruption mußten die Folgen sein. Offiziere wie Beamte benutzten ihre Aushebungs-Gewalt zu Erpressungen und ließen gegen Bezahlung Ausgehobene wieder frei. „Die Offiziere, heißt es in einem Mandat (vom 10. Februar 1710), unterstehen sich, häufig mit den Gemeinen „ein ordentliches Kommerzium" zu treiben, sie gegen Geld loszulassen oder an andere Regimenter und Kompagnien zu verkaufen"[1]). Die Bauern wollten ihre Produkte nicht mehr in die Stadt bringen, weil sie fürchteten, dort festgehalten und den Werbern ausgeliefert zu werden. Scharenweise gingen die jüngeren Männer über die Grenze, um sich dem Dienste zu entziehen. Der Statthalter von Pommern berichtete 1706, die Untertanen würden durch die Werbemethoden und sonstigen Lasten „totaliter ruiniert werden". Aus Minden wurde 1707 berichtet, daß die Knechte für den Ackerbau nicht mehr zu erlangen seien, weil die Rekrutierung die jungen Leute in die benachbarten Provinzen getrieben habe. Ein Reglement im Jahre 1708 schrieb vor, man solle alle kriegsfähigen Leute, die „dem Publico nichts beitragen, ohne bruit aufheben und auf die Festung liefern", wo der Gouverneur sie den Werbe-Offizieren übergeben sollte. Noch schlimmer wurde es unter Friedrich Wilhelm I. Zwar fällt sein Regierungsantritt ziemlich zusammen mit dem Abschluß

[1]) Schrötter, Br.-Pr. Forsch. 23, 463.

der französischen Kriege, und der König selbst hat, abgesehen von der kurzen Beteiligung am Nordischen Kriege, verlustreiche Kriege nicht geführt, aber sein Menschenbedarf wuchs dennoch, da er die Armee verdoppelte. Aus allen Provinzen kamen die Klagen der Behörden, daß die Werbungen die Leute aus dem Lande trieben und das Wirtschaftsleben zu zerstören drohten; die Bevölkerung widersetzte sich den Werbungen mit Gewalt und der Generalauditeur klagte über das viele Blutvergießen, das dabei vorkäme. Wohl erließ der König eine Verordnung über die andre, die den Gewaltsamkeiten steuern sollten, da er aber selber wieder die Aufhebung und Wegnahme ungehorsamer Bürger und Bauern und solcher Dienstboten, „welche nicht gut tun", empfahl, oder die Mahnung zu gutwilliger Werbung dahin auslegte, „daß nämlich keine Exzesse und große Gewalttätigkeiten dabei vorgehen und desfalls keine Klagen einkommen mögen", so schienen „kleinere Gewalttätigkeiten" erlaubt, und es blieb praktisch alles beim alten.

Ideell aber vollzog sich, ohne daß die Zeit oder der Schöpfer selbst sich dessen recht bewußt wurden, in dem Verhältnis der Armee zum Kriegsherrn und dadurch auch zum Staat eine Wandlung von der größten Tragweite.

Neben dem auf Werbung beruhenden Heer hatte König Friedrich I. 1701 auch eine Land-Miliz organisiert, die an die alte Verpflichtung zur Landesverteidigung anknüpfte, und zu der Bürger und Bauern, wie es hieß, „enrolliert" wurden. Friedrich Wilhelm I. hatte diese Miliz als militärisch zu minderwertig gleich bei seinem Regierungsantritt aufgehoben, den Grundsatz der Dienstverpflichtung aber hielt er fest und übertrug ihn auf die stehende Armee. Man war von der freiwilligen Werbung, von dem Bedürfnis getrieben, zur gewaltsamen Einstellung gekommen, ohne sie ethisch oder staatsrechtlich begründen zu können. Jetzt erklärte Friedrich Wilhelm I. (Edikt vom 9. Mai 1714), die junge Mannschaft sei „nach ihrer natürlichen Geburt und des höchsten Gottes eigner Ordnung und Befehl mit Gut und Blut zu dienen schuldig und verpflichtet", „die ewige Seligkeit ist vor Gott, alles andre aber muß vor mir sein." Man hat das als die Verkündigung des großen Grundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht auffassen wollen. Aber mit Unrecht. Es war nur die Verkündigung des Grundsatzes der

schrankenlosen Gewalt des im König verkörperten Staates, über die Untertanen nach seinem Bedürfnis frei zu verfügen. Die Vorstellung, daß die gesamte Bürgerschaft berufen sei, für den Staat zu kämpfen, fehlte durchaus, und niemand würde ihr mehr widersprochen haben, als grade Friedrich Wilhelm I. In seinen Augen war der Soldatenstand ein Beruf, wie andre auch, ein Beruf, der nur dann gut ausgeübt werden konnte, wenn er von den technisch dazu Ausgebildeten ausgeübt wurde. Wer Soldat war, war Soldat und sollte es womöglich sein Leben lang bleiben. Hätte man freiwillig Geworbene in genügender Anzahl gehabt, so wäre Friedrich Wilhelm I. damit durchaus zufrieden gewesen. Daß er auch ausheben ließ für den Dienst und seine Untertanen dazu verpflichtet erklärte, war nur eine Steigerung desselben Gedankens und derselben Praxis, denen wir ja auch in Frankreich unter Ludwig XIV. begegnet sind[1]). Aber eben durch diese Steigerung sind doch Armee und Volk in eine Beziehung zueinander getreten, die vorher nicht existierte, und ist die Aushebung unter Friedrich Wilhelm I. praktisch der Vorläufer der hundert Jahre später proklamierten allgemeinen Wehrpflicht geworden.

Nachdem schon früher öfter Bestimmungen getroffen waren, die einem Regiment einen bestimmten Bezirk zur Rekrutierung anwies, erließ der König im Jahre 1733 eine generelle Verfügung dieser Art, die als „Kanton-Reglement" eine etwas legendarische Berühmtheit erlangt hat[2]).

Der Gedanke scheint so einfach und naheliegend, daß man sich

---

[1]) Als Analogie, wie die alte „Landes-Defension" in die stehende Armee übergeleitet wurde, sei noch hingewiesen auf eine Verhandlung zwischen dem Kaiser und den niederösterreischen Ständen im Jahre 1639. Die Stände wünschten den Grundsatz aufzustellen, daß die Landes-Defension nur innerhalb der Landesgrenzen verwandt werden dürfe. Der Kaiser verlangte die Stellung des 20. Mannes und stellte zur Erwägung, „ob mit besserem Nutzen dieses Volk in ein absonderliches Corps zu richten, oder ob dasselbe bei denen alten Regimentern zu Verstärkung derselben unterzustoßen sein werde". Nach Meynert, Geschichte des Kriegswesens, Bd. III, S. 10.

[2]) Die grundlegende Untersuchung ist: Max Lehmann, Werbung, Wehrpflicht und Beurlaubung im Heere Friedrich Wilhelms I. Hist. Zeitschr. Bd. 67. 1891. Einen sehr anschaulichen, Wort für Wort quellenmäßig belegten Einblick in die Struktur des preußischen Heeres im 18. Jahrhundert gibt die Schrift Erwin Dette, Friedrich der Große und sein Heer. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1915. Mehrere charakteristische Beobachtungen habe ich wörtlich aus dieser vortrefflichen Schrift übernommen.

zusammenwirkten. Die Bestimmung, daß nur große Leute ausgehoben werden sollten, blieb, was sogar zu der besonderen Klausel führte, daß von mehreren Söhnen eines Bauern der kleinste den Hof übernehmen solle[1]).

Die Söldnerheere hatten ihren Zuzug aus aller Herren Länder genommen, wie es sich gerade bot. Die Aushebung, vermöge deren jetzt die Heere ergänzt wurden, schloß die Werbung von Ausländern keineswegs aus, im Gegenteil, die Kantons-Einrichtung war eigentlich nur ein Behelf, weil die ausländische Werbung quantitativ wie qualitativ dieser Ergänzung nicht entbehren konnte. Je mehr Ausländer man gewinnen konnte, desto besser glaubte man zu fahren, weil man dem Lande die Arbeitskräfte erhielt. Der Untertan war nützlicher, wenn er erwarb und Steuern zahlte, als wenn er diente. Friedrich der Große hat einmal (1742) als Ziel hingestellt, daß ⅔ der Kompagnien aus Ausländern und ⅓ aus Inländern bestehen möge[2]). Man warb in den deutschen Territorien, die keine oder nur wenig Truppen unterhielten, namentlich in den Reichsstädten; man warb auch sehr stark in Polen und in der Schweiz. Die preußischen Werbeoffiziere verschmähten keine List und keinen Betrug, wo es anging, auch nicht die Gewalt, um brauchbare, hochgewachsene Leute für das Heer ihres Königs zu gewinnen. Selbst die Leibgarden der kleinen deutschen Fürsten waren nicht sicher, daß der König von Preußen nicht unter ihnen „aushob". Einen sehr großen Zuschuß lieferten auch die Deserteure, die aus irgend einem Grunde, besonders weil sie eine Bestrafung zu befürchten hatten, ihre Fahne im Stich ließen und die bürgerliche Arbeit nicht liebten oder auch keine fanden. Aus einer zufällig erhaltenen Liste vom Jahre 1744

[1]) Courbière, Gesch. d Br.-preuß. Heeresverf. S. 119. Wenn hier (S. 120) von Leuten von 3 Zoll und unter 3 Zoll die Rede ist, so scheint mir das auf einen Schreibfehler zurückzugehen. Als das kleinste Maß, unter das nur bei völligem Menschenmangel wie in dem letzten Jahre des Siebenjährigen Krieges heruntergegangen wurde, ist 5 Fuß 5 Zoll = 1,70 Meter anzusehen. Vergl. Grünhagen, Schlesien unter Friedrich d. Gr. I, 405. Reimann, Gesch. d. pr. Staates I, 154 gibt an, daß auch bei Garnisonregimentern nicht unter 5'3" herabgegangen werden dürfe. Nach Koser, Friedrich d Gr I, 538 hat Friedrich für die älteren Regimenter im 1. Glied 5'8", im 2. Glied 6" verlangt. Für die jüngeren 5'7" und 5 5".

[2]) 1811 in einem Bericht der kurmärkischen Regierung heißt es: „In früheren Zeiten war nur eine so mäßige Anzahl zur Ersetzung des Abganges an Einländern erforderlich, daß nur ganz entbehrliche Subjekte, und zwar nach der Wahl der Zivilbehörden, eingestellt wurden".

kann man entnehmen, daß in einer Kompagnie des Regiments Rettberg unter 111 Ausländern 65, in einer anderen unter 119 Ausländern 92, „bereits andern Potentaten gedient hatten", d. h. desertiert waren.

Friedrich der Große hat während seiner Kriege stets auch in den Nachbarländern und auch in Feindesland, in Mecklenburg, Sachsen, Anhalt, Thüringen, Böhmen für seine Armee ausheben und auch Kriegsgefangene vielfach für seinen Dienst pressen lassen. Nach der Kapitulation von Pirna versuchte er ja die Mannschaften der ganzen sächsischen Armee, nachdem die Offiziere entlassen waren, in den preußischen Dienst überzuführen. Er ließ sie sogar in ihren Bataillonen zusammen und gab ihnen nur preußische Offiziere. Das hat dann freilich übel geendigt; eine Anzahl dieser Bataillone meuterten, erschossen ihre Kommandeure und gingen über zu den Oesterreichern.

1780 verfügte der König, daß Personen, die wegen unbefugter Schriftstellerei und Aufwieglung an Untertanen verurteilt seien, nach verbüßter Strafe zu Militärdiensten verurteilt werden könnten.

Bei einem derartigen Rekruten-Material war natürlich die Desertion ungeheuer. Kaum eine militärische Schrift des Königs, die sich nicht mit der Verhütung der Desertion beschäftigt. Im Frieden war sie dadurch erleichtert, daß in Preußen, dem „Königreich der Lisieren" nach Voltaire, wenig Städte mehr als zwei Tagemärsche von der Grenze entfernt lagen. Die Soldaten mußten sich gegenseitig auf Schritt und Tritt überwachen und auch die Bauern wurden bei schwerer Strafe verpflichtet, Deserteuren den Weg zu verlegen, sie zu fangen und einzubringen.

In einer Instruktion König Friedrichs vom 11. Mai 1763 werden die Offiziere auch angewiesen, das Gelände zu studieren — man möchte meinen zu Gefechtszwecken: aber der ganze Unterschied nicht nur in der Ausbildung, sondern auch im Geist der Armeen des 18. und 19. Jahrhunderts erscheint, wenn man mit dieser Erwartung den wirklichen Inhalt jener Instruktion vergleicht. Sie lautet:

„Da Se. Kgl. Majestät auch gefunden, daß die meisten Officiers in ihren Garnisons so viel Faulheit besitzen, und sich nicht einmal das Terrain um ihre Garnison bekanndt machen,

von den Garnisonen in den neugewonnenen Plätzen Kolberg, Halberstadt, Minden, noch unter den Stand reduziert, der schon 1631, beim Erscheinen Gustav Adolfs, vorhanden gewesen war.

Eine wirkliche Armee hat Kurfürst Friedrich Wilhelm erst 15 Jahre nach seinem Regierungsantritt gebildet, als er 1655 gezwungen wurde, in dem neu entbrannten Kriege zwischen Schweden und Polen, sozusagen einem Ausläufer des 30jährigen Krieges Partei zu ergreifen. In fortwährendem Kampf mit den Ständen hatte er, statt der einmaligen Bewilligungen, Steuern für eine längere Periode (1653 die Kriegsmetze auf sechs Jahre) durchgesetzt oder unbewilligt gewaltsam erhoben[1]). Ein Reichsgesetz (1654), das die Untertanen verpflichtete, „zur Besetzung und Unterhaltung der nötigen Festungen, Plätze und Garnisonen hülflichen Beitrag zu leisten", kam den Fürsten zu Hilfe und nicht weniger wichtig war, daß angestrengte Arbeit so viel Ordnung in die Verwaltung brachte, daß die vorhandenen Mittel nicht vergeudet, sondern ihrem Zwecke gemäß verwendet wurden. So brachte der Kurfürst es fertig, 1656 in Preußen eine einheitliche Armee von 14000 bis 18000 Mann aufzustellen, an der alle jetzt unter seiner Herrschaft vereinigten Landschaften beteiligt waren. Mit dieser Armee schloß er sich, freilich halb gezwungen, den Schweden unter Karl X. an und nahm Teil an der Schlacht bei Warschau.

Nach dem Frieden von Oliva, 1660, wurde die Feldarmee von neuem bis auf 4000 Mann außer den Garnisontruppen reduziert, jetzt aber der prinzipielle Gedanke gefaßt, eine dauernde Waffenmacht auch im Frieden zu unterhalten. Bis dahin lassen sich alle Maßnahmen des Kurfürsten immer noch so verstehen, daß es nur tatsächliche oder drohende kriegerische Verwickelungen waren, die die Truppenaufstellungen hervorriefen. Jetzt aber wurde allem Widerstand der Stände zum Trotz der miles perpetuus nach dem schwedischen Muster, auf das der Kurfürst sich ausdrücklich bezog, durchgesetzt[2]), und als Friedrich Wilhelm starb, hinterließ er eine festgefügte Armee von 29000 Mann.

---

[1]) Ferd. Hirsch, Die Armee d. Gr. Kurf. Hist. Zeitschrift 53, S. 231 (1885).

[2]) Diese wichtige Beobachtung von B. v. Bonin im Archiv f. Militärrecht 1911. S. 262.

Die Geschichte der nunmehr werdenden brandenburgisch-preußischen Armee ist zugleich die Geschichte des preußischen Staates.

Das Fundament der preußischen Verwaltung ist die Einteilung des Landes in die Kreise mit dem Landrat an der Spitze. Der Landrat ist ein von den Großgrundbesitzern des Kreises in ihrer Kreisversammlung präsentierter, vom Fürsten ernannter angesessener Edelmann, der die Beziehungen der Einwohner zu eingelagerten oder durchmarschierenden Truppen regelt, die Lieferungen zu ihrer Verpflegung umlegt, die Einquartierung verteilt, die Fuhren ausschreibt, die Steuern einzieht, die Truppen zu besolden oder ihre Brandschatzung abzukaufen.

Ueber den Landräten steht die Kriegskammer, die hervorgegangen aus dem Ober Kriegs Kommissariat, die dauernd gewordenen Steuern und Lieferungen ausschrieb und verwaltete, die militärischen Bauten an Gebäuden, Magazinen und Festungen ausführen ließ, die Gelder an die Truppen auszahlte, Wege und Brücken unterhielt. Indem Friedrich Wilhelm I. diese Kriegskammern mit den Kammern vereinigte, die die königlichen Domänen verwalteten (1723), schuf er die noch heute bestehenden Bezirks-Regierungen.

Die oberste Spitze des ganzen Heerwesens, Kommando und Verwaltung in sich vereinigend, hatte ursprünglich der Feldmarschall gebildet. Dann war die Verwaltung abgetrennt, zuerst einem Einzelnen, dann (1712) einem Kollegium anvertraut worden, dem General-Kommissariat. Indem Friedrich Wilhelm I. dieses mit der Domänen-Verwaltung, ebenso wie in der mittleren Instanz, vereinigte, schuf er (1723) das General-Direktorium.

Aus ihm sind nicht bloß das Kriegsministerium, sondern die meisten der heute bestehenden Ministerien hervorgegangen, besonders das Finanz-Ministerium und das Ministerium des Innern. Die Mutter der preußischen Zentral-Verwaltung ist also historisch die Intendantur der Armee[1]).

Wallenstein hatte einst von den Landschaften, wo er sich einlagerte, nicht nur verlangt, daß sie die Truppen unterbrachten und verpflegten, sondern daß sie ihnen auch den Sold zahlten und zwar

---

[1]) Vergl. den Aufsatz „Der preußische Landrat“ in meinen „Historischen u. Politischen Aufsätzen“, wo der Unterschied zwischen dem preußischen, englischen und französischen Verwaltungssystem entwickelt ist.

welches doch sämtlichen Officiers zu wissen höchst nötig ist, wann sie Deserteurs nachgeschickt werden, so befehlen Se. Königl. Majestät denen Commandeurs der Regimenter, denen Officiers Uhrlaub zu geben, zu sagen auf einen Tag, um von dem bergigten Terrain Käntniß zu erlangen, sich die Deffilées, enge und hole Wege und dergleichen, sehr genau bekandt zu machen, welches in allen Garnisons, wenn die Regimenter ihre Quartire ändern, geschehen muß."

Im Kriege mußte bei Märschen und Lagern stets die Desertions-Verhütung im Auge behalten werden: keine Nachtmärsche, kein Lager in der Nähe eines Waldes, bei Märschen durch Wälder Husaren neben der Infanterie. Der französische Gesandte Valory, der Friedrich 1745 in's Feld begleitete, berichtet, aus Furcht vor Desertionen habe man sich nicht getraut, Patrouillen auch nur auf ein paar hundert Schritt weit wegzuschicken[1]). Selbst die strategischen Bewegungen wurden dadurch beeinflußt; 1735 weigerte sich Friedrich Wilhelm I. auf Rat Leopolds von Dessau, seine Truppen durch ein stark mitgenommenes Gebiet an der Mosel marschieren zu lassen, weil es gefährlichste Gelegenheit zur Desertion gäbe[2]).

War es überhaupt möglich, mit Soldaten dieser Herkunft und dieses Charakters Schlachten zu schlagen und zu gewinnen? Auch im 30jährigen Kriege waren bereits Kriegsgefangene vielfach untergesteckt worden. Diesen Söldnern war es gleichgültig, für wen sie kämpften; der Krieg war ihnen ihr Beruf und ihr Handwerk und sie traten ohne inneres Widerstreben über aus einem Dienst in den andern. Mit den Gepreßten des 18. Jahrhunderts war es zum Teil nicht anders; ein sehr großer und bei den wachsenden Heeren immer größere Teil kam aber jetzt mit soviel innerem Widerstreben zur Truppe, daß sie in den Formen des alten Söldnertums ein brauchbares Kriegertum nicht hätte ergeben können. Die Schaffung von kampffähigen Truppenteilen aus widerwillig Gepreßten wurde erst möglich und wird erst verständlich dadurch, daß die alten Söldnerbanden nunmehr übergeführt waren in die Formen des stehenden Heeres mit seiner Disziplin.

---

[1]) Forsch. z. Brandenbg.-Preuß. Gesch. VII, 308.

[2]) Ranke, Werke 27, 230.

Der Trotz der Landsknechte konnte nie völlig gebrochen werden, weil der Augenblick kam, wo die Armee aufgelöst wurde und das Recht des Vorgesetzten erlosch. Die Unterordnung war nur eine vorübergehende Selbstbeschränkung, keine Lebensgewohnheit. Indem die Regimenter Dauer gewannen, gewann die Disziplin eine ganz neue Grundlage. Schon der 30jährige Krieg zeigt, bei aller Zuchtlosigkeit der Soldbanden nach außen, gegenüber der Bevölkerung, doch nach Innen schon eine sehr ausgebildete Herrschaft des Aufbaus der Uebergeordneten, eine wirkliche Disziplin, erzeugt durch das gebieterische Gesetz des Krieges selbst, und diese Disziplin wurde nunmehr im Frieden nicht nur erhalten, sondern mehr und mehr verschärft. Wir haben erfahren, wie Moritz von Oranien die Kunst des Exerzierens, sage man, wieder entdeckt, sage man, zu einer wirklichen Technik ausgebildet und die Schweden sie von ihm übernommen hatten. Diese Technik wurde nun immer weiter gesteigert und benutzt, die Mannschaft in die Hand der Offiziere zu bringen und sie dem Willen der Vorgesetzten zu unterwerfen. Der Gleichtritt, die Gewehrgriffe, der Parademarsch, der genaue Wachdienst, das Salvenschießen, die Grüß-Vorschriften wurden alles Mittel, den Willen des Mannes einzugewöhnen, in den Willen des Vorgesetzten. Eine Truppe einzuexerzieren, erfordert aber viel Arbeit und starke Mittel. Erst mußte, wie schon Dilich (1607) unterscheidet, der einzelne Mann ausgebildet werden und dann die Truppe: der Zug, die Kompagnie, das Bataillon und die größeren Verbände. Das erste Exerzierreglement in Deutschland schuf der Landgraf Moritz von Hessen. Schon Wallhausen schildert (Kriegskunst zu Fuß S. 70), wenn einem Mann ein- oder zweimal gesagt ist, wie er sich aufstellen soll, und er es doch nicht tut, „so stehet ein guter Brügel dabei; denn der es sonder Schläge nicht haben will, muß mit Schlägen einnehmen". Es muß schon damals ziemlich hart hergegangen sein, denn schon Johann von Nassau hält es für nötig[1]), es als eine schlechte Sitte zu bezeichnen, wenn man beim Exerzieren nach Belieben mit Prügel oder Karbatsche strafe; man solle nur mit dem „Regiment" oder „Szepter" strafen; dabei sei weniger Mißbrauch zu befürchten.

[1]) Jähns II, 914.

Friedrich Wilhelm I. schreibt in seinem Reglement von 1726 vor (Titel IV, Artik. XI, S. 222): „Ein neuer Kerl muß in 14 Tagen nicht auf die Wacht ziehen, oder andere Dienste thun, in solcher Zeit selbiger wenigstens exerciren lernen muß, daß er Dienst thun kann, und es muß einem neuen Kerl, damit er nicht gleich im Anfange verdrißlich und furchtsam gemachet werde, sondern Lust und Liebe zum Dienst bekommen möge, alles durch gütige Vorstellungen, sonder Schelten und Schmälen gelernet, auch muß der neue Kerl mit exerciren nicht auf einmahl so stark angegriffen, vielweniger mit Schlägen und dergleichen übel tractirt werden, absonderlich, wenn es ein einfältiger oder unteutscher Kerl ist". Auch Friedrich der Große hat einmal ausdrücklich vorgeschrieben[1]), „bei dem exerciren muß Keiner geschlagen, noch gestoßen, noch geschimpfet werden. Mit Gedult und methode lernet ein Kerl exerciren, mit Schläge nicht." Aber geht es weiter „Wann ein Kerl raisonniret, oder nicht tun will, was ihm befohlen ist, oder tückisch ist", „alsdann muß er gefuchtelt werden, aber doch mit Maaße." In Wirklichkeit ist nach allen Berichten beim Exerzieren nur zu sehr geprügelt worden. Aber nichts ist auch falscher als die Vorstellung, das Exerzieren sei eine unnütze Spielerei gewesen. Der Kapitän, der seine Mannschaft dahin gebracht hatte, in jedem Augenblick mit der Bewegung jedes Gliedes seinem Gebote zu folgen, durfte hoffen, sie mit seinem Befehlswort auch gegen das feindliche Feuer vorwärts zu führen und auf den exakten Bewegungen der Kompagnien beruhten die taktischen Evolutionen, die die Heere Friedrichs zum Siege führten.

In die durch Disziplin und Exerzierübunngen fest zusammengeschmiedeten taktischen Körper konnte man auch Mannschaften von wenig gutem eignen Willen einstellen; sie mußten dem Kommandowort des Offiziers gehorchen und mittun. Je besser die Disziplin wurde, und je mehr man sich auf sie verlassen konnte, desto weniger Wert legte man auf den guten Willen und die sonstigen moralischen Qualitäten des Rekruten. So schraubten sich die verschiedenen Eigenschaften des stehenden Heeres sozusagen gegenseitig in die Höhe: die Masse brachte Elemente, die an sich unkriegerisch und

---

[1]) Abgedr. „Taktische Schulung" S. 687.

widerwillig waren, die Disziplin machte sie brauchbar und ermöglichte die Einstellung immer größerer Massen dieser Art; je schlechter das Material wurde, desto nötiger war wieder die feste Form, die Disziplin, die den Einzelnen in dem taktischen Körper fast verschwinden ließ. Wiederum das Exerzieren erzeugte die Disziplin und die Disziplin ermöglichte eine Exaktheit und Feinheit der Exerzierens, die immer weiter getrieben wurde und den Einzelnen als ein fast beliebig auswechselbares Stück der Maschine ansah und behandelte. Auch diejenigen, die ursprünglich ganz gegen ihren Willen, selbst durch offnen Betrug oder brutale Gewalt eingereiht worden waren, gewöhnten sich vielfach an dieses Dasein und nahmen mehr oder weniger den Geist und den Ehrgeiz ihres Truppenteils in sich auf.

Der Strenge der Disziplin unterlag in der preußischen Armee nicht etwa bloß der gemeine Mann, sondern auch der Offizier. Als nach der Schlacht bei Mollwitz der junge König manches in der Armee, namentlich in der Kavallerie, reformierte, ging er mit solcher Schärfe vor, daß über 400 Offiziere den Abschied erbeten haben sollen[1]).

Friedrich selbst bezeugt und die Ereignisse bestätigen es, daß trotz aller unzuverlässigen und üblen Elemente auch in dem gemeinen Soldaten seiner Armee ein starker militärischer Ehrbegriff lebte. Er schildert seine Armee in den General-Prinzipien: „Unsere Trouppen seynd so trefflich und so agil, daß sie sich in einer Zeit von nichts en Bataille formiren, und man kan fast niemahlen von einen Feinde überfallen werden, weil ihre Bewegung sehr schnell und geschwinde ist. Wollet ihr euch des Schießgewehrs bedienen, welche Truppen machen ein so starkes Feuer wie die unsrige? Die Feinde sagen, daß man vor den Rachen der Hölle stünde, wenn man gegen über unserer Infanterie stehen müsse. Wollet Ihr, daß unsere Infanterie nicht anders als mit den Bajonet attaquieren soll, welche Infanterie wird besser als sie mit einem starken Antritt, ohne zu wanken, an den Feind marschieren? Wo wird man in der größesten Gefahr mehr Contenance finden? Muß man schwenken, um den Feind auf die Flanque zu fallen, so ist

[1]) v. Osten-Sacken. Preußens Heer von seinen Anfängen bis zur Gegenwart (1911). Bd. I, S. 173.

diese Mouvement in einem Augenblick geschehen, und sonder die geringste Mühe zu Stande gebracht.

„In einem Lande, wo der Militair=Stand der vornehmste ist, wo der beste Adel in der Armee dient, wo die Officiers Leuthe von Naissance, und selbst die Landes=Einwohner, nämlich die Söhne derer Bürger und deren Bauern, Soldaten seynd, da kann man sich versichert halten, daß bey dermaßen eingerichteten Trouppen ein point d'honneur seyn müsse. Auch ist solches würklich groß unter ihnen, denn Ich habe selbst gesehen, daß Officiers lieber auf der Stelle bleiben, als zurück weichen wollen; zu geschweigen, daß selbst gemeine Soldaten diejenigen nicht unter sich leiden wollen, welche einige Schwachheit blicken lassen, die man bey andern Armeen gewiß nicht releviert haben würde. Ich habe Officiers und gemeine Soldaten stark blessiert gesehn, die dem ohnerachtet ihren Posten nicht verlassen, noch sich retirieren wollen, um nur an ihren Blessuren verbunden zu werden."

Wir können uns heute schwer von der Vorstellung lösen, daß der Soldat ein junger Mann sei. In der altpreußischen Armee war etwa die Hälfte der Armee über 30 Jahre und nicht ganz wenige über 50, einige sogar über 60. Das Durchschnittsalter der Unteroffiziere ist auf etwa 44 Jahre zu berechnen[1]).

Das Wachsen der stehenden Armee im Frieden legte den Gedanken nahe, durch Beurlaubung einen Teil der Kosten zu sparen; unter Friedrich Wilhelm I. wurde das systematisch ausgebildet und allmählich immer mehr erweitert. Nicht nur die Inländer wurden nach Hause geschickt, sondern auch die Ausländer wurden als „Freiwächter" vom Dienst dispensiert und suchten sich irgend eine bürgerliche Beschäftigung, so daß Friedrich Wilhelm I. in seinen Reglements Fürsorge treffen will, „damit sie das Handwerk nicht verlernen, Soldaten bleiben und nicht zu Bauern oder Bürgern wieder werden". Nur in der Exerzierzeit, April bis Juni, war

[1]) Die Zahlen sind berechnet von dem Regiment, das 1784 Thüna, 1806 Winnig hieß. Ollech, Leben Reihers, Mil Wochenbl 1859, S. 11. Kunhardt v. Schmidt, Mil. Wochenbl. 1909, Sp 3771. Mit Recht nimmt letzterer an, daß bei der Gleichartigkeit der Armee die Listen nicht nur ein Bild des einzelnen Truppenteils, sondern der ganzen Infanterie der Zeit geben. Aehnliche Altersverhältnisse schon im Jahre 1704. Schrötter l. c. S. 453.

das Heer wirklich versammelt. Der Rest, der bei der Fahne blieb, wurde wesentlich mit Wachdienst beschäftigt[1]).

Zum Wesen der stehenden Heere, wie sie sich in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts bilden, gehört die scharfe Scheidung zwischen der Mannschaft und dem Offizierkorps, wie wir sie schon in der französischen Armee kennen gelernt haben. In Preußen war sie noch schärfer als in Frankreich, insofern die bürgerlichen Offiziere hier noch seltener waren, als dort, und die Zwischenstufe der „officiers de fortune" fehlt. Wie sich diese scharfe Spaltung innerhalb der Waffenmacht allmählich herausgebildet hat, bedarf noch weiterer Untersuchungen[2]). Das Wort Offizier greift ursprünglich weiter und umfaßt die Unteroffiziere und sogar die Spielleute. Dann tritt die Trennung ein, daß die Unteroffiziere sozial dem Stande der Gemeinen angehören und sich darüber das Offizierskorps im modernen Sinne ausschichtet, das ausschließlich oder so gut wie ausschließlich aus Edelleuten besteht. Ein merkwürdiger Hinweis auf diese Bildung im Sinne einer Beschwerde findet sich im Simplizissimus. Er schildert die militärische Rangordnung als einen Baum, auf dessen untersten Zweigen die Soldaten sitzen, über ihnen die „Wamsklopfer", „über ihnen hat des Baumes Stamm einen Absatz, welches ein glattes Stück war ohne Aeste mit wunderlichen Materialien und seltsamen Seifen der Mißgunst geschmiert, also daß kein Kerl, er sei denn von Adel, weder durch Mannheit, Geschicklichkeit noch Wissenschaft hinaufsteigen konnte, Gott geb, wie er auch klettern konnte. Ueber demselben Ort saßen die mit den Fähnlein, deren waren teils jung, teils bei ziemlichen Jahren; die Jungen hatten ihre Vettern hinaufgehoben, die Alten aber waren zum Teil von sich selbst hinaufgestiegen, entweder auf einer silbernen

---

1) M. Lehmann a. a. O., S. 278.

2) Schon Basta (Buch 1, Kap. 6), also lange vor dem 30jährigen Kriege, klagt darüber, daß man angefangen habe, die Hauptmannschaften nur an die Großen auszuteilen, auch wenn sie ganz unerfahren sind, so daß kein gemeiner Soldat mehr die Hoffnung habe, emporzukommen, es sei denn ganz ausnahmsweise. Nach Löwe, Organisation des Wallensteinischen Heeres (S. 86) waren im 30jährigen Kriege die Obersten und Generale meistens Edelleute, unter den niederen Offizieren aber noch manche ehemalige Gemeine. G. Droysen, Beitr. z. Gesch. des Militärwesens im 30jährigen Kriege (Zeitschr. f. Kulturgesch. Bd. 4 1875) betont im Gegensatz zu Gansauge stark, daß es damals noch kein Offizierkorps gegeben habe.

Leiter, die man Schmieralia nennt, oder sonst auf einem Steg, den ihnen das Glück aus Mangel anderer gelegt hatte."

Die Entwickelung ist, um es zu wiederholen, allen europäischen Ländern gemeinsam, wohl in keinem Staat aber so scharf zur Ausprägung gelangt, wie in Preußen. Friedrich Wilhelm I. befahl gleich nach seinem Regierungsantritt, daß „niemalen ein anderer als ein Edelmann zum Gefreit-Korporal (Fahnen-Junker) gemachet werden soll" und entfernte nach dem Abschluß des Spanischen Erbfolgekrieges die bürgerlichen Offiziere[1]). Friedrich der Große hat wohl, wenn ihm die jungen Offizier-Aspiranten vorgestellt wurden und er darunter einen Bürgerlichen entdeckte, ihn eigenhändig mit dem Krückstock aus der Reihe herausgestoßen. Nur bei einem hervorragenden Talent ließ er auch Bürgerliche gelten und hielt z. B. viel vom General Wunsch, einem württembergischen Pfarrerssohn.

Nicht ganz so streng wie bei der Infanterie und Kavallerie war es bei der Artillerie und den Husaren. Die Artilleristen galten ja noch für eine Mittelstufe zwischen Technikern und Soldaten, und die Husaren sollten als leichte Kavallerie, so zu sagen eine Truppe von unternehmungslustigen Abenteurern bilden, denen auch grundsätzlich die Heiratserlaubnis versagt wurde. Der Husar solle sein Glück durch den Säbel machen, sagte Friedrich, und nicht durch die Scheide. Auch anderen Offizieren gab er den Heiratskonsens nur, wenn die Braut das genügende Vermögen nachwies und ebenso wie ihr Mann von Adel war.

Die Junker wurden oft schon mit 12 oder 13 Jahren in die Armee eingestellt.

Im Jahre 1806 waren von den 131 bürgerlichen Offizieren der Linien-Infanterie 83 in den Garnison-Bataillons und nur 48 in den Feld-Regimentern. Aehnlich wie in Frankreich ist aber auch in Preußen mit fingierten Adelsprädikaten nachgeholfen worden; es wird erzählt von gefälligen Kanzleibeamten, die die entscheidenden drei Buchstaben in die Personalpapiere hineinzupraktizieren wußten.

Das ursprüngliche Verhältnis zwischen dem Offizier und dem Kriegsherrn war wie bei den Landsknechten ein wechselseitiger Ver-

[1]) Schrötter, Br.-Pr. Forsch., Bd. 27.

trag, wie man es nannte, eine Kapitulation. Noch Derfflinger hat einmal dem Großen Kurfürsten wegen verletzter Kapitulation die Kriegsfolge verweigert. Die unteren Offiziere wurden von den Obersten angestellt. Ganz allmählich ist das in die Ernennung durch den Kriegsherrn selbst übergeleitet worden.

Der hierarchische Aufbau, vom Fähnrich und Leutnant bis zum Feldmarschall, oder sagen wir vom gemeinen Soldaten bis zum Feldmarschall ist in allen europäischen Staaten nahezu der gleiche. Spanisches, italienisches, französisches, deutsches findet sich darin, von einem Volk auf das andere übernommen[1]). Die merkwürdigsten Wandlungen macht das Wort „Marschall" durch, das eigentlich nur einen Pferdeknecht bedeutet, auf mancherlei bürgerliche Funktionen übertragen, militärisch (im französischen) auf dem Hufschmied und Wachtmeister haften geblieben, gleichzeitig aber aufgestiegen ist bis zum Höchstkommandierenden. Der „Feldmarschall" erscheint im 16. Jahrhundert neben den Kommandeuren der Infanterie-Regimenter als Reiteroberst (bei Sievershausen hatte Albrecht Alcibiades drei Feldmarschälle), aber da die Reiterei ursprünglich das Heer war, so erscheint der Feldmarschall auch als Verwaltungs-Offizier oder Lager-Präfekt (vgl. oben S. 68). Montecuccoli (II, 210) gibt diese Reihenfolge: Generalissimus, Generallieutenant, Feldmarschälle, General der Kavallerie, General der Artillerie, Feldmarschall-Lieutenant.

Preußen war ein durch Erbgang zusammengebrachter Zufallsstaat, der sich von der polnischen, später russischen bis zur holländischen Grenze erstreckte und dessen einzelne Landschaften durch keinerlei innere Interessen, sondern ausschließlich durch die Dynastie zusammengehalten wurden. Die Dynastie schuf das Beamtentum und schuf die Armee, die in diesem Staate die Einheit bildeten. Mangels eines anderen großen Momentes konnte es nur die ritterliche Vasallentreue sein, die das Offizierkorps mit dem Kriegsherrn verband. Die Bildung des Offizierkorps knüpft also

---

[1]) Sehr instruktiv behandelt von Richard M. Meyer. „Die militärischen Titel" in der Zeitschr. f. deutsche Wortforschung 12. Bd. 3. Heft (1910). S. 145.

Das Reglement Friedrich Wilhelms I. von 1726 zeigt große Aehnlichkeit mit einem spanischen Reglement. Jähns II, 1577 meint, daß es auf dieses direkt zurückgehe. Erben in den Mitteil. des k. u. k. Heeresmuseums I, p. 8 (1902) scheint das zu widerlegen. Ich wage kein definitives Urteil.

an die Traditionen des alten Schwertadels an, der ja auch in den Marken und Kolonialландschaften, Brandenburg, Preußen, Pommern, Schlesien viel stärker vertreten war, als in den altdeutschen Gebieten westlich der Elbe. Immer wieder kommt Friedrich in seinen Schriften darauf zurück, daß Bürgerliche zu Offizieren nicht geeignet seien, da ihr Sinn nicht auf Ehre, sondern auf Erwerb gerichtet sei. Dem Edelmann schrieb er aber nicht nur die rechten Eigenschaften für den Kriegsdienst zu, sondern verlangte auch, daß er tatsächlich diene, und Friedrich Wilhelm I. ließ gewaltsam durch Landreiter zur Verzweiflung der Eltern die Knaben von den adligen Gutshöfen abholen und zu militärischer Erziehung in die Kadettenkorps bringen. Manche Eltern versuchten, um ihre Kinder zu behalten, vergeblich den Beweis anzutreten, daß sie nicht zum preußischen Adel gehörten. Der König aber blieb bei seinem Befehl und ließ ihnen sagen, daß er gut für die Knaben sorge[1]). Auch Friedrich hat in Schlesien die Junker auf diese Weise ausheben lassen.

Die Bildung, die die Kadettenkorps gaben, kam aber über eine Volksschule kaum hinaus und Männer wirklich höherer Bildung waren im preußischen Offizierkorps sehr selten. Die Vorstellung jener Gothenfürsten, daß, wer den Stock des Schulmeisters zu fürchten gelernt habe, kein tapferer Krieger sein werde (Bd. II, Buch IV, Kap. 1), war unter dem Adel noch nicht ausgestorben. Leopold von Dessau soll seinen Sohn Moritz gar nichts haben lernen lassen, um zu sehen, was die reine Natur vermöge. Friedrich selbst suchte seinen Umgang unter Franzosen. Kein Wunder, wenn Berenhorst schreiben konnte[1]): als 1741 etwas von Kolonnen befohlen worden sei, hätten die Herren sich untereinander gefragt: „Wat is denn nu Kolunnige? Eh wat, ick folge min Boddermann, wo deh hinmarschiert, ick och.“ Noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat es bei uns Stabsoffiziere und Generale gegeben, die als ursprüngliche Plattdeutsche mit Dativ und Akkusativ nicht fertig zu werden wußten. Ich kann dazu noch einen hübschen persönlichen Beitrag liefern. Als ich im Jahre 1879 meinen Zögling, einen jungen Prinzen, aufs Kadettenkorps bringen wollte,

---

[1]) Schmoller in der Hist. Zeitschr. Bd. 30, S. 61.
[2]) Betrachtungen über die Kriegskunst, 13. Abschnitt.

und darüber mit dem Chef des militärischen Erziehungs- und Bildungswesens, einem General der Kavallerie, verhandelte, versicherte dieser mir: „Auf der Grammatik lege ich einen besonderen Wert“.

In der Landsknechtszeit waren Offiziere und Soldaten auf dieselben Kriegsartikel verpflichtet worden. Die Bildung des adligen Offizierkorps führte zu gesonderten Bestimmungen. Friedrich Wilhelm I. setzte bald nach seinem Regierungsantritt neue Kriegs-Artikel für die Unteroffiziere und Gemeinen fest (12. Juli 1713) und erließ im Jahre 1726 ein besonderes Dienst-Reglement für die Offiziere. Der Offizier, heißt es hier, soll im Dienst unbedingt gehorchen, „es sei denn, daß er an seiner Ehre angegriffen wird“. Friedrich der Große hat das später dahin erläutert, daß, so lange der Dienst daure, der beleidigte Offizier stille sein müsse; „sobald aber der Dienst völlig vorbei ist, so kann derselbe wegen des Schimpfes gehörige Satisfaktion suchen“.

Das adlige Offizierkorps verbürgte dem König die Treue und Tüchtigkeit des Heeres. Das Offizierkorps sollte vermöge der Disziplin die Mannschaft so in der Hand haben, daß sie ihm jeder Gefahr Trotz bietend folgte, denn der Soldat müsse seinen Offizier mehr fürchten als den Feind. Als der König mit den Leistungen einiger Truppenteile in der Schlacht bei Zorndorf nicht zufrieden war, empfahl er den Offizieren die Anwendung des Stockes. Auch der römische Centurio hat ja seine Kompagnie mit der Weinrebe regiert und die mit Hilfe dieses Instruments disziplinierte römische Legion hat Griechen und Barbaren, Hannibal und die Gallier besiegt und die Welt erobert.

Die Landsknechte hatten ihrer Zeit, was ich hier nachhole, das Recht gehabt, sich einen „Führer“ oder „Ambosat“ zu wählen, der sie den Offizieren gegenüber als der „stete Vorsprecher, Vater und Vormund“ vertrat. Bei seiner Ernennung gelobte er den Mannschaften, „allezeit für sie als seine Söhne zu sprechen, eines jeden Not und Anliegen oder Gebrechen der Obrigkeit anzubringen“. Er vertrat auch ihre Interessen in Fragen der Löhnung, und die Knechte versprachen ihm, alle als ein Mann für ihn zu stehn, auch wenn er zu ihnen „ein Wort zu viel geredet hätte“ und dadurch in der Obrigkeit Ungnade gekommen wäre. „Was dem Führer wegen der Knechte widerfährt, soll auch dem ganzen Fähn-

lein widerfahren". Schon vor dem dreißigjährigen Kriege eiferte Wallhausen gegen dieses Amt und verlangte die Abschaffung: „Der Führer schadet im Fähnlein mehr als er nutzt. Er ist nur sein Aufwiegler und in Meutereien der Soldaten Advokat"[1]). Wie weit war man jetzt, im 18. Jahrhundert, von solchen Einrichtungen entfernt! Je mehr man erkannt hatte, daß die besser disziplinierte Truppe der weniger disziplinierten überlegen sei, desto mehr hatte die subjektive Wohlfahrt und das Recht der Persönlichkeit diesem Gesetz des Krieges weichen müssen und die Forderung der Unterwerfung unter den Willen des Vorgesetzten, hatte nicht nur den Trotz des alten Landsknechts gebrochen, sondern auch eine Maschinerie von einer Härte geschaffen, die im stärksten Kontrast stand zu den Begriffen der Humanität, die eben dasselbe Jahrhundert erzeugte. Die Gewalt der preußischen Offiziere über ihre Untergebenen war unbeschränkt und nicht einmal durch ein Beschwerderecht gemäßigt. Die einzige Erwägung, die auch einem rohen Hauptmann Vorsicht und Mäßigung gebot, war, daß er den Mann nicht etwa durch Mißhandlung dienstunfähig machte oder ihn zur Desertion trieb, da er dann das Werbegeld für den Ersatz hätte hergeben müssen. Bei der Garde fiel dieses Moment fort, da hier nicht die Kapitäns, sondern der König die Kosten der Rekrutierung trug. Friedrich aber sah sich deshalb in jener schon oben (S. 293) angeführten Instruktion für die Garde veranlaßt, ausdrücklich zu sagen, es müsse mit Maßen gestraft und dürfe nicht beim Fuchteln gesagt werden, „hohle ihn der Teufel, der König muß einen anderen geben". Wenn ein Offizier einen Kerl „ungesund stoße", so solle er ihn bezahlen und auf sechs Monate nach Spandau kondemniert werden. Die Kapitäns sollten sich mehr um ihre Leute kümmern, aber „sie kosten ihnen nichts, also fragen sie auch gar nichts darnach".

Die Vorstellung, daß die Kapitäns ein Interesse an der Erhaltung ihrer Leute haben müßten, um für sie zu sorgen, findet sich auch bei dem Marschall von Sachsen. Er verwirft in seinen „Rêveries" den Gedanken, die Rekruten von den Ständen stellen zu lassen, weil die Kapitäne sie dann verkommen ließen.

---

[1]) G. Droysen, Beiträge z. Gesch. des Militärwesens während der Epoche des 30jährigen Krieges. Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. N. F. IV. Jahrg. 1875, S. 592.

Das Spießruten-Laufen endete aber nicht ganz selten mit zu Tode peitschen.

Man wird schon bemerkt haben, daß die Bildung der brandenburgisch-preußischen Armee sich sehr an das französische Muster anlehnt. Es ist ja die Epoche, wo die französische Kultur die Weltkultur ist und im besonderen die deutsche Bildung ganz im Banne der französischen steht. Die brandenburgische Armee erhielt noch im besonderen einen Zuschuß durch die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, die bei uns eine neue Heimat fanden. Im Jahre 1688 waren von 1030 brandenburgischen Offizieren mindestens 300, also weit über ein Viertel Franzosen, und als Kurfürst Friedrich III. im Jahre 1689 selber am Rhein kommandierte, waren vier von seinen zwölf Generalen Hugenotten. Auch in die Sprache der Armee gingen zahlreiche französische Ausdrücke über.

Vergleichen wir die französische und die preußische Armee des 18. Jahrhunderts, so ergeben sich bei Gleichheit der Grundelemente doch erhebliche Verschiedenheiten.

Das Exerzieren beschränkt sich bei den Franzosen auf die Einübung der nötigen Bewegungsformen; bei den Preußen wird tagtäglich geübt und der Dienst nimmt Offiziere wie Mannschaften unausgesetzt in Anspruch. Die Offiziere müssen in der Nähe ihrer Leute wohnen, um jeden Augenblick mit ihnen antreten zu können[1]).

In Preußen ist das Offizierkorps einheitlich, in Frankreich gibt es die Differenz zwischen den adligen und bürgerlichen Offizieren, vor allem aber zwischen dem Hofadel und dem Landadel; wir haben die hochvornehmen jungen Regimentskommandeure und Generale, die zu ihren Stellungen gelangen, ohne durch die strenge Schule der eigentlichen Offizierserziehung hindurchgegangen zu sein. Das kann einmal zum Vorteil werden, weil es die Möglichkeit gibt, wirkliche Kapazitäten jung an die Spitze der Truppen zu bringen. Schließlich aber ist nicht am wenigsten an dieser Stelle der Krankheitskeim zu suchen, der die Armee des Lilienbanners zersetzt hat. Die Hofgenerale des spanischen Erbfolgekrieges und des Siebenjährigen Krieges, die mit Frau v. Maintenon und

---

[1]) Bericht des Gesandten Valory vom Jahre 1748 Veröffentl. v. Koser, Brandenb.-Preuß. Forsch. VII, 299 (1894). Valory betont den Gleichtritt der Preußen so stark, daß man zweifeln möchte, ob die Franzosen ihn gehabt haben.

Frau v. Pompadour über ihre Kriegspläne korrespondieren und fortwährend gegen einander intrigieren, ermangeln der großen kriegerischen Entschlossenheit, die zuletzt in der Heerführung die entscheidende Eigenschaft ist. An persönlicher Tapferkeit und an Eifer fehlt es ihnen nicht, wohl aber an der eigentlich kriegerischen, den ganzen Mann einnehmenden Gesinnung. Prüft man, weshalb trotz großer numerischer Ueberlegenheit die französische Armee im Siebenjährigen Kriege gegen die Truppen von drei deutschen Kleinstaaten, Hannover, Braunschweig und Hessen, sehr wenig verstärkt durch einige Preußen und Engländer, nichts auszurichten vermochte, so stößt man immer wieder auf diesen Punkt[1]).

Sowohl die preußische wie die französische Armee ergänzen sich zu einem sehr erheblichen Teil aus Fremden; in Frankreich aber bilden diese Fremden eigene Regimenter; in Preußen hat es wohl auch vorübergehend kleine fremde Truppenteile gegeben, Hugenotten, Bosniaken, ungarische Husaren, polnische Ulanen, aber in der Hauptsache waren die Fremden als geworbene Soldaten in dieselben Regimenter eingestellt wie die ausgehobenen Kantonisten. Im Jahre 1768 soll die Armee bei 90000 Ausländern nur etwa 70000 Inländer gezählt haben[2]). Es scheint ein sehr großer Vorzug der französischen Armee, daß sie zum wesentlichsten Teil einen nationalen Charakter trug, aber militärisch macht sich dieser Vorzug im 18. Jahrhundert keineswegs geltend, da es doch eben nur der Abhub der Nation war, der sich in der Armee zusammenfand. Nichtsdestoweniger ist der Unterschied von weltgeschichtlicher Bedeutung geworden. Der nationale Charakter der französischen Armee war nicht potent genug, ihr eine besondere Kraft zu verleihen, aber wesentlich genug, um die bis zur Barbarei gehende Strenge der preußischen Disziplin zu verhindern. Die französische Armee hatte nicht die Prügelstrafe, noch viel weniger das unbeschränkte Prügelrecht der Offiziere und Unteroffiziere[3]). In Preußen war es bei

[1]) Daniels, Ferdinand v. Braunschweig. Preuß. Jahrb. Bd. 77, 78, 79, 80, 82.

[2]) Nach Friedrichs sog. Milit Testament i J. 1780 sollen es 110000 Inländer bei 80000 Ausländern gewesen sein; die Zahlen sind nicht ganz sicher da auch Inländer, die nicht aus dem Regimentskanton waren, als Ausländer gezählt wurden.

[3]) In der Militia Gallica Wallhausens (Uebersetzung eines Buches von Montgommery) S. 44 ist genau angegeben, wie weit die Strafgewalt jeder Charge

der Menge der schlechten Elemente, die der Armee aufgehalst wurden, unentbehrlich.

Als nach den immer wiederholten Mißerfolgen und Niederlagen des Siebenjährigen Krieges die Disziplin in der französischen Armee sehr wackelig geworden war, versuchte der Kriegsminister Saint Germain sie wieder herzustellen, indem er sie nach preußischem Muster reformierte und die Prügelstrafe einführte. Die Franzosen hatten Selbstbewußtsein genug, sich das nicht gefallen zu lassen, und der Versuch mußte wieder aufgegeben werden, aber nun ging die Disziplin völlig in die Brüche, und dieser Prozeß ging unaufhaltsam weiter, indem die Nation sich überhaupt der Autorität des Königtums abwandte und zu der Idee der Volkssouveränität überging. Die große französische Revolution, die die neue Epoche der Weltgeschichte heraufführte, wurde ermöglicht dadurch, daß die Armee den König verließ und sich der Volksbewegung anschloß. Die fremden, die Schweizer Regimenter blieben dem König treu, während die französischen Regimenter von ihm abfielen. Alle Versuche, noch nach Ausbruch des allgemeinen Krieges der Bewegung Einhalt zu tun und zur Ordnung zurückzukehren, erst unter Lafayette und dann unter Dumouriez scheiterten gerade an dem Widerstand der Armee, in der der Nationalstolz die Anhänglichkeit an den Kriegsherrn, der sich mit dem nationalen Gedanken im Widerspruch gesetzt hatte, überwog. Dadurch, daß Preußen kein nationaler Staat war und keine nationale Armee hatte, war das Aufkommen eines solchen inneren Widerspruchs ausgeschlossen. Die Fehler der preußischen Armee lagen an ganz anderer Stelle, wie es im Jahre 1806 schrecklich zu Tage kommen sollte.

Als einen letzten Unterschied zwischen der preußischen und der französischen Armee wollen wir endlich nicht unterlassen, uns klar

reicht. Der Oberst darf mit dem Degen schlagen und töten, auch Offiziere. Der Sergeant-Major ebenso; darf aber auch mit dem Stecken schlagen, d. h mit seinem Maßstab. Darüber soll sich niemand beleidigt fühlen. Der Kapitän darf mit dem flachen Schwerte schlagen. Die Leutnants und Sergeanten ebenso auf dem Marsche oder in der Tranchee, aber im Quartier nur die direkten Untergebenen. Der Fähnrich nur in Vertretung des Leutnants oder Kapitäns. Der Sergeant (Widerspruch gegen oben!) nur auf dem Marsche, in der Schlacht, auf der Wache, in den Trancheen mit dem Schaft der Hellebarde, nicht mit dem Schwert, wenn ein Soldat seinen Posten verläßt, aber nicht im Quartier oder um anderer Ursachen willen.

zu machen, wieviel größer im Verhältnis zur Volkszahl und wirtschaftlichen Kraft das kriegerische Aufgebot Preußens war.

Das Maximum seiner Streitkraft unter dem Königtum scheint Frankreich im letzten Jahre des Siebenjährigen Krieges, 1761, erreicht zu haben, wo es in Deutschland 140 000, zu Hause und in den Kolonien 150 000, im ganzen 290 000 Mann unter den Fahnen hatte[1]). Das wäre etwa 1 1/5% seiner Bevölkerung. Beim Ausbruch der großen Revolution war die Armee nur 173 000 Mann stark (79 französische, 23 fremde Infanterie-Regimenter), (vgl. oben S. 00), das ist etwa 0,7%.

Die preußische Armee zählte im Dezember 1740 fast 100 000 Mann[2]), das sind auf 2,24 Millionen Einwohner 4,4%; beim Tode Friedrichs waren es 200 000 oder 3 1/3% der Bevölkerung, wovon jedoch 10 Monate des Jahres noch nicht die Hälfte (82 700 Mann) bei der Fahne waren, immer noch etwa das Doppelte des Relativ-Satzes in Frankreich[3]).

Drittes Kapitel.

Exerzieren. Abwandlungen der Taktik im 18. Jahrhundert.

Der Dreißigjährige Krieg ist durchgefochten worden von einer Infanterie, die aus Pikenier- und Musketier-Abteilungen gemischt waren. Der Schuß der Muskete war zu langsam und zu unsicher, um eine Musketier-Abteilung vor einem Kavallerieangriff im freien Felde zu schützen. Diesen Schutz sollen die Pikeniere übernehmen. Aber schon Mendoza, der der Pike den Vorzug vor allen anderen Waffen geben will, gibt dann selber einmal an (I. Kap., 98), daß die Piken in Feldschlachten nur selten zusammenstoßen und das Feuergewehr die Hauptsache mache. Das ist also Ende des 16. Jahr-

---

[1]) Daniels, Preuß. Jahrb Bd. 82, S. 270.

[2]) Nach der Berechnung des Generalstabswerkes. Das ist also in dem Augenblick, wo Friedrich den Krieg beginnt Ranke III, 148 zitiert eine Denkschrift, wonach Friedrich Wilhelm I. 83484 Mann, darunter 72000 Mann Feldarmee hinterlassen habe; andere Angaben gehen bis zu 89000 Mann. Nach Schrötter betrug die preußische Armee schon am 2. Jan. 1705, als sie mit Hilfe der Subsidien der Seemächte sehr verstärkt worden war, 47031 und mit den Milizen 67000 Mann, d. i beinahe 4% der Bevölkerung.

[3]) Preuß. Jahrb. Bd. 142, S. 300.

hunderts und während des 30jährigen Krieges, 1630, schreibt der Militärschriftsteller Neumair von Ramsla: „die langen Spieße sind mehr eine Schwächung des Krieges als dessen Nerv. Die Rohre armieren die langen Spieße.“

Es wird als etwas Außerordentliches berichtet, wenn das Fußvolk mit Piken und Degen gefochten habe[1]), z. B. bei Leipzig 1642 heißt es, daß „das kaiserliche Fußvolk gar an die Piken der schwedischen geraten“ sei. Grimmelshausen in seinem „Springinsfeld“ (1670) macht sich lustig: „wer einen Pikenier niedermacht, den er verschonen könnte, der ermordet einen Unschuldigen. Ein Pikenier tut niemand etwas, der nicht selber in den Spieß rennt“. Nichtsdestoweniger behaupteten sich die Spießer. Noch 1653 befahl der Große Kurfürst[2]), daß ein Drittel seiner Infanterie in den Garnisonen mit Piquen ausgerüstet (d. h. zu Feldtruppen gemacht) und fleißig mit ihnen exerziert werde.

Noch in der Schlacht bei Enzheim (1674) spielten die Piken eine Rolle, indem Turenne gegen einen großen Reiterangriff der Deutschen ein großes Pikenierkarree bilden ließ und die Musketiere in die Mitte traten. Die Reiter trauten sich nicht heran[3]).

Um die Wende des Jahrhunderts aber wurden die Piken von den europäischen Heeren allmählich abgelegt. Die Schweinsfedern oder spanischen Reiter, vermöge deren sich in der Uebergangszeit noch die Infanterie gegen Kavallerie schützen sollte, haben keine praktische Bedeutung erlangt[4]).

An die Stelle der Lunten-Muskete und der Pike nebeneinander tritt die einheitliche Waffe der Bajonett-Flinte mit dem Feuersteinschloß und gibt dem stehenden Heer auch äußerlich ein ganz anderes Aussehen, als den vorhergehenden Söldnerbanden. Schon früh ist man auf die Idee gekommen, „eine „Ahle“ in den Lauf der Muskete zu stecken, um sie so in einem Spieß zu verwandeln[5]). Die entscheidende Erfindung aber ist nach der Mitte des

---

[1]) Rüstow, Gesch. d. Inf. II, 42 ff.

[2]) Jany, S. 108.

[3]) Pastenacci, Schlacht bei Enzheim.

[4]) Die sächsische Infanterie suchte sich in den Schlachten bei Klissow (1702) und Fraustadt (1706) mit spanischen Reitern ohne Erfolg gegen die Schweden zu decken.

[5]) Nach Würdinger, Kriegsgesch. v. Bayern II, 349 findet sich ein solcher „Ahlspieß“ in einem Passauer Zeughausregister von 1488.

17. Jahrhunderts die Dille, die über den Lauf des Gewehrs übergeschoben wird, so daß es gleichzeitig als Feuerwaffe und als blanke Waffe benutzt werden konnte. Dieses Bajonett aber war noch sehr hinderlich beim Laden, und völlig brauchbar wurde die neue Technik erst durch den Querarm, der bei aufgepflanztem Bajonett das schnelle und freie Laden ermöglichte.

Um dieselbe Zeit wurde die Lunte durch den Feuerstein ersetzt[1]), dessen Vorzüge, namentlich bei Regenwetter, einleuchtend sind. Der Nachteil der nicht ganz sicheren Zündung schien aber so groß, daß 1665 Le Tellier in den französischen Kriegsartikeln die neue Waffe noch aufs strengste verbot. Flinten, die bei der Musterung gefunden wurden, sollte die Kommission sofort zerbrechen und auf Kosten der betreffenden Kapitäne ersetzen lassen. Man konstruierte deshalb eine Waffe, die Luntenschloß und Steinschloß zugleich hatte, bald aber siegte die einfache Flinte mit dem Feuersteinschloß.

Eine ganze Reihe von kleinen Verbesserungen, an der Zündpfanne, am Zündloch, am Pfannendeckel, der eiserne Ladestock statt des hölzernen, an den Ringen zum Einstecken des Ladestockes[2]), an

---

[1]) Nach Quellen, die Firth, Cromwells Army, p. 87 angibt, ist ein leichtes Gewehr mit Feuersteinschloß als Jagdwaffe von den deutschen Bauern bereits im Beginn des 17 Jahrhunderts viel gebraucht worden. Im Jahre 1626 kämpften die Bauern mit diesen Gewehren kaiserliche Regimenter, die Christian von Braunschweig geschlagen hatte, vollends nieder.

[2]) Ueber die fortschreitenden technischen Verbesserungen des Feuergewehres will ich hier eine Anzahl Daten zusammenstellen, ohne mich gerade für jede einzelne Jahreszahl verbürgen zu wollen. Man gewinnt aber daraus eine Anschauung, wie allmählich und schrittweise sich eine solche Entwicklung vollzieht.

An Literatur kommt wesentlich in Betracht Thierbach in der Zeitschr. für histor. Waffenkunde. Bd. II, Ueber die Entwicklung des Bajonetts, und Bd. III.

Zweite Hälfte des 16. Jahrh. Papierpatronen für Reiter — 1608 Laden in 95 tempi. — 1653 Papierpatronen zunächst noch ohne die Kugel Spak in der Festschrift für Thierbach will nachweisen, daß erst 1655 Musketen ohne Gabeln an die Regimenter verausgabt seien. — 1670 Einführung der Patronen bei der brandenburg. Infanterie — 1684 Steinschloßflinten in Oesterreich eingeführt. — 1688 soll Vauban die Dille erfunden haben. — 1690 Einführung der Papierpatronen in Frankreich (Jähns II, 1236). — 1698 führt Leopold von Dessau den eisernen Ladestock bei seinem Regiment ein. — 1699 Bajonett mit Querarm. — 1703 Endgültige Abschaffung der Piken bei den Franzosen — 1708 Ebenso bei den Niederländern (nach Coxe, Leben Marlboroughs IV, 303). — Von 1718 an wird der eiserne Ladestock in der ganzen preußischen Armee eingeführt. — 1721 Abschaffung der Piken bei den Russen. — 1733 In Preußen Laden mit aufgepflanztem Bajonett (Jähns III, 2498). — 1744 (oder schon 1742) der eiserne Ladestock in Oesterreich. — 1745 Der eiserne Ladestock in Frankreich. — „Der wohl exerzierte Preußische Soldat“ von Johann Conrad Müller, Frey-Fähndrich und Burger der Stadt Schaffhausen (1759) gibt an (S. 18), daß

der Schäftung, besonders auch die Papierpatronen, verbesserten die Waffe unausgesetzt und gaben ihr schon im Beginn des 18. Jahrhunderts eine Form, die sich dann über ein Jahrhundert wenig verändert erhalten hat. Die Freiheitskriege sind fast mit demselben Gewehr durchgefochten worden, wie der Siebenjährige Krieg.

Die fortschreitende Anwendung und Verbesserung der Feuerwaffe ließ die Infanterie schon gegen Ende des 30jährigen Krieges allmählich die Schutzwaffen, Panzer und Eisenhaube, ablegen, was der Marschfähigkeit zugute kam.

Die technisch immer mehr verbesserte Waffe konnte vermöge der besseren Ausbildung der Soldaten in der stehenden Armee auch noch immer intensiver ausgenutzt werden. In der sechsgliedrigen Aufstellung konnten die Musketen nur vermöge der leicht in Verwirrung geratenden Caracole alle in Anwendung gebracht werden. Nun verdünnte man die sechsgliedrige Aufstellung auf vier und endlich bei den Preußen auf drei Glieder, sodaß, indem das erste Glied niederkniete, alle vorhandenen Feuergewehre gleichzeitig zur Wirkung gelangen konnten[1]). Friedrich der Große suchte auch die Aufstellung noch zu verengen, so daß auf vier Mann nicht mehr vier Schritt, sondern nur drei Schritt Rottenbreite kamen[2]). Durch unausgesetzte Uebung wurde dabei die Geschwindigkeit des Feuers aufs äußerste gesteigert. Bei der großen Unsicherheit des einzelnen Schusses verzichtete man von vornherein auf das Zielen und sogar auf jede Ausbildung im Zielen, und suchte die Wirkung in dem möglichst schnell hintereinander abgegebenen Massenfeuer, der auf

---

Friedrich kurz vor dem jetzigen Feldzug alle Gewehre habe neu verschäfften lassen und dabei den obersten Ring für den Ladestock trichterförmig machen, um ihn sicherer an Ort bringen zu können. Auch gibt er an, daß die Griffe, wie er sie vorschreibt, mit dem hölzernen Ladestock nicht gemacht werden können — 1773 in Preußen statt des konischen Ladestocks der zylindrische.

Bei Versuchen, die Napoleon 1811 anstellen ließ, war nach Thierbach jeder siebente Schuß ein Versager; nach Schmidt Handfeuerwaffe S. 38 waren von 100 Schüssen 20 Versager und 10 Abblitzer. Bei Versuchen, die die französische Regierung 1829 mit demselben Steinschloßgewehr anstellen ließ, kam nur auf 15 Schüsse ein Versager.

1) Die grundlegende Untersuchung ist die Schrift „Die taktische Schulung der preußischen Armee durch König Friedrich d. Gr. während der Friedenszeit 1745 bis 1756" in den „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften". Herausgegeben vom Gr. Generalstab Heft 28/30. 1900.

2) Taktische Schulung, S. 663.

Kommando abgegebenen Salve. Wenn Friedrich noch vorschrieb, daß man das Feuern nicht übereilen solle, „weil ein Kerl zuforderst sehen muß, wo er hinschießet“, so ist später das Zielen sogar direkt verboten worden. Dagegen wurde der höchste Wert darauf gelegt, daß die Salve gut zusammenbrenne und klinge wie ein Schuß. Man nahm an, daß durch das gleichzeitige Einschlagen so vieler Geschosse, die demoralisierende Wirkung verstärkt werde.

Bei Fontenoy (1745) näherten sich die französischen und die englisch-hannöverschen Garden einander ohne zu schießen bis auf 50 Schritt. Die beiderseitigen Offiziere bekomplimentieren sich um den ersten Schuß. Die Engländer gaben die erste Salve, die so mörderisch war, daß die französische Garde fast ganz aufgerieben wurde und der Rest die Flucht ergriff.

Scharnhorst lehrt in seiner Taktik (§ 178), das Plackerfeuer (also das Einzelschießen) müsse auf das sorgsamste vermieden werden. Es sollten nur Salven geschossen werden. Denn 10 Mann, die gleichzeitig fallen, brächten ein Bataillon eher zum Rückzug als 50, die nach und nach und an verschiedenen Stellen fallen. Ferner verfeuerten die Leute ihre Patronen und machten durch die vielen Schüsse ihre Gewehre unbrauchbar; die Steine würden stumpf und die Patronen ließen sich nur noch mit einiger Gewalt den verschleimten Lauf herunterbringen. Endlich verlören die Offiziere die Herrschaft über ihre Leute.

Die Salven wurden vorwiegend im ganzen Bataillon oder pelotonweise abgegeben. Das in drei Gliedern aufgestellte Bataillon wurde in 8 Pelotons geteilt; die Pelotons feuerten abwechselnd ganz schnell nacheinander, 1, 3, 5, 7, 2, 4, 6, 8, so daß das Feuer in fortwährendem Rollen blieb. Auf diese Weise fand der Kavallerie-Angriff keine Feuerpause, wo er hätte einbrechen können. Aber dieses Ideal war erreichbar nur auf dem Exerzierplatz. Friedrich selber soll, nach Lloyd[1]), gesagt haben, das Pelotonfeuer würde das beste sein, wenn es wirklich auszuführen wäre. Berenhorst[2]) schildert, nur die erste Salve sei vielleicht vorschriftsmäßig abgegeben worden oder zwei oder drei Pelotons hätten ordnungsmäßig

---

[1]) Jähns, S. 2105.

[2]) Berenhorst, Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit 1797. S. 239—40.

gefeuert. „Dann folgte ein allgemeines Losbrennen und das gewöhnliche rollende Feuer, wo jeder, der geladen hat, abdrückt, Rotten und Glieder sich mischen, die Vordersten gar nicht dazu gelangen können, sich aufs Knie niederzulassen, wenn sie auch wollten, und die Offiziere von unten an bis zu den Generalen hinauf, mit der Masse nichts weiter mehr anfangen können, sondern warten müssen, ob sie sich endlich vorwärts oder rückwärts in Bewegung setzen werde.“ Diese Schilderung trägt den Stempel der karikierenden Uebertreibung, der Berenhorsts Schriftstellerei überhaupt eignet; immerhin ist darin richtig, daß an der Präzision des Exerzierplatzes im Ernstfalle mehr oder weniger verloren ging[1]).

Der Angriff sollte in der Weise vor sich gehen, daß die ganze Linie der Infanterie unter fortwährendem pelotonweisem Feuern vorwärts ging und sich schließlich mit dem Bajonett auf den Feind stürzte. Zum wirklichen Bajonettkampf kam es jedoch fast nie; in dem Augenblick, wo der angreifende Teil wirklich herankam, gab der Verteidiger den Widerstand schon auf. Man solle den Burschen wohl einprägen, schrieb Friedrich einmal, daß es ihr eigener Vorteil sei, dem Feinde auf den Leib zu gehen, und der König ihnen dafür repondiere, daß er nicht wieder stechen werde[2]). Man erkennt, wie durchaus diese Taktik der Zusammensetzung der Armee entspricht: der gemeine Mann hat nichts zu tun, als zu gehorchen; im Gleichtritt wird er vorgeführt, rechts ein Offizier, links ein Offizier, hinter der schließende; auf Kommando werden die Salven abgegeben und schließlich in die Stellung des Feindes eingebrochen, wo ein eigentlicher Kampf nicht mehr erwartet wird. Bei solcher Taktik kam es auf den guten Willen des Mannes, wenn er nur in der Hand des Offiziers war, nicht soviel an, und man konnte es wagen, auch sehr fremdartige Elemente unterzustecken.

Ueber die Schnelligkeit, mit der die Salven hintereinander

---

[1]) Taktische Schulung, S. 665.

[2]) Der Fürst von Ligne berichtet, daß er ein einziges Mal in seinen vielen Feldzügen, im Treffen von Mons 1757 die Bajonette Eisen auf Eisen habe klappern hören. Berenhorst behauptet, die Kriegsgeschichte ermangele eines gehörig beglaubigten Beispiels, daß die Gewehre von beiden Seiten sich gekreuzt hätten und mit Stoß und Gegenstoß gefochten worden wäre. Auch Kaiser Wilhelm I. hielt nichts vom Bajonettieren bei der Ausbildung der Soldaten, da es keinen praktischen Wert habe.

abgegeben werden konnten, haben sich legendare Vorstellungen gebildet, z. B. General v. Bernhardi „Vom heutigen Kriege“ (1912) schreibt (I, 22) die preußische Infanterie solle im 18. Jahrhundert bis zu zehn Schuß in der Minute abgegeben haben. Das ist nun eine so offenbare Unmöglichkeit, daß die Vermutung auftauchte, es seien nicht Schüsse des einzelnen Mannes gemeint, sondern die Salven der Pelotons, also nicht dieselbe Abteilung habe zehn Schüsse in der Minute abgegeben, sondern das Bataillon habe in einer Minute 10 Peloton-Salven herausgebracht. Die Ueberlieferung meint aber wirklich, daß der einzelne Mann, wenn nicht 10 mal doch 8 mal in der Minute habe schießen können. In Wirklichkeit ist zurzeit des Siebenjährigen Krieges 2—3 mal, später knapp 4 mal das allerhöchste, das mit scharfen Patronen in kommandierten Salven erreicht worden ist (s. Exkurs).

Die Reichweite des Infanteriegewehrs ist gering, man kann sagen bis zu 300 Schritt; auf 400 Schritt wurden kaum noch Treffer erzielt[1]).

Das schwierigste Problem ist das Feuern in der Bewegung, das auch in unserer Zeit, bei der aufgelösten Schützenlinie ein Problem geblieben ist. Das Ideal war, in stetem Vorrücken die Pelotons abwechselnd halten und feuern zu lassen. Aber das war im Ernstfall unerreichbar, da die Erfahrung lehrte, daß die Truppe, wenn sie erst einmal Halt gemacht hatte, um zu feuern, nur schwer wieder in Bewegung zu bringen war, und zwischen dem zweiten und dritten Schlesischen Kriege bildete sich die Vorstellung, das beste sei, die Infanterie ohne Schießen stürmen zu lassen und das Feuer nur für die Verfolgung und die Verteidigung zu verwenden. Die vorbereitende Wirkung fiel dann allein den leichten Bataillonsgeschützen zu, die von Mannschaften gezogen, die Infanterie begleiteten. Da der

[1]) Scharnhorst III, 273 gibt an, daß viele Versuche das Ergebnis gehabt hätten, daß bei Schießen auf eine Linie Kavallerie von 1000 Schuß auf 100 Schritt 403 getroffen hätten, bei 300 Schritt 149, bei 400 Schritt noch 65. Bei einem im Zielen geübten Peloton auf die weiten Entfernungen erheblich mehr, bis zum doppelten. Auf 400 Schritte komme „der Effekt also beinahe garnicht in Betracht“. Gegen Infanterie war die Wirkung naturgemäß noch erheblich geringer. Weiteres darüber „Taktische Schulung“ S. 431. In Firth, „Cromwells Army“, S. 89 wird die Tragweite der Muskete des 16. und 17. Jahrhunderts nach mehreren übereinstimmenden Zeugnissen auf 600 Schritt angegeben, und es ist wohl nicht unmöglich, daß sie größer war als die der Flinte des 18. Jahrhunderts.

wirksame Schuß ja nicht weiter als 300 Schritt reichte und das reguläre Feuer erst auf 200 Schritt, ja bei den Oesterreichern sogar erst auf 100 Schritt[1]) eröffnet werden sollte, so ließ sich in der Tat die Frage aufwerfen, ob, wenn man erst so nahe heran war, man nicht am besten sofort darauf losstürmte, statt sich durch Feuern einen Aufenthalt zu bereiten, der der Wirksamkeit des feindlichen Feuers zu statten kam. Der Marschall von Sachsen hatte in seinen „Rêveries", die Friedrich zu seinem Poem über die Kriegskunst begeisterten, den Angriff ohne Feuer vorgeschlagen. Prinz Moritz von Dessau wünschte sich (1748), daß er einmal in seinem Leben von Seiner Königlichen Majestät die Order bekäme, „sonders geladen an den Feind zu rücken". Wirklich hat Friedrich auch bei Beginn des Siebenjährigen Krieges den Angriff ohne Feuer befohlen und in der Untersuchung der Kriegsgeschichtlichen Abteilung und noch stärker im Militärwochenblatt (1900 N. 40 Spalte 1004) ist die Meinung ausgesprochen worden, damit habe die Fechtweise der deutschen Infanterie die radikalste Umwandlung durchgemacht, die sie je erfahren habe, und zwar zu ihrem Unheil; es sei ein verhängnisvoller Irrtum des Königs gewesen; die schrecklichen Tage bei Prag und Kollin hätten es schlagend bewiesen. Ein anderer Referent an derselben Stelle (N. 94 Spalte 2131) hat aber schon mit Recht dagegen eingewandt[2]), daß der König das Feuern doch wohl nur verboten habe in dem Sinne, viel zu verlangen, um etwas zu erhalten; er wollte das Feuer möglichst beschränken, nahm aber an, daß die Truppe, wenn es nicht anders gehe, dennoch feuern werde. Schon bei Leuthen wurde wieder mit Feuern angegriffen und im Dezember 1758 hat der König denn auch den Angriff ohne Feuer direkt verworfen. Das Feuerverbot war also nicht sowohl eine grundstürzende Aenderung in der Taktik, als ein Experimentieren in einer Aufgabe, für die es eine klare rationelle Lösung tatsächlich nicht gab.

Man darf hinzufügen, daß nach einer guten Ueberlieferung[3]) trotz des rasenden Feuers der Preußen die Verluste, die sie dem

[1]) Oesterreich. Regulament von 1759. Jähns S. 2035.
[2]) In Uebereinstimmung mit „Taktische Schulung", S. 446.
[3]) Gen.-Stab, Kriegsgesch. Einzelsch. Heft 27, S. 380.

Feinde damit zufügten, nicht größer waren, als diejenigen, die sie selber durch das feindliche Feuer erlitten. Der Hauptgewinn, den die preußische Armee aus ihren Feuerübungen zog, war also der indirekte, analog den exakten Exerzierübungen und dem Parademarsch, nämlich die Disziplinierung, die Eingewöhnung in die Ordnung, die Festigkeit des taktischen Körpers.

Seitdem man von der quadratischen Aufstellung der Infanterie zur flachen übergegangen war, hatte man empfunden, daß eine einzige Linie gar zu leicht zerreißen oder durchbrochen werden könne, und hatte deshalb die Infanterie in zwei Linien hintereinander, zwei Treffen aufgestellt. Wir kennen die Treffenaufstellung als ein Produkt des zweiten Punischen Krieges. Der Ursprung und die Entwicklung der Treffentaktik im Altertum und in der Neuzeit ist verschieden; der Sinn und Zweck der Aufstellung aber ist trotz des Unterschiedes der Bewaffnung derselbe. Das zweite Treffen ist zwar als solches nicht imstande, seine Waffen in Anwendung zu bringen, aber es ist bei der Hand, Lücken im ersten auszufüllen[1]), schwache Stellen zu unterstützen, Flankenbewegungen zu machen und nötigenfalls auch Rückenangriffe abzuwehren. Je dünner das erste Treffen mit der dreigliedrigen Aufstellung geworden war, desto nötiger hatte es eine solche Rückenstärkung durch ein zweites Treffen, dem man sogar unter Umständen ein drittes und viertes folgen ließ. Das zweite Treffen brauchte nicht wie das erste eine ununterbrochene Linie zu bilden, sondern durfte zwischen den Bataillonen auch Intervalle lassen, konnte also um eine Anzahl Einheiten schwächer sein. Die Distanz zwischen den Treffen wird verschieden, zwischen 150 und 500 Schritt angegeben[2]).

---

[1]) Disposition für Schlacht bei Zorndorf. Mil. Nachlaß des Grafen Henckel II, S. 79 Auf dem Flügel, so attaquieren soll. werden 3 Treffen sein. Sollte ein Bataillon im 1 Treffen ruiniret oder repoussieret werden, so muß sogleich das Bataillon aus dem 2 Treffen, so hinter demselben stehet, ins 1. rücken und aus dem 3 Treffen muß eines wieder ins 2. Treffen an dessen Stelle rücken, alsdann das ruinirte und repoussierte Bataillon sich ordentlich wieder formieren und mit avanciren muß.

[2]) Montecuccoli, Schriften II, 850. Das österreichische Militär-Feld-Regulament von 1759 gibt 500 Schritt an (Jähns III, 2035 Das „Reglement vor die Königl. Preußische Infanterie“ von 1726 in XX Titul Artic. I, „daß man mit keiner Flintenkugel hinschießen kan“.

Um die bei solcher Aufstellung überaus empfindlichen Flanken etwas zu stützen, stellte man zwischen die beiden Treffen ein Bataillon mit der Front gegen die Flanke, so daß die ganze Aufstellung mit einem länglichen Rechteck verglichen werden konnte.

Je dünner die Aufstellung wurde, desto länger wurde die Front. Das ist sehr vorteilhaft für die Waffenwirkung, besonders wenn man zu einer Ueberflügelung gelangt, aber sehr schwer in der Ausführung. Schon eine größere Masse zu einer langen Front aufmarschieren zu lassen und sie auf einem glatten Exerzierplatz auszurichten, ist nicht leicht, sie aber ausgerichtet und unzerrissen vorwärts zu bewegen und nun gar auf einem unebenen Gelände, dazu sind nur vollkommen ausgebildete Führer und durchexerzierte Truppen imstande. Lloyd sagt, damit eine zusammenhängende Schlachtordnung eine Viertelstunde Wegs vorrücke, gebrauche sie oft mehrere Stunden, und Boyen (I, 169) erzählt in seinen Erinnerungen, seine Erfahrungen lehrten, daß ein en ligne deployiertes Bataillon an einem Schlachttag nur sehr selten oder beinahe gar nicht mit Ordnung zu bewegen sei; die Stimme des Kommandanten reiche bei dem Getöse nicht aus. Hoyer in seiner 1797 erschienenen Geschichte der Kriegskunst schreibt:

„Weil es nicht leicht war, eine so lange Linie gehörig zu richten, beinahe unmöglich aber: sie aus Einer Kolonne aufmarschieren zu lassen; machten die geschicktesten Taktiker beides zu dem Gegenstande ihrer Untersuchungen. Sie bemüheten sich zu zeigen: wie man ein Heer in verschiedenen Kolonnen sowohl vor- als rückwärts bewegen und dann in Eine oder zwei Linien zum Treffen formieren könne. Diese Manöuvres erforderten eine bisher ungewöhnliche Beweglichkeit der Truppen."

Mit unermüdlichem Eifer wurde in der preußischen Armee nicht nur an der überlieferten Ausbildung gearbeitet, sondern auch immer größere Vervollkommnung, Schnelligkeit, Gewandtheit erstrebt und nach neuen, verfeinerten Formen in der Verwendung der Truppenkörper gesucht. Der König persönlich, die Generalität mit den braunschweigischen und anhaltischen Prinzen in preußischem Dienst und das ganze Offizierkorps waren erfüllt von demselben

Eifer. Das bemerkenswerteste Produkt dieser schaffensfreudigen Betriebsamkeit ist die schräge Schlachtordnung[1]).

Indem man von der ursprünglichen tiefen Aufstellung der Infanterie, um die Feuerkraft zu verstärken, zu immer flacherer Aufstellung übergegangen war, hatte die Infanterie eine Form angenommen, in der es nicht nur sehr schwer war, sich geordnet zu bewegen, sondern auch die Begriffe Flanke und Flügel zu immer wachsender Bedeutsamkeit gelangten. Bei einer quadratischen Aufstellung sind Front und Flanke gleich stark. Bei einer linearen Aufstellung wird die Flanke schwächer, je dünner sie ist, und die Unterscheidung der Flügel wichtiger, je länger sie ist. Der Gedanke taucht auf, die Entscheidung nicht durch grades Daraufloszgehn, sondern durch einen Angriff auf einen Flügel oder auf die Flanke zu suchen.

Schon im 30jährigen Kriege finden wir deshalb, daß eine Armee, die sich zu einer Verteidigungsschlacht aufstellt, ihre Flanken durch irgend ein Gelände-Hindernis zu schützen sucht (am weißen Berge 1620). Wir finden auch, daß man den Feind in der Flanke anzugreifen sucht (Wittstock 1636)[2]).

Im Spanischen Erbfolgekriege finden wir die Flügel-Schlacht. Man griff nicht die ganze Front gleichmäßig an, sondern versagte den einen Flügel, den man mit geringeren Kräften ausstattete, um mit dem andern, um so stärkeren den entgegenstehenden feindlichen, womöglich umfassend zu überwältigen. Höchstädt scheint schon nach dieser Methode angelegt, ist aber jedenfalls nicht nach ihr durchgeführt worden. Ramillies und Turin sind Flügelschlachten, aber

[1]) Das G.-St.-W. und die beiden Einzelschriften 27 und 28 30 haben sehr wertvolles neues Material zu der Frage gebracht, sich aber schließlich in eine viel zu enge Auslegung der schrägen Schlachtordnung verlaufen. Sie ist zurückgewiesen von Oberstleutnant Schnackenburg in den Jahrb. f. Armee und Marine, Bd. 116, 2. Heft (1900). Die Grundlegung für die richtige Auffassung hat schon Otto Herrmann in der Brand.-Preuß. Forsch., Bd. V, S. 459 (1892) gefunden, und das ganze Problem ist endgültig erledigt in der nach Quellenkritik, Vollständigkeit und Räsonnement mustergültigen Untersuchung von Rudolf Keibel in der Brand.-Preuß. Forsch., Bd. XIV, S. 95 (1901). Ein letzter Versuch Jannys, die Generalstabs-Auffassung zu verteidigen im Hohenzollern-Jahrbuch 1911 ist zurückgewiesen von O. Herrmann in der Br.-Pr. Forsch. XXVII, 555 (1914).

[2]) Montecuccoli II, 581 nennt als Flügelschlachten auch Nieuport, Breitenfeld und Alterheim. Breitenfeld wurde zwar praktisch zur Flügelschlacht, war aber nicht als solche angelegt.

mehr durch besondere Gelände-Verhältnisse, als durch die Methode dazu bestimmt. Malplaquet ist aber durchaus als Flügelschlacht angelegt, freilich infolge einiger Irrungen nicht als solche durchgefochten worden.

Auch die Theorie begann sich des neuen Problems anzunehmen. Vom Studium der Antike war sie einst ausgegangen und hatte sich fortdauernd daran genährt. Man erinnerte sich jetzt der schrägen Schlachtordnung des Epaminondas und fand bei Vegetius den Satz: „Wenn die beiden Heere zusammenprallen, zieht man seinen linken Flügel von dem feindlichen rechten außerhalb des Bereichs aller Fernwaffen zurück. Unser rechter Flügel, der aus unseren besten Truppen, sowohl an Infanterie wie an Kavallerie bestehen muß, dringt hierauf gegen den linken Flügel des Feindes vor, wird mit ihm handgemein und durchbricht oder umfaßt ihn, um ihn im Rücken angreifen zu können. Oder aber man führt mit dem linken Flügel aus, was von dem rechten gesagt ist."

Der erste neuere Theoretiker, wenn man von einer doktrinären Konstruktion des Herzogs Albrecht von Preußen absieht[1]), scheint Montecuccoli gewesen zu sein. Er gibt in seinem Werk „Von der Kriegskunst" 1653 (deutsch erschienen 1736; Werke II, 68) die Regel: „Die besten Truppen an den Flügeln einteilen und den Kampf von jener Seite aus, wo man sich stärker fühlt, beginnen, und der schwächere Teil soll den Feind hinhalten." Aehnlich in anderen Schriften (II, 352).

In offenbarer Anlehnung an diesen Satz schreibt auch Khevenhüller in seinem 1738 gedruckten „Kurtzem Begriff aller militärischer Operationen": „Die beste Mannschaft auf die Flügel thun, anfangen auf denselben Seiten zu treffen, wo man glaubt, am stärksten zu seyn, und wo man schwach ist, den Feind später attaquiren, ihn mit Scharmützeln oder Avantage des Terrains amüsieren."

Der Franzose Folard, aus dessen umfangreichem Werk über Polybius Friedrich der Große einen Auszug anfertigen ließ, an dem er selber mitarbeitet, ließ vor seinem Hauptwerk ein Buch „Nou-

1) Jähns I, 520, 522.

velles découvertes sur la guerre" erscheinen, worin er sehr ausführlich (Th. II, cap. VII) die Schlachten bei Leuctra und Mantinea behandelt, die Vorzüge der schrägen Schlachtordnung ans Licht stellt und das Genie des Epaminondas preist.

Noch viel mehr als von Folard hat Friedrich von einen anderen Franzosen Feuquières gelernt und nicht wenig aus dessen Schriften wörtlich in seine Anweisungen übernommen. Grade bei ihm aber kommt, so viel ich gesehen habe, die schräge Schlachtordnung nicht vor. Als Friedrich den Thron bestieg, war also der Gedanke der schrägen Schlachtenordnung vorhanden und war auch schon praktisch geübt. Die Theorie aber war weder durchgebildet noch durchgedrungen und die Praxis hatte mit einigen Anläufen doch noch nichts Wirkliches geleistet. Nichtsdestoweniger müssen wir annehmen, daß in den Kreisen der denkenden Militärs von der schrägen Schlachtordnunng gesprochen zu werden pflegte. Es war ein bereits geläufiger Begriff. Eben damals legte der alte Marschall Puysegur († 1743) die letzte Hand an, sein großes Werk „Art de la Guerre", das er schon fast ein halbes Jahrhundert vorher begonnen hatte, auszuarbeiten, das dann sein Sohn im Jahre 1748 veröffentlichte. In diesem Werk ist die schräge Schlachtordnung (Ordre oblique) klar und erschöpfend behandelt. (Ausgabe 1748 I, 161 ff. II, 45 ff. Register II, 234.) Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Friedrich, der von sich einmal schrieb, daß er so ziemlich alles gelesen habe, was je über Kriegsgeschichte geschrieben worden sei, schon als er in seinen ersten Krieg zog, auch den Gedanken der schrägen Schlachtordnung im Kopf gehabt hat. Bei Mollwitz finden wir, daß der König den rechten Flügel seiner Armee stärker macht, als den linken, speziell durch schwere Artillerie, und den linken Flügel, nach seinem eigenen Ausdrucke „versagt"[1]). Eine eigentliche Flügelschlacht wird es trotzdem nicht, da schließlich nicht der vorgezogene rechte Flügel, sondern einne Vorwärtsbewegung des linken, der sehr wenig Verluste erlitten hatte, die Entscheidung bringt. Man hat deshalb den Schräg-Angriff der Preußen bei Mollwitz überhaupt nicht als ein Beispiel der schrägen Schlachtordnung, sondern

[1]) Die Einzelheiten bei Hermann l. c. S. 464.

als eine bloße Zufalls-Erscheinung ansehen wollen. Auch ich habe mich lange dieser Auffassung zugeneigt, bin aber auf Grund der Untersuchungen von Herrmann und Keibel doch zu dem Ergebnis gekommen, daß die andere Auffassung die richtige ist, und jedenfalls ist von Mollwitz an in Schlacht-Dispositionen, wie in den zur Ausführung gelangten Schlachten Friedrichs, der Gedanke der schrägen Schlachtordnung der alles beherrschende.

Recht eigentlich in der Durchführung dieses Gedankens besteht das Persönlich-Schöpferische der Schlachten-Taktik des Königs. Die praktischen wie theoretischen Ansätze, die schon existierten, hatten doch noch keine eigentliche Frucht gebracht. Der Gedanke war eben leicht und er war uralt, aber die Ausführung schwer.

Den einen Flügel stärker zu machen als den andern, ist allerdings einfach. Aber wenn der Gegner das erkennt, macht er entweder dasselbe oder stößt seinerseits vor gegen den schwächeren Flügel des Angreifers. Voll wirksam wird die schräge Schlachtordnung erst, wenn es gelingt, den feindlichen Flügel mit dem Angriffsflügel zu umfassen. Der Gegner bietet aber nicht freiwillig die Flanke, sondern stellt sich möglichst rechtwinklig über die feindliche Anmarschrichtung. Der Angreifer hat also die Aufgabe, angesichts des Feindes eine große Schwenkung oder Drehung zu machen. Das ist um so schwieriger, als die Entwickelung der Elementar-Taktik es mit sich gebracht hat, daß die ganze Schlachtfront möglichst eine ununterbrochene Linie bilden muß[1]. Puysegur sagt einmal[2], früher habe man die Bataillone mit Intervallen schachbrettförmig aufgestellt, aber dadurch seien viele große Schlachten verloren gegangen, da jedes Bataillon durch die Intervalle habe flankiert werden können. Man habe deshalb die Intervalle kleiner gemacht, aber diejenige Ordnung, bei der die Bataillone und Eskadrons ohne alle Intervalle ständen, sei un-

---

[1]) Clausewitz (7jähr. Krieg), Werk X, 56 schreibt: „Nach den Vorurteilen und Einrichtungen jener Zeit konnten sich 40- oder 50000 Mann nicht anders schlagen als wenn sie sich vorher in einer zusammenhängenden Schlachtordnung aufstellten“. Der Tadel, der in dem Worte „Vorurteil“ liegt, erscheint unberechtigt: es war eine durch die Natur der Dinge gebotene Konsequenz: weil die Linien so fadendünn waren, mußten sie zusammenhängen; jeder Zwischenraum hätte eine überaus gefährliche Einbruchsstelle geboten.

[2]) Nach Jähns II, 1521.

zweifelhaft die stärkste. So verfuhr man auch in der Friderizianischen Epoche allenthalben. Diese zusammenhängende Front also galt es, mit der Kavallerie und Artillerie, schräg, womöglich umfassend an den Feind zu bringen[1]).

Die Schrägstellung an sich bringt natürlich noch keinen Vorteil. Dieser entsteht erst dadurch, daß der Angriffsflügel auch der stärkere ist und der versagte Flügel, indem er zurückgehalten wird, eine größere feindliche Macht bindet. Der schräge Anmarsch mit der Uebermacht muß also nicht nur überhaupt, sondern auch so schnell erfolgen, daß der Feind keine Gegenmaßregeln treffen kann, daß der Angriff als Ueberraschung wirkt. Die höchste Steigerung der schrägen Schlachtordnung wird erreicht, wenn es gelingt, die feindliche Front zu überflügeln und sie zu umfassen.

In den Schriften des Großen Generalstabes wird der Begriff der schrägen Schlachtordnung beschränkt auf die Infanterie und deren ununterbrochene zusammenhängende Front. Diesen Gedanken soll der König erst in der Zwischenzeit zwischen dem zweiten und dritten Schlesischen Kriege gefunden haben. Die schräge Schlachtordnung wäre hiernach eine ganz spezifische Unterart der Flügelschlacht und von dieser scharf zu scheiden. Grundsätzlich ist eine solche Festlegung der Terminologie nicht abzulehnen. Sie ist aber in dieser Schärfe nicht angezeigt und nicht durchführbar, weil tatsächlich und historisch die Grenzen fließend sind und auch die Kavallerie und Artillerie nicht ausgeschieden werden dürfen[2]). Ich möchte die Sache also so fassen: Die schräge Schlachtordnung ist diejenige Form der Flügelschlacht, bei der die ganze Schlachtlinie eine möglichst wenig oder gar nicht unterbrochene Front bildet. Zur Flügelschlacht gehört, daß der eine Flügel vorgeschoben, der

---

[1]) Friedrich selber in den „Generalprinzipien" (Art. XXII, Nr. 7) beschreibt „Meine oblique Ordre de Bataille" so: „man refüsirt den Feind einen Flügel und man verstärket denjenigen, welcher attaquieren soll; Mit letzterem thut Ihr alle Eure Efforts auf einen Flügel des Feindes welchen Ihr in die Flanque nehmet; Eine Armee von 10 000 Mann, wenn sie in der Flanque gefasset wird, kann durch 30000 Mann geschlagen werden, denn die Affaire decidieret sich sodann geschwinde".

[2]) Auch die kontinuierliche Linie der Infanterie hat der König keineswegs schematisch festgehalten, sondern sich nach Umständen davon emanzipiert. Das ist bei Prag wie bei Kollin nachgewiesen von O. Herrmann, Brand.-Preuß. Forsch. XXVI, S. 499 Anmerkung. S. 518.

andere zurückgehalten wird, daß der Angriffsflügel verstärkt wird und womöglich die feindliche Front in der Flanke oder gar im Rücken packt. Diese Merkmale sind also auch für die Unterform der Flügel-Schlacht, die schräge Schlachtordnung maßgebend. Die schräge Schlachtordnung wird zur Unterform der Flügelschlacht in Anpassung an die Elementar-Taktik der Epoche, aus der sie mit innerer Logik erwächst und herausgebildet wird. Die Verstärkung des Angriffsflügels kann sowohl in der Verstärkung der Infanterie bestehn, indem man dem ersten Treffen noch ein Vortreffen, eine „Attacke", wie man es nannte, vorausschickt oder eine Reserve folgen läßt, oder auch in einer Verstärkung der Kavallerie oder Artillerie.

Haben wir eben schon gehört, daß der einfache Aufmarsch einer Armee zur Linie keineswegs etwas Selbstverständliches, sondern ein taktisches Kunstwerk war, so war es um so mehr der Aufmarsch zu einer Schrägstellung. Zuerst ordnete Friedrich einfach an, daß der eine Flügel schneller marschieren solle, als der andere. Damit kam man natürlich nicht aus. Die Front mußte dabei zerreißen und wenn die Bataillonsführer suchten die Lücke zu füllen, in Unordnung kommen. Mit unermüdlichem Eifer hat Friedrich in dem Jahrzehnt 1746 bis 1756 theoretisch und praktisch daran gearbeitet, die passendste Form für die Ausführung seiner Idee zu finden[1]). Nicht weniger als acht verschiedene Arten hat er allmählich konstruiert und ausprobiert, um zu seinen schrägen Aufmarsch zu gelangen. Als die beste Form erschien ihm schließlich der Angriff in Echelons.

Später, bis 1806, hat man diesen Echelon-Angriff, bei dem die Bataillone nicht gleichzeitig antreten, sondern stufenförmig sich aneinander anreihen, mit höchstem Eifer ausgebildet und gepflegt, seine Bedeutung aber ganz außerordentlich überschätzt. Die Wirkung ist schließlich doch nur die,

[1]) Die Beobachtung und Verfolgung dieser Arbeit in allen Einzelheiten ist es gewesen, die den Generalstab dazu verführt hat, die schräge Schlachtordnung überhaupt erst in dieses Jahrzehnt zu setzen und auf die zusammenhängende Infanteriefront zu beschränken. Die Beschränkung wird aber auch in den Schriften des Generalstabes selber nicht streng festgehalten und man verwickelt sich dabei in innere Widersprüche, in Widersprüche mit König Friedrich und Widersprüche mit einer persönlichen Schrift des Chefs der Historischen Abteilung, v. Taysen.

daß die nachgeordneten Bataillone eine ganz kurze Zeit, von Bataillon zu Bataillon kaum Minuten später in der gleichen Linie mit dem zuerst angreifenden Flügel-Bataillon stehen. Die einzige Schlacht, in der die schräge Schlachtordnung mit Echelons einigermaßen der Idee gemäß zur Ausführung gelangt ist, ist Leuthen, und hier war das Entscheidende nicht der Echelon-Angriff, sondern die Tatsache, daß es dem König gelang, die preußische Armee in ihrem Anmarsch mit einer unvermuteten Wendung unbemerkt gegen den linken Flügel der Oesterreicher zu dirigieren. Er verwandelte den flügelweisen Anmarsch in einem treffenweisen, d. h. die vier Kolonnen, in denen die Preußen anrückten, jede bestehend aus einem Teil des ersten und dem entsprechenden des zweiten Treffens, mit einer fünften Kolonne als Vortreffen schwenkten zugweise auf dem Haken, und marschierten eine gute halbe Meile an der feindlichen Front entlang, bis sie gegenüber dem äußersten linken Flügel der Oesterreicher angelangt waren. Hier schwenkten die Züge, die den genügenden Abstand von einander gehalten hatten, zur Linie ein[1]). Es bildeten sich also mit dem Vortreffen drei Treffen, hinter die sich als viertes Treffen die Husaren setzten und in dieser Aufstellung griffen sie den österreichischen Flügel, ohne ihn zu überragen und zu umfassen an; sie waren ihm aber überlegen durch die Tiefe der vier Treffen hintereinander. Daß die Bataillone nun nicht ganz gleichzeitig, sondern echelonweise angriffen, war nicht von wesentlicher Bedeutung, wird auch von dem König in seiner eigenen Darstellung nur ziemlich beiläufig erwähnt[2]). Die Schräg-

---

[1]) Tempelhof schildert den Anmarsch: „Es gab keinen schöneren Anblick. Die Teten waren beständig in gleicher Höhe und in der zur Formierung nötigen Entfernung von einander; die Züge hielten ihre Distanzen so genau, als wenn es zur Revue gegangen wäre.“

[2]) Als Grund des staffelweisen Angriffs gibt er an, daß es vermöge dieser Anordnung keines besonderen Befehls für den linken Flügel bedurft hätte, um in den Kampf einzutreten. Der Abstand der einzelnen Bataillone von einander betrug 50 Schritt, also noch nicht eine Minute Marsch; die vordere Spitze des rechten Flügels hatte vom Ende des linken Flügels einen Abstand von 1000 Schritten, also nicht mehr als 10 bis 15 Minuten Marsch.

Daß die Echelons es nicht waren, die den Sieg gebracht haben, hat auch schon Dietrich v. Bülow erkannt (Jähns III, 1391). — Major Jochim Das mil. Testament d. Großen Königs (Beih. z. Mil. Wochenbl. 1914, 7. Heft) will, im Gegensatz zum Gen.-St.-W. S. 26, daß die Echelons nicht bataillons-, sondern brigadeweise (5 Bataillone) gebildet worden seien. Er sieht die schräge Schlachtordnung überhaupt nicht als eine Kampfesform, sondern als eine Bewegungs-

Stellung, die die preußische Front im Moment des Angriffs zu der österreichischen einnahm, wird durch das staffelweise Angreifen der Bataillone noch, so zu sagen, um etwas gesteigert. Das Ueberwältigende ist aber die kurze, gedrungene Aufstellung, die sich ausschließlich gegen den linken Flügel der Oesterreicher wandte, den rechten der fast eine Meile langen österreichischen Front aber ganz unberührt ließ. So wurde der linke Flügel der Oesterreicher geschlagen, ehe er vom rechten aus verstärkt werden konnte. Die Preußen, obgleich nur 40 000 gegen mehr als 60 000 hatten doch in jedem einzelnen Gefechts-Moment die numerische Ueberlegenheit.

Das wesentliche ist also nicht der Echelon-Angriff und nicht einmal die schräge Ansetzung des Angriffs, sondern die taktische Uebung als solche, die Gewandtheit, die es dem Führer einer preußischen Armee erlaubte, sie in voller Ordnung an der feindlichen Front entlang und an einen feindlichen Flügel so schnell heran- oder womöglich um ihn herumzuführen, daß der Feind nicht dazu gelangte, dieses Manöver seinerseits durch einen Offensivstoß umzuwerfen.

Auch den Gegnern waren ähnliche Gedanken keineswegs völlig fremd. Die Schlacht bei Roßbach ist geradezu ein Gegenstück zu Leuthen. Hildburghausen und Soubise versuchten die preußische Armee zu umgehen; aber indem sie marschierten, waren die Preußen schon aufmarschiert, griffen an, stießen in ihre Marsch-Kolonnen hinein und warfen durch den bloßen Ansturm, fast ohne Verlust, alles über den Haufen. Hätten die Oesterreicher bei Leuthen, statt in ihrer Defensiv-Stellung zu verharren, rechtzeitig einen solchen Offensiv-Stoß in die marschierenden Preußen hinein gemacht, so hätten sie sicherlich die Schlacht gewonnen.

Das Infanterie-Gefecht vom Dreißigjährigen Kriege bis zum Spanischen Erbfolgekriege wird nicht selten zu einem aufgelösten Oertlichkeits-Gefecht und mit großer Hartnäckigkeit durchgeführt. Die schärfere Exerzierübung, die immer stärkere Akzentuierung des

form an und weist auch die traditionelle Ueberschätzung mit Entschiedenheit ab; die schräge Schlachtordnung ist ihm nur ein „Notbehelf für die deckungslose Ebene“. Nach der Disposition für die Schlacht bei Zorndorf (gedr. im Mil. Nachlaß des Grafen Henckel Donnersmarck II, 73) bilden immer zwei Bataillone zusammen eine Staffel.

taktischen Körpers veränderte auch den Charakter des Gefechts. Der Kampf um Oertlichkeiten wurde nach Möglichkeit vermieden, da er den taktischen Körper auflöste. Friedrich verbot ausdrücklich, daß die Soldaten in Häuser gesteckt würden. General von Höpfner in seiner Geschichte des Krieges von 1806 schildert die Fridericianische Taktik sehr richtig (S. 480).

„Es kam in ihr Alles darauf an, mit dem ersten Stoß zu entscheiden. Man ging mit der ganzen Masse in Linie vor, gab ein Paar Bataillonssalven und griff dann zum Bajonett. Was damit nicht erreicht werden konnte, war nicht zu erreichen. Der große König hatte das Bedenkliche dieser Fechtart, wenn er so mit Eins alle Kräfte in den Schlund des Gefechts stürzte, wohl erkannt; er wußte aber kaum andere Gegenmittel zu finden, als den Angriff mit zurückgehaltenem Flügel und in Echelons, wo dann wenigstens ein Teil noch augenblicklich zur Disposition blieb. Das war indessen kein durchgreifendes Mittel, sondern führte gegen einen Feind, der nicht durch den ersten Stoß überrannt wurde, nach wenigen Momenten zu einem Parallelgefecht mit allen Kräften."

Eine scharfe Grenzlinie ist natürlich nicht zu ziehen; auch unter Friedrich ist nicht immer alles mit dem ersten Stoß entschieden gewesen, sondern es haben sich längere Gefechte entsponnen, aber im allgemeinen ist zu sagen, daß, merkwürdig genug, unter Eugen und Malborough die Schlachten den napoleonischer ähnlicher sind als die fridericianischen. Die Feldherren wie die Truppen bewegen sich freier. Gerade die vorzügliche Ausbildung der Mechanik der militärischen Bewegungen und Handlungen durch den preußischen Exerzierplatz bindet an diese Mechanik und erschwert das freiere Fechten.

Indem die Preußen die Linear-Taktik zur höchsten Wirksamkeit potenzierten, wurde dadurch ihre natürliche Schwäche nicht nur nicht gemindert, sondern eher noch gesteigert. Diese ausgerichteten, salvenschießenden Bataillone wurden durch jede Unebenheit im Gelände in Unordnung gebracht und konnten weder ein Dorf- noch ein Waldgefecht führen. Das war um so empfindlicher, als die Oesterreicher an ihren Kroaten eine sehr brauchbare leichte Infanterie besaßen, die das zerstreute Gefecht als Naturburschen zu führen verstanden. Das preußische Salvenfeuer kam gegen die

aus der Deckung feuernden Irregulären nicht auf. Bei Lowositz und bei Kollin haben sie auch in der rangierten Schlacht eine große Rolle gespielt, und daß die Preußen bei Leuthen gewannen, dabei hat vielleicht mitgespielt, daß die Kroaten nicht zur Stelle gewesen zu sein scheinen.

Bei Beginn des Siebenjährigen Krieges errichtete der König vier Freibataillone als leichte Infanterie, am Schluß hatte er 26. Aber diese Freibataillone konnten den Panduren und Kroaten nicht die Wage halten. Maria Theresia hatte in den Grenzern, die selber noch halbe Barbaren, in einem dauernden Kriege mit den Türken lebten, eine eigentümliche Quelle kriegerischer Tüchtigkeit, die dem König von Preußen fehlte. Immer wieder klagte er, welchen Schaden ihm diese undisziplinierten Scharen im kleinen Kriege, durch ihre Schleierbildung und durch die Beobachtung seiner eigenen Bewegungen zufügten. Wie viel die preußischen Freibataillone tatsächlich geleistet haben, ist aus der Ueberlieferung nur stückweise und unsicher zu erkennen. Obgleich einzelne erfolgreiche Züge erzählt werden, so hat der König selbst von der Truppe nicht viel gehalten. Dem General Tauentzien schrieb er einmal (24. Mai 79), die Offiziere dieser Bataillone seien „gemeiniglich liederliches und schlechtes Zeug". Diese Truppe war ihm so zu sagen nur ein unvermeidliches Uebel, und sie konnte um so weniger etwas Hervorragendes leisten, als Friedrich selber ihr Wesen nicht richtig erfaßt und ihr keine ihrer Natur entsprechende Ausbildung gegeben hat. Um im aufgelösten Gefecht etwas zu leisten, hätte die Mannschaft entweder einen starken kriegerischen Naturtrieb mitbringen müssen, wie die Kroaten, Panduren und Kosaken, oder aber einen sehr guten Willen, der systematisch zur kriegerischen Leistung erzogen wurde. Aber für den Gedanken einer solchen Ausbildung war im preußischen Offizierkorps kein Raum. Kein Geringerer als Ferdinand von Braunschweig schrieb von den österreichischen Panduren und Kroaten, daß sie „immer wie Diebe und Räuber hinter Bäumen versteckt sind und sich nie im offenen Felde zeigen, wie es braven Soldaten geziemt"[1]). Nicht viel anders dachte der König selbst. Sollte er einen so verwerflichen Geist in seiner eigenen Armee

[1]) Brief vom 8. August 1745. Generalstabswerk, Kriege Friedr. d. Gr. I, 24.

systematisch züchten? Da sie nun aber doch einmal unentbehrlich waren, so entstand eine greuliche Mißgestalt.

Die preußischen Freibataillone waren nicht besser, sondern noch schlechter zusammengesetzt als die Linien-Bataillone; ihnen fehlten die Landeskinder, es waren Abenteurer, Deserteure, Vagabunden, die sich von der regulären Infanterie nur dadurch auszeichneten, daß ihnen das fehlte, was diese stark machte, nämlich die Disziplin. Mit Gewalt Gepreßte konnte man in der ausgerichteten Linie dahin bringen, daß sie ausführten, was man von ihnen verlangte, aber nicht im Schützengefecht, wo der Mann nach eigener Einsicht und Willen Deckung nimmt, vorgeht und ficht. Es ist erstaunlich genug, daß einzelne Führer wie Mayer, Guichard, Graf Hardt mit diesen beinahe Räuberbanden doch erfolgreich gekämpft haben[1]).

Neben den Freibataillonen wurden auch Jägerkompagnien errichtet zu ähnlichen Zwecken wie jene, aber ganz umgekehrt wie sie aus besonders tüchtigen, zuverlässigen Leuten zusammengesetzt, Söhne von einheimischen Förstern, denen selbst Aussicht auf Anstellung im Forstdienst eröffnet wurde.

Die Entwickelung der Kavallerie haben wir verfolgt bis auf Gustav Adolf, der die Caracole abschaffte, die Pistole auf die Funktion einer Hilfswaffe herabsetzte und den geschlossenen Choc mit dem Pallasch als die prinzipielle Angriffsmethode befahl. In dieser Richtung ging es weiter. Es kam darauf an, den Choc in voller Geschlossenheit so lang und so schnell zu machen, wie es nur möglich war. Das war aber sehr schwer. Es gehörten dazu sehr viel Uebungen und diese Uebungen griffen die Pferde sehr an. Die Obersten also, die ihr Pferdematerial zu schonen wünschten, ließen es bei kürzeren Attacken im Trab oder mit einem kurzen Schluß-Galopp bewenden. Prinz Eugen befahl wohl den Angriff in der Karriere, konnte ihn aber nicht durchsetzen. Friedrich Wilhelm I. war ohne Verständnis für die Reiterwaffe, und so vortrefflich sich die von ihm geschulte Infanterie in der Schlacht bei Mollwitz bewährt, so wenig leistete in dieser Schlacht die

[1]) Kurt Schmidt, Die Tätigkeit der preußischen Freibataillone in den beiden ersten Feldzügen des siebenjährigen Krieges. Berl Dissert 1911. Erwin Dette, l. c. S. 78 ff. Ueber Hardts Erfolge 1759 Generalstabswerk X, 124.

preußische Kavallerie. Sie wurde von der allerdings auch numerisch überlegenen österreichischen Kavallerie völlig geworfen und vom Schlachtfelde vertrieben. König Friedrich flößte ihr einen neuen Geist ein; schon im nächsten Jahr bei Chotusitz zeigte sie sich ganz anders und in dem Jahrzehnt vor dem Siebenjährigen Kriege wurde die Leistung immer höher getrieben. Während er im Jahre 1748 sich noch mit Attacken von 700 Schritt begnügt hatte, forderte er 1755 1800 Schritt, das letzte Stück in voller Karriere. Er forderte von den Kommandeuren, daß sie sich niemals attackieren lassen sollten, sondern immer selber attackieren. „Wenn dergestalt die große Mauer geschlossen und mit Impetuosität auf einmal an den Feind herankommt, so kann ihr ohnmöglich etwas Widerstand thun". Von Seydlitz soll das einmal so ausgedrückt sein, die Kavallerie gewinne das Gefecht nicht mit dem Säbel, sondern mit der Reitpeitsche. Oder „bei der Attacke sechs Mann hoch und ein Hundsfott, wer sich hinten herausdrängen läßt". Der geschlossene taktische Körper verschlingt den einzelnen Reiter so sehr, daß der König das Handgemenge möglichst ausgeschlossen zu sehen wünscht; denn „dabei dezidiret der gemeine Mann die Sache" und darauf könne man sich nicht verlassen. Deshalb sollten die Schwadronen nicht nur in sich ganz geschlossen, Bügel an Bügel oder gar Knie an Knie reiten, sondern auch im ersten Treffen zwischen den Schwadronen fast keine Intervalle sein und die Attacke über das erste feindliche Treffen hinaus, dieses vor sich hertreibend auch das zweite feindliche Treffen sprengen, und erst nach diesem zweiten Erfolg nimmt er das Handgemenge als zulässig an[1]).

Die österreichische Kavallerie soll noch im Siebenjährigen Kriege, ehe sie die Klingen gebrauchte, gefeuert haben[2]).

In Frankreich wurde die Entwicklung dadurch gehemmt, daß Pferde und Ausrüstung bis auf eine Reorganisation durch den

---

[1]) Milit. Wochenbl. 1895. Nr. 62, Sp 1602. Jahrgang 1899, Nr. 73, Sp. 1882. Der französische Gesandte Valory schreibt in seinem Bericht vom Jahre 1748 über die preußische Kavallerie beim Tode Friedrich Wilhelms I. Brand.-Preuß. Forsch. V I, 308: „Les chevaux accoutumés au feu et le cavalier descendant de son cheval, lui laissant la bride sur le col, et se rangeant à la tête de l'escadron pour faire feu de rang de pelotons et de bataillons comme les fantassins, sans qu'aucun cheval braulât de sa place. J'ai vu des demi-escadron entiers doubler les rangs en fuyant les talons."

[2]) v. Canitz, Nachr. und Betrachtungen über die Schicksale der Reiterei, S. 7.

Herzog von Choiseul (1761 bis 1770) den Kapitänen gehörten, die keine Abnutzung wollten. Schritt und Trab blieben die einzigen Gangarten. Erst Graf St. Germain setzte 1776 die Attacke in vollem Laufe durch[1]).

Von der Attacke in der Karriere schreibt General von der Marwitz[2]): „Durchbrechen muß diese Masse allemal. Möglich, daß sie zur Hälfte zusammengeschossen wird, oder in einen Hohlweg stürzt, wobei Hunderte den Hals brechen. Unmöglich aber, daß sie stutzt oder gar umkehrt, denn in diesem Getümmel, Brausen und Toben, wenn viele 100 Pferde in einem dichten Klumpen vorwärts jagen, bleibt auch der beste Reiter nicht Herr seines Pferdes — sie gehen alle durch. Behielte aber auch einer oder der andere das seinige in der Gewalt, so ist dennoch an Aufhalten nicht zu denken, denn er würde augenblicklich von den hinter ihm Durchgehenden übergeritten. Es leidet also keinen Zweifel: wird eine solche Attacke unternommen, so entsteht ein Loch, oder man sieht das Regiment nicht wieder."

Wie nun, wenn zwei solcher Attacken aufeinanderprallten?

Wie wir oben gehört haben, daß wirkliche Bajonettkämpfe kaum je vorgekommen seien, so soll auch nach einer Untersuchung[3]) von General Wenninger der Fall, daß zwei Eskadrons mit voller Wucht und Geschlossenheit in der Attacke aufeinander getroffen seien, niemals vorgekommen sein. Beide Teile würden dabei zu Falle kommen.

Dasselbe schreibt General Pusyrewski „Untersuchung über den Kampf" (Warschau 1893): „Ein wirklicher Zusammenstoß existiert niemals: der moralische Eindruck des einen der Gegner wirft immer den anderen ein bißchen früher, ein bißchen später und sei es auch erst in der Entfernung einer Nasenlänge, um; vor dem ersten Säbelhieb ist die eine Partei schon geschlagen und wendet sich zur Flucht. Durch einen wirklichen Zusammenstoß würden beide Teile vernichtet werden. In der Praxis verliert der Sieger kaum einen Mann".

[1]) Nach Desbrière und Sautai, Organisation et tactique des trois armes. Paris 1906.

[2]) Schriften II, 178.

[3]) Kavalleristische Monatshefte (1908) S. 908. Ueber Verlauf und Ergebnis von Reiterzusammenstößen.

Bei einem Angriff auf Infanterie ergibt sich nach General von der Marwitz ein ganz anderes Bild. Er schreibt (Schriften II, 147): „Wer je einen Kavallerie-Angriff mitmachte, dem Feinde entgegenging, weiß gewiß, daß kein einziges Pferd Lust bezeigt, in die anrückende Masse einzudringen, daß vielmehr jedesmal alle stutzen und umzukehren suchen. Wenn der Angriff nicht vollständig mißlingen soll, muß jeder Reiter sein Tier daran hindern", es also hineintreiben.

Um das zu erreichen, ritten die Franzosen eng geschlossen, aber langsam.

Diese Schlachten-Kavallerie war nun sehr wenig geeignet für den so wichtigen Dienst der Aufklärung, ja sogar der Verfolgung. Man hat wohl gesagt, die Führer jener Zeit hätten nicht verstanden, die Kavallerie zur Aufklärung zu gebrauchen. Friedrich selber fühlte sich, als er 1744 bis in das südliche Böhmen vorgedrungen war, wie abgeschnitten und konnte, obgleich er fast 20000 Mann Kavallerie hatte, längere Zeit nicht herausfinden, wo die österreichische Armee sich befand. Aehnlich ging es noch 1759 der Armee des Grafen Dohna, die den Auftrag hatte, ins Posensche einzudringen und die Russen zu fassen. Man glaubte offenbar, schreibt das Generalstabswerk (X, 175), diese kostbare, schwer zu ersetzende Waffe nicht aus der Hand geben zu dürfen, und wurden wirklich einmal einzelne Patrouillen weit vorgesandt, so geschah nichts, um ihnen ein rechtzeitiges Zurückmelden zu ermöglichen. Diese Ungeschicklichkeit dürfte aber ihren tieferen Grund darin haben, daß die Kavallerie viele unzuverlässige Leute zählte, gewiß entfernt nicht so viele, wie die Infanterie, aber doch zu viele, um sie in Patrouillen aufgelöst durchs Land zu schicken. Wie bei der Infanterie war ja der ganze Geist der Ausbildung nicht auf die Leistung des Einzelkriegers, sondern des festen taktischen Körpers gerichtet, der Aufklärungsdienst aber fordert die Ausbildung jedes einzelnen Mannes zu Selbständigkeit und Selbsttätigkeit. Es ist also nicht sowohl die mangelnde Befähigung der höheren Führer als das natürliche Ergebnis des ganzen Systems, das die hohe, aber einseitige Tüchtigkeit der Kavallerie bedingte.

Friedrich hat diesen Mangel früh erkannt und bildete, wie bei der Infanterie, so auch bei der Reiterei eine eigene Waffen-

gattung aus, die Lücke zu füllen. Das sind die **Husaren**, die nicht zur Kavallerie gerechnet wurden. Sein Vater hatte ihm nur 9 Eskadrons davon hinterlassen; Friedrich vermehrte sie auf 80. Er sah in ihnen kriegs-, abenteuer- und auch wohl beutelustige Gesellen, die in einer gewissen halben Freiheit gehalten, nicht desertionsverdächtig waren, deshalb sogar zur Verhütung der Desertion bei den anderen Truppenteilen benutzt werden konnten, eben deshalb aber für das, was er von seiner Kavallerie in der Schlacht verlangte, zu locker. Bei Leuthen bildeten sie hinter der Infanterie ein viertes Treffen. Bei Verfolgungen ist besonders auf sie gerechnet.

Schon vor dem Siebenjährigen Kriege ist aber die Husaren-Ausbildung der der anderen Reiter-Regimenter mehr angeglichen worden.

Mehr als ein Viertel der friderizianischen Feld-Armee bestand (Dezember 1755) aus Reitern (31000 gegen 84000 Mann Infanterie). In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte das Fußvolk sehr überwogen; in der zweiten Hälfte, als sich die Umbildung der Ritterschaft in Kavallerie vollzog, wuchs diese wieder und erreichte im 30jährigen Kriege zuweilen die Hälfte und mehr als die Hälfte. Bei den stehenden Heeren wuchs wieder die billigere Waffe, die Infanterie; unter dem Großen Kurfürsten machte die Kavallerie nur ein Siebentel aus. Dann wurde sie allmählich wieder vermehrt bis zu dem Maximum unter Friedrich.

Wie die beiden anderen Waffen, so wurde auch die **Artillerie** immer weiter verbessert und in ihrer Wirkung potenziert. Als speziell neue Erscheinung schuf Friedrich die **reitende Artillerie**. Auf die Einzelheiten der Geschütze, die bald nach der Seite der Erleichterung und der Beweglichkeit, bald der Verstärkung durch schweres Kaliber und Zusammenfassung in Batterien erstrebt wurde, wollen wir nicht eingehen. Die hauptsächlichste Veränderung in dieser Waffe, nämlich die ungeheure Vermehrung der schweren Artillerie, ging nicht von den Preußen, sondern von den Oesterreichern aus, die in ihr ihren Schutz gegen den preußischen Angriffsgeist suchten und fanden. Mit Seufzen hat sich dann Friedrich der Notwendigkeit, den Oesterreichern auf diesem Wege zu folgen gefügt. Bei Mollwitz hatte die österreichische Armee

19 Geschütze, eins auf das Tausend der Mannschaft, die Preußen 53 oder 2½ auf das Tausend. Bei Torgau hatten die Oesterreicher 360 Geschütze oder gut sieben, die Preußen 276 oder gut sechs aufs Tausend.

Exkurs über die Feuergeschwindigkeit im 18. Jahrh.

Die grundlegende Untersuchung ist in der „Taktischen Schulung" (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 28/30), S. 434. Da aber mehrere wichtige Zeugnisse noch nicht herangezogen sind, ist doch noch Einiges hinzuzufügen. Die Frage ist nicht nur sachlich, sondern auch methodologisch interessant, da man daran ermessen kann, wie leicht sich über solche an sich einfachen technischen Fragen auch bei Sachkennern falsche Vorstellungen bilden und Traditionen entstehen, die kaum angreifbar scheinen und denen man doch nicht trauen darf. Ich denke dabei an das unbedingte Vertrauen, das man den Aussagen des Polybius über militärische Dinge entgegenzubringen pflegt.

Das Ergebnis der Untersuchung in der „Taktischen Schulung" ist, daß kurz vor dem Siebenjährigen Kriege ein geschickter Musketier ohne Kommando in einer Minute 4—5 mal laden, das Peloton nach Kommando in zwei Minuten fünf Salven geben konnte, was noch bis auf beinahe drei in der Minute gesteigert wurde.

Die Schrift fügt hinzu: „Man vergegenwärtige sich nur die große Anzahl der einzelnen Verrichtungen, die beim damaligen Laden notwendig waren, nämlich: Gewehr an die rechte Seite, Hahn in Ruhrast bringen, Patrone ergreifen, abreißen, Pulver auf die Pfanne schütten, Pfanne schließen, Gewehr nach der linken Seite (Fuß) herumwerfen, ohne Pulver aus der offenen Patrone zu verschütten, Patrone in den Lauf bringen und das Pulver rein ausschütten, Ladestock herausziehen, verkürzt anfassen, in den Lauf stecken, zweimal stark hinunterstoßen, Ladestock an den Ort und das Gewehr in die Höhe, das heißt vor die Mitte des Leibes bringen, um je nach dem nun folgenden Kommando anzuschlagen, oder zu schultern, falls nicht sofort gefeuert werden sollte. Daß dies Alles, einschließlich des Feuerns nicht fünfmal in der Minute möglich war, wird alsdann sofort klar."

Als der zylindrische Ladestock und das konische Zündloch eingeführt war, wurden nach einem Bericht des Grafen Guibert 1773 bei einem Manöver, also ohne Kugeln, 30 Patronen in 8½ Minuten, also 3½ Schüsse in der Minute, erreicht. Der zylindrische Ladestock hatte zwar den Vorteil, daß er nicht umgedreht zu werden brauchte, sonst aber, ebenfalls nach Guibert, sehr große Nachteile.

In dem Reglement von 1779 wird verlangt, daß mit Laden und Feuern der Rekruten mit Pulver „täglich und so lange continuiret werden muß, bis die neuen Leute viermal in einer Minute feuern können"...

Nach Berenhorst brauchte man „zu Ladung und Schuß mit Kugelpatronen wenigstens 15 Sekunden", konnte also nicht ganz 4 Schuß in der Minute herausbringen; „mit Exercierpatronen kam man auf 6 mal in der Minute."

Hierzu füge ich aber noch folgende Zeugnisse:

Der Generalinspektor Generalleutnant Graf Anhalt hat bei seiner Anwesenheit in Breslau im Jahre 1783 in einem Befehl (Archiv in Zerbst) an die dort stehenden sämtlichen Regimenter verlangt, daß in einer Minute der „Bursche mit Pulver (nämlich mit Pulverpatronen ohne Kugel) 7 mal feuert und 6 mal ladet, und ohne Patronen (d. h. also blind) muß er vollkommen 8 mal feuern und 8 mal geladen haben, wenn er gehörig ausgearbeitet ist."

Scharnhorst in seinem Handbuch (Taktik S. 268, Ausgabe von 1790) gibt an, daß erfahrungsmäßig mit dem neuen Gewehr die Truppe 5 bis 6 mal in der Minute feuern könne. Seine eigene Rechnung nach Sekunden führt aber nur auf 5 mal.

In seiner Schrift „Ueber die Wirkung des Feuergewehrs", die er 1813 erscheinen ließ, ist gesagt (S. 80), daß bei einem Versuch, wo 10 Infanteristen hintereinander 20 gezielte Schüsse abgaben, der geschwindeste dazu 7½ Minuten, die langsamsten 13 bis 14 Minuten gebraucht hätten. Und S. 95 bei einem anderen Versuch wurden für 10 gezielte Schüsse 5 bis 8 Minuten gebraucht. Im besten Falle wurden also in der Minute noch nicht drei, bei dem zweiten Versuch nur zwei Schüsse abgegeben.

In dem wertvollen Buche „Denkwürdigkeiten zur Charakteristik der preußischen Armee unter dem großen König Friedrich II. Aus dem Nachlaß eines preußischen Offiziers" (v. Lossow), Glogau 1826, S. 259, ist gesagt, daß man nach „Erfindung der trichterförmigen Schwanzschraube" dahin gelangt sei, in der Minute 6 mal zu schießen und das 7. Mal zu laden. „Da dies aber übertrieben wurde, schaffte König Friedrich Wilhelm II. dasselbe wieder ab."

Decker, Taktik der drei Waffen (1833), S. 138, berichtet, daß man es auf 7 bis 8 Schuß in der Minute gebracht habe.

Gansauge, Das brandenburg-preußische Kriegswesen (1839), S. 132, ist gesagt, „nach dem Hubertusburger Frieden verlangte man von der preußischen Infanterie, daß sie in der Minute ihr Gewehr 4 mal abschösse".

Um diese krassen Widersprüche zu verstehen, muß man unterscheiden zwischen dem Schießen des einzelnen Mannes und der geschlossenen Abteilung; der Leistung Einzelner, besonders Talentierter, und der Durchschnittsleistung; der Uebung ohne Pulver, mit Pulver, mit Pulver und Kugel; dem Schießen ohne Kommando und dem Schießen ganzer Abteilungen auf Kommando.

Kriegsgeschichtlich bedeutsam ist natürlich nur das scharfe Schießen, das erheblich langsamer geht als das Schießen mit Platzpatronen, weil die Kugel in den Lauf heruntergedrückt werden muß. Ferner scheidet aus das Einzelschießen. Es handelt sich um das Feuern ganzer Pelotons mit Kugeln, sei es mit, sei es ohne Kommando.

Hiernach scheiden von den obigen Zeugnissen einige aus.

Berenhorst berichtet „6 mal" ausdrücklich nur von Exerzierpatronen.

Graf Anhalt spricht ebenfalls nur von Exerzierpatronen.

Demgemäß dürfen wir von Decker und Lossow annehmen, daß sie ebenfalls nur Exerzierpatronen im Auge haben.

Es bleibt das gewichtige Zeugnis von Scharnhorst in seiner Taktik, der zweifellos vom scharfen Schießen sprechen will, und „5 mal" oder sogar „5 bis 6 mal" angibt.

Scharnhorsts Zeugnis steht gegenüber die Aussage von Berenhorst, der für den Schuß „wenigstens" 15 Sekunden in Anspruch nimmt, also für die Minute noch nicht ganz vier Schüsse, und Gansauge, der vier Schüsse bezeugt. Berenhorst schreibt als Zeitgenosse, Gansauge ist 1813 in die Armee eingetreten, hatte also noch eine lebendige Tradition zur Verfügung.

Es fragt sich, ob wirklich die Erfindung des konischen Zündlochs, wodurch das Aufschütten des Pulvers auf die Pfanne, und des zylindrischen Ladestocks, wodurch das zweimalige Umdrehen erspart wurde, so viel ausmachten, daß die Steigerung von höchstens dreimal (zur Zeit des Siebenjährigen Krieges) bis auf fünfmal erreicht werden konnte?

Wer würde es wagen, ein Zeugnis Scharnhorsts anzuzweifeln, wenn uns nur dieses erhalten wäre? Aber ihm stehen nicht nur die Zeugnisse von Bernhorst und Gansauge gegenüber, sondern in der von Hoyer besorgten dritten Auflage seiner Taktik ist die Angabe der ersten Auflage auch auf „4 bis höchstens 5 Feuer in der Minute" herabgesetzt.

Als Scharnhorst sein Werk schrieb, war er hannoverscher Artillerie-Leutnant. Ich kann mich daher der Annahme nicht entziehen, daß er durch einen Bericht, der das gewöhnliche Uebungsschießen mit Platzpatronen im Auge hatte, getäuscht worden ist.

Wenn in seiner Schrift von 1813 bei einem noch verbesserten Gewehr doch nur zwei bis noch nicht drei Schüsse in der Minute bei den besten Schützen herauskommen, so ist zu beachten, daß es sich auf gezieltes Feuern bezieht.

Das Ergebnis ist also, daß die Preußen in den Siebenjährigen Krieg eintraten mit der Kunst, in der Minute 2½ bis 3 ungezielte Salven feuern zu können, was durch technische Verbesserungen am Gewehr nachher bis auf annähernd 4 Salven gesteigert und auch 1806 noch geleistet wurde.

Nicht nur die 10 oder 8 mal in der Minute sind abzulehnen, sondern auch Koser, Friedr. d. Gr., III, 377, der 5—6 mal annimmt, und

Bronsart v. Schellendorf, der spätere Kriegsminister, in der Streitschrift „Ein Rückblick auf die Taktischen Rückblicke" (1870) ist schon zu weit gegangen, als er schrieb (S. 5): „Vergegenwärtigt man sich, daß das Vorderladungsgewehr die Infanterie des großen Königs nicht hinderte, in der geschlossenen Ordnung pro Minute 4 bis 5 mal zu feuern, eine Geschwindigkeit des Feuerns, welche wir mit dem Zündnadelgewehr jedenfalls nur unmerklich überschritten haben, so ist es eigentlich schwer, aus der Einführung des Hinterladungsgewehrs eine radikale Umgestaltung der Taktik abzuleiten."

Noch größer aber war der Irrtum im ersten Bande des Generalstabswerks über die Kriege Friedrichs des Großen, wo schon für jene Zeit, wo nur 2½ mal in der Minute geleistet wurde, gesagt ist (S. 140): „So wurde es bei unausgesetzter Uebung möglich, daß bis zu 5 mal in der Minute geladen und gefeuert werden konnte, eine Leistung, die dreimal so groß war, als die sonst gewöhnliche, und die daher der preußischen Infanterie eine unstreitige Ueberlegenheit sichern mußte."

General v. Caemmerer erzählte mir einmal, mit dem alten Zündnadelgewehr habe eine gute Truppe 5 mal in der Minute schießen können, und ein Unteroffizier, der von Schießschule kam, sei sehr bewundert worden, daß er es 7 mal fertig brachte.

Mit dem Minié-Gewehr, das die preußische Armee eine kurze Zeit lang vorher geführt, habe man 1½ Schuß in der Minute herausgebracht.

Viertes Kapitel.

Strategie.

Der Uebergang von der Strategie des Mittelalters in die Gedanken und die Kriegführung der Neuzeit ist bei Machiavelli behandelt worden. Wir haben gefunden, daß die neue Entwicklung beginnt mit dem Wiedererscheinen des taktischen Körpers der Infanterie mit blanker Waffe. Erst von da an gibt es auch wieder in vollem Sinne des Wortes Strategie[1]). Das oft wiederholte Wort, im Mittelalter sei der Krieg Anwendung der brutalen Gewalt gewesen, seit der Renaissance sei er zur Wissenschaft geworden, erzeugt Vorstellungen, die in jeder Beziehung als unrichtig abgewiesen werden müssen. Weder war der Krieg im Mittelalter nichts als brutale Gewalt, noch ist er seitdem zur Wissenschaft geworden. Der Krieg ist immer Kunst und kann nie Wissenschaft werden. Die Beziehung der Kunst zur Wissenschaft kann immer nur darin bestehen, daß sie durch theoretische, also wissenschaftliche Erwägungen über sich selbst zur Klarheit gebracht und dadurch um so befähigter wird, ihre Meister auszubilden. Wir haben gesehen, daß die Taktik in der Tat durch wissenschaftliches Studium in ihrer Fortbildung beeinflußt worden ist, ohne deshalb freilich zur „Wissenschaft" geworden zu sein. Ob das auch für die Strategie zutrifft oder, wie weit dies zutrifft, wird der Fortgang unserer Untersuchung lehren.

---

[1]) Es wird der Mühe wert sein, anzumerken, daß gleich mit der neuen Epoche der Strategie auch der Gebrauch eines Hilfsmittels erscheint, das mit der Zeit von immer größerer Wichtigkeit geworden ist, der Gebrauch der Landkarten. Jovius erzählt, daß vor der Schlacht bei Marignano (1515) auf dem Schlosse zu Mailand den schweizer Führern Pergamentblätter vorgelegt worden seien, auf denen die Weglängen und Gegenden gezeichnet waren. „Membranae in medium prolatae, quibus mensurae itinerum et regionis situs pictura describebantur, ut agreste ingenio homines certius deliberata cognoscerent." Merkwürdig, daß man gerade der bäuerlichen Unbildung auf diese Weise zu Hilfe kommen wollte.

Schon in dem Machiavelli-Kapitel haben wir gesehen, daß das Wesen der Strategie auf ein Zentralproblem führt, das Problem der doppelten Form der Strategie, der Niederwerfungs- und Ermattungs-Strategie, das notwendig alles strategische Denken und Handeln beherrscht.

Das erste natürliche Grundgesetz aller Strategie ist, die Kräfte zusammen zu nehmen, die Hauptmacht des Feindes aufzusuchen, sie zu schlagen und den Sieg zu verfolgen, bis der Besiegte sich dem Willen des Siegers unterwirft und seine Bedingungen annimmt, äußersten Falls also bis zur Besetzung des ganzen feindlichen Landes. Eine derartige Kriegführung setzt die genügende Ueberlegenheit voraus; es mag sein, daß die Ueberlegenheit genügt, einen ersten großen Sieg zu erfechten, trotzdem aber nicht hinreicht, das ganze Land einzunehmen oder auch nur die feindliche Hauptstadt zu belagern. Die Kräfte können auch so weit im Gleichgewicht stehen, daß von vornherein nur mäßige Erfolge zu erwarten sind, und man seine Hoffnung nicht sowohl darauf setzen darf, den Feind niederzuwerfen, als ihn durch Schläge und Schädigungen aller Art soweit zu zermürben und ermatten, daß er es endlich vorzieht, die Bedingungen des Siegers, die in diesem Falle immer eine gewisse Mäßigung zeigen müssen, anzunehmen. Das ist das System der Ermattungsstrategie, deren großes Problem immer auf die Frage geht, ob eine taktische Entscheidung, eine Schlacht mit ihren Gefahren und Verlusten angestrebt werden soll oder nicht, ob der in Aussicht stehende Gewinn aus einem Siege den Einsatz lohnt. Ist es in dem einen Falle die Hauptaufgabe des Feldherrn, seine ganze Geisteskraft und Energie aufzuwenden, um der eigenen Armee bei der Entscheidung die möglichsten Vorteile zuzuwenden und den Sieg so hoch wie möglich zu steigern, so geht in dem anderen Falle seine Ueberlegung darauf, an welchen Stellen und in welcher Art er den Feind empfindlich treffen, das eigene Heer, Land und Volk vor Schaden bewahren kann. Er wird sich fragen, ob er eine Festung belagern, eine Provinz einnehmen, dem Feinde die Zufuhr abschneiden, einen vereinzelten Heeresteil überfallen, einen Bundesgenossen abspenstig machen, selber einen Bundesgenossen gewinnen, besonders aber, ob eine Veranlassung und eine gute Gelegenheit gegeben ist, der feindlichen Hauptmacht eine Niederlage

beizubringen. Die Schlacht spielt also sowohl in der Niederwerfungs- wie in der Ermattungs-Strategie eine Rolle, der Unterschied aber ist, daß sie in jener das eine, alles andere überragende, alles andere in sich aufsaugende Mittel ist, in dieser nur als ein Mittel anzusehen ist, das neben anderen zur Wahl steht. Die Möglichkeit, den Feind auch ohne Schlacht so weit zu bringen, daß er die von unserer Seite erstrebten Bedingungen annimmt, führt in ihrer letzten Konsequenz zu einer reinen Manöver-Strategie, die den Krieg führen möchte ohne Blutvergießen. Eine solche reine Manöver-Strategie ist jedoch nur eine dialektische Spielerei, keine reale Erscheinung in der Weltkriegsgeschichte. Selbst wenn die eine Seite sich wirklich solche Kriegführung vorsetzen sollte, so weiß sie doch nicht, ob die andere Seite ebenso denkt und bei solchen Gedanken bleibt. Die Möglichkeit einer Schlachtentscheidung bleibt daher selbst bei sehr blutscheuen Feldherrn immer im Hintergrunde, und die Ermattungs-Strategie ist also durchaus nicht gleichzusetzen mit einer reinen Manöver-Strategie; sie ist vielmehr als eine mit einem inneren Gegensatz behaftete Kriegführung anzusehen. Ihr Prinzip ist ein polarisches oder doppelpoliges.

Schon im Altertum haben wir den Gegensatz der Niederwerfungs- und der Ermattungs-Strategie kennen gelernt und sofort mit dem Auftauchen der neuen Kriegsform tritt auch dieses Problem wieder in die Erscheinung. Als die Schweizer aus ihren Bergen in die umliegenden Landschaften hinabstiegen, hatten sie naturgemäß keinen anderen Grundsatz, als den Feind so schnell wie möglich aufzusuchen, ihn anzugreifen und zu schlagen. Aber grade dieser Grundsatz konnte gegen sie gewandt werden. Man wußte, daß sie immer wünschten, bald wieder nach Hause zu gelangen; auch wurde es den Kriegsherrn immer schwer, auf lange Zeit den Sold für sie aufzubringen. Wenn es also gelang, ihrem Angriff auszuweichen und sie in unangreifbaren Stellungen auszudauern, so konnte man hoffen, den Feldzug ohne Risiko und ohne Schlacht zu gewinnen. So rechnete La Tremouille, als er 1513 Novara belagerte und gemeldet wurde, daß ein Schweizer Entsatzheer nahe. Er hätte diesem Heer entgegengehen können, um es zu schlagen, ehe es sich mit der Besatzung von Novara vereinigte. La Tremouille verwarf diesen Gedanken, zog ab, um die Schweizer mit Manövrieren

hinzuhalten, wurde aber von ihnen eingeholt und geschlagen. Aber sehr bald lehrte die Erfahrung, daß mit einem solchen Sieg der Krieg noch keineswegs immer gewonnen war. War es also zweckmäßig gewesen, die Schlacht zu liefern? Wir haben gesehen, wie selbst die Denkerkraft Machiavellis vor diesem Problem halt gemacht und es nicht zu lösen imstande gewesen ist. Seine eigene Logik führte ihn auf die Niederwerfungsstrategie; die antike Ueberlieferung, vertreten durch Vegez, empfahl die Ermattungsstrategie. In der Praxis wie in der Theorie behielt diese die Oberhand. Die stärkste unmittelbare Wirkung hatte der Sieg der Kaiserlichen bei Pavia; der gefangene König Franz mußte im Frieden von Madrid die allerschwersten Bedingungen eingehen. Aber binnen wenigen Jahren waren doch zwar nicht alle, aber doch sehr wesentliche Stücke dieses Erwerbes wieder verloren, und man konnte die Frage aufwerfen, ob der Einsatz gelohnt habe.

So ist denn die Schlacht bei Pavia 1525 die letzte ganz große Entscheidung in dieser Kriegsepoche geblieben. Die Kriege rissen nicht ab, aber ganze Feldzüge verlaufen ohne eine wirkliche Schlacht, und wenn eine solche stattfindet wie bei Ceresole (1544), so hat sie keine Folgen.

Dem Feldherrn, der die Schlacht vermeiden will, wird es nicht schwer, Stellungen zu finden, an die so schwer heranzukommen ist, daß der Gegner, auch bei erheblicher Ueberlegenheit, lieber auf das Wagnis verzichtet. Natürliche Vorteile im Gelände werden durch Feldbefestigungen verstärkt. Eine strategische Offensive gipfelt daher nicht selbstverständlich in einer Schlacht, sondern erschöpft sich häufig in einem bloßen Raumgewinn, der Okkupierung eines Gebietes, das man ausnutzen kann. Das beliebteste Objekt ist die Belagerung und Einnahme einer Festung, deren Besitz dann erlaubt, eine ganze Landschaft zu beherrschen und den Gegner vor die Aufgabe stellt, sie wieder zu erobern, wenn er sie im Frieden zurückhaben will. Das alles um so mehr, je mehr die Anschauung von der Bedenklichkeit der Herausforderung des Schlachtenglücks sich in der herrschenden Meinung festgesetzt hat und von dem Gegner ein gewaltsamer Angriff auf eine auch nur leidlich gute Stellung nicht zu erwarten steht. Solcher Besitz, solche Stellungen konnten aber auch durch glückliche Manöver erlangt werden, während der Feind sich von

dem direkten Verlust der Schlacht, wenn diese nicht zugleich erhebliche Verluste an Land oder Festungen im Gefolge gehabt hatte, verhältnismäßig bald wieder erholte. Schon das bloße Hinhalten des Kriegszustandes, der beide Teile zwingt, schwere Kosten aufzuwenden, kann dem Kriegszweck näherführen, indem der eine Teil früher als der andere auf den Grund des Beutels sieht und dadurch zur Nachgiebigkeit bewogen werden kann. Denn der Krieg, schreibt ein schweizer Kriegsschriftsteller 1664, „hat ein groß loch und ein weit maul, und wo sich das gelt endet, da endet auch das spiel"[1]. Jeder Krieg ist stark durch das wirtschaftliche Moment bestimmt, da ohne Ausrüstung und Verpflegung nicht gefochten werden kann; die Kriege mit Söldnerheeren sind aber in eminentem Sinne Wirtschaftskriege, da die Heere überhaupt keine andere Basis haben, als die wirtschaftliche. Von Machiavelli bis Friedrich hören wir daher den Satz wiederholen, daß derjenige den Krieg gewinne, der den letzten Taler in der Tasche behalte[2]. Aber schon Machiavelli kehrte den Satz um und sagte, daß, wer Soldaten habe, sich auch Geld verschaffen könne. Der eine Satz ist so richtig und so falsch wie der andere. Ist es das Geld, was die Oberhand hat, so tendiert die Strategie zum Manöver; ist es der Soldat, so tendiert sie zur Schlacht. Es ist dieselbe Polarität, die gegeben ist in der Tatsache, daß das Instrument, vermöge dessen der politische Zweck erreicht werden soll, die Armee immer selbst aufs Spiel gesetzt und unter allen Umständen mehr oder weniger schwer geschädigt wird. In der Niederwerfungs-Strategie braucht man auf diese Schädigungen nicht zu achten, da man hofft, daß der Sieg den vollen Erfolg und das baldige Ende bringen werde, und den Rückschlag nicht fürchtet. In der Ermattungs-Strategie jedoch muß

---

[1] Jähns II, 1151.

[2] „Qui a le dernier pain et le dernier escu est victorieux." Gaspard (Jean) de Saulx-Tavannes, Mém., Edit Buchon. 1836, S. 226 Mendoza, S. 11: „Dahero man pflegt zu sagen, daß die letzte Krone oder Pfennig den Sieg behält."

Als Friedrich im Jahre 1756 den Krieg beginnen wollte, rechnete er sich aus, daß ihm jeder Feldzug 5 Millionen Taler kosten werde, und daß Preußen mit dem zu erobernden Sachsen zusammen das tragen könnte. Die Kosten stiegen aber auf jährlich 15 Millionen, und er mußte englische Subsidien in Anspruch nehmen. — Maria Theresia führte den Krieg wesentlich mit den französischen Subsidien. Im Jahre 1761 aber war sie mit ihren Mitteln so vollständig fertig, daß sie noch während des fortgehenden Krieges aus Ersparnisrücksichten die Armee reduzierte und Truppen entließ.

die eigene Schädigung sehr sorgsam mit in Rechnung gezogen werden. Denn wenn der Sieg und auch der wiederholte Sieg dem Kriege kein Ende macht, so fragt sich, ob die Wiederherstellungskosten der durch den Sieg geschädigten Armee den Sieg nicht wieder wettmachen. Die Kriegsherren mahnen daher sehr häufig die Feldherren, nicht zu viel zu wagen und stellen als vornehmstes Ziel nicht den positiven Erfolg, sondern, wie der Kurfürst Max von Bayern seinem Feldmarschall Mercy schrieb, die „salvirung der Armada" hin. Dem Markgrafen Ludwig von Baden warfen, als er die Türken rücksichtslos angriff, die kaiserlichen Minister vor, er opfere die Truppen leichtsinnig und bedürfe für jeden Feldzug eines neuen Heeres. Ganz besonders knauserig war mit dem Einsetzen ihrer Truppen die kaufmännische Regierung der Generalstaaten, aber auch Friedrich der Große schreibt in seinen General-Prinzipien im ersten Artikel, nachdem er die wundervolle Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit seiner Armee geschildert: mit dergleichen Truppen würde man die ganze Welt bezwingen, wenn die Siege ihnen nicht ebenso fatal wären, als ihren Feinden.

Am allerstärksten fällt diese Erwägung bei Koalitionskriegen ins Gewicht, wo der Sieger das Opfer gebracht hat und sich vielleicht nachher sagen muß, daß der Gewinn nicht ihm, sondern dem Bundesgenossen zugefallen ist, vielleicht gerade um so mehr, als der Sieger nun nicht mehr die Kraft hat, seine eigenen Interessen voll zu wahren.

Ein Haupthilfsmittel in der doppelpoligen Strategie ist die Feldbefestigung. Schon Karl der Kühne bei Murten und Nancy hatte sich ja gegen die Schweizer durch eine Befestigung zu decken gesucht. Die erste, eigentlich moderne Schlacht Cerignola (1503) zwischen Franzosen und Spaniern in Unteritalien spielte sich ab um einen Wall und Graben, den die Spanier in aller Eile vor ihrer Front angelegt hatten. Von da an bis zum Ende der alten Monarchie spielt die Feldbefestigung ihre Rolle, oft eine entscheidende. In den Hugenottenkriegen, als die Kavallerie wieder aufgekommen war, verschanzte man sich nach de la Noue jede Nacht, um sich gegen Ueberfälle von weit her zu decken. Auch Gustav Adolf befestigte jedes Lager, wo er mit seiner Armee länger als eine Nacht blieb. Nicht selten kam es darauf an, ob

es einer Partei gelang, der anderen um einige Stunden zuvorzukommen und eine Befestigung herzustellen, gegen die diese dann nicht mehr zu stürmen wagte. Die Schlacht am Weißen Berge 1620 ging verloren, weil die nötigen Spaten aus Prag nicht schnell genug herangeschafft wurden. Daun operierte gegen Friedrich immer mit dem Spaten in der Hand. Friedrich war ursprünglich gegen Feldbefestigungen, da seine Truppen durch ihre Schnelligkeit gegen Ueberfälle gesichert seien und er das Gefecht immer angriffsweise zu führen wünschte, wobei Befestigungen ihm nur hinderlich gewesen wären. Geradezu mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit spricht er sich zu weilen gegen sie aus[1]) — einer der wenigen Punkte, wo er sich nicht nur praktisch, sondern auch prinzipiell von seinen Zeitgenossen unterscheidet — und wenn er trotzdem in den General-Prinzipien angibt (Art. VIII), „wir retranchiren unsere Lager, wie ehedem die Römer", so erklärt er es damit, daß dadurch nächtliche Unternehmungen der leichten Truppen, die bei dem Feinde so zahlreich seien, und dazu die Desertion verhindert werden sollten. Als Rückendeckung bei einer Belagerung (Circumvallation) will der König die „Retranchierung" zulassen, aber auch da würde es besser sein, dem zum Entsatz anrückenden Feind entgegenzugehn. In der äußersten Not, nach einer verlorenen Schlacht oder gegen dreifache Ueberlegenheit müsse man seine Zuflucht dazu nehmen und so hat er sich ja im Jahre 1761, als es endlich den russischen und österreichischen Heeren gelungen war, sich in Schlesien gegen ihn zu vereinigen, durch die Verschanzungen bei Bunzelwitz gerettet. Wohl auf Grund dieser Erfahrung hat er dann in den Schriften nach dem Siebenjährigen Kriege sich auch zu grundsätzlicher Empfehlung der Feldbefestigungen bekehrt[2]).

Ob Schlagen oder nicht, wurde bei dieser Stärke der taktischen Defensive zuweilen eine Frage, die nicht an Ort und Stelle, sondern daheim von der Regierung entschieden wurde, obgleich Tage und Wochen vergehen konnten, ehe Frage, Bericht und Antwort hin- und hergegangen waren. Im Jahre 1544 schickte der Herzog von

[1]) Die Stellen in „Friedr. d. Gr. Anschauungen v. Kriege", Heft 27 der „Kriegsgesch. Einzelschr.", S. 268.

[2]) Jochim, Das mil. Testament des Gr. Königs. Beih. z. Mil. Wochenbl. 1914, S. 269, 278.

Enghien seinen Maitre de Camp Monluc aus Oberitalien nach Paris zum König, um die Erlaubnis zu einer Schlacht zu erbitten. Gegen die Minister setzte Monluc die Erlaubnis durch; Enghien siegte bei Ceresole; der Sieg aber hatte keine Folgen.

Aehnlich wurde im Siebenjährigen Kriege zwischen Daun und Wien, den russischen Feldherrn und Petersburg verhandelt.

Als Typus eines kraftlosen Manöverfeldzuges gilt der Feldzug der Schmalkaldener im Jahre 1546, und sicher ist, daß die verbündeten protestantischen Fürsten, namentlich im Beginn, als der Kaiser noch keine Truppen hatte, viel zu ängstlich vorgegangen sind[1]). Aber schon Ranke hat gesagt, das zornige Wort Schärtelins über den Landgrafen Philipp, er habe den Fuchs nicht beißen wollen; alle Furten und Gräben seien ihm zu tief, alle Moräste zu breit gewesen — dürfe man nicht immer wiederholen. Wenn sich einmal solche strategische Anschauungen gebildet haben, wie wir für diese Epoche kennen gelernt haben, so ist es sehr schwer, ein von vielerlei Interessenten komponiertes Heer mit geteiltem Oberbefehl zu einer großen Aktion zu führen. Auch der Kaiser, als er die Uebermacht hatte, begnügte sich doch mit Manövrieren und siegte schließlich nicht durch Gefecht, sondern durch Politik, indem er Herzog Moritz bewog, in die Lande des Kurfürsten von Sachsen einzufallen, und nun die lockere Bundesverfassung der Schmalkaldener nicht genügte, ein Heer zum Schutz Süddeutschlands zurückzulassen und zusammenzuhalten. Der Historiker dieses Krieges, Avila, schreibt darüber[2]): „Der Kaiser hatte nie Gelegenheit, mit gleichen, geschweige denn mit vorteilhaften Bedingungen zu schlagen. Auch unter gleichen Bedingungen hätte er aber nicht schlagen dürfen, denn solch ein Sieg ist verlustreich, und ein geschwächtes, wenngleich siegreiches Heer wäre nicht imstande gewesen, Deutschland — namentlich die Städte — zum Gehorsam zu bringen"[3]).

---

1) Lenz. Hist. Zeitschr. Bd. 49, S. 458.

2) Schmalk. Krieg, deutsche Ausgabe (1853), S. 90.

3) Schon vor dem Beginn des Schmalkaldischen Krieges meldete der venetianische Gesandte, der Kaiser würde keine Schlacht schlagen. Er bemerkt dazu: „. . . luterani non hanno capitani . . . la gente tedesca sola non è buona, se non per fare determinatamente una giornata, la quale fuggirà l'imperatore, ma tenterà e cercherà con la cavalleria leggiera, e con la fanteria italiana (la quale è attaadogni esercizio di guerra) di sloggiare

In den Hugenottenkriegen finden sehr blutige Schlachten statt, aber strategisch haben sie doch nur den Wert von Gefechten, da die katholische Partei, wennschon die weitaus stärkere und wennschon siegreich auf dem Schlachtfelde, doch nicht stark genug ist, den Krieg bis zur völligen Bezwingung ihrer Gegner durch Einnahme aller ihrer festen Plätze durchzuführen.

Eben daran scheitert auch alle Anstrengung der Spanier, die aufständischen Niederlande wieder zu unterwerfen.

Die Strategie des 30jährigen Krieges ist bestimmt durch die sehr komplizierten, häufig wechselnden politischen Verhältnisse, durch die zahlreichen befestigten Städte und die im Verhältnis zu den großen Räumen immer noch numerisch schwachen Heere. Ein Mann, wie Gustav Adolf, der die grandiose Kühnheit hatte, von dem fernen, kleinen Königreich Schweden aus dem Kaiser zu Leibe zu gehn, der ganz Deutschland unter seine Füße gebracht hatte, ein Held von solcher Autorität und Initiative, sah sich doch genötigt, nur vorsichtig tastend und Schritt für Schritt vorwärts zu gehen. Clausewitz nennt ihn „einen gelehrten Feldherrn voller vorsichtiger Kombinationen". „Ein kühner Invasions- und Schlachtenfeldherr, sagt er an anderer Stelle, war Gustav Adolf überall nicht, er liebte mehr den künstlichen, manövrierenden, systematischen Krieg". Erst Fünfvierteljahr nach seiner Landung in Deutschland kam es zu der entscheidenden Schlacht bei Breitenfeld. Wallenstein, an dem Clausewitz die „fast fürchterliche Energie" rühmt und die „fürchtende Verehrung, welche sein ganzes Heer für ihn hatte", hat doch niemals eine Offensiv-Schlacht geschlagen. Umgekehrt strebt Torstensson unausgesetzt nach der Schlacht, ohne daß deshalb doch seine Strategie grundsätzlich aus dem Rahmen der Ermattungs-Strategie herausträte oder hätte heraustreten können. Durch die Fülle der Gegensätze ist der Dreißigjährige Krieg strategisch sehr interessant und bietet auch in sich Abwandlungen, die noch nicht genügend erforscht sind. Die Stärke der aufgestellten Truppenmassen ist zeitweilig sehr groß, z. B. verfügte der Kaiser im Jahre 1627 über volle 100 000 Mann, ebenso wieder im Jahre 1630. Ende

(vom Platz drängen), faticare, ed annichilare l'esercito loro. Bern. Navagero. Relation aus Deutschland vom Juli 1546. Ed. Albèri, Serie I, Bd. I, S. 362.

1631, als Wallenstein wiederkam, waren vorhanden 30000 bis 40000, und im Frühjahr 1633 waren es 102000, wovon die Hauptarmee bei Münsterberg 43000. Ende des Feldzuges noch 74000 im ganzen[1]).

Trotzdem sind die operierenden Heere, die die Schlachten schlagen, nur klein. Das vereinigte kaiserlich-liguistische Heer zählte am Weißen Berge etwa 28000 Mann; Gustav Adolf hatte bei Breitenfeld mit den Sachsen 39000, bei Lützen 16300 Mann, Wallenstein hatte im Lager bei Nürnberg nicht, wie häufig angegeben wird, 50—60000 Mann, sondern nur 22000[2]). Torstensons Heere waren nicht stärker als 15000—16000 Mann. Ein sehr großer Teil der vorhandenen Streitkräfte wurde eben verbraucht für die Besatzungen der zahllosen befestigten Städte. Die Teilstärke der Kavallerie in den Feldheeren wächst, bis zur Hälfte, ja bis zu Zweidritteln des Ganzen. Bei Jankau (1645) zählten die Kaiserlichen auf 10000 Reiter 5000 Mann zu Fuß.

Wiederholt schwankt der Kriegsschauplatz von der Ost- und Nordsee bis zur Donau und bis zum Bodensee, von Wien, ja von Siebenbürgen, bis in die Nähe von Paris. Die weitesten Märsche sind ausführbar, da die Heere bei ihrer Kleinheit sich von den Landschaften, die sie durchziehen, ernähren lassen können, und Protestanten wie Katholiken im Süden wie im Norden Anhänger finden, die ihnen Stützpunkte bieten. Das Strategische ist also immer in hohem Maße mitbestimmt durch politische Gesichtspunkte, so daß eine Geschichte der Kriegskunst davon absehen darf, das Einzelne zu verfolgen, so weit es nicht bei der Analyse der einzelnen besonders markanten Schlachten zur Darstellung kommt.

Ein neues Zeitalter zieht für die Strategie herauf mit den Kriegen Ludwigs XIV., die bestimmt sind durch die wachsende Größe

1) Viktor Löwe, Die Organisation und Verwaltung d. Wallensteinschen Heere. 1895 Bespr von Schrötter in Schmollers Jahrb 1895 Bd 19 4. Heft, S. 527 — Konze Die Stärke usw der Wallensteinschen Armee i. J 1633. Bonner Dissertation 1906 — Hoeniger, Die Armeen des 30jährigen Krieges. Beih z. Mil Wochenbl 1914, 7. Heft will, daß auf dem Höhepunkt des Krieges, als Gustav Adolf und Wallenstein sich gegenüberstanden, auf beiden Seiten zusammen insgesamt 260—280000 Mann in Waffen gewesen seien. Das ist wohl sicher etwas zu hoch angenommen. Hoeniger hat namentlich die Heere bei Nürnberg zu hoch angesetzt.

2) Nach Deuticke, Schlacht bei Lützen, S. 52.

der Heere und das daraus entspringende Verpflegungsproblem. Die mittelalterlichen Heere waren so klein, daß die Verpflegung entweder ohne gar zu große Schwierigkeit mitgeschleppt oder den durchzogenen Landschaften entnommen werden konnte. Auch umgekehrt, aus den Märschen und den wenig bedeutenden Verpflegungsmaßnahmen dürfen wir schließen, daß die Heere sehr klein gewesen seien. Mit dem Wachsen der Heere hören wir mehr und mehr von der Verpflegung reden[1]. Im „Aemterbuch", oder der „Kriegsordnung", die Ende der 30ger Jahre des 16. Jahrhunderts verfaßt wurde, sehr verbreitet war und viel benutzt wurde[2]), heißt es: „dieweil das Proviant das recht gar gros principall Stück im Krieg ist", und es folgt ein sorgfältiger Anschlag über die Verpflegung. Ein solcher Anschlag findet sich auch in dem „Kriegsbuch" des Herzogs Albrecht von Preußen. Er geht auf ein Heer von 90 801 Kombattanten und berechnet dafür auf fünf Tage 490 Brotwagen, 383 Wagen mit Speck, Butter, Salz, Erbsen, Grütze, 433 Wagen mit 100 Fudern Wein und 1000 Faß Bier. Dazu der Hafer für 45 664 Pferde[3]). Ein Nürnberger Kriegsteilnehmer, Joachim Imhof, klagt in einem Brief aus dem Lager Karls V. im Jahre 1543, daß alles so teuer sei, weil die Soldaten die Bürger und Bauern, die etwas zuführen wollten, auf der Straße ausplünderten; nur das Fleisch sei billig, weil man das Vieh mit Gewalt wegnehme[4]). Die französische Armee führte schon 1515 Feldbacköfen mit[5]). Herzog Maximilian von Bayern ließ für seinen Feldzug in Böhmen i. J. 1620 Magazine anlegen; er erbeutete in Linz 300 Fässer Mehl mit 70 000 Metzen Inhalt, zu deren Beförderung ihm die Oesterreicher 220 Wagen mit 4 Pferden stellen mußten. Chemnitz in seiner Geschichte des 30jährigen Krieges ist voll von den Verpflegungsrücksichten bei den Operationen und schon Herzog Albrecht weist auf die Bedeutung der Wasserwege dafür hin[6]).

---

[1]) Ueber Troß und Verpflegung bei den Schweizern. Elgger, Kriegswesen der Schweizer S. 117 ff.

[2]) Jähns, S. 502, S. 505.

[3]) Jähns S. 521.

[4]) Knaake, Beitr. z. Gesch Kaiser Karls V. Stendal 1864, S. 11.

[5]) Spont, Revue des questions d'histoire, Bd. 22 (1899), S. 68.

[6]) Vergl. auch Rud. Schmidt, Schlacht bei Wittstock, S. 49. Brief des Feldmarschalls Hatzfeld; ferner S. 57.

Unter Ludwig XIV. wuchsen nun die Heere auf das Drei- und Vierfache der Heere des 30jährigen Krieges. Man möchte zunächst wieder meinen, daß größere Heere den Feldherren die Möglichkeit geben, Größeres zu tun und größere Räume zu beherrschen. Wenn aber beide Seiten gleichmäßig wachsen, so tritt das Gegenteil ein. Das größere Heer ist schwerfälliger, nicht nur in seinen Bewegungen, sondern auch weil es nicht mehr unmittelbar und ohne weiteres vom Lande leben kann — es sei denn, daß es sehr schnell vorwärtsschreite —, sondern einer organisierten, nachgeführten Verproviantierung bedarf. Dieses Bedürfnis wird verschärft dadurch, daß die wachsende Stärke, wie wir gesehen haben, den Heeren viele sehr wenig zuverlässige Elemente zuführt, die nur durch die Disziplin und Aufsicht bei der Fahne festgehalten werden können. Ließe man diese Truppen vom Lande leben, sie würden sich zum großen Teil verlaufen. Auch aus diesem Grunde ist also die regelmäßige Magazinal-Verpflegung notwendig geworden, Magazine aber legen der Bewegung der Truppen Fußschellen an. Die Folge wirkt dann wieder auf die Ursache zurück: je schwerfälliger die Bewegung wird, weil man an das Magazin gebunden ist, desto weniger kann man vom Lande leben, desto mehr bedarf man der Hilfe des Magazins.

Die Theoretiker berechneten, daß ein Heer sich nicht weiter als fünf Märsche von seinem Magazin entfernen dürfe; in der Mitte, zwei Märsche von der Armee, drei vom Magazin entfernt, sollte sich die Bäckerei befinden. Neun Tage blieb das in den Feldbäckereien gebackene Brod nur genießbar; wenn nun die Wagen sich hin- und herbewegten und ein Tag für Ruhe und Aufladen eingelegt wurde, so konnten die Truppen alle fünf Tage frisches Brod erhalten und es blieb ein Spielraum für unvorhergesehene Zufälle, was sehr nötig war, da ein anhaltender Regen die Wege für Lastfuhrwerke unpassierbar machen konnte.

Westphalen schildert den Zustand in einer Regenzeit 1758: „Im Angesicht der Magazine und Backanstalten fing das Heer an, Not zu leiden. Die Brotwagen brauchten zu einem Wege von einer Stunde Tage und Nächte und hatten dann noch unterwegs die Hälfte der Ladung abwerfen müssen.“[1])

---

[1]) Daniels, Preuß. Jahrb 78, 487. Cumberland verfügte 1757, als seine Armee wegen mangelnder Verpflegung marodierte, daß der Generalprofoß jeden

1692 konnte Luxemburg in Belgien nicht, wie er wollte, bis Enghien vorrücken, sondern mußte bei Soignies 3 Wochen lang stehen bleiben, weil sein Fuhrpark nicht zum Nachführen der Lebensmittel von Mons, wo sein Magazin war, genügte. Mons—Enghien sind kaum 4 Meilen, Soignies 2 Meilen.

Nicht ich kommandiere, sagte Friedrich der Große (1745), sondern Mehl und Fourage, oder ein andermal an den Feldmarschall Keith (8. August 1757): „Ich bin der Meinung Homers: das Brod macht den Soldaten".

Gleichzeitig mit dem äußeren Wachsen und der inneren Wandlung der Heere verändern sich die Kriegsschauplätze, indem man die große Mehrzahl der Städte entfestigt und statt dessen einige so stark ausbaut, daß sie nur in schwerer, langwieriger Belagerung genommen werden können. Die dabei ersparten Garnisonen kamen wieder der Stärke der Feldheere zugute[1]).

Karl V. hatte noch mehrfach Feldzüge unternehmen können, die ihn von Italien, von Deutschland, von den Niederlanden aus tief nach Frankreich hineinführten. So geschah es auch noch im Dreißigjährigen Kriege. Seitdem Ludwig XIV. durch Vauban ganze Reihen von Grenzstädten hatte neu befestigen lassen, waren solche Invasionen nicht mehr möglich. Ganz ähnlich baute Friedrich nachher das System der schlesischen Festungen aus, um sich diese Neuerwerbung zu sichern.

Mehrfach, besonders als Torstensson die Schweden kommandierte, bildeten sich im Dreißigjährigen Kriege Situationen, die eine gewisse Aehnlichkeit mit strategischen Situationen in den Friderizianischen Kriegen haben. Torstensson aber mit seinem Heere

auf frischer Tat Ertappten ohne weiteres aufhängen lasse. Ein Priester begleitete ihn auf seinen Umritten um die armen Sünder zu trösten, ehe sie zur Hölle fuhren. Daniels. Pr. Jahrb. 77, S. 478.

[1]) Montecuccoli Schr. II, 122 gibt an, daß die Schweden 1648 in Schlesien neun Festungen inne hatten. Sie hatten sie ganz leicht gewonnen, da sie nicht besetzt waren und die unbedeutenden alten Werke dann ausgebaut. Montecuccoli rät deshalb, alle die alten, ungenügenden Festungen zu demolieren und nur wenige wirklich gute Festungen sonst aber offene Städte zu haben. Als Garnison sieht M. nur 100 bis 500 Mann vor, nur Prag soll 1500 haben. p. 185 setzt er auseinander, wie die vielen Festungen für die Spanier in den Niederlanden schädlich gewesen seien, weil sie sie nicht alle genügend besetzen und versorgen konnten, für die Niederländer aber nützlich, weil die Natur sie sehr stark machte und die Bewohner selbst die genügenden Verteidiger stellten.

von 15000 Mann ist erheblich weiter gekommen, als später Friedrich. Der Vergleich, zum ersten Mal aufgestellt und durchgeführt in Hobohms Habilitations-Vorlesung an der Berliner Universität[1]), ist überaus lehrreich, und ich werde bei der Untersuchung der Friderizianischen Strategie darauf zurückkommen. Der Unterschied besteht nicht etwa, wie gleich zu bemerken, darin, daß Gustav Adolf oder einer seiner Nachfolgen, sei es Bernhard von Weimar, Baner, Torstensson, Wrangel oder Karl Gustav eine andere Auffassung vom Wesen der Strategie, im besonderen von dem Werte und der Bedeutung der Feldschlacht gehabt hätten, als Friedrich, sondern entspringt allein der Verschiedenheit der Verhältnisse, der politischen sowohl wie der militärischen, den Unterschieden in der Größe, dem Charakter und auch der Fechtart der Heere.

Die Entwicklung ist also auch nicht etwa die, daß man aus einem Zeitalter vorwiegender Manöver allmählich zu einer Strategie vorwiegender Schlachtentscheidung fortschreitet, sondern Theorie wie Praxis nähern sich bald mehr dem einen Pol, bald dem anderen.

Während man im 30jährigen Kriege bis zuletzt noch sehr heftige Kämpfe geführt hatte, stellen sich die ersten Kriege Ludwigs XIV. als reine Manöver-Feldzüge dar. Die einzige wirkliche Schlacht, bei Seneffe (1674) war nicht beabsichtigt und blieb unentschieden, weil Condé die Armee nicht aufs Spiel setzen wollte und den Kampf nicht fortsetzte. Sonst gab es in dem Kriege von 1672 bis 1679 nur Belagerungen, Märsche und einige Gefechte.

Der dritte Krieg Ludwigs, 1688—1697, zeigt schon wieder stärkere Spannungen und Entladungen, aber die einzige Schlacht, die wesentliche Folgen hat, ist die Schlacht an der Boyne in Irland, 1690, wo Jakob II. von Wilhelm III. besiegt wurde und die Stuarts endgültig ihren Thron verloren, während Fleurus (1690), Steenkerken (1692), Neerwinden (1693) bei großem Blutvergießen kaum irgend eine Wirkung hatten.

Als neues, fürchterliches Kriegsmittel tritt auf die systematische Wüstlegung eines ganzen Grenzlandes, der Pfalz im Jahre 1689, um dem Feinde den Angriff auf dieser Front zu erschweren und

---

[1]) Gedr. Preuß. Jahrb. Bd. 153, S. 423 (1913).

den Franzosen die Verteidigung der festen Plätze, die sie zu behaupten gedachten, Mainz und Philippsburg zu erleichtern. So grausam die Maßregel war, so erreichte sie doch nicht einmal ihren Zweck, da die Deutschen Mainz dennoch belagerten und zurückeroberten. 1704 beabsichtigten die Verbündeten dasselbe in Bayern und haben auch schon mit der Ausführung begonnen. Prinz Eugen schrieb: „So sehe ich letzlich, daß kein anderes Mittel, als daß endlich das ganze Bayernland, samt allen umliegenden Bezirken totaliter verheert und verwüstet werden müßte, um fürs künftige denen Feinden die Gelegenheit zu benehmen, daß sie weder aus dem Bayerland, noch sonsten dort herum den Krieg nicht länger prosequieren können".

Nun folgt der Spanische Erbfolgekrieg mit den gewaltigen Schlachten von Höchstädt (1704), Turin (1706), Ramillies (1706), Oudenarde (1708), Malplaquet (1709), die es doch nicht weiter bringen, als die Franzosen auf ihre Grenzen zurückzudrücken.

Gleichzeitig versucht Karl XII. von Schweden mit immer wiederholten Gewaltstößen seine Gegner niederzuzwingen.

Im polnischen Thronfolgekrieg wiederum, 1733—1735, sind die Spannungen nur gering und der Krieg verläuft ohne große Entscheidungen.

Die Tatsache, daß die Schlachtentscheidungen, die im Spanischen Erbfolgekrieg zwar einige Male ganz gewaltig, aber nur selten gewesen waren und nach Malplaquet überhaupt nicht mehr Platz gegriffen hatten, verglichen mit den immer wiederholten Schlachten, die seit dem Auftreten Friedrichs des Großen einsetzten, hat zu der Auffassung Veranlassung gegeben, daß Friedrich überhaupt nicht der doppelpoligen Strategie zuzuteilen, sondern sozusagen als der Entdecker und Schöpfer der Niederwerfungsstrategie anzusehen sei, die nachher von Napoleon auf die Höhe geführt worden ist. Diese Auffassung ist, wie wir noch näher feststellen werden, irrtümlich. Die Häufigkeit der Schlachtentscheidung der friedericianischen Kriegführung hat ihren letzten Grund nicht in einem besonderen neuen Prinzip, sondern in der titanenhaften Charakteranlage des Königs, die großen Entscheidungen zustrebte. Das Mittel aber, vermöge dessen er glaubte, die Entscheidung, die er wünschte, erzwingen zu können, und das er sich zu diesem Zwecke ausbildete, ist die schräge Schlacht-

ordnung. Mit einer Armee von 30000 Mann, schrieb er, könne man 100000 Mann besiegen, wenn man sie in der Flanke fasse. Die alle anderen Heere Europas weit übertreffende Manövrierfähigkeit und Schnelligkeit der Preußen gab dem König die Aussicht, solche Flankenbewegungen ausführen zu können, ehe der Feind sich dagegen zu decken vermochte. Hier ist die Steigerung der überlieferten Kriegskunst zu suchen, die den König dem Schlachtpol zutrieb und das Bild des Siebenjährigen Krieges so wesentlich nicht nur von früheren schlachtenlosen Feldzügen, sondern auch von den Kriegen Gustav Adolfs, Malboroughs, Eugens unterscheidet. Nichtsdestoweniger bleibt auch die fridericianische Kriegführung innerhalb der Grenzen die Ermattungsstrategie und treibt sogar bis nah an den Manöverpol zurück, als die Feinde in der Stellungswahl der Feldbefestigung und der Artillerie-Vermehrung die Mittel gefunden hatten, der Gefahr des unvermuteten Flankenangriffs durch die schräge Schlachtordnung zu begegnen.

Die Momente, die den König von Preußen auch in der Zeit seiner qualitativen und zum Teil auch quantitativen Ueberlegenheit fesselten und es ihm unmöglich machten, den Sieg bis zur Erzwingung des Friedens zu verfolgen, d. h. zur Niederwerfungs-Strategie überzugehen, werden im Laufe unserer Darstellung hervortreten und herausgearbeitet werden. Einiges sei schon an dieser Stelle bezeichnet.

Da ist zuerst der überaus große Satz der Unzuverlässigen in seiner Armee, der ihn zwang, immer die Desertionsgefahr zu berücksichtigen (vergl. oben S. 289/90). Seine größte Lehrschrift, die „General-Prinzipien vom Kriege“ (1748) beginnt er mit 14 Regeln, wie die Desertion zu verhüten sei: man solle nicht in der Nähe eines Waldes kampieren; man soll, wenn man durch einen Wald marschiert, Husaren-Patrouillen neben der Infanterie reiten lassen; man solle Nachtmärsche möglichst vermeiden; man soll die Soldaten immer in Pelotons marschieren lassen; man soll, wenn ein Défilé zu passieren ist, am Eingang und Ausgang Offiziere aufstellen, die die Truppen gleich wieder formieren.

Mit Entschiedenheit verbot er nächtliche Angriffe.

Ganz ausgeschlossen ist es, die Truppen aufzulösen und auf Requisition ins Land zu schicken. Nur ganz ausnahmsweise

hat Friedrich seine Truppen auf schnellen Märschen durch die Einwohnerschaft ernähren lassen. Die Märsche durften auch nicht gar zu lang und anstrengend sein; sonst blieben einzelne zurück und das hätte ansteckend gewirkt.

Unausführbar ist mit einer solchen Armee die strategische Verfolgung. Selbst die unmittelbare Verfolgung ist sehr beschränkt dadurch, daß als höchstes Gebot die Aufrechterhaltung der Ordnung gilt. In der Disposition für die Schlacht bei Zorndorf[1]) ist es ausdrücklich vorgeschrieben, daß zwar das erste Treffen sich nicht „mit Totstechen aufhalten, sondern seinen ordentlichen Marsch kontinuieren und solches dem zweiten Treffen überlassen" soll, aber es wurde ausdrücklich verboten, wenn der Feind zurückgetrieben ist, ihn im Laufe zu verfolgen, sondern es soll „mit ordentlichen Schritten nachmarschiert werden". Die weitere Verfolgung geschah grundsätzlich nur mit Detachements, die den Rückmarsch des Gegners zu begleiten, sich an seine Marschkolonnen zu hängen, ihm die Zufuhr wegzunehmen hatten. Das siegreiche Heer als solches aber sammelte sich erst. Wohl hat ein Feldherr wie Friedrich die ungeheure Bedeutung der Verfolgung nach dem Siege erkannt und besonders nach Hohenfriedberg und Leuthen sich darum bemüht, aber nach Hohenfriedberg mit gar keinem, nach Leuthen nur mit mäßigem Erfolg, obgleich Zieten das Kommando hatte. Der Marschall von Sachsen wagte es, in seinen „Rêveries" sich zu dem Satz zu erheben „après la victoire tous les manoeuvres sont bons, hors les sages", Friedrich aber, realistischer mahnte grade bei Verfolgungen zur Vorsicht, da nur zu leicht Rückschläge einträten[2]). „Niemals", schreibt er, „ist eine Armee weniger zum Schlagen geeignet, als unmittelbar nach einem Siege. Alle Welt ist außer sich vor Freude, die große Menge ist entzückt, den großen Gefahren, denen sie ausgesetzt war, entronnen zu sein, und kein Mensch hat Lust, ihnen sofort wieder die Stirn zu bieten."

Die Unmöglichkeit einer vernichtenden Verfolgung wirkte wieder auf den Entschluß zur Schlacht selber zurück. Das Risiko war

[1]) Henckels Milit. Nachlaß II, 79.

[2]) Das ist vortrefflich dargelegt in den Kriegsgesch. Einzelschriften Heft 27, S. 364. Oberst Marainville berichtete am 23 Dezember 1757 über die Taktik Friedrichs: „. . . il ne pousse pas ses avantages. Quand il gagne des batailles, il se borne presque toujours à la possession du champ de bataille." Abgedr. Stuhr, Forschungen u. Erläuterungen z. Gesch. d. 7jähr. Krieges I, 387.

auf jeden Fall sehr groß, die Verluste schmerzlich, der zu erwartende Gewinn aber mangels der Verfolgung mehr oder weniger beschränkt. Steigerte man nun gar die Besorgnis vor Rückschlägen zu dem Rat, dem fliehenden Feinde goldene Brücken zu bauen, so leuchtet um so mehr ein, daß der Feldherr nicht leicht es der Lage der Dinge entsprechend finden wird, daß es rätlich sei, eine Schlacht zu schlagen. Als Franz I. im Jahre 1536 Karl V., der bis in die Nähe von Marseille gekommen war, durch bloßes Ausdauern gezwungen hatte, Frankreich zu räumen und über die Alpen zurückzuziehen, tadelten ihn die Franzosen, daß er dem Kaiser auf dem Rückzug nicht mehr Schaden zugefügt habe. Jovius hat den König später darüber befragt und er hat ihm geantwortet, daß er seinen Landsknechten nicht ganz getraut, daneben aber habe er sich auch an den Grundsatz der Alten gehalten, daß man dem fliehenden Feinde nicht bloß Brücken bauen, sondern sie auch noch mit Gold bedecken müsse.

Friedrich kannte derartige Erwägungen nicht, aber die strategische Offensive ist auch unter seinen Verhältnissen kurz. Höchstens einmal von weit her hat er gegen Wien demonstriert, die feindliche Hauptstadt aber niemals als Operationsziel ins Auge gefaßt. Prag (12 Meilen von den Pässen des Erzgebirges) oder Olmütz (8 Meilen von der oberschlesischen Grenze) waren die eigentlichen Objekte, auf die er es absah. Schon bis Brünn zu gehn, 10 Meilen südlich von Olmütz, schien etwas sehr großes, und daß er im Jahre 1744 noch 15 Meilen über Prag hinausging, bis Budweis, hat er sich selber als einen Fehler angerechnet.

Die Franzosen sind allerdings im Oesterreichischen Erbfolgekrieg bis nach Linz und Prag gekommen. Aber ihre Basis war nicht Frankreich, sondern das mit ihnen verbündete Bayern.

Ist die strategische Offensive nur kurz und langsam, so folgt daraus, daß sie sehr leicht wieder in die Defensive fällt oder gedrängt wird. Offensive und Defensive wechseln schnell miteinander ab und gehn ineinander über. Der strategische Angriff ist nicht fähig, in einem Zuge die Lage mächtig und dauernd zu beherrschen[1]).

Fast die wichtigste aller Konsequenzen dieses Grundverhält-

[1]) Auch dies ist vortrefflich dargelegt in den Kriegsgesch. Einzelschr. 27, S. 353.

nisses ist die regelmäßige Winterruhe. Die Leiden, die ein Winterfeldzug über die Truppen verhängt, sind überaus hart. Zu den Verlusten durch die Strapazen und Krankheiten kommen die Verluste durch die gesteigerte Desertion, wenn die unzuverlässigen Söldner finden, daß ihnen zu viel zugemutet werde. Wenn der Feldherr glaubt, bei Fortsetzung der Kriegshandlung zum Abschluß, zum Frieden zu gelangen, so nimmt er solche Verluste auf sich. Ist das nicht in Aussicht, so erwägt er, ob die Verluste nicht größer werden, als die zu erwartenden Gewinne, und da man auf beiden Seiten diese Erwägung anstellt, so schläft die Kriegshandlung allmählich ein und man geht in die Winterquartiere, indem man sich beiderseits etwas mit den Hauptkräften zurückzieht und sich durch Vorposten und Beobachtung vor etwaigem Ueberfall sichert, ja, zuweilen wird sogar ein Abkommen geschlossen, für bestimmte Zeit beiderseits Angriffe zu unterlassen. Die Schlacht bei Lützen, wie die Schlacht bei Leuthen sind beherrscht durch den Gedanken des Winterquartiers. Wallenstein wie Karl von Lothringen glaubten, daß der Feldzug für dies Jahr zu Ende sei, als gemeldet wurde, daß der Gegner anrücke, worauf man dann, ohne einen eigenen positiven Schlachtgedanken das Heer zu einer Defensiv-Stellung aufmarschieren ließ (6. November und 5. Dezember). Nicht bloß bis in den Dezember, sondern auch bis in den Januar ist zuweilen, um noch diesen oder jenen Vorteil zu erlangen, ein Feldzug fortgesetzt. Der neue Feldzug begann häufig erst im Juni, um für die Pferde Grün-Fouragierung auf den Feldern zu finden. Die Winter-Feldzüge, die dennoch vorkommen, sind als Ausnahmen zu betrachten[1]). Die Winterruhe wurde benutzt, um die Armee in jeder Beziehung wieder herzustellen, namentlich neue Rekruten auszuheben, zu werben und zu pressen — war man in Feindesland auch in diesem — und sie auszuexerzieren, so daß sie bei Beginn des neuen Feldzuges eingestellt werden konnten. Die Regimenter hatten keine besonderen Truppenteile zur Ausbildung des Ersatzes; deren Funktionen werden so zu sagen ersetzt durch die Winterruhe, und man hatte den Vorteil, alle Kampffähigen zugleich ins Feld stellen zu können.

In jeder Kriegführung spielt eine große Rolle das Unberechenbare, der Zufall, und die Beherrschung dieses dunklen Elements

[1]) Ausführlich über Winterquartiere oder Winterfeldzüge Friedrich Generalprinzipien Art. 27 und 28.

der Ungewißheit durch Entschlossenheit ist eine der wesentlichsten Eigenschaften des Feldherrn. Ganz besonders stark wurde dieses Moment in der Friderizianischen Epoche dadurch, daß die langgestreckten, dünnen Linien der Infanterie so überaus spröde waren. In ganz kurzer Zeit, in einem Augenblick konnte eine Schlacht entschieden sein; man hatte nicht die Möglichkeit, durch hinhaltendes Gefecht längere Zeit zu gewinnen, um Verstärkungen heranzuziehen, Fehler zu reparieren oder ohne wesentliche Verluste abzubrechen[1]. Selten ist das Gelände so übersichtlich, daß der Feldherr von weit her es völlig erkennt; es können Hindernisse darin stecken, Teiche, Moräste, Abhänge, die seine Disposition zerreißen, die Ordnung der Truppen zerstören und die Schlacht verloren gehn lassen müssen. Soll er es darauf ankommen lassen? Ein solcher Entschluß ist sehr schwer. Ich werde unten darüber Beispiele zusammenstellen.

Selbst wenn der Feind einen Fehler macht oder sich sonstwie eine günstige Gelegenheit zur Schlacht bietet, so ist es doch im Friderizianischem Zeitalter schwer, die Gelegenheit zu benutzen, da ja die Schlachten der Linear-Taktik einen vollständigen, geschlossenen Aufmarsch verlangen, sich also nicht ohne weiteres improvisieren lassen. Sind Soor und Roßbach improvisierte Schlachten, so sind sie eben deshalb als besondere Zeugnisse sowohl für den Genius des königlichen Feldherrn, wie für die taktische Schulung seines Heeres anzusehen.

Ueberblicken wir die Ansichten der Theoretiker vom 16. bis zum 18. Jahrhundert.

G. du Bellay, 1535, rät, daß ein General niemals eine Schlacht wage, wenn er nicht völlig überzeugt sei, im Vorteil zu sein. Sonst solle er temporisieren.

Lazarus Schwendi (geb. 1522, † 1584) will, daß man im Kriege auf Sicherheit spiele und auch bei guten Chancen nicht zu viel wage. „Wer den Feind mit Gewalt ausharren oder aushungern kann, der handelt töricht, wenn er seine Sache auf eine Schlacht stellt. Wer aber gegen einen Stärkeren kriegt, gegen den er nicht lange ausdauern kann, der muß sein Tun desto mehr auf Glück

[1] Hier liegt, wie wir schon oben in dem Zitat aus Höpfner (S. 322) gesehen haben, auch ein Grund für die schräge Schlachtordnung.

und auf eine Schlacht stellen". „Wer sich auf die Defensive beschränkt, der hat viel zu verlieren und wenig zu gewinnen".

Der Spanier Mendoza lehrt 1595 (Kriegskunst, D. Uebers. S. 146): „Weitter soll man sich auch zum fleissigsten fürsehen, daß man nicht den Anfang zu einer Schlacht mache, man werde dann durch die eusserste Noth dazu getrieben, und daß man auch die Squadronen nicht alle also hinan führe, daß wenn man schon den Sieg erlanget, man doch desselbigen nicht viel sich zu freuwen habe, dieweil er so theuwer und so viel Volks gekostet hat: Sondern man soll langsam, bedachtsam, un mit einem bleyern Fuß zur Schlacht schleichen."

Wilhelm Ludwig v. Oranien rät seinen Vetter Moritz 1607[1]) nous devons conduire nos affaires, qu'elles ne soyent pas subjettés à l'hazard d'une bataille" . . . „ne procéder à bataille, sinon par extrême nécessité". Er beruft sich dafür auf Fabius Maximus vor der Schlacht bei Cannä.

Dilich, Kriegsbuch 2. Teil, erstes Buch (1607) warnt „ohne große Noth und schier gewissen Vortheil sich der Schlachten als einen ungewissen und mißlichen Ausgang nimmer untergebe, denn es viel besser ist, nichts erobert als Schaden gelitten und etwas verloren". Er will aber darum nicht sagen, daß man gar nicht schlagen solle; das wäre Torheit. Man könne aber mit Vorteil schlagen nach getanem Gebet; guter Jahreszeit; wenn nicht feuchte Luft das Pulver naß mache; wenn der Feind ermüdet, man selber aber noch frisch ist oder sonst eine gute Gelegenheit.

J. de Villon 1612 (die fürnembsten Hauptstücke der Kriegskunst, deutsche Uebersetzung 1613 S. 160) empfiehlt dem Feldherrn: „Er fuehre auch seine Soldaten niemahlen in eine Feldtschlacht, so es gesein mag, er habe sie dann zuvor offtermahlen erfahren und erkennet, sondern er solle viel eher durch auff- und umbziehen und den Feindt abmatten, überwinden und obsigen, dann durch das ohngewisse Glück einer Schlacht, welches so ein gefährliche sach ist, das mann sich darzu nit alß nottrunglich und nachdem die Soldaten in den Streitten und Gefahren gewohnt, und verhärtet seindt, einlassen solle, dann solches ist ein sembliches Spyl, darinnen sich die neuw ankommenen sehr entsessen befinden".

[1]) Archives Oranien-Nassau, 2. Serie II, 378.

„Conde de Bucquoi hat dieses Lob, daß er seine Soldaten nicht gern auf die Fleischbank führe", rühmt eine Flugschrift vom Jahre 1620[1]).

Neumair v. Ramsla, ein sehr fruchtbarer Militärschriftsteller zur Zeit des 30jährigen Krieges, warf die Frage auf, wann denn nun eine Schlacht zu liefern sei und zählt 55 Ursachen dafür auf. Darunter „daß man gesehn, es sei kein anderes Mittel, den Sachen zu helfen".

Montecuccoli (geb. 1609, † 1681) schreibt: „Wer da meint, ohne Schlachten Fortschritte zu machen und etwas Namhaftes erobern zu können, der widerspricht sich selbst oder sagt doch wenigstens eine so wunderliche Meinung, daß er den Spott herausfordert. Zwar weiß ich, daß Lazarus Schwendi, ein berühmter General, behauptete, man solle niemals ein Treffen wagen und daß er nur verteidigungsweise vorgehen und dem Feinde die Vorteile gewissermaßen abstehlen wollte. [So weit ist Schwendi denn doch nicht gegangen in der Vorsicht!] Aber wenn das die Truppen erst merken: wie groß würde ihre Furcht, wie groß des Feindes Kühnheit werden! Es ist schlechterdings notwendig, daß man bereit sei zu fechten und das Feld zu behalten. Freilich soll man sich nie leichtsinnig und verwegen auf eine Schlacht einlassen, noch weniger sie sich aufzwingen lassen, sondern den richtigen Augenblick dazu erkennen. Fabius Cunctator floh die Schlacht keineswegs, aber er wollte nur dann fechten, wenn er gegründete Hoffnung hatte auf den Sieg." Und an andrer Stelle (I, 328): „Wer eine Schlacht gewinnt, gewinnt nicht allein den Feldzug, sondern auch ein großes Stück Landes. Wenn daher Jemand nur in guter Verfassung zur Schlacht zu erscheinen weiß, so sind die Fehler, die er früher im Manövrieren gemacht hätte, zu ertragen, wenn er aber gegen die Lehre von den Schlachten gefehlt hat, so wird er, wenn er sich auch in anderen Einzelheiten bewährt hätte, den Krieg doch nicht mit Ehren zu Ende führen."

Turenne gab Condé einmal den Rat, lieber den Feind im Felde durch viele Gefechte zu schädigen, als Städte zu belagern und zu nehmen.

---

[1]) Zit. Krebs, Schlacht am weißen Berge, S. 12.

Daniel Defoe in seinem „Essay on Projects“ (1697; übers. v. Fischer, S. 118) will, daß man im englischen Bürgerkrieg noch die Maxime gehabt habe. „Schlage den Feind, wo du ihn triffst“, jetzt aber heiße es „Kämpfe nie ohne offenbaren Vortheil“. Daher zögen sich die Kriege in die Länge und die Folge sei, daß nicht der, welcher das längste Schwert, sondern der, welcher den längsten Beutel habe, den Krieg am besten aushalte.

Im Feldzugsjournal des Markgrafen Ludwig v. Baden vom Jahre 1694 heißt es über eine Operation: „Se. Durchlaucht waren fest entschlossen, im Falle der Feind Lust haben würde, sich mit ihm in ein entscheidendes Treffen einzulassen. Man hat also den Feinden durch diesen Wunsch die Erklärung getan, daß man lieber zu fechten entschlossen sei, als das ohnedies entkräftete Vaterland in das ganze Verderben stürzen lassen“. Der Erfolg waren einige Rekognoszierungen.[1])

Feuquières (geb. 1648, † 1711) schrieb militärische Denkwürdigkeiten, die Friedrich der Große so hoch schätzte, daß er sie an seine Offiziere zur Lektüre verteilen ließ und befahl, daß den Kadetten daraus bei den Mahlzeiten vorgelesen werden solle. Seine eigenen militärischen Schriften schließen sich oft eng an Feuquières an. Dieser schreibt: „Weil die Schlachten Haupt-Actiones einer Armee sind und oftmahls dem gantzen Kriege oder wenigstens fast allezeit dem Feldzug den Ausschlag geben, so soll man solche nicht anders liefern, als wenn es die Nothdurft erfordert und wichtige Ursachen dazu vorhanden sind. Die Gründe, den Feind aufzusuchen und mit ihm zu schlagen sind: Wenn man ihm an Anzahl und Güte der Truppen überlegen; wenn die feindlichen Generale uneinig sind oder verschiedenes Interesse haben oder wenig geschickt sind und sich unachtsam zeigen; wenn es gilt, einen belagerten Platz zu entsetzen; wenn zu befürchten ist, daß die Armee auseinanderginge, dafern man dem nicht durch einen Erfolg zuvorkäme, ferner wenn dem Feinde Succurs bevorsteht; wenn man bereits Vorteile davon getragen, und endlich, wenn man gemeinet ist, den ganzen Krieg vermittelst einer Schlacht auf einmahl zu entscheiden. Hingegen wird man zur Vermeidung eines Treffens bewogen, wenn man von einem Sieg weniger Nutz zu erhalten als Nachtheil von einer Niederlage

[1]) Die Feldzüge des Prinzen Eugen I, 1, p. 587.

zu befürchten hat, wenn man dem Feind weder an Zahl noch Tüchtigkeit der Truppen gleicht, wenn man selbst Hilfe erwartet, wenn man den Feind vorteilhafft postiret findet oder aber Ursache zu hoffen hat, die feindliche Armee durch Verzug und Vermeidung des Treffens zu zerstreuen."

Der spanische Marquis von Santa Cruz (geb. 1687, † 1732) schrieb ein großes militärisches Werk (Reflexionen), in dem er spricht „von den Gelegenheiten, wo man zu schlagen suchen muß". Weder die Ueberlegenheit in der Zahl noch in der Qualität der Truppen, meint er, seien ein sicheres Mittel wider die verschiedenen Zufälle, die eine Niederlage verursachen können. „Nichts ist ungewisser als der Ausgang einer Schlacht". „Ihr dürft keine Schlacht wagen, wenn der Platz nicht sehr günstig ist oder wenn ihr die Stärke beider Heere nicht genau kennt".

Prinz Eugen spendete diesem Theoretiker seinen Beifall und Friedrich rechnete ihn zu den „klassischen" Autoren der Militärliteratur.

Der Marschall Puységur (geb. 1654, † 1743) hat in seiner „Art de la guerre" (herausgegeben von seinem Sohn 1748), die wegen ihrer systematischen Behandlung sehr geschätzt wurde, doch keine grundsätzliche Erwägung, wann eine Schlacht geschlagen werden müsse, angestellt. Charakteristisch aber für seine Betrachtung ist, daß er Turenne als Feldherrn mit Cäsar zusammenstellt und den wesenhaften Unterschied zwischen der Strategie des einen und des anderen nicht bemerkt.

Folard (geb. 1669) schrieb und Friedrich der Große übernahm die Stelle in den Auszug, den er machte, „Die größten antiken und modernen Führer haben niemals die Feinde gezählt, sondern nur gefragt, wo sie standen, um auf sie loszumarschieren und sie zu bekämpfen (pour marcher à eux et les combattre)."[1])

Graf Khevenhüller (geb. 1683, † 1744), österreichischer Feldmarschall, schrieb einen „Kurtzen Begriff aller militärischen Operationen", worin er die Ursachen „eine Schlacht zu geben oder zu evitieren" entwickelt. I. 1. Die Hoffnung der Victorie. 2. Eine belagerte Stadt zu entsetzen. 3. Ein attaquirtes Corpo zu secundiren. 4. Aus Mangel an Lebensmitteln oder Abgang anderer Not-

[1]) Nach dem Zitat Kriegsgesch. Einzelschr. Heft 27, S. 385.

wendigkeiten. 5. Dem Feinde nicht Zeit zu lassen, daß er sich renforcire. 6. Eine Avantage über den Feind zu nehmen, da er im Marsche etwann seine Flanque präsentirt, bei einem Paß oder da er seine Armee geteilet hat, und andere mehr Ursachen halber. II. Ursachen, die Schlacht zu evitiren: 1. Da aus Verlust der Schlacht größerer Verlust entstehen kann, als nutzen mit Erhaltung der Victorie. 2. Da der Feind mit der Stärke überlegen ist. 3. Da man seine ganze Macht nicht beisammen hat. 4. Da der Feind avantageux postiert ist. — NB. Der Feind gehet oft für sich selbst zu Grund durch einige Mängel oder Uneinigkeit der Generalität. Und an anderer Stelle: „Wenn der Feldherr durch seine Mouvements den Feind von einem Posten in den anderen, von einem Lager in das andere herumwandern und herumdrehen kann und zu rechter Zeit seinen Vorteil ersieht, ihn übern Haufen zu werfen, alsdann verspürt man, was Kriegskunst ist."

Die Polarität der Ermattungs-Strategie tritt besonders deutlich in die Erscheinung in den verschiedenen Aeußerungen Friedrichs des Großen. Sie bewegen sich sein Leben hindurch wellenförmig, sich bald mehr dem einen, bald mehr dem andern Pol nähernd.

Vor der Schlacht bei Hohenfriedberg (1745) schreibt er, er müsse sie schlagen, da ihm kein anderer Ausweg bleibe.

In einem Brief an den Marschall von Sachsen (3. Oktober 1746) bekennt er sich schuldig, durch gar zu kühnes Vorgehen den Feldzug von 1744 verloren zu haben; er werde das aber durch die Erfahrung gewitzigt, nicht wieder tun. „Aus einem Fabius kann immer ein Hannibal werden; aber ich glaube nicht, daß ein Hannibal imstande ist, das Verfahren eines Fabius zu verfolgen".

In den „General-Prinzipien vom Kriege (1748) heißt es in dem Kapitel „Wann und wie man Bataillen liefern soll": „Die Bataillen decidiren von dem Schicksal eines Staates; wenn man Krieg führt, so muß man allerdings zu decisiven Momenten kommen, entweder, um sich aus dem Embarras des Krieges zu ziehen, oder um seinen Feind darin zu setzen, oder um die Querelles auszumachen, die sonsten niemahls zu Ende kommen würden."

„Ein vernünftiger Mann muß niemahlen eine Demarche thun, sonder einen guten Beweggrund dazu zu haben; noch viel weniger aber muß der General von einer Armee, jemahlen Ba-

taillen liefern, ohne daß er einen importanten Zweck dadurch suche."

„Die Ursachen also, wegen welcher man Bataillen liefert, seynd, um den Feind zu zwingen, die Belagerung eines euch zuständigen Orts aufzuheben, oder aber um ihn aus einer Provinz zu jagen, deren er sich bemächtigt hat; ferner um in seine eigenen Lande zu penetriren, oder auch, um eine Belagerung zu thun, und endlich um seine Hartnäckigkeit zu brechen, wenn er keinen Frieden machen will, oder aber auch, um ihn wegen eines Fehlers zu strafen, welchen er begangen hat."

„Man obligirt den Feind zu schlagen, wenn man einen forcirten Marsch thut, wodurch Ihr ihn in den Rücken kommet und ihn von den so hinter ihn lieget, abschneidet, oder auch, wenn man einer Stadt drohet, an deren Conservation ihn zum höchsten gelegen ist. Man nehme sich aber sehr wohl in acht, wenn man dergleichen Arten Manövres mit der Armee machen will, und hüte sich nicht weniger, daß man sich nicht in dasselbige inconveniens bringe, noch sich dergestalt postire, daß der Feind seines Ortes, Euch von Eueren Magazinen abschneiden kann." — —

„Allen diesen Maximen füge ich noch hinzu, daß Unsere Kriege kurtz und vives seyn müssen, maßen es uns nicht conveniret, die Sachen in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg ohnvermerkt Unsere admirable Disciplin fallen machen, und das Land depeupliren, Unsere Ressources aber erschöpfen würde." — — „Mit einem Wort, in Sachen so Bataillen betreffen, muß man der Maxime des Hebräischen Sanhedrin folgen, daß es besser sey, daß ein Mensch sterbe, als daß das gantze Volck verderbe."

In der Art de guerre (etwa 1750) heißt es (X, 268):

„Et n'engagez jamais sans de fortes raisons
Ces combats où la mort fait d'affreuses moissons."

In den „Pensées et règles générales pour la guerre" (1755), wohl schon im Hinblick auf den sich vorbereitenden Sturm geschrieben, ist ein direkter Rath, die Schlachtentscheidung zu suchen, gar nicht enthalten. Dagegen ist in dem Artikel von den Feldzugs-Entwürfen gesagt, daß ein guter Feldzugsplan den Krieg entscheiden könne durch die Vortheile, „welche Euch entweder Eure Streitkräfte, oder die Zeit, oder eine Stellung, die Ihr zuerst in Besitz

nehmt, gewähren." „Das Gute eines Kriegsplans", heißt es weiter, „besteht darin, daß Ihr selber wenig wagt, den Feind aber in Gefahr bringt, Alles zu verlieren."

Im Jahre 1753 ließ Friedrich jenen Auszug aus dem großen Folardschen Werke für seine Offiziere anfertigen und schrieb dazu selber eine Einleitung, in der es heißt: man habe nur wenig klassische Werke, in denen man Kriegskunst studieren könne. „Cäsar lehrt uns in seinen Komentaren wenig mehr als daß wir im Pandurenkriege sehen; sein Zug nach Groß-Britannien ist kaum etwas anderes und ein General unserer Tage könnte aus ihnen nur die Anordnung seiner Kavallerie am Tage von Pharsalus gebrauchen." Der Ausspruch klingt so widersinnig, daß man zunächst gar nicht weiß, was man damit anfangen soll. Sucht man ihn zu verstehen, so erkennt man in ihm die Reaktion eines klaren praktischen Geistes, eines Geistes, der sich von Ueberlieferungen nicht fesseln läßt, gegen einen falschen Doktrinarismus. Die Theoretiker der Epoche wollten, wie wir gesehen haben, Cäsar einzwängen in das Schema der Ermattungsstrategie. Friedrich hat bemerkt, daß das nicht ging; er fühlte den Fehler, konnte seine Quelle natürlich nicht auffinden und reagierte gegen das Unbehagen, in das ihn diese Erkenntnis versetzte, mit dem Panduren-Gleichnis.

In den im Herbst 1759 niedergeschriebenen Betrachtungen über das militärische Talent und den Charakter Karls XII. heißt es, der König habe bei mancher Gelegenheit sparsamer mit Menschenblut sein können. „Es gibt allerdings Lagen, wo man sich schlagen muß; man soll sich aber nur dann darauf einlassen, wenn man weniger zu verlieren, als zu gewinnen hat, wenn der Feind, sei es beim Lagern, sei es beim Marsch, nachlässig ist, oder wenn man ihn durch einen entscheidenden Schlag zwingen kann, den Frieden anzunehmen. Es steht übrigens fest, daß die meisten Generale, welche sich leicht auf eine Schlacht einlassen, nur deshalb zu diesem Auskunftsmittel greifen, weil sie sich nicht anders zu helfen wissen. Weit davon entfernt, dieses ihnen als Verdienst anzurechnen, sieht man es vielmehr als ein Zeichen von Mangel an Genie an."

In der Einleitung zur Geschichte des Siebenjähriges Krieges bezeichnet der König die Methode Dauns als „die ohne Widerspruch gute" und fährt fort: „— ein General würde Unrecht haben,

wenn er darauf losgeht, den Feind in Gebirgsstellungen oder kupiertem Terrain anzugreifen. Der Drang der Umstände hat mich bisweilen gezwungen zu diesem Aeußersten zu schreiten; aber wenn man Krieg mit gleichen Kräften führt, so kann man sich sicherer Vorteile durch List und Geschicklichkeit verschaffen, ohne sich so großen Gefahren auszusetzen. Häuft viele kleine Vorteile, ihre Summe bringt große zusammen. Uebrigens ist der Angriff eines gut verteidigten Postens ein hartes Stück Arbeit; man kann leicht zurückgeworfen und geschlagen werden. Man siegt mit einem Opfer von fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann; das legt eine schwere Bresche in eine Armee. Die Rekruten, selbst angenommen ihr habt deren genug, ersetzen die Zahl aber nicht die Qualität der Soldaten, welche ihr verloren habt. Das Land entvölkert sich, indem es die Armee erneuert; die Truppen degenerieren, und wenn der Krieg lange währt, findet man sich endlich an der Spitze von schlecht exerzierten, schlecht disziplinierten Bauern, mit denen ihr kaum wagt vor dem Feinde zu erscheinen. In einer bösen Situation mag man sich mutig von den Regeln emanzipieren, die Notwendigkeit allein kann uns zu verzweifelten Mitteln treiben, wie man den Kranken ein Brechmittel gibt, wenn kein anderes Heilmittel bleibt. Aber diesen Fall ausgenommen, muß man meiner Meinung nach mit mehr Schonung vorgehen und nur mit guter Berechnung agieren, weil im Kriege der, der das Wenigste dem Zufall überläßt, der geschickteste ist."

Dieselben Gedanken mit noch viel stärkerer Betonung der Vorteile der Manöver-Strategie entwickelt der König fünf Jahre später (1768) in seinem militärischen Testament. „Es ist ein großer Irrtum", sagt er hier, „zu glauben, die Schlachten in der Ebene seien nicht ebenso gewagt wie in festen Stellungen. Die Kanone wirkt in freier Ebene fürchterlich, und das Schlimme ist, wenn Ihr den Feind angreift, sind alle seine Batterien bereits errichtet und er kann auf Euch feuern, wenn Ihr die Eurigen erst ansetzt; das ist ein ungeheurer Unterschied." Den nächsten Krieg gegen die Oesterreicher, sagt er, würde er folgendermaßen führen: „Ich würde zunächst so viel Land erobern, daß das Herbeischaffen der Lebensmittel mir gestatten würde, auf Kosten des Feindes zu leben und das für mich günstigste Terrain zum Kriegsschauplatz auswählen; ich würde

mich beeilen, meine Verteidigungslinie zu befestigen, bevor der Feind in meiner Nähe erschiene. Ich würde das Terrain von allen Seiten so weit rekognoszieren lassen, als man Streifparteien vorschicken kann; ich würde schleunigst Karten von allen Terrainstrecken aufnehmen lassen, die geeignet wären, unsern Gegnern zum Lager zu dienen, auch von allen Wegen, die dorthin führen können. Auf diese Weise würde ich mir Kenntnis des Landes verschaffen und meine Karten gäben mir Aufklärung über die angreifbaren oder unangreifbaren Stellungen, wo die Oesterreicher im Begriff wären sich aufzustellen. Ich würde es mir nicht angelegen sein lassen, allgemeine Gefechte zu beginnen, weil man eine Stellung nur mit beträchtlichen Verlusten erobern kann und weil in gebirgigem Lande die Verfolgungen nicht entscheidend werden können; aber ich würde mein Lager gut sichern; ich würde es mit aller Sorgfalt befestigen und alle meine Absichten darauf richten, gründlich die Detachements des Feindes zu schlagen. denn wenn Ihr eines seiner detachierten Korps vernichtet, bringt Ihr Verwirrung in seine ganze Armee, da es viel leichter ist, 15000 Mann zu erdrücken, als 80000 zu schlagen; und während Ihr weniger wagt, tut Ihr doch fast dasselbe." Einen Feind in einer guten Stellung anzugreifen, sei, als wenn man Bauern mit Stöcken gegen Bewaffnete führen wollte.

In den „Projets de campagne" von 1775 schrieb der König: „Liefert niemals eine Schlacht, nur um den Feind zu besiegen, sondern um Pläne zu verfolgen, die ohne diese Entscheidung verhindert sein würden".

Es existieren keinerlei Aeußerungen des Königs, mit denen er aus der Polarität der Ermattungsstrategie heraustrate. Der französische Minister Choiseul, der französische Bevollmächtigte im österreichischen Hauptquartier, Montazet, der österreichische Minister Kaunitz und der Kaiser Franz selber haben verschiedentlich den Grundsatz ausgesprochen, daß es darauf ankomme, die Fridericianische Armee zu zerbrechen, und man kann das als ein Bekenntnis zur Niederwerfungsstrategie auffassen. Kaiser Franz schrieb an seinen Bruder, Karl von Lothringen (31. Juli 1757): „Wir müssen nicht an die Eroberung des Landes denken, sondern allein an die Zerstörung seiner Armee, denn wenn man ihm diese ruinieren kann, fallen uns die Ländern von selbst zu". Bei Friedrich finden

wir eine derartige Aeußerung niemals. Umgekehrt haben der General Lloyd und Andere damals den Satz aufgestellt, man könne Kriegsunternehmungen mit geometrischer Strenge einleiten und beständig Krieg führen, ohne jemals in die Notwendigkeit zu kommen, schlagen zu müssen. Auch diese Auffassung begegnet uns bei Friedrich nicht. Er nähert sich dem Schlachtpol seiner Strategie mit dem Satz, daß Preußens Kriege kurz und vif sein müßten und daß das Schicksal der Kriege in den Schlachten entschieden werde; er nähert sich wieder dem Manöverpol, indem er seine Schlachten als verzweifelte Auskunftsmittel schildert, sich den Satz aneignet, daß das Schlachtenliefern ein Zeichen von Ungeschicklichkeit sei und statt der Schlachten auf das Abfangen von Detachements verweist. Es wäre aber durchaus falsch, in dieser Diskrepanz etwa einen Selbstwiderspruch sehen zu wollen. Bei Machiavelli, der gleichzeitig die Grundsätze der Niederwerfungsstrategie und der Ermattungsstrategie verkündigt, liegt ein wirklicher, ungelöster Widerspruch vor. Friedrich vertritt völlig klar und einwandsfrei die Anschauungen der Ermattungsstrategie, in deren Wesen es liegt, daß je nach den Umständen, vielleicht sogar bloßen Stimmungen mehr die eine oder die andere Handlungsweise betont oder angewandt wird. Friedrich selber hat mehrfach ausgesprochen, daß er ganz dieselben Grundsätze befolge, wie die großen französischen Feldherren Turenne, Condé, Catinat, Luxemburg oder der Prinz Eugen und Leopold von Dessau[1]); wir dürfen hinzusetzen, alle Feldherren und alle Theoretiker von Vegez ab, mit einziger Ausnahme Machiavellis, der sich in Widerspruch mit sich selbst bewegt.

Sucht man nach einem theoretischen Unterschied zwischen Friedrich und seinen Zeitgenossen, so ist er darin zu finden, daß Friedrich sich auf dem Höhepunkt seiner kriegerischen Tätigkeit, in den Jahren 1757—1759, dem Schlachtpol mehr nähert als die meisten. Man darf nicht sagen mehr als alle. Denn wir haben gesehen, daß sogar Aeußerungen vorliegen, die über die seinigen hinausgehen.

Die reine Theorie aber war geneigt, dem Manöver den Vorzug zu geben. „Eine Bataille“, sagt das kursächsische Reglement

[1]) Brief an Ludwig XV. v. 12. Juli 1744. Brief an den Prinzen von Preußen bei Uebersendung der „Generalprinzipien“.

von 1752 „ist die wichtigste und gefährlichste Kriegsoperation. In einem offenen Lande ohne Festung kann der Verlust derselben so dezisif sein, daß sie selten zu wagen und niemals zu raten ist. Das Meisterstück eines großen Generals ist, den Endzweck einer Kampagne durch scharfsinnige und sichere Manövers ohne Gefahr zu erhalten."

Im Mai 1759 machte Prinz Heinrich auf Betreiben des Königs einen Einfall in Franken und zerstörte die Magazine der Reichsarmee. Retzow bemerkt dazu, dieser Erfolg „mußte dem Könige mehr wert sein als eine gewonnene Schlacht. Denn nach einer solchen kann ein zwar geschlagener, jedoch unternehmender Feldherr dennoch gleich so viel Kräfte sammeln, um den erlittenen Schimpf zu rächen; allein nach dem vollständigen Verlust hinlänglicher Verpflegungsmittel ist keine Operation von Wichtigkeit denkbar."

Die Taktik aller Waffen hat von der Renaissance bis zu Friedrich dem Großen Wandlungen durchgemacht, die ihr von Epoche zu Epoche ein ganz neues Gesicht gegeben haben. Aus den dicken, tiefen Gevierthaufen der Infanterie sind lange, dünne Linien geworden, aus den schweren Rittern auf gewaltigen Pferden, die turnierartig zu kämpfen suchen, sind in der Carriere angreifende, geschlossene Kavallerie-Schwadronen geworden, die Artillerie ist an Zahl und Wirkung verhundertfacht. Die Strategie aber ist sich in diesen drei Jahrhunderten in ihren Grundzügen gleich geblieben. Wenn Guicciardini uns schildert, wie vor der Schlacht bei Ravenna 1512 der spanische Vizekönig manövrierte, um die Städte der Romagna gegen die Franzosen zu decken und diesen den Weg nach Rom zu verlegen, welche Rolle die Verpflegung dabei spielt, wie es endlich zur Schlacht kommt und wie der große Sieg der Franzosen schließlich doch keine dauernde Wirkung hat, daß alles könnte ebenso gut von einem Feldzug des 17. oder 18. Jahrhunderts erzählt worden sein.

Um eine andere Strategie erscheinen zu lassen, mußte das politische Weltbild im ganzen und in der Tiefe eine Abwandlung erfahren.

Fünftes Kapitel.

Strategische Skizzen und einzelne Schlachten.

Die Schlacht bei Höchstädt.[1])
13. August 1704.

Die Uebermacht Ludwigs XIV. beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges war so groß, daß er Ideen der Niederwerfung, ähnlich denen Napoleons hat ins Auge fassen können. Verbündet mit dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, konnte man eine Vereinigung von Heeren aus Italien und Deutschland planen, um auf Wien loszugehen.

Die Gegner gewannen aber schließlich dadurch die Ueberlegenheit, daß Marlborough mit einer englisch-holländischen Armee, entgegen dem Willen seiner Regierung, an die Donau marschierte.

Längere Zeit manövrierte man hier umeinander herum. Wohl versetzten die Alliierten den Bayern einen schweren Schlag durch die Erstürmung des Schellenberges, die ihnen den Uebergang über die Donau bei Donauwörth ermöglichte; zu einer großen Entscheidung zu gelangen, war aber um so schwerer, als auf beiden Seiten der Oberbefehl geteilt war: auf der einen Seite Marlborough und Ludwig von Baden, zu denen dann noch mit einer dritten Armee Prinz Eugen trat; auf der anderen Seite Kurfürst Max Emanuel und der französische Marschall Marsin, zu denen noch mit einer dritten Armee Tallard stieß.

Als die verbündeten Franzosen und Bayern eine unangreifbare Stellung vor Augsburg genommen hatten, wußten die Alliierten, obgleich sehr überlegen, nichts anderes zu tun, als das

[1]) Alle bisherigen Darstellungen dieses Feldzuges wie auch der Schlacht sind sehr wesentlich korrigiert durch die sorgsame, quellenkritische Untersuchung von Rudolf Israel „Der Feldzug von 1704 in Süddeutschland“. Berl. Dissert. 1913.

bayerische Land systematisch zu verwüsten, um durch den Jammer des Volkes den Kurfürsten zu einem Abkommen zu bewegen.

Da der Kurfürst fest blieb, schien es dahin kommen zu müssen, daß die Marlboroughsche Armee endlich heimberufen wurde. Um noch etwas zu tun, beschloß man, mit einem detachierten Korps Ingolstadt zu belagern. Als aber die verbündete Armee eine Gegenbewegung machte, beschlossen Eugen und Marlborough, den Augenblick zu benutzen und sie, ehe jene sich in ihrer neuen Stellung befestigt hatte, anzugreifen. „Der mißliche Stand unserer Angelegenheiten, schrieb Marlborough, erheischt einen so kraftvollen, um nicht zu sagen, verzweifelten Ausweg“.

Das Wesen der Ermattungsstrategie tritt in dieser Aeußerung um so mehr zu Tage, als die Alliierten nur das für die Belagerung von Ingolstadt bestimmte Korps, 14000 Mann, an sich zu ziehen brauchten, um über eine erhebliche numerische Ueberlegenheit (62000 gegen 47000) zu verfügen. Man hat gemeint, sie hätten auf jene 14000 Mann verzichtet, nur um ihren Befehlshaber, Ludwig von Baden, loszuwerden, mit dem die beiden anderen sehr schlecht harmonierten. Diese Motivierung, an sich sehr anfechtbar, wird widerlegt dadurch, daß anfänglich Eugen für den Oberbefehl der Belagerung bestimmt war. Wir werden in dieser Epoche noch mehr Beispiele finden, daß erhebliche Korps für sekundäre Zwecke abgezweigt, einer Entscheidungsschlacht entzogen bleiben.

Die alliierten Feldherren siegten bei nur sehr geringer numerischer Ueberlegenheit wesentlich durch ihre überlegene Führung. Die verbündeten Franzosen und Bayern waren durch den Angriff überrascht und hatten ihre Feldbefestigungen noch nicht vollendet. Die Stellung war nicht unvorteilhaft, Eugen kam gegen den feindlichen linken, nördlichen Flügel, den er umfassen sollte, nicht vorwärts, und als die ersten Angriffe abgeschlagen waren, hätte ein kräftiges Nachstoßen und Uebergang zum Angriff sehr gute Chancen geboten. Es gibt ja, wie wir seit Marathon wissen, keine stärkere Kampfesform als die Defensive, die im richtigen Augenblick zur Offensive übergeht. Aber dazu gehört ein großer Feldherr. Der französische Marschall Tallard, der an der entscheidenden Stelle im Zentrum kommandierte, war das nicht nur nicht, sondern hatte auch nicht

die Verfügung über die Heeresteile seiner beiden Kollegen, die die Offensive hätten mitmachen müssen. Die Schlacht war von ihnen auf nichts als auf Abwehr eingerichtet und deshalb die Dörfer Blindheim (Blenheim) und Ober-Glauheim so stark besetzt, daß keine Reserven für die Offensive übrig geblieben waren.[1])

Unter diesen Umständen gelang es der kaltblütigen Umsicht Marlboroughs, nach den ersten abgeschlagenen Angriffen eine Truppenverschiebung durchzuführen und mit großer Uebermacht zwischen den beiden Dörfern durchzustoßen und das feindliche Zentrum zu zersprengen, so daß die beiden Dörfer nun auch vom Rücken bedroht und angegriffen werden konnten und die Besatzung von Blindheim schließlich kapitulieren mußte.

Zu beachten ist, daß am Schellenberg wie bei Höchstädt der Angriff erfolgte, während noch die Verteidigung mit der Arbeit an der Feldbefestigung beschäftigt war.

Die Schlacht bei Turin[2]).
7. September 1706.

Die Franzosen belagern Turin und decken diese Belagerung durch ein Heer, das bis an die Etsch und den Garda-See vorgeschoben ist. Prinz Eugen sammelt ein etwas stärkeres Heer, umgeht die Franzosen, manövriert sie zurück und marschiert mit 34000 Mann südlich des Po in außerordentlich schnellen Märschen (260 Kilometer in 16 Tagen bei häufiger Fühlung mit dem Feinde) bis nach Turin. Der Herzog von Modena liefert ihm einige Verpflegung. Mit ihm zugleich kommen auch die Franzosen, die ihn an der Etsch abwehren sollten, unter dem Herzog von Orleans, und die beiderseitigen Heere sind jetzt ungefähr gleich stark, einige 40000 Mann. Die Franzosen fühlen sich also zu schwach, etwa dem Entsatzheer entgegenzugehen und es anzugreifen und gleichzeitig die

[1]) Tallard hat allerdings die Absicht gehabt, die Alliierten, sobald sie den vor seiner Front fließenden Nebel überschritten hatten, anzugreifen und hat auch in der Schlacht einige Angriffsbewegungen gemacht. Aber bei der Aufstellung seiner Truppen, namentlich der überstarken Besetzung von Blindheim und dem Mangel einer Reserve wird man doch sagen dürfen, daß tatsächlich die Schlacht bloß auf die Defensive angelegt war.

[2]) Die Schlacht ist in ihrem strategischen wie taktischen Zusammenhang erst völlig aufgeklärt worden durch Georg Schmoller, Der Feldzug von 1706 in Italien, Berl. Dissert. 1909.

Belagerung von Turin fortzusetzen. Sie suchen sich gegen den Entsatz zu decken durch eine Feldbefestigung, eine Zirkumvallationslinie.

Das Entsatzheer, von Süden kommend, ging nun rings um das Einschließungsheer herum, bis es im Nordwesten an eine Stelle kam, wo die Zirkumvallation, erst im letzten Augenblick angefangen, noch nicht fertig geworden war. Hier, zwischen den beiden Nebenflüssen des Po, der Dora und Stura, wurde mit 30000 Mann der Angriff angesetzt. Die Verteidigung dieser Strecke war nur 12—13000 Mann stark. Nicht weniger als fünf oder sogar sechs Treffen tief[1]), drei Infanterie, drei Kavallerie, rückten die Verbündeten an und drangen schließlich durch, als sie herausfanden, daß die rechte Flanke der französischen Stellung durch das seichte Flußbett der Stura umgangen und im Rücken gefaßt werden konnte. Die ganze Linie wurde nun aufgerollt; ein Ausfall der Besatzung von Turin stieß auch noch hinein und schnitt die Fliehenden ab.

Es waren die Truppen des Herzogs von Orleans, die geschlagen waren, aber auch die eigentlichen Belagerungstruppen unter La Feuillade wurden, als die Flüchtlinge bei ihnen ankamen, von der Panik ergriffen und zog, unter Verlust der meisten Geschütze, kampfunfähig ab nach Frankreich.

Hätte La Feuillade von seiner Belagerungsarmee den Herzog von Orleans nur noch mit 6000 Mann unterstützt, so daß er sich eine Reserve hätte bilden können, so hätte der österreichische Angriff schwerlich zum Ziel geführt. Aber La Feuillade glaubte nicht, daß der Feind sich wirklich zum Angriff auf die befestigte Linie entschließen würde, sondern nahm an, daß er nur manövriere, um den Belagerern die Zufuhr abzuschneiden; des weiteren glaubte er den Fall der Festung, die sein persönlicher Ruhm sein sollte, ganz nahe und wollte die Belagerung an keinem Punkte schwächen. Der Marschall Marsin aber, der Berater des jungen Herzogs von Orleans, wagte gegen La Feuillade, der der Schwiegersohn des Kriegs- und Finanzministers Chamillart war, und ihm bei Hofe sehr hätte schaden können, nicht energisch aufzutreten. Die Franzosen haben

[1]) Schmoller S. 35 u. S. 36, Die Husaren vor den beiden Reitertreffen.

also die Schlacht verloren durch den Mangel an einer umsichtigen einheitlichen Führung, in noch höherem Maße als zwei Jahre vorher die Schlacht bei Höchstädt. Umgekehrt wirkten auf der anderen Seite die beiden Feldherren, Prinz Eugen und sein Vetter, der Herzog von Savoyen in ausgezeichneter Weise zusammen. Prinz Eugen, jeder Selbstsucht bar, verbot sogar, daß in der Siegesbotschaft auch nur sein Name genannt würde.

Die Theoretiker haben aus dieser Niederlage der Franzosen den Schluß gezogen, daß es prinzipiell falsch sei, eine Belagerung gegen den Entsatz durch eine Zirkumvallation decken zu wollen. Die genaue Untersuchung des Ereignisses lehrt, daß dieser Schluß unzulässig ist, denn die Zirkumvallation ist nicht direkt erstürmt, sondern umgangen worden. Alle Tapferkeit der Preußen unter Leopold von Dessau wäre ohne diese Umgehung vermutlich umsonst gewesen. Gut ausgeführt und geleitet hätte sich die Verteidigung der Zirkumvallation ebenso erfolgreich durchführen lassen, wie einst die von Alesia, und der Entschluß der beiden savoyischen Vettern, den Angriff mit völlig verkehrter Front auf die Befestigung zu wagen, ist zu bewerten als eine Tat von höchster strategischer Kühnheit, die das Schicksal wahrhaft herausforderte.

1708.

Marlboroughs Sieg bei Ramillies 1706, in einer großartigen Verfolgung ausgenutzt, hatte Belgien in die Hand der Seemächte gegeben. Aber 1707 hatte keine weitere Verschiebung gebracht und 1708 gewannen die Franzosen mit Hilfe der Einwohner, die gegen die holländische Verwaltung erbittert waren, Brügge und Gent zurück. Auch ein Sieg, den Marlborough in einem glücklichen Anfall (11. Juli 1708) bei Oudenaarde erfocht,[1] änderte nicht viel. Zwar schlug der englische Feldherr jetzt vor, in das Innere Frankreichs einzudringen, was sogar als die Absicht eines Angriffs auf Paris ausgelegt worden ist, aber schon Eugen erklärte sich dagegen, die Holländer wären dafür auf keinen Fall zu haben gewesen, und Marlborough in demselben Brief an seinen Freund,

[1] Franz Mühlhoff, Die Genesis der Schlacht bei Oudenaarde. Berl. Dissert. 1914.

Lord Godolphin, worin er das mitteilt (26. Juli)[1]), malt aus, wie aussichtslos ein Vorgehen auf Paris sein würde: die Landeseinwohner würden sich mit ihren Habseligkeiten in die festen Plätze flüchten; man würde in eine Wüste kommen und in schachbrettförmig aufgebaute Festungsreihen geraten. „Könnte ich nur das feindliche Heer zum Raufen hervorlocken!“ Der Hauptvorteil des Sieges von Oudenaarde sei die moralische Erschütterung des feindlichen Heeres gewesen.

Trotz ihrer Niederlage behaupteten also die Franzosen Flandern und hielten sich in Brügge und Gent, und die Alliierten, außer Stande, sie dort in ihren Befestigungen anzugreifen, beschlossen, Lille zu belagern, ließen also die französische Hauptarmee, so zu sagen, hinter sich. Bis tief in den Winter zog sich die Belagerung der Stadt, und nach dem Falle der Stadt noch der Zitadelle hin. Die gewaltige französische Armee kam angerückt, marschierte rings um die Belagerer herum, um eine Angriffsstelle zu finden, fand aber schließlich die Verschanzungen, durch die sich die Belagerer gedeckt hatten, die Zirkumvallationslinie, unangreifbar. Auch die wiederholten Versuche, durch Abfangen der Zufuhrtransporte die Aufhebung der Belagerung zu erzwingen, mißglückten, und als Lille gefallen war, gewannen die Alliierten auch Flandern mit Gent und Brügge zurück.

Der Akzent des Feldzuges liegt durchaus auf der glücklich durchgeführten Belagerung, nicht der voraufgehenden Feldschlacht, die ganz falsch eingeschätzt ist, wenn man an ihr hervorhebt, daß sie mit verkehrter Front geschlagen sei, also auf eine unbedingte Entscheidung angelegt gewesen sei. Obgleich unzweifelhafter Sieger und obgleich noch die Armee des Prinzen Eugen im Anzuge und schon nahe war; obgleich er auch gern noch einmal geschlagen hätte, fühlte Marlborough sich weder sofort noch später fähig, eine Entscheidung unter allen Umständen zu erzwingen und den taktischen Erfolg zur Vernichtung der feindlichen Armee auszunutzen. Wir haben es mit einem Feldzug der Ermattungsstrategie im großen Stil, mit höchstem Aufgebot der Kräfte auf beiden Seiten zu tun. Die Alliierten gewannen ihn wieder durch die Führung, die Einigkeit zwischen Marlborough und Eugen auf der einen Seite, die Un-

[1]) In Coxe, Leben und Briefwechsel Marlboroughs.

einigkeit der französischen Feldherren, des Thronerben, des jungen Herzogs von Burgund, dem der Marschall Vendome an die Seite gesetzt war, zu denen dann als dritter, wiederum selbständiger Führer, noch der Herzog von Berwick trat. So mußte immer wieder die Entscheidung des Königs eingeholt werden, ja dieser verlangte ausdrücklich, daß „kein wichtiger Entschluß gefaßt" werde, ohne seine Befehle einzuholen. Das setzt eine Langsamkeit der Entwickelung voraus und erzwingt selber wieder eine solche Langsamkeit, daß sie die Herausforderung großer Entscheidungen nahezu ausschließt und so den Alliierten die Durchführung ihrer Belagerung trotz der Nähe der sie umlauernden feindlichen Hauptarmee ermöglichte. Nicht Schlachten, sondern Stellungen und Feldbefestigungen entscheiden, ohne daß es zum Kampfe kommt.

Die Schlacht bei Malplaquet[1]).
11. September 1709.

Lille war eine Grenzstadt, die erst seit vierzig Jahren zu Frankreich gehörte. Nach ihrem Verlust aber fühlte Frankreich sich so erschöpft, daß Ludwig nicht nur auf das eigentliche Objekt des Kampfes, die spanische Großmonarchie für seinen Enkel, sondern sogar auf das Elsaß verzichten wollte. Aber die Alliierten verlangten so Ehrenrühriges von ihm, daß er sich entschloß, weiter zu kämpfen, und ein noch stärkeres Heer als im Vorjahr ins Feld stellte. Die strategische Aufgabe für dieses Heer konnte keine andere sein, als defensiv den Krieg hinzuhalten, und die Alliierten ihrerseits setzten sich auch nichts weiter vor, als, wie im vorigen Jahr Lille, so in diesem andere Grenzfestungen zu nehmen. Sie eroberten erst Tournay und wandten sich dann gegen Mons, die beide, zu Belgien gehörig, noch im Besitze Ludwigs waren. Der Marschall Villars, der den Oberbefehl über die Franzosen übernommen hatte, hatte den Fall von Tournay nicht hindern können; als nun die Alliierten sich gegen Mons wandten, kam er schleunigst anmarschiert und hätte die Möglichkeit gehabt, Marlborough anzugreifen,

[1]) Die Schlacht ist vorzüglich behandelt in der Berl. Differt. von Walter Schwerdtfeger. 1912. Namentlich ist darauf aufmerksam zu machen, daß die Darstellung von Rüstow in der Geschichte der Infanterie durch diese Untersuchung in sehr wichtigen Punkten korrigiert und ergänzt wird. Auch Sautai, Bataille de Malplaquet (1906) hat bereits Rüstow abgelehnt.

während Eugen, auf der anderen Seite der Festung stehend, zu entfernt war, um unmittelbar zu helfen. Aber Villars wußte natürlich nicht so genau, wie es drüben stand; Marlborough hatte die Kühnheit, ihm sogar noch ein Stück entgegenzurücken: sollte das letzte Heer Frankreichs aufs Spiel gesetzt werden? Das wäre ganz gegen den Sinn und die Absichten des Königs gewesen. Villars also begnügte sich, bei dem Dorfe Malplaquet eine Stellung zu besetzen, die der Festung so nahe war, daß die Alliierten ihn erst von da fortschlagen mußten, um die Belagerung durchzuführen. Die Stellung, von Natur allerdings nicht sehr günstig, wurde schleunigst befestigt und die Alliierten ließen den Franzosen dazu zwei ganze Tage Zeit, um erst alle verfügbaren Kräfte zur Entscheidung heranzuziehen. Sie hatten auch schließlich eine Ueberlegenheit von etwa 110000 gegen 95000 Franzosen.

Die Schlacht wurde als Flügelschlacht angelegt; mit gewaltiger Ueberlegenheit sollte der linke Flügel der Franzosen angegriffen und umfaßt werden, während von dem Zentrum und dem rechten Flügel mit schwächeren Kräften ein hinhaltendes Gefecht geführt wurde. Am Nachmittag des vorhergehenden Tages sollen nach einigen Berichten mehrere Generale, darunter der Kronprinz von Preußen (Friedrich Wilhelm I.) ein Gespräch mit französischen Generalen angeknüpft haben, das über eine Stunde währte und ihnen Gelegenheit gegeben haben soll, die feindlichen Befestigungen auszuspähen. Daß sie dabei etwas Wichtiges gesehen haben, ist kaum anzunehmen, aber die Zusammenkunft und das Gespräch selbst angesichts der zur Schlacht aufmarschierenden Heere ist charakteristisch für den soldatischen Geist der Epoche: der Krieg und die Schlachten sind ihnen eine Art potenzierter Turniere.

Der Schlachtgedanke hat nicht durchgeführt werden können. Die französische Stellung war eine drei Kilometer breite Lücke zwischen zwei Wäldern. Wälder vor der Front oder auf den Flanken behindern zwar den Angreifenden im Anmarsch, verbergen ihn aber auch. Die Alliierten hatten durch den nordwestlichen Wald eine große Umgehungskolonne angesetzt, die aber als solche nicht zur Wirksamkeit gelangt ist. Es scheint, daß sie sich im Walde verirrt hat und nur zum Schluß noch als Verstärkung dieses Flügels wirkte. So vermochte der Angriff auf diesem, dem linken

Flügel der Franzosen gegen die sehr starken Befestigungen, die diese aufgeworfen hatten, nicht durchzudringen, und als der Kommandierende des linken Flügels der Alliierten, der Erbprinz von Oranien, sich hinreißen ließ, statt des hinhaltenden Gefechts, das er führen sollte, mit seinen geringen Kräften einen scharfen Angriff zu machen, da wurde er derart zurückgeschlagen, daß es nur in der Hand der Franzosen gelegen hätte, ihn mit einem Gegenstoß völlig über den Haufen zu werfen. Aber dieselben Befestigungen, die die Verteidigung so vorteilhaft gestaltet hatten, behinderten das Vorrücken zum Angriff und der tapfere Marschall Boufflers, der hier kommandierte, fand zu einer derartigen Offensive aus der rein defensiv gedachten Schlacht heraus nicht den Entschluß. So ist es den Alliierten schließlich doch noch gelungen, die Franzosen allmählich zurückzudrücken, so daß sie endlich das Schlachtfeld räumten.

Aber nicht weniger als 30000 Tote und Verwundete hatte das fortwährende Anstürmen gegen die Verschanzungen den Alliierten gekostet, und nicht weiter als eine Meile vom Schlachtfelde gingen die Franzosen, die nicht mehr als etwa 12000 Mann verloren hatten, zurück und bezogen eine neue Stellung. Die Belagerung und den schließlichen Verlust von Mons konnten sie nicht mehr verhindern, aber mit diesem Verlust hatten sie den Krieg ein ganzes Jahr weiter hingehalten und standen an seinem Schluß besser als am Anfang. Malplaquet war taktisch ein unzweifelhafter Sieg der Alliierten; strategisch aber waren, wie meiner Meinung nach mit Recht gesagt worden ist, wenn man auf den Feldzug im ganzen blickt, die Franzosen Sieger geblieben. Das ist ein innerer Widerspruch, aber das Leben ist widerspruchsvoll überhaupt und die Ermattungsstrategie noch besonders.

1710—1713.

Malplaquet ist die letzte große Schlacht des Spanischen Erbfolgekrieges geblieben. Der Krieg ging noch vier Jahre fort, indem man kleine Grenz-Festungen belagerte und einnahm; erst hatten dabei die Alliierten die Oberhand, dann, als die Engländer und Niederländer sich vom Kaiser getrennt und Separat-Frieden geschlossen hatten, die Franzosen. Sie gingen schließlich sogar noch

wieder über den Rhein, belagerten und nahmen Freiburg, ohne daß Eugen es zu hindern vermochte.

1741[1]).

Friedrich hatte unerwartet einbrechend Schlesien in Besitz genommen und stand mit seinen Truppen an der oberschlesischen Grenze, als die Oesterreicher unter Neipperg mit unerhörter Kühnheit auf einer unbewachten Straße mitten unter den Preußen erschienen und sich an die noch in ihrer Hand befindlichen Festungen Neiße und Brieg anlehnend, der Hauptmacht unter dem König selbst den Rückzug verlegten. Es blieb Friedrich, wie er selbst nachher an Leopold von Dessau schrieb, „kein anderes Mittel übrig", als den Feind anzugreifen. An Infanterie waren die Preußen fast um das doppelte (18000 gegen 9800), an Artillerie um fast das dreifache (53 Geschütze gegen 19) überlegen, an Kavallerie aber sehr viel schwächer (4600 gegen 6800).[2]) Infolge dieser Ueberlegenheit an Kavallerie stand die Schlacht bei Mollwitz (10. April) eine Zeit lang sehr zweifelhaft; die österreichischen Reiter hatten die preußischen vom Schlachtfelde fortgefegt und „alte Offiziere sahen", wie Friedrich in seinen Denkwürdigkeiten schreibt, „den Augenblick kommen, wo dieses Korps ohne Munition sich würde ergeben müssen". Um wenigstens den König persönlich zu retten, überredete ihn der Feldmarschall Schwerin, das Schlachtfeld zu verlassen und zu versuchen, ob er im Bogen um die Oesterreicher herum zu den preußischen Truppen gelangen könne, die noch weiter nördlich in Schlesien standen. Als aber der vermutlich stark aufgeregte König

---

[1]) Die Kriege Friedrichs des Großen sind neuerdings in umfassender Weise vom preußischen wie vom österreichischen Generalstab behandelt worden. Das preußische Werk leidet an einer falschen Grundauffassung der Strategie der Epoche, die auch viele Einzelheiten in ein falsches Licht gebracht hat. Die beiden Generalstabswerke sind in einem vortrefflichen Aufsatz von Otto Herrmann in den Jahrbüchern für die Armee und Marine (Jan.-Heft 1906) miteinander verglichen worden.

[2]) Das G.-St.-W. gibt an (S. 392), die Truppenstärke sei in der Schlacht „nicht bedeutend voneinander verschieden gewesen". Es berechnet aber die Preußen an Infanterie um 1200 zu gering, die Oesterreicher an Kavallerie um 1800 Pferde zu hoch. Ueberdies ist garnicht in Betracht gezogen, daß die Preußen noch im Rücken der Oesterreicher bei Ohlau 1400 Mann Kavallerie stehen hatten, auf deren Eingreifen gerechnet wurde, und des Weiteren ein Korps von 7 Bataillonen und 6 Schwadronen, sowie 5 Schwadronen aus der Heimat.

entfernt war, gelang es Schwerin, die Infanterie und Artillerie wieder zum Vorgehen zu bringen, und die Oesterreicher mußten der Ueberlegenheit ihres unablässig rollenden Feuers weichen. Hatte die österreichische Kavallerie auch die preußische geschlagen, so hatte sie sich doch selber dabei zu sehr aufgelöst, um die fest geordnet bleibende Infanterie einzureiten.

Daß der rechte Flügel der Preußen dem linken voraus war (oben S. 316) hat auf den Ausgang der Schlacht allem Anschein nach keinen Einfluß gehabt. Trotz seiner Niederlage hatte Neipperg Oberschlesien von den Preußen befreit und behauptete sich, angelehnt an die Festung Neiße, den ganzen Sommer in Schlesien, und Friedrich, obgleich seine Uebermacht auf nicht weniger als 60 000 gegen 25 000 stieg, wagte nicht, ihn noch einmal anzugreifen[1]), vermochte auch nicht, ihn aus seinen festen Stellungen herauszumanövrieren, sondern suchte den Krieg politisch weiterzuführen, indem er die Franzosen gegen Maria Theresia in Bewegung brachte und sobald diese kamen, mit Neipperg den geheimen mündlichen Waffenstillstand von Klein-Schnellendorf abschloß, der ihm Neiße nach einer 14tägigen Scheinbelagerung überließ und die Abtretung von Nieder- und Mittel-Schlesien versprach.

Im Generalstabswerk wird Neipperg sehr streng kritisiert und Friedrich gerühmt, weil er an einem Tage einmal vier Meilen marschiert ist und seine Operationen von vorn herein auf die taktische Entscheidung angelegt habe. Neipperg wird vorgehalten (S. 82), er habe sich ganz in den hergebrachten Bahnen der alten Schule bewegt. Man sieht, daß diese Kritik sehr stark vom preußischen Patriotismus beeinflußt ist. Neipperg hat mit seiner Mindermacht wahrhaft alles Menschenmögliche geleistet.

Sehr merkwürdig ist, wie es Neipperg gelang, sich bei Mollwitz auf die Rückzugsstraße der Preußen zu setzen. Friedrich war bereits aus der Umfassung heraus, als er (am 9., bei Pogarell) einen Ruhetag machte und Neipperg diesen Tag benutzte, bis Mollwitz zu marschieren und sich von Neuem den Preußen vorzulegen. Als Grund für das Liegenbleiben gibt der König in seinem Brief an den Dessauer

[1]) In der Einleitung des zweiten Bandes des G.-St.-W. wird rückblickend die ungenügende Ausnutzung des preußischen Sieges mit den „immerhin schweren Verlusten der Truppen, die das leicht erregbare Gemüt des Feldherrn auf's tiefste bewegten", und ähnlichen Gründen erklärt, die gewaltige numerische Ueberlegenheit der Preußen aber unerwähnt gelassen.

und in den Denkwürdigkeiten an, daß er in dem nassen Schneewetter nicht glaubte, seine Infanterie, d. h. das Feuergewehr, gebrauchen zu können; am folgenden Tage wollte es das Glück, daß das Wetter klar und heiter geworden war und wir haben gesehen, daß in der Tat das Infanteriefeuer das Entscheidende geworden ist. Im Generalstabswerk sind diese Verhältnisse, im Besonderen die Märsche, nicht richtig dargestellt.

1742.

Wenn die Preußen mit ihrer großen Ueberlegenheit das Neippergsche Heer in Schlesien überwältigt und dann den Marsch auf Wien angetreten hätte, so hätten sich auch wohl die Franzosen angeschlossen und man hätte Wien genommen. Bei der Zurückhaltung der Preußen waren die Franzosen zu einer solchen Operation zu schwach; sie gingen aber immerhin auf Prag vor und nahmen es. Nun setzte sich auch Friedrich unter Bruch der Klein-Schnellendorfer Vereinbarungen wieder in Bewegung. Es schien zur Teilung Oesterreichs zu kommen. Böhmen sollte an Bayern, Mähren an Sachsen fallen. Der französische Marschall Broglie entwarf einen großartigen Plan, wonach das österreichische Heer bei Tabor-Budweis von allen Seiten zugleich angegriffen werden sollte. Friedrich aber versagte sich, machte bloß eine Bewegung nach Mähren, wo feindliche Truppen nicht standen, und begann geheime Verhandlungen mit Oesterreich, da ihm gar nicht daran lag, diesen Staat aufzulösen und statt dessen Sachsen[1]) groß und Frankreich übermütig werden zu lassen. Strategisch ist dieser Winter-Feldzug dadurch interessant, daß man sieht, wie ein Zeitgenosse Friedrichs wohl imstande war, wo die Verhältnisse dazu angetan schienen, einen Plan im Geiste der Niederwerfungsstrategie zu konzipieren und vorzuschlagen, und daß es gerade Friedrich ist, der — aus politischen Gründen — ihn ablehnt.

Die Schlacht bei Chotusitz (17. Mai 1742) entwickelt sich, indem die Oesterreicher, das hin und her manövrierende preußische Heer zu überfallen suchen und abgeschlagen werden[2]).

---

[1]) Wie wichtig dieser Gesichtspunkt für Friedrich war, ist dargelegt bei Senftner. Sachsen und Preußen i. J. 1741. Berl. Dissert. 1904.

[2]) Monographie von Paul Müller. Berl. Dissert. 1905. Nach dem österreichischen Generalstabswerk III, 670 hat Friedrich seinen Erfolg nicht zu einem

Darauf entschließt sich Maria Theresia, Friedrich, um ihn von den Franzosen zu trennen, außer dem in Klein-Schnellendorf Versprochenen auch noch Ober-Schlesien abzutreten.

1744.

Nachdem die Preußen wieder ausgeschieden und die Engländer den Oesterreichern zu Hilfe gekommen waren, wurden die Franzosen über den Rhein zurückgetrieben und es schien, daß sie auch das Elsaß wieder aufgeben müßten. Da ergriff der Preußenkönig zum drittenmal die Waffen, eroberte Prag und drang bis in das südliche Böhmen vor. Die Oesterreicher mußten aus dem Elsaß zurück, griffen jedoch die Preußen nicht direkt an, sondern erschienen nördlich von ihnen und schnitten ihnen die Verbindungen ab. Friedrich seinerseits war nicht in der Lage, den Knoten durch eine Schlacht zu lösen. Zwar hatte er fast 20000 Mann Kavallerie, aber durchs Land zu streifen und den Feind zu erkunden, war diese Kavallerie nicht geeignet. Friedrich war lange Zeit ganz ohne Nachrichten und als er endlich den Feind vor sich fand, schien ihm dessen Stellung zu günstig, um sie anzugreifen. Er ging unter Verlust seiner Proviantwagen nach Schlesien zurück, räumte auch unter Opferung des schweren Geschützes Prag und der Rückzug löste sein Heer nahezu auf. Die Soldaten desertierten in Massen. Ohne eine Schlacht, fast ohne größere Gefechte hatte Traun einen glänzenden Sieg erfochten und Friedrich nahm sich vor, nie wieder so tief ins feindliche Land einzudringen.

Das Generalstabswerk und namentlich ein Vortrag des Majors v. Rößler (Beiheft z. Mil.-Wochenbl. 1891, 3. H.) legen großen Wert auf die Angriffspläne des Königs von 1741 bis 1744, die den Geist der Niederwerfungs-Strategie atmen sollen. Richtig ist, daß in diesen Jahren der König sich theoretisch dem Schlachtpol, also wenn man will, der Niederwerfungs-Strategie am meisten genähert hat. Aber es fehlt

---

vollständigen Siege ausgebaut, weil er aus politischen Gründen Oesterreich zu schonen wünschte. Das wäre das direkte Gegenteil der Strategie die gemeiniglich Friedrich untergelegt zu werden pflegt, scheint mir aber in der Hineinziehung des politischen Motivs in die taktische Handlung zu weit gegangen. Genug, daß der Sieg strategisch nicht weiter verfolgt worden ist. Zum Generalstabswerk ist zu vergleichen die sehr abweichende Darstellung in Kosers Friedrich der Große und Bleich, Der mährische Feldzug 1741-42. Rostocker Dissert. 1901. In den Tatsachen stimme ich Koser zu, schätze sie aber strategisch sehr abweichend ein. Auch Bleich hat noch nicht die richtigen Gesichtspunkte.

doch sehr viel. Nirgends ist das feindliche Heer als das spezifische Objekt des Angriffs bezeichnet. Nur in ganz unbestimmter Form, ohne daß je der Ausführung auch nur näher getreten wäre, erscheint der Angriff auf Wien. 1744, wo die Vereinigung aller Verbündeten und ein Sieg über die österreichische Armee in Süd-Böhmen präsumiert ist, schließt sich dennoch nicht sofort der Weitermarsch auf die nur noch 20 Meilen entfernte feindliche Hauptstadt an, sondern Winterquartiere und Aufnahme des Marsches nach Wien im nächsten Jahr. Da soll dann dem Feind „der Fuß auf die Gurgel gesetzt werden", aber schon in der spezielleren Ausführung der Idee (Korresp. III, 135) heißt es bloß: „avancer jusqu'au Danube et me porter même du côté de Vienne, s'il en est besoin". Zu dem Allen ist es nicht unwahrscheinlich, daß Friedrich es mit den großen Plänen nicht so ernst gemeint hat, da er ja Oesterreich garnicht zu zertrümmern beabsichtigte und tatsächlich den großen Entscheidungen, selbst wo die Franzosen sie ihm vorschlugen, aus dem Wege gegangen ist.

Die falsche Grundauffassung von Friedrichs Strategie, die dem Generalstabswerk zugrunde liegt, erzeugt natürlich auch im Einzelnen immer neue Fehler. Fortwährend müssen Tatsachen umgebogen oder verschleiert werden, endlich aber führt die logische Konsequenz dazu, daß die beabsichtigte Glorifizierung in Tadel umschlägt, weil keine Kunst mehr ausreicht, Friedrichs Handlungsweise in das angenommene Schema einzupassen. Das ist, was 1744 betrifft sehr gut dargelegt und der König gegen die im Generalstabswerk erhobenen Vorwürfe verteidigt von Max Leitzke „Neue Beiträge zur Geschichte der preußischen Politik und Kriegführung i. J. 1744". Heidelberger Dissert. 1898.

1745.

Hätten die Oesterreicher ihren Erfolg von 1744 ausgenutzt, und den Krieg den Winter hindurch fortgesetzt, so sieht man kaum, wie Preußen sich hätte retten können. Aber ein Winterfeldzug überstieg die moralische Spannkraft und materielle Leistungsfähigkeit der Oesterreicher, und Friedrich gewann Zeit, in rastloser Tätigkeit seine Armee wiederherzustellen. Die strategische Initiative überließ er jetzt seinen Gegnern und beschloß die Manöverniederlage des Vorjahres durch einen Schlachtensieg wieder auszuwetzen. Sein getreuer Minister Podewils riet dringend davon ab, das Schicksal des Staates dem unsichern Ausgang einer Schlacht anzuvertrauen. Der König aber erklärte ihm, es bliebe kein anderer Ausweg; die Schlacht sei ein Brechmittel für einen Kranken. Er

durfte annehmen, daß die Oesterreicher im Frühjahr versuchen würden, aus Böhmen in Schlesien einzubrechen, und konnte dann den Vorteil ausnützen, den ihm die Gebirgsgrenze bot. Statt etwa einen Versuch zu machen, die einzelnen Gebirgspässe zu sperren (ich erinnere daran, was schon im ersten Bande dieses Werkes bei Thermopylae über die Sperrung von Gebirgspässen gesagt worden ist), beschloß er, die Pässe offen zu lassen, um die Oesterreicher in Schlesien zu empfangen. Er ließ aber die Berge aufs sorgsamste bewachen und traf für all die verschiedenen Wege, die die Oesterreicher einschlagen konnten, seine Vorbereitungen. Straßen und Brücken wurden revidiert und die Truppen so verteilt, daß sie sich aufs schnellste vor dem Ausgang des Passes vereinigen konnten, aus dem man das vereinigte sächsisch-österreichische Heer herausquellen sah. Die Oesterreicher hatten ihrer Zeit den Versuch gemacht, das preußische Heer bei Chotusitz vermöge eines Nachtmarsches zu überfallen. Der Versuch war mißglückt, weil sie die Schwierigkeiten, ein Heer in einem Nachtmarsch aufmarschieren zu lassen, unterschätzt hatten. Erst morgens um 8 Uhr hatten sie den Angriff begonnen und da hatten die Preußen ihn längst bemerkt, waren auf dem Fleck und das von dem König selbst geführte Korps, das erst von einem weiteren Marsch zurückgerufen werden mußte, wieder so nahe, daß es noch rechtzeitig eingreifen und die Schlacht zugunsten der Preußen entscheiden konnte. Friedrich aber hatte bei **Hohenfriedberg** (4. Juni) seine vorbereitenden Maßregeln so getroffen, daß er bereits morgens um 4 Uhr den linken Flügel des feindlichen Heeres attackieren konnte. Um 9 Uhr war die Schlacht bereits im wesentlichen beendet und der Feind im vollen Rückzug über das Gebirge. Der Erfolg war glänzend und allein der Führung des königlichen Feldherren zu verdanken. Die strategische Idee, die sorgsame Vorbereitung, die Entschlossenheit in der Ausführung, alles ist auf der Höhe. Erst mit diesem Siege beginnt das Ansehen Friedrichs als Kriegsführer. Bei Mollwitz hatte noch Schwerin den Sieg für ihn erfechten müssen; bei Chotusitz hatte er vortrefflich geführt, aber es trat nicht so in die Erscheinung und die Oesterreicher bestritten überhaupt, daß sie geschlagen worden seien. 1744 hatte mit einem vollen Mißerfolg geendet. Hohenfriedberg aber gab nunmehr einen Ruhmesglanz, der sich nicht mehr ver-

dunkeln ließ. Man kann auch nicht etwa sagen, daß dem Könige sein Triumph durch besondere Fehler der Gegner erleichtert worden sei. Allerdings hätten sie, um sich gegen einen Ueberfall zu decken, noch am Abend ihrer Ankunft gewisse Höhen besetzen und die Uebergänge über das Strigauer Wasser in ihre Hand bringen müssen. Aber sie kamen erst beim Einbruch der Dunkelheit aus den Bergen heraustretend auf den Lagerplätzen an und hatten kaum noch die Möglichkeit, sich nach allen Seiten genügend zu orientieren. Vielleicht hätte sich der Marsch über das Gebirge beschleunigen lassen. Aber man mußte sich doch noch erst umsehen, ob die Preußen nicht etwa unmittelbar am Ausgang standen und ihnen die Truppenteile einzeln in die Arme liefen. Hätte man aber die erste Nacht noch innerhalb der Berge rasten wollen, um am nächsten Tage mit einem kürzeren Marsch in die Ebene hinabzusteigen, so wäre die Gefahr nur um so größer geworden, daß die Preußen, denen die Bewegung nicht verborgen bleiben konnte, den Truppen, die aus dem Passe heraustraten, sofort zuleibe gingen. Der Gedanke, daß die Preußen schon am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang mit ihrer ganzen Macht zur Stelle sein und zum Angriff schreiten könnten, wird dem österreichischen Feldherren Carl von Lothringen kaum gekommen sein. Eben dieses gänzlich Unerwartete ist das Geniale, Schöpferische in der Tat des Preußenkönigs. Wie sehr pflegt der Wert der Initiative in der Strategie gepriesen zu werden! Die Schlacht bei Hohenfriedberg hat uns gelehrt, daß alle solche Grundsätze doch nur eine relative Bedeutung haben; Friedrich hat strategisch triumphiert, gerade weil er dem Gegner die Initiative zuschob und ihm die strategische Offensive überließ, und daß das nicht dem Mangel an Offensivgeist entsprang, sondern aus kluger Berechnung, beweist uns die Ausführung.

Drei Tagemärsche weit folgte Friedrich dem weichenden Feinde. Dann kam die kriegerische Handlung wieder zum Stehen. Die Oesterreicher nahmen eine gut gesicherte Stellung hinter Elbe und Adler, und die Preußen lagerten den ganzen Sommer hindurch, fast 4 Monate lang, ihnen gegenüber, ohne daß es weiter zu einer erheblichen kriegerischen Aktion gekommen wäre. Man sieht, wie gering schließlich die materielle Frucht selbst eines so großen taktischen Erfolges, wie Hohenfriedberg unter den damaligen Ver-

hältnissen war. Friedrich war schon bei dieser Schlacht nicht weniger stark gewesen als die vereinigten Oesterreicher und Sachsen (rund 60000 Mann), hatte ihnen bei einem eigenen Verlust von 4800 Mann einen Verlust von 14000 bis 16000 Mann und 80 Geschützen beigebracht, war also jetzt erheblich überlegen. Hätte er den Grundsätzen der Niederwerfungsstrategie gehuldigt, so hätte er jetzt den moralisch erschütterten Feind unablässig verfolgt und sobald wie möglich von neuem angegriffen. Da die Oesterreicher Zweidrittel ihrer Artillerie verloren und nur noch 41 Geschütze hatten, gegen 192 preußische, so möchte für einen modernen Kritiker selbst ein Angriff auf die Adler-Elbe-Stellung nicht unmöglich erscheinen, wenn aber doch, so war die Stellung zu umgehen. Dem König aber lagen solche Gedanken um so ferner, als er ja im Jahre vorher erfahren hatte, wie gefährlich tieferes Eindringen in das feindliche Land und Loslösung von der Verpflegungs-Basis für eine Armee wie die seinige war. Sein Intendant von der Goltz hatte schon dringend gewarnt, überhaupt das Gebirge zu überschreiten und auf böhmisches Gebiet vorzugehen, da er mit Bauerwagen die Verpflegung nicht nachschaffen könne[1]).

Es dauerte nicht lange, so fiel auch die strategische Initiative wieder an die Oesterreicher zurück. Friedrich mußte sich schwächen durch Entsendungen nach Oberschlesien und der Mark, die von den Sachsen bedroht war. Die Oesterreicher aber verstärkten sich wieder. Ihre leichten Truppen behinderten mit Erfolg die Preußen im Fouragieren. Friedrich geht im September an die Sudetenpässe zurück, aber ehe er abzieht, macht Prinz Karl noch den Versuch, ihn zu Boden zu schlagen. Die Preußen, nur noch 22000 Mann stark, standen in einem Lager bei Soor, zwischen den beiden Pässen von Trautenau und Nachod; das österreichisch-sächsische Heer war ihnen mit 39000 Mann ganz gewaltig überlegen.

---

[1]) Die Darstellung der Schlacht im Generalstabswerk ist in vielfacher Beziehung, auch in den Heereszahlen korrigiert in der umfangreichen Monographie von Rudolf Keibel (1899). Der Vorwurf der ungenügenden Verfolgung, den das Generalstabswerk gegen den König erhebt, ist zurückgewiesen von Oskar Schulz „Der Feldzug Friedrichs nach der Schlacht bei Hohenfriedberg bis zum Vorabend der Schlacht bei Soor". Heidelberger Dissert. 1901.

Prinz Karl machte einen Plan, die Preußen in der Art wie es bei Chotusitz und Hohenfriedberg geschehen war, zu überfallen. Man schob sich vorsichtig an sie heran und suchte in der Nacht unmittelbar vor ihrem Lager aufzumarschieren. Morgens um 5 Uhr (30. September) erhielt der König die erste Meldung. Aber wie immer, war er bereits auf den Beinen, und hatte seine Generale um sich versammelt, um ihnen die Befehle für den Tag zu erteilen. Sofort erkannte er, daß ein Abmarsch nicht mehr möglich sei, um so weniger, als die Preußen nur enge Wege zwischen Wäldern und Felsen zur Verfügung hatten und die Hauptstraße nach Trautenau schon im Bereich der Oesterreicher lag. Rettung konnte nur noch ein Angriff bringen. Auf der Stelle wurde der Aufmarsch und Abmarsch nach der rechten Flanke befohlen, um mit diesem Flügel in zwei Treffen anzugreifen, während der linke Flügel nur ein Treffen bildend, zunächst versagt blieb. Mit der ganzen Schnelligkeit, die die preußische Disziplin ermöglichte, wurden die Befehle des Königs zur Ausführung gebracht.

Hätten die Oesterreicher in diesem Augenblick ihrerseits mit ihrer ganzen Uebermacht den Angriff eröffnet, so sieht man kaum, wie die preußische Armee sich hätte behaupten können. Berenhorst hat später geschrieben, „die Preußen siegten, der Kunst zum Hohne", worauf Scharnhorst erwidert hat: „sie siegten der Kunst zu Ehren". Prinz Karl hatte zwar die Preußen in ihrem Lager überfallen, sie aber doch nicht direkt angreifen wollen, sondern erwartet, daß sie schleunigst abziehen und daß dieser Abzug ihm dann die Gelegenheit geben werde, sie zu vernichten. Schon waren die leichten Truppen der Oesterreicher auf der anderen Seite des preußischen Lagers, brachen ein und plünderten es, erbeuteten auch die ganze Bagage des Königs selber, während dieser die Truppen in den Kampf führte. Diese unbedingte Kampfesentschlossenheit war es, die den Preußen den Sieg gab, und die Vorsicht des österreichischen Feldherrn war es, die diesen die Schlacht verlieren machte[1]). Da sie noch selber im Aufmarsch begriffen waren und zunächst dessen

---

[1]) In diesem Satz liegt der Schlüssel zum Verständnis der Schlacht bei Soor, der, obgleich schon von Clausewitz richtig erkannt (X, S. 30), im Generalstabswerk fehlt. Hans Stabenow, Die Schlacht bei Soor. Berl. Dissert. 1901.

Wirkung abwarten wollten, so ließen die Oesterreicher den Angriff der Preußen an sich herankommen, und sogar die österreichische Kavallerie, die dicht gedrängt auf einer Anhöhe stand, ließ sich stehend von der preußischen attackieren, statt ihr entgegen zu gehen. Sie wurde von den Preußen über den Haufen geworfen und der fortgesetzte Angriff der Preußen von diesem Flügel her unterstützte den Angriff in der Front, so daß auch das österreichische Zentrum geschlagen wurde und ihr rechter Flügel den Rückzug antrat.

Ganz ebenso wie Hohenfriedberg ist Soor eine Tat der Führung, der Entschlossenheit und der Disziplin; der strategische Erfolg von Soor ist aber noch geringer als der von Hohenfriedberg. Beide Siege bedeuten Rettung aus äußerster Not und Gefahr, aber nicht mehr. Wir haben das Erstaunliche, in der Niederwerfungsstrategie ganz undenkbare Schauspiel, daß der Sieger, nachdem er noch einige Tage ehrenhalber auf dem Schlachtfelde geweilt hat, den Rückzug antritt. Friedrich zog ab nach Schlesien und die Oesterreicher kehrten nach ihrem Mißerfolg in das Lager zurück, das sie vorher innegehabt hatten.

Sie ließen sich auch nicht abschrecken, nach einigen Wochen noch einmal einen großen Versuch zu einem Vorstoß zu machen. Die Sachsen forderten sie auf, mit ihnen durch die Lausitz gegen Brandenburg zu operieren und nur drei Tagemärsche jenseits der damaligen sächsischen Grenze lag Berlin. Friedrich fing die Bewegung ab durch einen Flankenstoß von Schlesien in die Lausitz (21. November) und befahl dem alten Dessauer, der mit einer preußischen Deckungs-Armee bei Halle stand, jetzt seinerseits gegen die Sachsen vorzugehen.

Hieraus entwickelte sich eine höchst merkwürdige strategische Situation. Prinz Karl kam mit der österreichischen Armee aufs eiligste aus dem Nordwinkel Böhmens heranmarschiert, um den Sachsen zu helfen. Der König von Preußen stand auf dem Nord-Ufer der Elbe nahe vor Dresden, verband sich aber nicht mit dem über Leipzig heranmarschierenden Dessauer, sondern sandte ihm nur 8500 Mann unter General Lehwaldt über Meißen zu. Er selber glaubte mit dem Gros seiner Armee die Verbindung mit

Schlesien halten, die Magazine und den Weg nach Berlin decken zu müssen. Als Leopold die Sachsen nun dicht vor Dresden, bei Kesselsdorf angriff (15. Dezember), waren die Oesterreicher bereits unmittelbar hinter ihnen. In wenigen Stunden konnten sich die beiden Heere vereinigt haben, und dann war der Dessauer verloren. Friedrich hat ihm die heftigsten Vorwürfe gemacht, und sie werden noch in den neuesten Werken wiederholt, weil er nicht schneller marschiert sei und einen Umweg über Torgau gemacht habe. Genaue Nachprüfung aber hat gelehrt, daß der alte Feldmarschall in jedem Augenblick durchaus der Situation und seinen Instruktionen gemäß gehandelt hat und die Diskrepanz zwischen seiner und des Königs Auffassung nur der weiten Entfernung zwischen beiden, der Langsamkeit der Verbindung und der Kompliziertheit der Lage entsprang[1]). Daß bei Zusammenwirken aus verschiedenen Gegenden Friktionen entstehen, ist unvermeidlich. Friedrich hätte die Gefahr vermeiden können, wenn er um des dann in sicherer Aussicht stehenden Sieges willen, die Deckungen und Verbindungen für einige Tage aufgegeben und nicht bloß das Korps Lehwaldt, sondern seine ganze Armee zur Verbindung mit dem Dessauer bei Meißen über die Elbe geführt hätte. Wenn Leopold geschlagen worden wäre (und er hatte nur knapp die gleiche Stärke wie der Gegner), so hat Friedrich nachher in seinen Denkwürdigkeiten gesagt, würde er die Schlacht sofort mit seiner Armee erneuert haben, indem er die geschlagenen Bataillone ins zweite Treffen stellte. Man wird sagen müssen, daß der König sich hier nicht nur als Anhänger, sondern als ein in den Grundsätzen der Ermattungsstrategie befangener Feldherr zeigt. Wenn es möglich war, die beiden Heere hinterher zu vereinigen, so ist damit ausgesprochen, daß das Gewicht der sekundären Gründe, die die Vereinigung vor der Schlacht und zur Schlacht verhinderten, überschätzt worden ist. Die Schlacht stand auf des Messers Schneide. Wäre sie verloren gegangen, so würde die Kritik König Friedrich nicht geschont haben und hätte ihn nicht schonen können. Er selbst hat oft genug den Grundsatz, daß zur Schlacht alle erreichbaren Kräfte herangezogen werden müßten,

---

[1]) Das ist im einzelnen schlagend nachgewiesen von Hans Kania, Das Verhalten des Fürsten Leopold vor der Schlacht bei Kesselsdorf. Berl. Dissert. 1901.

ausgesprochen. Trotzdem hat er selber, nicht nur hier, sondern wie wir noch sehen werden, auch später gegen diesen Grundsatz gehandelt, und nicht nur er, sondern wir haben ganz dasselbe schon von Eugen und Marlborough bei Höchstädt gehört. Es kommt eben darauf an, welche Kräfte man an anderer Stelle für entbehrlich hält, um sie zur Schlacht heranzuführen. Diese Gründe werden von Feldherren der doppelpoligen Strategie ganz anders eingeschätzt, als bei denen der einpoligen, und da haben wir also die Erklärung für das Verhalten Friedrichs bei Kesselsdorf[1]). Ob er dabei die Gründe für das Zurückhalten seiner Armee in diesem besonderen Falle überschätzt hat, ist nur eine Frage minderen Interesses.

Friedrich und Torstensson.

Vergleichen wir die letztskizzierten Feldzüge Friedrichs mit einigen Feldzügen Torstenssons[2]).

Torstensson brach, nachdem er das Kommando der schwedischen Armee in der Altmark übernommen, plötzlich von da auf (1642), zog durch Schlesien bis nach Mähren, eroberte Glogau und Olmütz, belegte diese Festungen mit Garnisonen, wich dann wieder zurück und schlug ein kaiserliches Heer bei Leipzig (2. November 1642). Im nächsten Jahr zog er abermals nach Mähren, ging zurück, ohne daß er es zu einer Schlacht bringen konnte, und folgte einem Befehl seiner Regierung, Dänemark niederzuwerfen. Die Kaiserlichen unter Gallas folgten ihm bis nach Holstein. Torstensson manövrierte sie wieder zurück und brach in Böhmen ein, mit der Absicht, „eine post an der Donau zu fassen“ und sich dann wieder zu seiner Basis (seiner „Correspondentz-Linie“) „zurücke zu arbeiten“. Die Kaiserlichen rafften ihre Truppen zusammen; auch Sachsen und Bayern, diese unter Johann von Werth, stießen zu ihnen und es kam zur Schlacht bei Jankau (6. März 1645). Die Kräfte sind auf beiden Seiten etwa gleich; die Kaiserlichen unter Hatzfeld 5000 Mann Infanterie, 10000 Mann Kavallerie, 26 Geschütze; die

[1]) Iwan Jowanowitsch, Warum hat Friedrich d. Gr. an der Schlacht bei Kesselsdorf nicht teilgenommen? Berl. Dissert. 1901.

[2]) Hobohm, Torstensson als Vorgänger Friedrichs des Großen im Kampf gegen Oesterreich. Preuß. Jahrb. Bd. 153, S. 423 ff.

Schweden 6000 Mann Infanterie, 9000 Mann Kavallerie, 60 Geschütze. Auf beiden Seiten wurde mit der höchsten Bravour gefochten. Die Schweden gewannen den Sieg durch die überlegene, sichere Führung, weil die Kaiserlichen die Schlacht angenommen hatten auf einem Gelände, das der Waffe, in der sie überlegen waren, der Kavallerie ungünstig war, und einige Generale auf eigene Faust den Intentionen des Feldherrn entgegenhandelten[1].

Torstensson kam bis vor die Tore Wiens, nahm den Brückenkopf, die Wolfsschanze und die beiden festen Plätze Korneuburg und Krems an der Donau. Aber für die Einnahme von Wien selbst blieb er mit seinen kaum 15000 Mann zu schwach und auch eine vier Monate lange Belagerung von Brünn führte nicht zum Ziel. Krems ist mehrere Monate, Korneuburg anderthalb Jahre, Olmütz aber bis zum Ende des Krieges in der Hand der Schweden geblieben. Torstensson hat also seinen Zweck, „dem Kaiser recht ins Hertze zu greifen", erreicht, ihn aber direkt zum Frieden zu zwingen, dazu reichte es doch nicht. Torstensson, ganz ebenso wie Friedrich, hat das Bewußtsein, der bessere Fechter zu sein und strebt nach der Schlachtentscheidung, aber er so wenig wie Friedrich ist imstande, die Schlachtentscheidung zu steigern zur Entscheidung des Krieges. Beide können nur nach den Grundsätzen der Ermattungsstrategie handeln; Torstensson kommt dabei weiter als Friedrich, dieser aber gelangt doch schneller zum Ziel. Wie ist das zu erklären?

Wir haben schon gesehn, daß Torstenssons Armee viel beweglicher war als diejenige Friedrichs, sowohl wegen ihrer Kleinheit wie wegen ihrer Zusammensetzung, des Ueberwiegens der Kavallerie. Es gab aber noch einen besonderen Grund, weshalb Torstensson noch kühner operieren und vorgehen konnte als Friedrich. Dieser hatte das Bewußtsein, daß, wenn sein Heer vernichtet würde, auch sein Staat verloren wäre. Deshalb hat er 1741 dem in fester Stellung verharrenden Gegner die Schlacht nicht aufgenötigt, 1742 nur in der Verteidigung geschlagen, 1744 sich nur bis Budweis vorgewagt und Böhmen ohne Schlacht wieder geräumt, 1745 trotz des Sieges von Hohenfriedberg nach drei Tagemärschen schon wieder Halt gemacht. Torstensson wagte

[1] Monographie von Paul Gantzer in den Mitteilungen des Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, Bd. 43 (1905).

die Schlacht mitten in Böhmen und stieß vor bis an die Donau, weil er im äußersten Falle wohl sein Heer riskierte, aber nicht den Staat. So erwog schon der schwedische Senat, als Gustav Adolf übers Meer ging, daß eine in Deutschland verlorene Armee Schweden in seiner Verteidigung nicht wesentlich schwächen würde, weil dasselbe noch 30 große Schiffe und die Landmiliz übrig behalte[1]), und dieselbe Erwägung berichtet Chemnitz aus dem Kriegsrat vor der Schlacht bei Breitenfeld[2]): „die Monarchie sei so weit, dazu über Meer gelegen, daß sie keinen großen Hasard ihres stats laufe oder etwas Widriges hauptsächlich zu befahren habe". Friedrichs schneller Erfolg ist deshalb nicht allein durch seine militärischen Erfolge, sondern politisch zu erklären. Maria Theresia ließ sich bereit finden, ihm nach 1½jährigen Kampf eine große, reiche Provinz abzutreten, um sich ihrer anderen, stärkeren Gegner erwehren zu können. An dieser Stelle, in der Vereinigung von Strategie und Politik ist es, wo der Friedrich der beiden ersten Schlesischen Kriege gesucht werden muß. Wenn man gemeint hat, Friedrichs Politik und Kriegführung in dieser Zeit sei charakterisiert durch die Tendenz: kein langer Krieg, kurze und kräftige Schläge und dann sobald wie möglich ein vorteilhafter Friede, so gibt dieser Satz doch mehr einen frommen Wunsch des Königs wieder, als daß er sein wirkliches Handeln bezeichnete. Wo sind die kurzen und kräftigen Schläge, die er geführt haben soll? Bei Mollwitz mußte er schlagen, weil er abgeschnitten war; bei Chotusitz wurde er selber angegriffen; 1744 schlug er überhaupt keine Schlacht; bei Soor ist er ebenfalls der Angegriffene; die kurzen und kräftigen Schläge, sind allein Hohenfriedberg und Kesselsdorf. Der Friede aber, der 1745 folgte, war keineswegs vorteilhaft, sondern bestätigte nur den Besitzstand. Auch für Friedrichs richtige Würdigung als Strategen ist es unerläßlich, im Auge zu behalten, daß der entscheidende Gedanke, mit dem er seine große Laufbahn eröffnet, der politische ist, dem die zugleich kühne und vorsichtige Strategie als Hilfsmittel dient.

---

[1]) Clausewitz, Werke IX, S. 6.

[2]) Hobohm, S. 436.

Turenne.

Gleichzeitig mit Torstensson kommandierte im Dreißigjährigen Kriege der Franzose Turenne. Er muß in einer Geschichte der Kriegskunst erwähnt werden, da er in der Tradition als derjenige Feldherr gilt, der zuerst den entscheidenden Wert auf die Verpflegung gelegt und lieber eine vorteilhafte Unternehmung aufgegeben, als jene in Gefahr gebracht habe. Er gilt deshalb mehr oder weniger für den Schöpfer einer zwar geschickten und tätigen, aber blutscheuen Manöverstrategie und man zitiert gern über ihn das Wort von Clausewitz (IX, 193), seine Kunst sei durchaus nur die seiner Zeit gewesen, die sich in unseren Kriegen ausgenommen haben würde, wie der Galanterie-Degen eines Hofmannes unter Ritterschwertern. Diese Charakteristik und dieser Vergleich sind zwar so richtig wie eindrucksvoll, führen aber doch in die Irre. Turenne, der Sohn einer oranischen Prinzessin, war aus der niederländischen Schule hervorgegangen, wo die regelmäßige Verpflegung des Soldaten zu den heiligsten Regeln der Kriegführung gehörte. Er hat diese Regel also nur übernommen. Aber es mag sein, daß er unter den Feldherren des Dreißigjährigen Krieges dem Verpflegungswesen mehr Einfluß eingeräumt hat, als seine Zeitgenossen. Als er im Jahre 1644 den General Mercy zum Abzug von Freiburg gezwungen hatte und eine scharfe Verfolgung Aussichten auf einen erheblichen Erfolg bot, ließ er davon ab und begründet das in seinen Memoiren: „Da alles, was man an Infanterie besaß, gewohnt war, fertiges Brot zu erhalten, und nicht wie die alten Truppen, die lange in Deutschland gedient hatten, es sich selbst zu backen, so konnte man dem Feinde nach Württemberg um so weniger folgen, als man dort keine Magazine vorbereitet fand. Man entfernte sich deshalb vom Rheine nicht."

Auch sonst findet man in seinen Memoiren die Verpflegungs-Rücksicht immer wieder betont, z. B. auch bei dem Entsatz von Arras 1654.

Man kann die Feldherrntätigkeit Turennes in zwei Perioden teilen, die erste, von den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges und dem Frondekrieg bis zum Pyrenäischen Frieden 1659; die zweite, bis zu seinem Tode 1675, die ersten Kriege unter der Selbstherrschaft Ludwigs XIV. umfassend. Für die zweite, in der

die Heere die doppelte und dreifache Größe der Heere jener ersten Periode erreichen, ist die Rücksicht auf die Verpflegung, wie wir schon sahen, das allgemein herrschende Prinzip geworden und auch noch unter Friedrich dem Großen geblieben. Für alle Feldherren dieser Epoche ist daher das Schlachtschwert, um bei jenem Clausewitzschen Bilde zu bleiben, zum Galanterie-Degen geworden, aber immerhin spitz und scharf genug, um in der Hand eines kühnen und geschickten Fechters sehr gefährlich zu sein, und auch Turenne wußte diesen Degen tödlich erfolgreich zu handhaben. Eine Schlacht wie Baner bei Wittstock oder Züge und Schlachten von der Großartigkeit wie Torstensons sind von ihm nicht zu verzeichnen, aber er hat 1674 den Großen Kurfürsten in ähnlicher Weise aus dem Elsaß herausmanövriert, wie Traun Friedrich den Großen 1744 aus Böhmen. Erlitt er eine Niederlage, so nahm er, ähnlich wie Friedrich der Große, sofort wieder eine so herausfordernde, trotzige Stellung ein, daß der Feind sich nicht von neuem an ihn herantraute (1652 im Fronde-Kriege bei Orleans). Ueber die Bedeutung der Schlacht äußert er gelegentlich (zum Jahre 1646), die wesentliche Frucht eines Sieges sei, daß man sich eines Gebietes bemächtige und sich dadurch verstärke, während der Feind geschwächt werde. Turenne nimmt also in der Geschichte der Strategie und der großen Feldherren wohl eine sehr bedeutende, individuelle Stellung ein, darf aber nicht als der Typus einer besonderen Methode betrachtet, am wenigsten in einen prinzipiellen Gegensatz zu Friedrich gebracht werden, der ja auch nie behauptet hat, daß er sich von den großen französischen Marschällen in seinen Grundsätzen unterscheide.

Karl XII.

Ueber Karl XII. behalte ich mir eine besondere Untersuchung vor und will hier nur einige Andeutungen geben, in welcher Richtung sie sich zu bewegen hat. Karl XII. gehört strategisch angesehen noch zur Epoche des 30jährigen Krieges, insofern die Heere, die er führt, sehr klein sind mit starkem Ueberwiegen der Kavallerie, diese Heere sich daher sehr frei über sehr weite Räume hin bewegen und die Motive der Bewegungen mehr auf politischen als auf militärischen Erwägungen beruhen. 1707, als Karl Sachsen

verließ und auf der Höhe seiner Macht stand, zählte sein Heer 16 200 Mann Infanterie und 20 700 Reiter (eingeschlossen die Dragoner). Bei Poltawa hatte er im ganzen 16 500 Mann Streitbare, von denen 12 500 in die Schlacht geführt wurden. Anders als im 30jährigen Kriege standen dem König statt etwa gleichwertiger, nur sehr minderwertige, aber an Zahl sehr überlegene Truppen gegenüber. Die russische Armee war erst in der Bildung begriffen und krankte an dem Gegensatz zwischen der russischen Mannschaft und den wesentlich aus dem Ausland bezogenen Offizieren. Die polnische Kronsarmee war ein undisziplinierteѕ, mittelalterliches Aufgebot. Von den Sachsen berichtete ihr General Schulenburg selber an seinen König, daß sie außer sich gerieten, wenn sie die Schweden nur sähen[1]). Nimmt man diesen Qualitäts-Unterschied in den Truppen zusammen mit der Weiträumigkeit des Kriegstheaters, den Anbau-, Wege- und Klima-Verhältnissen, so sieht man, daß hier ganz andere Maßstäbe gelten müssen, als sei es im 30jährigen Kriege, sei es in den Kriegen Ludwigs XIV. oder Friedrichs des Großen. Der Sproß des Hauses Wittelsbach auf dem nordischen Thron ist sicherlich nicht nur einer der größten Helden der Weltgeschichte, sondern auch ein großer General, der seine Truppen in der Schlacht richtig führte, sie mit seinem Geiste und unbedingtem Vertrauen erfüllte. Aber um ihn als Strategen in eine Reihe mit den Gustav Adolf, Friedrich, Napoleon zu stellen, fehlt etwas, was mit den Worten Starrköpfigkeit oder Abenteuerer nicht abgetan ist. Es kommt darauf an, die Wechselwirkung zwischen der objektiven Lage und dem Charakter des Handelnden aufzufinden und festzustellen. Sowohl jener gekennzeichnete Unterschied in den gegnerischen Armeen kommt dabei in Betracht wie die politische Lage des schwedischen Staates. Diese Großmacht, die um die ganze Ostsee herumgriff und selbst an der Nordsee eine große Besitzung hatte, hatte doch so wenig eine bestimmte politische Direktion, daß der greise Reichskanzler Oxenstierna (1702) seinem König raten konnte, er solle mit August von Polen-Sachsen Frieden schließen und könne dann seine Heeresmacht an fremde Potentaten vermieten, was ihm zu hohem Ruhm gereichen werde.

[1]) Sarauw, Die Feldzüge Karls XII. (1881), S. 192.

Damit hatte ja auch das große schweizerische Kriegertum geendigt.

1756.

Im Siebenjährigen Kriege steht Friedrich auf der Höhe seiner Kraft und seiner Leistung. Seine strategischen Grundsätze sind dieselben geblieben.

Er trat ein in den Krieg mit dem Bewußtsein der unbedingten Ueberlegenheit. Er hatte in der zehnjährigen Friedenszeit sein Heer in weit höherem Maße vergrößert und verbessert als seine Gegnerin. Seine Festungen in Schlesien waren ausgebaut. In seinem Staatsschatz lagen 16 Millionen Taler bar und er rechnete, daß er das reiche Kursachsen sofort in seine Gewalt bringen und dessen Kräfte mit denen Preußens vereinigen werde. Beide Gebiete zusammen hatten einen jährlichen Einnahmeüberschuß von 7½ Millionen Taler, während Friedrich die Kosten eines Feldzuges auf nicht viel höher als 5 Millionen veranschlagen wollte. Politisch rechnete der König, daß Frankreich eingedenk der alten Eifersucht zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon, Oesterreich nur mäßig unterstützen, auch finanziell zu hohen Leistungen gar nicht imstande sein werde. Rußland glaubte er durch England zurückhalten zu können und auch wenn das nicht gelinge, daß die Russen militärisch nicht viel leisten und selbst Rußland und Oesterreich zusammen ihm nicht gewachsen sein würden, da sie finanziell zu schwach seien. Selbst wenn Kaiser Franz in Erinnerung seines Titels als König von Jerusalem seiner Gemahlin aus seinem Privatvermögen einen Vorschuß leiste, so könne das nicht weit reichen.

Die Verhältnisse lagen so günstig (nach der Auffassung des Königs), daß man zweifeln könnte, ob es nicht jetzt für ihn angezeigt gewesen wäre, zu den Grundsätzen der Niederwerfungs-Strategie überzugehen. Die preußischen Regimenter konnten binnen sechs Tagen mobil gemacht werden; die sächsischen Truppen konnten aufgehoben werden, ehe sie versammelt waren; die Oesterreicher hatten noch so gut wie keine Vorbereitungen getroffen und mußten erst die Lücken ihrer Friedens-Aufstellung vervollständigen. Friedrich

hätte Ende Juli 1756, als die Lage politisch reif war, mit überwältigender Ueberlegenheit in Böhmen einbrechen können und man sieht nicht, wie die Oesterreicher ihm bis Wien hätten einen Widerstand entgegensetzen können, dem er nicht überlegen gewesen wäre.

Aber nirgends finden wir eine Spur, daß der König solche Gedanken auch nur erwogen hätte. Zunächst schob er den Angriff vier Wochen auf, als die Franzosen drohten, dann sofort ihrerseits gegen ihn vorzugehn. Damit gab er den Oesterreichern Zeit zu Rüstungen und ermöglichte den Sachsen, ihre Armee in dem festen Lager von Pirna zu konzentrieren. Friedrich aber rechnete, daß, wenn er den Krieg erst Ende August beginne, die Franzosen in diesem Jahr nicht mehr kommen würden, und nahm jene Nachteile in Kauf, weil er ohnehin keinen Niederwerfungsfeldzug beabsichtigte, sondern nur Sachsen und einen Teil des nördlichen Böhmen okkupieren wollte. Andernfalls hätte jene Drohung der Franzosen ihn natürlich veranlassen müssen, den Angriff nicht zu verschieben, sondern möglichst zu beschleunigen, um mit Oesterreich fertig zu sein, ehe die Franzosen den weiten Weg bis an die Saale zurückgelegt hatten. Hier wäre der Grundsatz „kurze kräftige Schläge und dann einen schnellen, vorteilhaften Frieden" (wie es 110 Jahre später geschehen ist) am Platze gewesen. Friedrich aber dachte ganz anders. Seine Forderung, daß Preußens Kriege kurz und lebhaft sein sollten, ist nicht im modernen Sinne zu verstehen, sondern im Verhältnis zu den Kriegen der voraufgehenden Epoche, die zehn, zwanzig, dreißig Jahre gedauert hatten.

Friedrich begnügte sich also in diesem Jahr, die sächsische Armee (18000 Mann) bei Pirna gefangen zu nehmen und Sachsen in seinen Besitz zu bringen, verzichtete aber nicht nur auf eine entscheidende Schlacht gegen die Oesterreicher, sondern ging auch aus Böhmen wieder zurück. Er hat bereits in diesem ersten Feldzug erfahren, daß der Krieg schwerer sein würde, als er es sich vorgestellt hatte. Bei Lobositz (1. Oktober) waren die Preußen infolge eines gegen den königlichen Befehl unternommenen gescheiterten Kavallerieangriffs eigentlich geschlagen und der König hatte das Schlachtfeld bereits verlassen, als er zurückgeholt wurde, weil die Preußen eine Vorstellung der Oesterreicher, die die preußischen Generale für die Hauptstellung hielten, nach schwerem Ringen den österreichischen

leichten Truppen entrissen hatten und nun die Schlacht für gewonnen hielten. Sie war es nicht, die Hauptstellung der Oesterreicher war kaum berührt und die Armee der preußischen vollauf gewachsen, aber der Erfolg blieb schließlich doch den Preußen, weil Browne seinen Vorteil nicht erkannte und die Schlacht nicht fortsetzte. Denn sein Plan war, nicht mit den Preußen zu schlagen, sondern durch eine überraschende Annäherung auf dem anderen Ufer der Elbe, also durch ein Manöver, den Sachsen die Möglichkeit zu geben, sich aus der Einschließung zu befreien, was dann mißlang[1]).

Man kann nicht sagen, daß es nach der Kapitulation der Sachsen (16. Oktober) für Friedrich unbedingt zu spät im Jahr gewesen wäre, noch einen Niederwerfungsfeldzug gegen die Oesterreicher zu führen. Er hatte noch immer eine erhebliche Ueberlegenheit, wenigstens 100000 gegen 80000. Aber das ist eine rein doktrinäre Betrachtung. Friedrich dachte gar nicht daran, und die innere Struktur seiner Armee ließ eine solche Strategie nicht zu.

1757.

Im Winter und Frühjahr 1757 bildete sich die furchtbare Koalition der drei großen Militärmächte, Oesterreich, Rußland und Frankreich gegen das kecke Preußen, die lange vorbereitet, doch in dieser Art von Friedrich nicht vorausgesehn und erst durch sein eigenes Vorgehn zum Ausreifen gebracht worden war.

Friedrich hatte zunächst die Idee, sich defensiv zu halten, Schlesien preiszugeben, so weit es nicht durch die gut ausgebauten Festungen gedeckt wurde und das Gros der Armee nach Sachsen zu ziehen, um je nach den Umständen den Oesterreichern oder Franzosen, wenn und wo sie sich nähern sollten, auf den Hals zu fallen. Die Initiative sollte also, wie vor Hohenfriedberg, den Gegnern überlassen bleiben. Da schlug ihm Winterfeld vor, selber die Initiative zu ergreifen, schon im April in Böhmen einzufallen und die Oesterreicher zu schlagen, ehe die Franzosen zur Stelle sein konnten. Der König machte Einwendungen. Die Oesterreicher,

---

[1]) Franz Quandt, Die Schlacht bei Lobositz. Berl. Dissert. 1909. Das Generalstabswerk stellt die Dinge noch nicht richtig dar.

etwa ebenso stark wie die Preußen, waren ähnlich wie diese in vier Gruppen an der Grenze von Schlesien und Sachsen verteilt. Es war für die Preußen sehr schwierig, in dieser Jahreszeit, wo sie auf den Feldern für Mann und Roß noch nichts fanden, die ganze Verpflegung mitzuschleppen. Fand man eins der österreichischen Heere, im besonderen das Brownesche, das dem Erzgebirge gegenüber an der unteren Eger kantonierte, in einer festen Stellung und der König, der von Dresden kam, mußte vor dieser Stellung aus Mangel an Proviant wieder umkehren, so waren auch alle anderen Kolonnen in großer Gefahr und das ganze Unternehmen mißglückt. Friedrich verbesserte daher den Winterfeldschen Plan dahin, daß Schwerin von Schlesien aus, seinen Gegner zur Seite drückend, so marschieren sollte (über Jung-Bunzlau), daß er das Brownesche Korps im Rücken bedrohte, es damit aus seinen festen Stellungen herausmanövrierte und auch dem König den Weg frei machte. Dabei hatte man dann auch die Aussicht, österreichische Magazine zu erbeuten, konnte tiefer ins Land eindringen und fand vermutlich Gelegenheit, auch einem oder dem anderen der österreichischen Heere eine Niederlage beizubringen.

Der Plan ist glänzend gelungen, aber doch nicht so, wie er gedacht war. Schwerin gelangte bis Jung-Bunzlau und hatte das Glück, noch gerade rechtzeitig zu kommen, um die Zerstörung des österreichischen Magazins in dieser Stadt zu verhindern. Ohne diesen Glücksfall wäre er in die größte Verlegenheit gekommen. Trotzdem konnte er nun nicht weiter in der vorgeschriebenen Richtung auf Leitmeritz oder Melnik, weil die Oesterreicher ihn von der anderen Seite bedrohten und er das in Jung-Bunzlau erbeutete Magazin nicht wieder preisgeben konnte[1]). Der Plan des Königs hatte sich also als unausführbar erwiesen, aber auch als unnötig, da Browne ohnehin schon, völlig überrascht durch den plötzlichen Anmarsch des Feindes, die festen Stellungen auf dem Paschkopol wie hinter der Eger preisgegeben und den Rückzug auf Prag angetreten hatte.

---

1) Karl Grawe, Die Entwicklung des pr. Feldzugsplanes im Frühjahr 1757. Berl. Dissert. 1903. Die Arbeit, die im übrigen den Zusammenhang richtig entwickelt, macht den Fehler, daß sie in dem Befehl des Königs an Schwerin vom 3. April bloß Leitmeritz als Marschziel nennt, während auch Melnik und am 17. April auch Reudnitz genannt sind.

So geschah es, daß die von vier verschiedenen Punkten anrückenden preußischen Kolonnen sich bei Prag vereinigen konnten, ohne daß die Oesterreicher sie etwa noch in der Vereinzelung mit vereinigter Macht angefallen hätten. Im Gegenteil, von den vier österreichischen Heeresgruppen waren nur drei bei Prag vereinigt, während die Preußen hier jetzt ihre ganze Macht beisammen hatten.

Die Oesterreicher beschlossen jetzt, nicht weiter zurückzuweichen, sondern sich östlich von Prag zur Schlacht aufzustellen, wurden angegriffen, geschlagen und in Prag eingeschlossen (6. Mai). Aber ehe sie zur Kapitulation gebracht werden konnten, erschien nun eine Ersatz-Armee, schnitt den Preußen die Zufuhr aus Schlesien ab und zwang sie dadurch zu einer Schlacht unter den ungünstigsten Bedingungen, die bei Kollin (18. Juni) verloren ging.

Blickt man auf die Bestimmtheit, mit der Friedrich in diesem Feldzug der Schlacht zustrebt und auf die schließliche Idee, das feindliche Hauptheer durch Einkreisung völlig zu vernichten, so fühlt man sich versucht, anzunehmen, daß der König mit diesem Feldzug zur Niederwerfungsstrategie übergegangen sei. Aber so großartig das erscheint, so erkennt man bei näherem Zusehen, daß man mit dieser Auffassung den König nicht erhöhen, sondern herabsetzen, und weder seiner Größe als Feldherr noch der Wahrheit gerecht werden würde.

Hätte Friedrich den Niederwerfungsgedanken verfolgt, so würde ihn der Vorwurf treffen, daß er sich dazu erst bekehrt hat, als es zu spät war. Im ersten Jahr des Krieges hätte er möglicherweise auf diesem Wege zum Ziele gelangen können, als die Oesterreicher noch ungerüstet waren; im Jahre 1757 war das Uebergewicht der Preußen, wie der Erfolg bestätigt hat, nicht mehr groß genug.

Des weiteren müßten wir annehmen, daß der König sich des Wesens und der Tragweite seines eigenen Planes gar nicht bewußt geworden sei. Kurz vor dem Aufbruch teilt er ihn seinem Bundesgenossen, dem König von England und dem Feldmarschall Lehwaldt (10. und 16. April), der in Preußen kommandierte, mit, sagt aber durchaus nichts von einer Entscheidungsschlacht, sondern spricht nur von den Magazinen, die er den Oesterreichern nehmen wolle; dadurch hofft er, sie fast aus Böhmen zu verdrängen, oder wie es in dem andern Brief heißt, bis über die Beraun, das ist etwas

südlich von Prag, zurückzutreiben. Das ganze ist ihm ein „Coup", mit dem er bis zum 10. Mai fertig zu sein hofft, um dann sich gegen Franzosen oder Russen zu wenden.

Zum dritten würde Friedrich, wenn er anders gedacht und Oesterreich in einem Zuge niederzuwerfen getrachtet hätte, sich eines schweren Fehlers in der Abschätzung der beiderseitigen Kräfte schuldig gemacht haben. Denn selbst wenn er bei Kollin gesiegt und die in Prag eingeschlossene Armee gefangen genommen hätte, so ist es dennoch höchst ungewiß, ob sich die tapfere Maria Theresia dadurch zu einem Frieden hätte bestimmen lassen[1]).

Der Feldzug von 1757 ist also ganz wie alle anderen Feldzüge Friedrichs aufzufassen unter den Gesichtspunkten der Ermattungsstrategie mit der Maßgabe, daß sich Friedrich in ihm dem Schlachtpol und damit der Niederwerfungsstrategie am meisten angenähert hat. Es hat keine grundsätzliche Abwandlung in seinen Anschauungen stattgefunden und er ist nicht plötzlich aus einem Extrem ins andere umgeschlagen. Der Vorwurf, den man ihm gemacht hat, daß sein ursprünglicher Feldzugsplan so „kleinmütig" sei, daß man es kaum begreifen könne, ist ebenso unberechtigt, wie der entgegengesetzte, mit dem sein Bruder Heinrich ihn nach Kollin verspottete, „Phaëton ist gefallen". Friedrichs ursprünglicher Plan war, wie wir gesehen haben, die Gegner an sich herankommen zu lassen, um sie dann einen nach dem anderen anzufallen. Dieser Plan erfuhr eine Steigerung, indem man dem nächsten Gegner, den Oesterreichern gleich selber auf den Leib ging, und er erfuhr endlich eine neue Steigerung, als ganz unerwartet die Schlacht bei Prag dazu führte, daß das Gros der österreichischen Armee in der Festung eingeschlossen wurde und sich nun die Möglichkeit bot, diese ganze Armee gefangen zu nehmen. Noch am Morgen der Schlacht hatte Friedrich an dergleichen kaum gedacht, da die Oesterreicher mit dem linken Flügel an Prag angelehnt, Front nach Norden standen, sie also nach der Niederlage naturgemäß an Prag vorbei den Weg nach Süden genommen hätten. Bei der großen Ueberlegenheit, über die Friedrich gebot, hatte er ein Drittel seiner Armee unter Keith auf der Westseite von Prag ge-

[1]) Das ist schon vortrefflich nachgewiesen von Caemmerer, Friedrichs des Großen Feldzugsplan f. d. Jahr 1757 (1883), der im übrigen meine Auffassung bekämpft.

So geschah es, daß die von vier verschiedenen Punkten anrückenden preußischen Kolonnen sich bei Prag vereinigen konnten, ohne daß die Oesterreicher sie etwa noch in der Vereinzelung mit vereinigter Macht angefallen hätten. Im Gegenteil, von den vier österreichischen Heeresgruppen waren nur drei bei Prag vereinigt, während die Preußen hier jetzt ihre ganze Macht beisammen hatten.

Die Oesterreicher beschlossen jetzt, nicht weiter zurückzuweichen, sondern sich östlich von Prag zur Schlacht aufzustellen, wurden angegriffen, geschlagen und in Prag eingeschlossen (6. Mai). Aber ehe sie zur Kapitulation gebracht werden konnten, erschien nun eine Ersatz-Armee, schnitt den Preußen die Zufuhr aus Schlesien ab und zwang sie dadurch zu einer Schlacht unter den ungünstigsten Bedingungen, die bei Kollin (18. Juni) verloren ging.

Blickt man auf die Bestimmtheit, mit der Friedrich in diesem Feldzug der Schlacht zustrebt und auf die schließliche Idee, das feindliche Hauptheer durch Einkreisung völlig zu vernichten, so fühlt man sich versucht, anzunehmen, daß der König mit diesem Feldzug zur Niederwerfungsstrategie übergegangen sei. Aber so großartig das erscheint, so erkennt man bei näherem Zusehen, daß man mit dieser Auffassung den König nicht erhöhen, sondern herabsetzen, und weder seiner Größe als Feldherr noch der Wahrheit gerecht werden würde.

Hätte Friedrich den Niederwerfungsgedanken verfolgt, so würde ihn der Vorwurf treffen, daß er sich dazu erst bekehrt hat, als es zu spät war. Im ersten Jahr des Krieges hätte er möglicherweise auf diesem Wege zum Ziele gelangen können, als die Oesterreicher noch ungerüstet waren; im Jahre 1757 war das Uebergewicht der Preußen, wie der Erfolg bestätigt hat, nicht mehr groß genug.

Des weiteren müßten wir annehmen, daß der König sich des Wesens und der Tragweite seines eigenen Planes gar nicht bewußt geworden sei. Kurz vor dem Aufbruch teilt er ihn seinem Bundesgenossen, dem König von England und dem Feldmarschall Lehwaldt (10. und 16. April), der in Preußen kommandierte, mit, sagt aber durchaus nichts von einer Entscheidungsschlacht, sondern spricht nur von den Magazinen, die er den Oesterreichern nehmen wolle; dadurch hofft er, sie fast aus Böhmen zu verdrängen, oder wie es in dem andern Brief heißt, bis über die Beraun, das ist etwas

südlich von Prag, zurückzutreiben. Das ganze ist ihm ein „Coup", mit dem er bis zum 10. Mai fertig zu sein hofft, um dann sich gegen Franzosen oder Russen zu wenden.

Zum dritten würde Friedrich, wenn er anders gedacht und Oesterreich in einem Zuge niederzuwerfen getrachtet hätte, sich eines schweren Fehlers in der Abschätzung der beiderseitigen Kräfte schuldig gemacht haben. Denn selbst wenn er bei Kollin gesiegt und die in Prag eingeschlossene Armee gefangen genommen hätte, so ist es dennoch höchst ungewiß, ob sich die tapfere Maria Theresia dadurch zu einem Frieden hätte bestimmen lassen[1]).

Der Feldzug von 1757 ist also ganz wie alle anderen Feldzüge Friedrichs aufzufassen unter den Gesichtspunkten der Ermattungsstrategie mit der Maßgabe, daß sich Friedrich in ihm dem Schlachtpol und damit der Niederwerfungsstrategie am meisten angenähert hat. Es hat keine grundsätzliche Abwandlung in seinen Anschauungen stattgefunden und er ist nicht plötzlich aus einem Extrem ins andere umgeschlagen. Der Vorwurf, den man ihm gemacht hat, daß sein ursprünglicher Feldzugsplan so „kleinmütig" sei, daß man es kaum begreifen könne, ist ebenso unberechtigt, wie der entgegengesetzte, mit dem sein Bruder Heinrich ihn nach Kollin verspottete, „Phaëton ist gefallen". Friedrichs ursprünglicher Plan war, wie wir gesehen haben, die Gegner an sich herankommen zu lassen, um sie dann einen nach dem anderen anzufallen. Dieser Plan erfuhr eine Steigerung, indem man dem nächsten Gegner, den Oesterreichern gleich selber auf den Leib ging, und er erfuhr endlich eine neue Steigerung, als ganz unerwartet die Schlacht bei Prag dazu führte, daß das Gros der österreichischen Armee in der Festung eingeschlossen wurde und sich nun die Möglichkeit bot, diese ganze Armee gefangen zu nehmen. Noch am Morgen der Schlacht hatte Friedrich an dergleichen kaum gedacht, da die Oesterreicher mit dem linken Flügel an Prag angelehnt, Front nach Norden standen, sie also nach der Niederlage naturgemäß an Prag vorbei den Weg nach Süden genommen hätten. Bei der großen Ueberlegenheit, über die Friedrich gebot, hatte er ein Drittel seiner Armee unter Keith auf der Westseite von Prag ge-

---

[1]) Das ist schon vortrefflich nachgewiesen von Caemmerer, Friedrichs des Großen Feldzugsplan f. d. Jahr 1757 (1883), der im übrigen meine Auffassung bekämpft.

Mißerfolg niederschlagen zu lassen, befestigte er sich nur in dem Gedanken, daß Manöver nicht genügten und daß er suchen müßte, seine Feinde in Schlachten zu bezwingen.

So ging er den Franzosen zu Leibe und schlug sie bei **Roßbach**, nicht weit von der Saale und dann den Oesterreichern und schlug sie in Nieder-Schlesien bei **Leuthen**. Bei Roßbach gelang der Schlag gegen doppelte Ueberlegenheit, als nach langem vergeblichem Bemühen Friedrichs, eine Gelegenheit zum Angriff zu finden, Hildburghausen und Soubise sich entschlossen, nunmehr ihrerseits zum Angriff zu schreiten. Sie waren dabei, das preußische Heer zu diesem Zwecke zu umgehen, als die Preußen plötzlich aus ihrem Lager vorbrachen und in den Flankenmarsch hineinstießen. Ehe die Franzosen und Reichstruppen sich recht entwickeln konnten, waren sie schon über den Haufen geworfen.

Bei **Leuthen** (40 000 Preußen gegen 60 000 bis 66 000 Oesterreicher) gelang es den Preußen, den vollständig aufmarschierten Oesterreichern unvermerkt nicht eigentlich in, aber doch an die linke Flanke zu kommen. Friedrich hatte das Heer vier Treffen tief aufgestellt, hatte also eine sehr kurze Front, während die österreichische Aufstellung, um rechts und links eine Anlehnung zu haben, auf eine ganze Meile lang ausgereckt war. Die Preußen hatten also an der Angriffsstelle die Ueberlegenheit und schlugen den linken Flügel der Oesterreicher, ehe der rechte zur Stelle sein konnte. Es ist der Defensivgedanke, der den Oesterreichern das Verderben gebracht hat. Sie hatten, während der König mit den Franzosen beschäftigt war, den Herzog von Bevern vor Breslau geschlagen, die Stadt eingenommen und auch die Festung Schweidnitz erobert. Statt nunmehr den Krieg mit ihrer Uebermacht den Winter hindurch fortzusetzen und zur Entscheidung zu bringen, wollten sie in die Quartiere gehen, und als der König herannahte, schien es ihnen genügend, ihm in einer passenden Defensivstellung entgegenzutreten. Daß er es wagen würde, sie in dieser Stellung anzugreifen, (5. Dezember) erwarteten sie nicht; sie nahmen an, daß er abziehen werde und wären mit diesem Ergebnis zufrieden gewesen[1]). Die Konstellation hat also eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen von Soor; auch dort

[1]) **Gerber**, Die Schlacht bei Leuthen (Berlin 1901) hat das Richtige. Das Generalstabswerk greift vielfach daneben.

haben ja die Oesterreicher geglaubt, ihren Erfolg hauptsächlich durch den Aufmarsch erlangen zu können, und des eigentlichen Zuschlagens nicht oder erst später zu bedürfen. Das gab dem entschlosseneren Gegner die Möglichkeit, sich des taktischen Vorteils des Flankenangriffs zu bemächtigen und dadurch seinen Nachteil der numerischen Unterlegenheit wett zu machen und ins Gegenteil zu verkehren. Die Entschlossenheit siegte über die Mattigkeit. Hätten die Oesterreicher bei Leuthen sich auf die Preußen geworfen, während sie ihren Flankenmarsch machten, so wie Friedrich sich auf die Franzosen bei Roßbach warf, so hätte ihnen bei ihrer großen Ueberlegenheit der Sieg kaum entgehen können. Theoretisch fehlte ihnen diese Einsicht nicht. Kaiser Franz selber hat dem Oberstkommandierenden, seinem Bruder Karl, schon im Frühjahr 1757 bei seiner Abreise zur Armee diesen Rat gegeben[1]). Aber zur Ausführung fehlte der Entschluß. Auch bei Prag haben die Oesterreicher die Preußen ihren Flankenmarsch machen lassen, ohne dazwischen zu fahren. Auch bei Kollin haben sie es nicht getan; aber hier mißlang das preußische Manöver dennoch, weil die Oesterreicher den Flankenmarsch rechtzeitig bemerkten und ihm in ihrer großen Ueberlegenheit durch Verlängerung ihrer Front entgegentreten konnten.

Die Führung ist bei Leuthen wieder das Entscheidende, aber die preußische Disziplin stellte ihr das rechte Instrument zur Verfügung, Truppenkörper, deren Ordnung, Schnelligkeit, taktische Gewandtheit die sichere Ausführung jedes Befehls gewährleistete. König Friedrich brachte es fertig, zunächst in der Richtung auf das österreichische Zentrum in vier Kolonnen nebeneinander vorzumarschieren und erst als er schon ganz nahe war, sich zu entscheiden, ob er sich gegen die rechte oder linke Flanke des Feindes wenden wolle. Dann erfolgte die Schwenkung und der Aufmarsch so schnell, daß die Oesterreicher schon angegriffen wurden, ehe sie die Situation nur recht erkannt hatten. Kein anderes Heer jener Zeit außer dem preußischen hätte das zu leisten vermocht.

Man kann es nicht genug betonen, daß es nicht die Theorie ist, die Friedrich von seinen Gegnern unterscheidet, sondern allein die Ausführung. Wie wenig Friedrichs Gegnern die theoretische

1) Arneth V, 172.

Einsicht in den Wert einer gewonnenen Schlacht fehlte, zeigt auch die russische Heerführung dieses Jahres.

Die „Konferenz" in Petersburg gab Apraxin die Instruktion, „Die Einnahme nicht nur von Preußen, sondern selbst noch weiterer Gebiete erachten wir für nichts, wenn es Lehwaldt gelingt, dieses Königreich (Ostpreußen) zu verlassen und sich mit dem Könige zu vereinigen". Er soll also Lehwaldt schlagen. Demgemäß erhielten die russischen Irregulären unter General Sibilski den Auftrag, die Preußen zu umgehn und so lange aufzuhalten, bis die Armee herankomme und sie schlagen könne[1]).

1758. Olmütz.

Friedrich ging in den Feldzug von 1758 mit einem ganz ähnlichen Grundgedanken wie im Vorjahr. Damals war er in Böhmen eingebrochen, um den Oesterreichern einen möglichst schweren Schlag zu versetzen, ehe die Franzosen erschienen. Vor diesen brauchte er eine unmittelbare Besorgnis jetzt nicht mehr zu haben. Die Engländer hatten, durch Roßbach ermutigt, jetzt in Deutschland ein Heer aufgestellt, von dem man erwarten konnte, daß es jene in Schach halten werde. Statt dessen aber waren die Russen letzthin in eine bedrohliche Nähe gerückt. Sie hatten, während die preußischen Truppen sich gegen die Schweden gewandt hatten, im Winter ohne Widerstand Ostpreußen eingenommen und es war zu vermuten, daß sie in der Mitte des Sommers irgendwo vor der Oder erscheinen würden. Friedrichs Idee war deshalb, auf irgendeine Weise die Oesterreicher so fern zu halten, daß sie sich nicht mit den Russen vereinigen könnten, und er dann Spielraum gewänne, diese sobald sie in der deckungslosen Ebene in erreichbarer Nähe erschienen, zu schlagen, ohne daß die Oesterreicher ihnen helfen konnten.

Wieder, wie im vorigen Jahr, in Böhmen einzufallen, war untunlich. Die Preußen waren mit ihrer Hauptmacht in Schlesien, um zunächst dem Feinde das letzte Stück aus seinem vorjährigen Gewinn, die Festung Schweidnitz, wieder zu entreißen. Unmittelbar

[1]) Maßlowski, Der siebenjährige Krieg nach russischer Darstellung. I, 180.

der preußischen Hauptmacht gegenüber, dicht hinter den Pässen, bei Skalitz standen die Oesterreicher in einer festen, wohl vorbereiteten Stellung. Hätte Friedrich bis in die Lausitz oder gar bis nach Sachsen marschieren wollen, um von dort aus einzubrechen, so hätten die Oesterreicher das bemerkt und sich wiederum in guten Stellungen vorgelegt. Da faßte Friedrich den Gedanken, statt nach Böhmen, durch Oberschlesien nach Mähren zu marschieren und Olmütz zu belagern. Der König hat mehrfach entwickelt, daß ein Einbruch in Mähren bei einem Kriege mit Oesterreich für ihn vorteilhafter sei, als ein Einbruch in Böhmen.[1]) Aber mit dem Feldzuge von 1758 haben diese Erwägungen nichts zu tun; am allerwenigsten ist Friedrich etwa der Gedanke unterzulegen, als ob er mit seiner schwachen Armee hätte auf Wien vorgehen wollen. Statt 150 000, wie im Vorjahr, hatte er jetzt nur noch eine Feldarmee von 120000 Mann.[2]) Im Gegenteil, ganz wie er im vorigen Jahr, wenn es ihm gelungen wäre, Prag zu nehmen, dann auch gesucht hätte, das nördliche Mähren in seine Gewalt zu bringen, so war jetzt seine Vorstellung, daß, wenn es ihm gelänge, Olmütz zu nehmen und dadurch die Hauptmacht der Oesterreicher aus Böhmen fortzuziehen, sein Bruder Heinrich, der 22000 Mann in Sachsen kommandierte, vielleicht dazu gelangen könnte, sich Prags zu bemächtigen. In einem Jahr wie in dem anderen ist also der strategische Gedanke, nicht eine Operation auf die feindliche Hauptstadt, sondern die Okkupation der den preußischen Grenzen nächst-

---

[1]) Die Erwägungen, die Friedrich in den „General-Prinzipien“ anstellt (1748), daß es generell für ihn vorteilhafter sei, Mähren anzugreifen, als Böhmen, gehen von der Voraussetzung aus, daß Sachsen nicht in seiner Hand sei. Das ist vortrefflich dargelegt in der Untersuchung von O Herrmann in den „Jahrbüchern für Armee und Marine“, Heft 121. Auch das Gen.-St.-W. hat die in den ersten Bänden noch vertretene Auffassung in dem dem Jahre 1758 gewidmeten Bande fallen lassen. Seine Darlegungen werden sehr wertvoll ergänzt durch einen Aufsatz von O Herrmann in d. Hist. Viertelj.-Schrift 1912 Heft 1. Später hat der König auch unter der Voraussetzung, daß er Sachsen innehabe, die Invasion in Mähren für besonders vorteilhaft erklärt. Eine prinzipielle Bedeutung haben solche Erwägungen natürlich nicht; es sind geographische und topographische Untersuchungen, wie sie jede Strategie zu allen Zeiten anstellt und anstellen muß. Im besonderen, daß von Mähren aus Wien stärker bedroht wird, als von Böhmen aus, ist nicht etwa eine Erwägung der Niederwerfungsstrategie, sondern der Ermattungsstrategie, denn jene will die feindliche Hauptstadt nicht bedrohen, sondern erobern.

[2]) Als Friedrich in Mähren stand, hatte er dort 55000 Mann; in Schlesien etwa 17000, in Sachsen 22000, unter Dohna 22000, dazu einige Tausend Kranke. Die gewöhnliche Angabe, er sei fast ebenso stark gewesen wie 1757 ist also nicht richtig.

gelegenen Landschaften und Festungen. Böhmen war jetzt zu gut verwahrt. Die Preußen brachen deshalb in eine österreichische Provinz ein, deren Grenze so gut wie unverteidigt war, wo sie also zunächst keinem Feinde begegneten und es diesem überließen, ob er heranziehen und angreifen oder sich sonstwie zur Schlacht stellen wollte. Nicht das Geographische, ob Böhmen oder Mähren, sondern das Moment der Ueberraschung ist das Entscheidende. Indem Friedrich in Mähren einbrach, manövrierte er den Feind aus seiner schön vorbereiteten Stellung bei Skalitz heraus und glaubte nun die Chance zu haben, entweder unter günstigen Verhältnissen zu einer Schlacht zu gelangen oder auch ohne eine solche durch die Einnahme von Olmütz die österreichischen Armeen für so lange festzulegen (amuser), bis er selbst sich mittlerweile mit der Hauptmacht gegen die Russen wenden und diese schlagen könne.

Prag hatte man 1757 bloß einschließen und nicht belagern können, weil die große Armee in der Stadt die Eröffnung der Laufgräben unmöglich machte; Olmütz hoffte Friedrich jetzt in förmlicher Belagerung bezwingen zu können.

Wie dieser Plan ganz analog dem des vorigen Jahres, aber mit durchdachter Klugheit den veränderten Verhältnissen angepaßt erscheint, so ist er auch schließlich analog dem des vorigen Jahres unter den den Verhältnissen entsprechenden Modalitäten gescheitert.

Wieder wie im vorigen Jahr gelang der erste Akt, der der Ueberraschung. Wie die Preußen, so hatten auch die Oesterreicher viel zu tun, den Schaden, den Leuthen ihrer Armee zugefügt, auszubessern. Beide Heere waren noch nicht fertig mit ihren Neurüstungen, als Friedrich, nachdem er Schweidnitz genommen, plötzlich von dort aufbrach (19. April) und am 4. Mai, ohne irgend einen Widerstand gefunden zu haben, vor Olmütz erschien. Aber um die Ueberraschung durchführen zu können, hatte die preußische Armee den schweren Belagerungstrain nicht sofort mitnehmen, nicht einmal völlig vorbereiten können. Erst über 14 Tage später (22. Mai) konnte, nachdem Fouqué die schweren Geschütze und die Munition herangeführt, die Belagerung beginnen, und die Armee hatte derweile nichts tun können, da Daun, weit entfernt nunmehr zur Rettung von Olmütz in die Schlacht zu stürmen, aus seinem Lager bei Skalitz nur bis an die Grenze von Mähren heranrückte

und dort, bei Leitomischl, eine starke Stellung bezog (5. Mai). Es sind zwar nur 10 Meilen von Olmütz, nur 2—3 Tagemärsche von der Stellung, die Friedrich zunächst bezog, trotzdem dachte der König nicht daran und war es für ihn ausgeschlossen, etwa, wie es für eine moderne Armee gegeben und geboten wäre, gegen Leitomischl vorzurücken, um die Oesterreicher dort anzugreifen und zu schlagen. Daun's Stellung wird für die preußische Taktik sehr schwer angreifbar gewesen sein und es hätte ihm, wenn ihm die Stellung noch nicht sicher genug war, sogar freigestanden, noch weiter zurückzugehen und die Preußen dadurch ganz von ihrem eigentlichen Ziel Olmütz, wo sie den Belagerungstrain erwarten mußten, wegzuziehen.

Friedrich also mußte suchen die Belagerung durchzuführen, obgleich eine ungeschlagene feindliche Armee in unmittelbarer Nähe stand.

Dies Unternehmen mißlang. Bei der Anlage der Belagerungsarbeiten sollen einige Fehler gemacht worden sein. Es mag sein, aber man darf nicht zuviel Gewicht darauf legen. Es gibt keine große militärische Aktion, bei der nicht derartige Friktionen vorkämen. Das Entscheidende war die österreichische Armee. Friedrich war nicht imstande gewesen, die für die Durchführung der Belagerung notwendigen Massen von Lebensmitteln und Munition von vornherein mitzuführen. Tempelhof hat berechnet, daß allein für den Belagerungstrain mit der erforderlichen Munition bei Unterhaltung des Feuers auf 30 Tage 26580 Pferde nötig gewesen wären. Dazu noch die, die für die Lebensmittel nötig waren. Solche Massen waren nicht aufzubringen und die Zufuhren mußten deshalb etappenweise herangebracht werden, während die österreichische Hauptarmee ganz in der Nähe stand und ihre Detachements die Preußen von allen Seiten umschwärmten.

Friedrich selber hat die Vorstellung gehabt, daß ihn schließlich das Abfangen eines großen Transportes von Munition und Lebensmitteln, das den Oesterreichern bei Domstadtl, 3 Meilen nördlich von Olmütz, gelang, zur Aufhebung der Belagerung (1. Juli) gezwungen habe. In Wirklichkeit war in jenem Augenblick dem Feldmarschall Daun bereits ein anderes Manöver gelungen, von dem der König noch nichts wußte, das aber die Ein-

nahme von Olmütz verhindert hätte, auch wenn der große Transport glücklich durchgekommen wäre. Daun war nämlich, nachdem er 17 Tage bei Leitomischl stillgelegen, sobald die wirkliche Belagerung begonnen hatte, näher herangerückt und hatte, nur einen Tagemarsch von Olmütz entfernt, erst östlich bei Gewitsch, dann südlich bei Dobramilitsch und Weischowitz wieder sorgsam ausgewählte Stellungen bezogen, die der König mit seinen schwachen Kräften nicht angreifen konnte. An demselben Tage aber, wo der preußische Transport bei Domstadtl zugrunde gerichtet wurde, hatte Daun, dem Könige völlig unerwartet, durch einen Nacht- und Gewaltmarsch (über 6 Meilen in 24 Stunden) das linke östliche Ufer der March, an welchem Flusse Olmütz liegt, gewonnen. Auf diesem Ufer war die Festung von den Preußen von Anfang an nur schwach zerniert gewesen; im Augenblick, wo die österreichische Armee erschien, mußten die Preußen diese Seite des Flusses vollständig räumen und brachen sogar die Brücken hinter sich ab[1]). Daun stand nun vor der Festung und konnte ihre Besatzung in jedem Augenblick so sehr verstärken, daß eine Erstürmung nicht mehr möglich war. Aber ehe Friedrich das erfuhr, hatte er wegen des Domstadtler Unglücks den Rückzug bereits befohlen und angetreten.

Nach modernen Begriffen der Strategie hätte nichts im Wege gestanden, daß Friedrich jetzt irgendwo mit gesammelten Kräften über die March ging und Daun angriff. Irgendwo mußte er ihn doch einmal in einer Stellung finden, die seinen Bataillonen und Schwadronen die Attacke gestatteten. Aber wir finden nicht, daß Friedrich diesen Gedanken auch nur erwogen hätte. Der Gewinn, den ihm, wie die Dinge jetzt lagen, ein Sieg hätte bringen können, stand nicht mehr im Verhältnis zu der Gefahr einer Niederlage und der Größe des zu erwartenden eigenen Verlustes. Denn nach dem Verlust des großen Transportes konnte selbst nach einem Siege, weder die Belagerung noch sonst der Feldzug in Mähren weiter fortgesetzt werden.

Man muß Daun also zugestehen, daß er fast ohne Blutvergießen, nur durch die Geschicklichkeit seiner Märsche und Stellungen Friedrich eine Niederlage beigebracht hat. Weder hat er dem Preußenkönig

[1]) Das Generalstabswerk berichtet diesen Rückzug zwei Mal. S. 92 gehen die Preußen vor dem Anmarsch Dauns zurück. S. 106 sind sie zurückberufen worden, weil der König die Belagerung aufheben wollte.

die gewünschte Gelegenheit zu einer günstigen Schlacht geboten, noch hat er ihm die Durchführung der Belagerung gestattet.

Aber eben diese Eigenschaften, diese Kunst des vorsichtigen Manövrierens, vermöge deren der Oesterreicher den Preußenkönig überwunden hatte, verhinderte ihn, aus seinem Siege nunmehr den Vorteil zu ziehen, den ihm das Schicksal so zu sagen mit ausgestreckter Hand darbot.

Friedrich nahm seinen Rückzug durch Böhmen auf Königgrätz. Er wußte nicht, wie nah auf der anderen Seite der March Daun ihm bereits stand und wagte es, seine Armee in zwei Teile zu teilen, selber vorauf zu ziehen, wohl um etwaige österreichische Detachements, die ihm den Weg verlegten, bei Seite zu stoßen und den Feldmarschall Keith, der die Belagerung kommandiert hatte, mit dem ganzen ungeheuren Train folgen zu lassen. Wie wir die Dinge heute übersehen, erscheint es fast unverständlich, wie Daun sich die Gelegenheit hat entgehen lassen können, mit aller Macht über dieses preußische Korps, das in 7 Tagen nur 8 Meilen (Luftlinie bis Zwittau) vorwärtskam und schon von den österreichischen Detachements schwer bedroht war, herzufallen. Man sieht nicht, wie die Preußen dann einer schweren Niederlage hätten entgehen können. Der König war Keith um einen ganzen Tagemarsch vorauf und hätte ihm nicht helfen können. Wie sehr man sich bei den Preußen vor dem Nachstoßen der Oesterreicher fürchtete, zeigt die Erzählung, die bei ihnen umging, der Kommandant von Olmütz, General Marschall, habe, als man ihm aufforderte die Abziehenden zu verfolgen, gesagt: „Die Leute haben doch Unglück genug erlitten, laßt sie in Frieden ziehn"[1]).

Aber Krieg ist eine Sache des Wagnisses und Daun wollte ja gerade die Kunst üben, zu gewinnen, ohne zu wagen. Eben hatte diese Kunst ihm einen schönen Erfolg eingebracht. Im vorigen Jahr hatte er mit seiner großen Uebermacht, um Prag zu entsetzen, doch nicht gewagt die Preußen anzugreifen, sondern war ihnen nur so nahe gerückt, daß er ihnen die Verpflegung abschnitt, und hatte sie dadurch verlockt, ihn ihrerseits anzugreifen und sich die furchtbare Niederlage bei Kollin zuzuziehen. Diesmal war es

---

[1]) Retzow I, 293.

ganz ohne Schlacht abgegangen. Sollte er nunmehr alles wieder aufs Spiel setzen, auf die Gefahr hin, daß die Preußen rechtzeitig aufmerksam gemacht, mit gesammelter Macht ihm entgegen traten oder daß der König, dem doch viel zuzutrauen war, vielleicht, sobald er bemerkte, daß die Oesterreicher sich vorwärts bewegten, umkehrte und seinerseits angriff, ehe sie wieder eine ihrer schönen Stellungen gefunden hatten? Daun wußte doch nicht so genau, mit welcher, soll man sagen Kühnheit, soll man sagen welchem Leichtsinn der König von Preußen seine Truppen auseinandergezogen hatte. Dem Jünger der modernen Strategie erscheint Daun's Verhalten schlafmützig, und wäre etwas von einem wirklich großen General in ihm gewesen, so hätte er auch nach den Grundsätzen der damaligen Strategie erkennen müssen, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo etwas Großes gewagt, ja wo alles an alles gesetzt werden müsse, um den Preußen die entscheidende Niederlage beizubringen. Das ist ja, um es immer wieder von neuem zu wiederholen, das Wesen der doppelpoligen Strategie, daß sie, je nach dem Augenblick, Manöver und Vorsicht oder Schlacht und Kühnheit verlangt. Nur ein sehr großer Mann aber ist imstande, so von dem einen Prinzip plötzlich in das andere überzugehen, und wehe Daun, wenn er etwa nicht beide Prinzipien gleichzeitig beherrschend, einseitig ein Draufgänger gewesen wäre! Hier bei dem preußischen Rückzug von Olmütz hätte ihn das zu einem glänzenden Siege geführt — aber 4 oder 6 Wochen früher, da würde er ohne seine bewährte Vorsicht, um Olmütz zu retten, zum Angriff auf die Preußen geschritten sein; mit anderen Worten, er hätte gerade das getan, was Friedrich sich wünschte, und hätte sich aller Wahrscheinlichkeit nach eine Niederlage geholt. Um einen Feldherrn richtig zu beurteilen, darf man nicht die isolierte Handlung betrachten, sondern muß sehen, wie sich der Charakter in dem ganzen Zusammenhang spiegelt und muß den Eigenschaften, die sich an der einen Stelle ungünstig gezeigt haben, auch wieder zugute halten, was sie an anderer Stelle geleistet haben.

Da die Oesterreicher die Preußen nicht verfolgten, so gelangten diese ungefährdet nach Königgrätz und wunderlich genug, standen nunmehr die Preußen ungefähr in den Stellungen, in denen vor einem Vierteljahr die Oesterreicher gelagert waren. Auch jetzt noch

hätte Friedrich, nachdem er seinen ganzen Train über das Gebirge nach Schlesien zurückexpediert, Daun gern in eine Schlacht verwickelt, aber die Oesterreicher hielten sich dauernd in Stellungen, wo Friedrich den Angriff nicht wagen wollte. Maria Theresia schrieb ihrem Feldmarschall: er möge doch jetzt eine Schlacht wagen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie verloren ginge, denn die Preußen würden sich gegen die Russen wenden und man müsse suchen, sie vorher zu schwächen. Ein erstaunliches, in seiner Weise großartiges Wort: Maria Theresia will den eigenen vielleicht größeren Verlust auf sich nehmen, nur um ihn dem Feinde auch zuzufügen und dadurch dem Bundesgenossen die Aufgabe zu erleichtern! Man sollte meinen, jetzt hätte der Zusammenprall stattfinden müssen, denn auch Friedrich wollte ja die Schlacht, selbst auf die Gefahr eines erheblichen Verlustes hin, um mehr Truppen wegnehmen und gegen die Russen führen zu können. Aber von Wien aus heroische Briefe zu schreiben ist leichter als im Angesicht des Feindes heroische Entschlüsse zu fassen, und nicht umsonst hatte die Kaiserin Daun als den Fabius gefeiert, der durch Zaudern das Vaterland gerettet, und auf die ihm zu Ehren geschlagene Münze prägen lassen: „cunctando vincere perge". Daun eilte, als er den Brief der Herrin erhielt, wohl hinaus und sah sich die Stellung der Preußen an, aber das Ergebnis war, daß er sie zu stark fand, und auch etwa selber aufs freie Feld hinaus zu gehen und die Preußen zum Angriff herauszufordern, dünkte ihm nicht gut. Ebenso schienen auch Friedrich die Gelegenheiten nicht günstig genug, und nachdem die feindlichen Heere noch fast vier Wochen zwischen Königgrätz und Nachod um einander herummanövriert hatten, marschierte Friedrich ab und verließ Böhmen, um sich gegen die Russen zu wenden.

Als bei Königgrätz die Nahrung knapp wurde (die Oesterreicher hatten den Rest ihres Magazins bei Leitomischl verbrannt, als die Preußen nahten) befahl der König, daß die Soldaten selber Getreide mähen, dreschen, reinmachen und an die Bäckereien abliefern sollten. Jedes Regiment hatte eine bestimmte Zahl Scheffel zu liefern[1]).

---

[1]) Ungedruckte Nachrichten II, 367. Bernhardi I, 243 hat das Verdienst, auf diese eigentümliche Nachricht aus dem Tagebuch eines Subalternoffiziers aufmerksam gemacht zu haben. Wenn er aber hinzufügt, „mit Requisitionen wußte niemand Bescheid", so tut er damit der Erfindungsgabe und Intelligenz Friedrichs und seiner Offiziere Unrecht.

Dieser böhmisch-mährische Feldzug endete für Friedrich zweifellos als strategische Niederlage, und in seinem eigenen Offizierkorps, so schreibt noch Archenholtz, sah man das ganze Olmützer Unternehmen als einen Fehler an. Hätte Friedrich nicht richtiger gehandelt, wenn er mit seiner Hauptmacht in der Lausitz oder in Niederschlesien sich stille gehalten und abgewartet, bis entweder die Oesterreicher oder die Russen ihm nahe genug in die freie Ebene kamen, daß er sie packen konnte? So wie er sich es im Frühjahr 1757 ursprünglich gedacht hatte?

Da der Feldzug schließlich mißglückt ist, so war und ist es leicht, hinterher zu erklären, daß es besser gewesen wäre, ihn gar nicht zu unternehmen. Waren die unnütz aufgewendeten Kosten und die positiven Verluste auch nicht gerade erheblich[1]) und war die moralische Einbuße der Aufhebung der Belagerung von Olmütz durch den so glänzend durchgeführten Rückzug wieder ausgeglichen, so hätte man bei einer Defensive doch gar keine Verluste erlitten und Friedrich hätte bei Zorndorf immerhin um einiges stärker sein können. Es ist also richtig: Friedrich hätte das mährische Unternehmen besser unterlassen.

So die objektive Betrachtung; aber die Strategie ist niemals in rein objektive Berechnungen aufzulösen. Auch die Subjektivität des Feldherrn will ihr Recht. Wir haben Daun, als er den preußischen Rückzug nicht ausnützte, zugute gehalten, daß er eben Daun war; jetzt gilt für Friedrich dasselbe und zugleich das Umgekehrte. Friedrich wäre nicht Friedrich gewesen, hätte er nach dem Siege von Leuthen bis in den Juli des nächsten Jahres stillgesessen und abgewartet, ob die Feinde kommen würden. In einem Einfall nach Mähren erkannte er die Chancen eines positiven Erfolges und da war es ihm unmöglich, sie unbenutzt zu lassen. In einem Gutachten des Wiener Hofkriegsrates[2]) lesen wir, der König von Preußen werde Daun „er setze sich, wie er wolle, doch endlichen durch seine Bewegungen, worinnen er uns bekanntermaßen allemal

[1]) Retzow, S. 294 sagt allerdings ausdrücklich, „der Verlust an Menschen, Geschütz, Munition und Lebensmitteln war beträchtlich“, aber man muß doch auch dagegen in Rechnung stellen, daß Friedrich für die Unterhaltung seines Heeres viel aus dem feindlichen Gebiet entnommen hatte. In Böhmen wurden sogar Kontributionen eingetrieben. Ungedr. Nachrichten II, 367.

[2]) Generalstabswerk VII, 232.

überlegen ist, Bataille zu liefern zwingen". Sollte Friedrich sich also von Anfang an sagen, daß Daun sich nicht zu einer Schlacht verlocken lassen würde, und daß es ihm, da doch Olmütz nur 8 Meilen von der preußischen Grenze entfernt liegt, gelingen würde, den Belagerern die Zufuhren abzuschneiden? Es war doch möglich, daß es anders kam, und die Vorstellung, daß der König von Preußen der Mann sei, jede Möglichkeit auszunützen, diese Vorstellung ist es ja schließlich gewesen, die ihm die Feinde vom Leibe gehalten hat, wenn sie ihm auch noch so sehr überlegen waren. Eben damals schrieb Loudon an einen Freund, daß dem König von Preußen fast nichts in der Welt unmöglich sei[1]). Wie wir von Daun gesagt haben, daß es derselbe Daun war, der Friedrich so glücklich von Olmütz wegmanövrierte und nachher dessen fast verzweifelte Lage auf dem Rückzug nicht auszunützen verstand, so ist es derselbe Friedrich, der auf geringe Chancen hin den mährischen Feldzug unternahm und eben durch diesen Unternehmungsmut dem Gegner so imponierte, daß, als der Feldzug mißglückte, er kaum einen Schaden davontrug.

Auch die Schlacht bei Zorndorf (25. August 1758) brachte nicht die Entscheidung, die Friedrich wünschte. Die Russen hielten sich, zogen, ohne daß Friedrich sie von neuem anzugreifen wagte, an der preußischen Front entlang ab und verließen zwar die Neumark, belagerten aber Kolberg. Diesen Erfolg hätte der König auch haben können, wenn er, wie der General Ruits ihm vorschlug, sich, statt anzugreifen, des russischen Trosses und der Vorräte, die von der Armee getrennt waren, bemächtigt hätte. Er machte auch noch einen Versuch dazu nach der Schlacht und sagte im Widerspruch zu sonstigen Aussprüchen, „das ist besser als eine Bataille", aber der Versuch mißlang. Der Gewinn aus der Schlacht bei Zorndorf ist wiederum nicht der materielle, sondern der moralische: die Lähmung der Willenskraft bei den Gegnern durch die stete Furcht vor dem Angegriffenwerden.

Als aber Friedrich sich gar zu sehr darauf verließ, faßte sich Daun doch einmal ein Herz, überfiel ihn in dem leichtsinnig gewählten Lager bei Hochkirch (14. Oktober 1758) und brachte ihm eine schwere Niederlage bei. Friedrich wiederum machte diese

[1]) Arneth V, 388.

Niederlage wett, nicht durch ein neues siegreiches Gefecht, sondern durch schnelle geschickte Märsche, die die Oesterreicher verhinderten, durch Einnahme von Festungen in Schlesien und Sachsen ihre Vorteile auszubauen und zu befestigen.

1759.

Mit dem vierten Kriegsjahre tritt in der Strategie Friedrichs eine Aenderung ein, insofern er sich jetzt entschließt, den Grundsatz der strategischen Defensive anzunehmen, so wie er ihn ursprünglich schon im Jahre 1757 ins Auge gefaßt hatte. Er will sich jetzt innerhalb seiner Grenzen (eingeschlossen Sachsen) halten und die Gegner herankommen lassen. Die beiden großen Offensiven von 1757 und 58 waren ja bei Prag und Olmütz gescheitert; die darauf folgende Defensive aber war gelungen. Er selber gibt als Grund in einer Ende 1758 aufgesetzten Denkschrift die verbesserte Verteidigungskunst der Oesterreicher an. Sie haben es in der Verteidigung zur Meisterschaft gebracht durch ihre Lagerkunst, ihre Marschtaktik, ihr Artilleriefeuer. Mit beiden Flügeln gut angelehnt, von unendlichen Geschützmassen umgeben und unterstützt, stehen sie regelmäßig in drei Linien: die erste mit einem sanft abfallenden Abhang vor sich, so daß das Feuer mit äußerster Rasanz wirke; die zweite auf der Höhe so verschanzt, daß hier erst der schwerste Kampf entbrennen wird; sie ist mit Kavallerie vermischt, die bei dem ersten Wanken des Angreifers alsbald vorbrechen und einhauen wird; die dritte Linie ist bestimmt, den Punkt zu verstärken, auf den der Angreifer seine Hauptkraft richtet. Die Flanken sind mit Kanonen besetzt, wie eine Zitadelle. Kavallerieangriffe, wie sie noch vor kurzem für die Einleitung der Schlacht die Regel bildeten, erscheinen angesichts solcher Stellungen und solcher Artilleriemassen ganz untunlich; die Kavallerie ist vielmehr zunächst zu refusieren und erst für die letzte Entscheidung und für die Verfolgung einzusetzen.

Seine Hoffnung war nun, daß die Oesterreicher sich durch ihr Bestreben, Schlesien zu erobern, endlich verlocken lassen würden, in die Ebene hinabzusteigen und ihm dort die sehnlich erwünschte Gelegenheit zum Angriff bieten. Da Daun dazu zu vorsichtig war, so hat Friedrich sich endlich von ihm abgewandt und den

Russen in der Neumark den Schlag beizubringen versucht. Dreimal hat er diesen Versuch wiederholt, bei Zorndorf (25. August 1758), bei Kay (23. Juli 1759), bei Kunersdorf (12. August 1759). Bei Zorndorf schon 1758 war der Erfolg ungenügend; bei Kay und Kunersdorf wurden im nächsten Jahr die Preußen vollständig geschlagen.

Kunersdorf[1]).
12. August 1759.

Die Russen mit Loudon stehen vor den Toren Frankfurts auf dem rechten Oderufer. Friedrich ist, von Süden kommend, an ihnen vorbeimarschiert, nördlich von ihnen über die Oder gegangen und da sie nördlich durch eine sumpfige Niederung gedeckt waren, abermals um sie herummarschiert, so daß er sie von Südösten her umfassend angriff.

Als reiner Flankenangriff angesetzt, war er zunächst sehr wirksam und schien die russische Schlachtlinie aufrollen zu müssen. Er scheiterte schließlich dennoch, da die russische Front auch von Süden durch einige Teiche und Wasserläufe so gedeckt war, daß die Preußen nur auf einem sehr schmalen Raum angreifen konnten und namentlich die Kavallerie, die 13000 Pferde stark war, nicht zu ausgiebiger Aktion zu gelangen vermochte. Um den Zusammenhang der Schlachtordnung nicht aufzuheben, hatte der König seinen linken Flügel nicht um jene Fronthindernisse herumgreifen lassen wollen; infolge dessen konnten die Russen von der nicht angegriffenen Hälfte ihrer Schlachtlinie immer neue Tuppen auf den Kampfplatz ziehen, die mit ihrer Ueberlegenheit die Preußen endlich überwältigten. Clausewitz (X, 99) drückt das so aus: „man kann wohl sagen, daß der König hier in die Schlinge seines eigenen Systems der schiefen Schlachtordnung gefallen ist", und das Generalstabswerk bestätigt das.

Bei Kunersdorf ist der Flankenangriff noch schärfer ausgeprägt als bei Leuthen, insofern die Preußen ganz um den russischen Ostflügel herumgreifen. Das Zahlverhältnis ist in beiden Schlachten

[1]) Die neueste Untersuchung, gestützt auf das Gen.-St.-W., ist Laubert in den Brandenb.-Preuß. Forsch. XXV, 91 (1913).

ungefähr das gleiche. Die Unterschiede, die den Preußen bei Leuthen den Sieg, bei Kunersdorf die Niederlage brachten, waren erstens die sehr große Ausdehnung der österreichischen Front bei Leuthen, die die Verstärkung des angegriffenen Flügels durch die Truppen des nicht angegriffenen verzögerte, zweitens das für die Verteidigung so sehr viel vorteilhaftere Gelände, das die Russen bei Kunersdorf inne hatten, sowohl innerhalb ihrer Front (Kuhgrund), wie vor ihrer Front, drittens die Befestigungen und Verhaue, die die Russen, die schon acht Tage in dieser Stellung standen, angelegt hatten, viertens daß infolge der Fronthindernisse das russische Zentrum nicht angegriffen wurde und es deshalb den Russen so leicht wurde, dem angegriffenen Flügel Verstärkungen zuzuführen.

Es ist dem König oft, namentlich von Napoleon zum Vorwurf gemacht worden, daß er sich zur Entscheidung bei Kunersdorf nicht stärker gemacht habe. Das Generalstabswerk (X, 84) legt treffend die Gründe dar, weshalb er es nicht getan habe, verschleiert dabei aber die Hauptsache, nämlich daß diese Gründe wirklich hinreichend und durchschlagend sind nur unter der Voraussetzung, daß Friedrich nach den Grundsätzen der Ermattungsstrategie handelte und handeln mußte. Hätte Friedrich es darauf ankommen lassen wollen, Sachsen vorläufig preiszugeben, so hätte er die Truppen des Prinzen Heinrich schon Wedel bei Kay zu Hilfe schicken können, und hätte er ein Stück von Schlesien riskieren wollen, so hätte er Fouqué nach Schmottseifen heranziehen können und dafür selber so viel mehr Truppen mit sich nehmen zur Entscheidung bei Kunersdorf. Am allerwenigsten aber ist der Satz des Generalstabswerkes S. 85 zu billigen, daß Friedrich es nicht hätte darauf ankommen lassen dürfen, daß etwa Daun ihm „mit dem größten Teil seiner Armee auf den Fersen folgte.“ Man dürfte diesen Satz sogar direkt umkehren. Wenn Daun Friedrich unmittelbar folgte, so kam er heraus aus seiner befestigten Stellung und bot dem Preußenkönig endlich die Gelegenheit, nach der er sich schon so lange sehnte, ihn in offenem Felde anzugreifen. Die Russen hätten nicht eingreifen können, die standen ja noch jenseits der Oder. Dann hätten wir ein Bild etwa wie Napoleon 1815, der mit derselben Armee binnen zwei Tagen erst die Preußen und dann die Engländer zu schlagen gedachte. Friedrich aber traute seinen Truppen eine

solche Leistungsfähigkeit nicht zu. Ganz ebenso ist die Vorgeschichte von Zorndorf zu beurteilen.

Preußens Erhaltung nach der Niederlage von Kunersdorf.

Man sieht den Siebenjährigen Krieg immer fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Taten und der Strategie König Friedrichs an. Man kann aber gerade umgekehrt sagen: das eigentliche Grundproblem des Krieges sei: wie war es möglich, daß Friedrich die Niederlage von Kunersdorf überstand? Mit der Antwort, daß es die Unfähigkeit und Uneinigkeit die „divine ânerie“ seiner Gegner gewesen sei, die ihn gerettet habe, ist die Frage nicht erledigt. So absolut unfähig waren Soltikoff und Daun doch keineswegs, daß sie für ihr Verhalten nicht Gründe gehabt hätten, und diese Gründe gilt es zu verstehn.

König Friedrich erwartete, und nach modernen Begriffen erscheint es selbstverständlich, daß die vereinigten Gegner ihn nach ihrem Siege verfolgten, angriffen, sein Heer vernichteten, Berlin nahmen und so dem Kriege ein Ende machten. So verlangte es auch der Wiener Hofkriegsrat. Daun wurde geschrieben, er solle die geschlagene Armee nicht mehr aus den Augen und Händen lassen, sondern mit aller Vigueur auf selbe losgehen und sie gänzlich vernichten.

Trotz der schweren Niederlage, die die Preußen erlitten hatten, war aber die Erfüllung dieser Aufgabe keineswegs so leicht und so selbstverständlich. Friedrichs eigenes Zeugnis ist dafür noch nicht maßgebend. Ist es auch richtig, daß er glaubte, alles sei verloren, abdanken wollte und den Oberbefehl an den General Finck übergab, so war er eben eine viel impressionablere Natur als etwa Napoleon, und die subjektiven Eindrücke des von dem furchtbaren Schlage Betäubten dürfen nicht als objektive Maßstäbe für die Beurteilung der Lage und der Maßregeln der Gegner behandelt werden.

Das preußische Heer auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf war gegen 50 000 Mann stark gewesen, und wenn der König auch am Abend der Schlacht nur 10 000 Mann um sich hatte, so war doch schließlich die größere Hälfte gerettet und der Verlust be-

schränkte sich, hart genug, auf 19000 Mann und die Artillerie. Außer diesen Truppen hatte der König noch zwei Armeen unter Prinz Heinrich und Fouqué und kleinere Detachements im Felde, im ganzen gegen 70000 Mann. Trotz der furchtbaren Niederlage und des schweren Verlustes waren also immer noch sehr starke, manövrier- und kampffähige Truppen auf den Beinen. Eine unmittelbare Verfolgung nach der Schlacht hatte nicht stattgefunden, so daß die Versprengten sich in den nächsten Tagen sechs Meilen vom Schlachtfelde, bei Fürstenwalde wieder zusammenfanden. Das ist nichts Unnatürliches, da, wie wir wissen, Verfolgungen zu allen Zeiten etwas sehr schweres gewesen sind, damals auch bei den Preußen nur unbedeutend waren und die Russen und Oesterreicher bei Kunersdorf selber sehr herbe Verluste gehabt hatten[1]) (17000 Mann).

Nahm man nun nach Ablauf einer gewissen Frist die Operationen wieder auf, so mußte man den König in seiner Stellung hinter der Spree angreifen und hatte dabei die Armee des Prinzen Heinrich in der Lausitz hinter sich. Unzweifelhaft war das bei der großen Ueberlegenheit der vereinigten russisch-österreichischen Heere ausführbar, aber nur wenn die beiden Feldherren einmütig und entschlossen zusammenwirkten. Ein solches Zusammenwirken ist bei Bundesgenossen erfahrungsmäßig sehr schwierig; nicht nur haben die Generale verschiedene Ansichten, sondern hinter diesen verschiedenen Ansichten stehen auch große verschiedene Interessen. Für die Russen war der Krieg gegen den König von Preußen ein reiner Kabinettskrieg, in dem sie keine innere Anteilnahme vorwärtstrieb, unbegrenzte Gefahren und Verluste auf sich zu nehmen. Sie wollten sich nicht für die Oesterreicher aufopfern. Eine Angriffsschlacht gegen König Friedrich blieb immer ein Wagnis.

Soltikoff tat den merkwürdigen Ausspruch, er wolle nichts mehr aufs Spiel setzen (Generalstabswerk XI, 82), oder gar, er

---

[1]) Das Generalstabswerk berechnet die Stärke der vereinigten Russen und Oesterreicher in der Schlacht auf 79000, Koser auf nur 68–69000 Mann, davon 16000 Irreguläre. Friedrich hatte nach dem Generalstabswerk 49900 Mann, wobei die Truppen, die die Brücken deckten und Frankfurt besetzten, etwa 7000 Mann, eingerechnet sind. Kosers Angabe (II, 25), wonach beim Oder-Uebergang 53121 Mann gezählt worden seien, steht im Widerspruch zu S. 37, wo nur 49000 angegeben sind. Der Ursprung des Fehlers ist schon von Laubert, Schl. b. Kunersdorf S. 52 aufgedeckt.

wolle nichts mehr mit dem Feinde zu tun haben (Generalstabswerk X, 305). Die Russen waren von ihren beiden Siegen bei Kay und Kunersdorf so verbraucht, daß ihre moralische Spannkraft zu großen Aktionen nicht mehr hinreichte, und wenn sie nicht mitmachten, so waren die Oesterreicher allein zwar immer noch in der Uebermacht, aber doch nicht stark genug, um fortgesetzte Offensiv-Operationen nicht recht gefährlich erscheinen zu lassen. Daun blieb also nur seinem Charakter und seinen Grundsätzen getreu, wenn er von der Idee, dem Kriege nunmehr mit schnellen, schweren Schlägen ein Ende zu machen, von vornherein absah. Zwar ist der Gedanke, den König oder den Prinzen Heinrich anzugreifen, oder auf Berlin vorzugehen, mehrfach erwogen worden, aber man sah endlich von allen solchen Verwegenheiten wieder ab. Auch die Einnahme von Berlin würde keinen wirklichen Gewinn bedeuten, erklärte der österreichische Feldherr, da man in der ausgesogenen Mark keine Winterquartiere beziehen könne. Die beiden Feldherren einigten sich also dahin, zunächst abzuwarten, daß die Reichsarmee das von den Preußen verlassene Sachsen besetze und Dresden erobere (was auch gelang), und dann die Frucht des großen Sieges darin zu suchen, daß man in Schlesien Winterquartier nehme.

Die Idee, den Sieg von Kunersdorf bis zur völligen Niederwerfung Preußens auszunutzen, muß angesehen werden als ein Parallelismus zu jener anderen Vorstellung, daß König Friedrich auch die Armee des Prinzen Heinrich zu dem Angriff auf die Russen hätte heranziehen sollen. Das eine wie das andere liegt nicht in dem Rahmen der Verhältnisse und der Gedanken der Epoche. Wer das eine nicht von Friedrich verlangt, darf auch das andere nicht von Daun verlangen. Beide taten nichts Unbegreifliches, sondern handelten gemäß ihren, uns auch sonst bekannten Grundsätzen. Bei Kunersdorf war nicht das preußische Heer, sondern nur die Hälfte des preußischen Heeres geschlagen worden. Wenn es nunmehr gelang, diesen Sieg dahin auszunutzen, daß Sachsen und Schlesien in der Hand der Verbündeten blieben, so hatten sie etwas sehr Großes erreicht und konnten annehmen, daß der nächste Feldzug Preußen in die Knie zwingen werde.

Der Plan konnte nicht zur Ausführung gebracht werden, weil die Verbündeten unter sich nicht einig waren und König Friedrich

die Kräfte, die ihm geblieben waren, so kühn und tatkräftig in Anwendung brachte, daß die Gegner endlich, mit Ausnahme von Dresden, das sie festhielten, in dieselben Winterquartiere zurückgingen, die sie das Jahr vorher inne gehabt hatten. Die modernen Theoretiker, ohne Verständnis für das Wesen der doppelpoligen Strategie, pflegen mit Geringschätzung von den Manövern zu sprechen. Man studiere, wie Preußen nach der Niederlage von Hochkirch, wie nach der Niederlage von Kunersdorf durch Manöver gerettet worden ist. Als drei Wochen nach der Schlacht es wirklich so weit war, daß die Oesterreicher und Russen sich gegen die Rest-Armee des Königs und gegen Berlin wenden wollten, da griff Prinz Heinrich sie nicht etwa von Süden her im Rücken an, sondern marschierte im Gegenteil noch weiter vom Feinde weg nach Süden, um sich auf seine Verbindungen zu werfen und seine Magazine zu nehmen. Sofort kehrte Daun um, gab den Plan auf Berlin auf, und Russen und Oesterreicher waren wieder weit voneinander getrennt.

Als nun der Plan mit Schlesien ins Werk gesetzt werden sollte, war die österreichische Hauptarmee in Sachsen. Um in Schlesien bleiben zu können, hätten die Russen zum wenigsten Glogau nehmen müssen, aber ehe sie vor der Festung erschienen, war ihnen der König mit Gewaltmärschen zuvorgekommen und stand so, daß sie ihn erst hätten angreifen und fortschlagen müssen, um an die Belagerung gehen zu können. Trotz ihrer großen Ueberlegenheit (Loudon war noch immer bei ihnen) hatten sie zu einer Offensivschlacht keine Neigung, um so weniger, als der ganze Plan, Schlesien einzunehmen, von Anfang an nur widerwillig von ihnen aufgenommen war. Schlesien war ihnen von ihrer Basis an der unteren Weichsel und in Ostpreußen zu weit entfernt. Die Oesterreicher suchten sie hierherzuziehen, nicht sowohl, weil sie grade diese Provinz im Frieden zu erwerben wünschten, als weil sie ihnen für ihre Operationen am nächsten lag, am bequemsten war und ungefährdete Verbindungen bot. Die Russen aber fanden es als eine ungehörige Zumutung, daß sie eine Bewegung machen sollten, die nicht nur sehr weit war, sondern auch dem Flankenangriff von der Mark und von Pommern aus ausgesetzt war; selbst Ostpreußen könne ihnen verloren gehn, meinten sie, wenn sie sich so weit entfernten[1]). So

[1]) Bei Maßlowski, „Der Siebenjährige Krieg nach russischer Darstellung“ (übersetzt von Drygalski) erscheint diese Argumentation immer von neuem.

hat Soltikoff den Vorschlag der Oesterreicher, Glogau zu belagern, von vorn herein nicht ernsthaft aufgenommen, und wenn König Friedrich schließlich nicht noch die Unvorsichtigkeit mit der Entsendung Fincks in den Rücken der Oesterreicher begangen hätte, was mit dessen Kapitulation bei Maxen endete, so wäre die Niederlage von Kunersdorf so gut wie spurlos ausgetilgt worden[1]).

In ernster Selbstprüfung ging der König im Herbst 1759 mit sich zu Rate, ob er mit seiner Neigung zu Schlachtentscheidungen auf dem rechten Wege sei. Er reflektierte über das Schicksal des Schwedenkönigs Karl XII. und schrieb jene schon angezogenen Betrachtungen über ihn nieder, worin er sagt, der König habe bei mancher Gelegenheit sparsamer mit Menschenblut sein können. „Es gibt allerdings Lagen, wo man sich schlagen muß; man soll sich aber nur dann darauf einlassen, wenn der Feind, sei es beim Lagern, sei es beim Marsche, nachlässig ist oder wenn man ihn durch einen entscheidenden Schlag zwingen kann, den Frieden anzunehmen. Es steht übrigens fest, daß die meisten Generale, welche sich leicht auf eine Schlacht einlassen, nur deshalb zu diesem Auskunftsmittel greifen, weil sie sich nicht anders zu helfen wissen. Weit davon entfernt, dieses ihnen als Verdienst anzurechnen, sieht man es vielmehr als ein Zeichen von Mangel an Genie an." Tapferkeit sei nichts ohne Klugheit und auf die Dauer trage ein berechnender Geist über verwegene Kühnheit den Sieg davon.

So hat Friedrich vom jetzt an davon abgesehen, sich mit den Russen zu schlagen, auch wenn ihm eine sehr günstige Gelegenheit geboten wurde. Er versteifte sich darauf, bei den Oesterreichern nach einer Blöße zu spüren, hat ihnen aber, wenn man genau zusieht, nach Leuthen in den weiteren fünf Kriegsjahren nur noch eine wirkliche Hauptschlacht geliefert, Torgau. Vorher bei Liegnitz ging die Initiative nicht von ihm, sondern von den Gegnern aus.

---

[1]) Clausewitz hat die Unvorsichtigkeit so groß finden wollen, daß sie „kaum zu erklären, geschweige denn zu entschuldigen" sei. Die Erklärung ist gefunden in der Untersuchung von Ludwig Mollwo, Marburger Dissert. 1893. Sie liegt in dem für jene Zeit so charakteristischen Begriff der „unangreifbaren Stellung". Der König nahm als sicher an, daß die Oesterreicher im Begriffe seien, Sachsen zu räumen und traute ihnen nicht zu, daß sie angreifen würden. Daun aber erkannte seinen Vorteil, faßte sich ein Herz griff Finck an und überwältigte ihn mit großer Ueberlegenheit, um so mehr, da die preußischen Truppen zum Teil aus untergesteckten gefangenen Russen und gepreßten Sachsen bestanden.

1760.

Liegnitz. Torgau.

Daun hatte sich auf das Drängen der Wiener Regierung und den Befehl seiner Kaiserin jetzt wirklich entschlossen, der preußischen Armee zu Leibe zu gehn. Die Oesterreicher waren von der einen, die Russen von der anderen Seite in Niederschlesien eingerückt und nur durch die Oder getrennt.

Friedrich hatte nur noch 30 000 Mann; die Oesterreicher 90 000; die Russen mit 74 000 wurden in Schach gehalten durch Prinz Heinrich mit 37 000. Friedrich hielt sich schon für zu schwach, um noch zu schlagen und wollte nur noch manövrieren, um Breslau und Schweidnitz gegen eine Belagerung zu decken und so den Sommer hinzuhalten. Da brachte ihm der Angriffsplan der Oesterreicher die Rettung. Von Wien aus angespornt, entwarf Daun den Plan nicht nur zu einer Angriffs- sondern zu einer Vernichtungsschlacht. Von drei Seiten zugleich sollten die österreichischen Korps sich in Bewegung setzen, in einem Nachtmarsch das Heer des Königs einkreisen und erdrücken. Indem die Preußen selber einen Nachtmarsch machten, gingen sie dem einen dieser Korps unter Loudon, 24 000 Mann, entgegen, warfen es in der Frühe des Tages über den Haufen, ehe die österreichische Hauptmacht zur Stelle war, und diese wagte nun nicht mehr, das geplante Unternehmen fortzusetzen und zu Ende zu führen. Man sieht also, es ist grundfalsch zu glauben, daß Daun der Gedanke einer Vernichtungsschlacht überhaupt fremd gewesen sei. Diesen Vorsatz zu fassen, war leicht genug, aber Daun hat besser gewußt als die Spötter, daß er gegen den König von Preußen sehr schwer auszuführen war.

Der Erfolg von Liegnitz rettete den König aus der äußersten augenblicklichen Bedrängnis und noch einmal versuchte er jetzt, als das Jahr zu Ende ging, durch einen großen Schlag das Schicksal zu zwingen und griff Daun in einer Stellung bei Torgau an (3. November 1760). Er mußte unter allen Umständen versuchen, seinen Gegnern Sachsen wieder zu entreißen, und gleichsam entschuldigend sagt er uns in seinen Denkwürdigkeiten, daß er das Schicksal Preußens dem Schlachtenlose habe anvertrauen müssen, weil es nicht gelungen sei, Daun durch Manöver zur Räumung

seiner Stellung bei Torgau zu bewegen. Der Sieg war aufs teuerste erkauft und der Erfolg doch nur mäßig, da die Oesterreicher nur drei Tagemärsche weit zurückgingen und Dresden weiter behaupteten.

Die weitere Entwickelung der schrägen Schlachtordnung.

Die schräge Schlachtordnung kann aufgefaßt werden als eine Unterart der Flügelschlacht, nämlich die Flügelschlacht mit, der Elementar-Taktik der Epoche entsprechender, einheitlicher, zusammenhängender Schlachtfront. Nur ein einziges Mal ist sie geglückt, oder, wie man vielleicht besser sagt, hat sie genügt, bei Leuthen. Nach Leuthen hat Friedrich nur noch drei große, rangierte Schlachten geschlagen, zwei gegen die Russen, Zorndorf 1758, Kunersdorf 1759 und eine einzige gegen die Oesterreicher, Torgau 1760. Die Entwickelung seit Leuthen ist nun die, daß der König an der feindlichen Front entlang nicht nur so weit marschiert, daß er den einen Flügel überragt, sondern daß er sogar ganz um ihn herummarschierte, so daß er den Feind im Rücken angreifen würde, wenn nicht dieser dieselbe Drehung machte. Da er sie aber machte, so wurde der Zweck des Manövers nicht erreicht und es kam im wesentlichen auf eine Frontalschlacht heraus. Bei Zorndorf haben sich die Heere auf diese Weise sogar zweimal um einander gedreht.

Bei Kunersdorf wurde der russische Flügel — man zweifelt fast, ob man ihn als den rechten oder als den linken bezeichnen soll — vollständig umfaßt, aber da der König noch an dem Grundsatz festhielt, daß die Front zusammenhängen müsse, so blieb ein großer Teil des russischen Heeres unangegriffen und aus diesen Truppen konnte der angegriffene Teil immer wieder so gestützt werden, daß die Angriffskraft der Preußen endlich erlahmte.

Bei Torgau hat Friedrich eine ganz neue Methode angewandt, die man doch auch wieder als Fortentwickelung der Flügelschlacht bezeichnen kann. Er gab die Einheitlichkeit der Front auf, teilte sein Heer in zwei Teile und führte den umfassenden Teil im Halbkreis um den rechten, nördlichen Flügel der Oesterreicher herum, so daß er sie von vorn und hinten zugleich angriff. Die Schwierigkeit bei diesem Verfahren war, daß sich auf keine Weise

die Gleichzeitigkeit der beiden Angriffe verbürgen ließ. Weder konnte man eine feste Stunde verabreden, da die Dauer des Umgehungsmarsches nicht sicher zu berechnen war, noch konnte man sich auf Signale verlassen, die vom Wind und Wetter beeinflußt werden. Die äußere Kolonne des Königs hatte nicht weniger als vier Meilen zu marschieren und der Weg ging durch Wälder. Mag nun der König zu früh oder Zieten zu spät angegriffen haben, ihr Vorgehen traf sich nicht[1]). Dennoch wurde die Schlacht gewonnen, da ein erheblicher Teil der Oesterreicher, unter Lascy, unsicher, wo Zieten angreifen würde, auf dem linken Flügel stehen blieb und den rechten Flügel allein ließ. Schon schwer erschüttert durch die Kämpfe mit dem Korps des Königs, konnten die Oesterreicher nun dem von der andern Seite erfolgenden Angriff Zietens nicht mehr widerstehen.

In ganz ähnlicher Weise hatte schon zwei Jahre vorher (23. Juni 1758) Ferdinand von Braunschweig bei Crefeld die Franzosen in drei weit von einander getrennten Korps angegriffen, von dem eines dem Gegner in den Rücken kam. Trotz großer numerischer Ueberlegenheit hatte der französische Feldherr Prinz Clermont nicht die Entschlossenheit, seinerseits zum Angriff auf das eine oder das andere der isolierten gegnerischen Korps zu schreiten, sondern befahl, ohne daß das Gros zum wirklichen Fechten gekommen wäre, den Rückzug[2]).

Napoleon hat die Teilung der angreifenden Heere bei Crefeld wie bei Torgau sehr scharf kritisiert; das sei gegen alle Regeln der Kriegskunst. Die isolierten Korps hätten geschlagen werden können. Torgau sei die einzige Schlacht Friedrichs, in der dieser kein Talent gezeigt habe.

Wir haben dieses Urteil, wie man sieht, geradezu umgekehrt und erkennen in der Teilung des Angriffs den schöpferischen Geist, der der überlieferten, nicht mehr ergiebigen Form eine letzte, höchste Steigerung abzugewinnen weiß. Napoleons Kritik verkennt den Unter-

---

[1]) Hermann hat in der Brandenb.-Preuß. Forsch. 1889 (Bd. II, S. 263) einen Brief Gaudys an Prinz Heinrich vom 11. Dezember 1760 veröffentlicht wo er sagt, daß „malheureux coups de canon“ die Ursache des verfrühten Angriffs gewesen seien. Kavallerie und Artillerie seien auch nicht zur Stelle gewesen.

[2]) Daniels, Preuß. Jahrb., Bd. 78, S. 137.

schied in der Taktik der Epochen. Gewiß war es nicht unmöglich, daß Daun bei Torgau Zieten angreifen ließ, während noch der König auf seinem Umgehungsmarsch begriffen war. Aber die Wahrscheinlichkeit, daß Daun diesen Entschluß so schnell fassen und ausführen werde, war nicht so groß, daß Friedrich es darauf hin nicht hätte wagen dürfen.

1761—1762.

Trotz der Siege von Liegnitz und Torgau ist Friedrich 1761 in schlechterer Lage als nach Kunersdorf und Maxen.

Er kann nicht mehr schlagen, schützt sein Heer hinter Feldbefestigungen (Bunzelwitz) und verliert allmählich seine Festungen Glatz, Schweidnitz, Kolberg.

Freilich auch die Oesterreicher sind so sehr am Ende ihrer Kräfte, daß Maria Theresia sich entschließt, ihre Armee, die sie nicht länger unterhalten und bezahlen kann, zu reduzieren (Dezember 1761). Jedes Regiment löste zwei Kompagnien auf; die Offiziere wurden mit Halbsold entlassen, so weit sie nicht bei anderen Kompagnien offene Stellen fanden[1]). Trotzdem glaubte man den Krieg noch gewinnen zu können, als der Tod der Zarin Elisabeth (5. Januar 1762) die Lage von Grund aus veränderte. Die Russen traten nicht nur von dem österreichischen Bündnis zurück, sondern gingen über auf die Seite der Preußen.

Vermöge des Uebertritts der Russen hatte Friedrich jetzt die numerische Ueberlegenheit. Aber eine Schlachtentscheidung hat er doch nicht mehr gesucht, sondern legte den Feldzug von vornherein auf bloße Manövererfolge an. Den Oesterreichern war es noch am Schlusse des Jahres 1761 gelungen, sich der Festung Schweidnitz zu bemächtigen, und gestützt auf diese, ihre Winterquartiere in Schlesien zu nehmen. Die Preußen waren bis auf Breslau zurückgedrückt. Statt nun alles darauf anzulegen, die Oesterreicher möglichst noch diesseits der Berge mit gesammelter Macht anzufallen, schwächte sich der König, indem er ein großes Detachement (16000 Mann) nach Oberschlesien entsandte, und drückte durch Umgehung Daun bis hinter Schweidnitz zurück[2]).

---

[1] Arneth VI, 259.

[2]) Am 30. Juni vereinigte sich das russische Korps Tschernyscheff mit den Preußen und am 1. Juli begann der Vormarsch der vereinigten Heere. Am 18. Juli

Aus dieser Stellung suchte Friedrich ihn hinauszubringen, erst indem er einen Posten auf dem linken Flügel angriff, wurde aber zurückgeschlagen; dann indem er weiter nördlich über Trautenau in Böhmen einbrach und dort brandschatzen ließ. Aber Daun ließ sich nicht irre machen, deckte seine Magazine bei Braunau rechtzeitig und blieb bei Schweidnitz. Der Einfall in Böhmen hätte leicht zu einem Echec wie bei Maxen führen können.

Friedrich zog sich also wieder aus Böhmen zurück und zeigte nun, daß es keineswegs Schwächlichkeit und Unentschlossenheit war, wenn er bloß manövrierte.

Er ließ die Truppen unter Wied, die bisher gegen den linken Flügel der Oesterreicher manövriert hatten, drei Nachtmärsche hintereinander machen, führte sie rings um Schweidnitz herum gegen den rechten Flügel der Oesterreicher und griff hier unerwartet bei Burkersdorf und Leutmansdorf die Posten der Oesterreicher an, die eine halbe Meile vom Gros diesen Flügel decken sollten. Der überraschende Angriff gelang, obgleich er über sehr kupiertes Terrain gehen mußte, und Daun war nun gezwungen, so weit ins Gebirge zurückzugehen, daß die Preußen endlich zur Belagerung von Schweidnitz schreiten konnten. Da diese Belagerung sich hinzog bis zum 9. Oktober, so war der Feldzug damit zu Ende. Friedrich ist darin keineswegs von sich selber abgefallen, sondern hat nach der Lage der Umstände, von dem gefährlichen und kostspieligen Mittel der Schlacht jetzt absehen zu können geglaubt. Das Ziel, um dessentwillen er vor sechs Jahren in den Krieg gegangen war, die Erwerbung Sachsens, war auf keinen Fall mehr zu erreichen. Es handelte sich nur noch um den status quo ante und der stand auch ohne weitere Schlacht in Aussicht. Ein Sieg hätte freilich die Entscheidung beschleunigt, aber nach den gemachten Erfahrungen hatte Friedrich sich jetzt dem Manöverpol seiner Strategie so weit genähert, daß er unter den obwaltenden Verhältnissen auf die Schlacht verzichtete. Den Satz, daß Preußens Kriege „kurz und vif“ sein müßten, hatte er fallen lassen.

---

kam die Nachricht von der Absetzung des Zaren Peter. In dieser Zeit hätte Friedrich eine Schlacht mit erheblicher Ueberlegenheit liefern können, wenn er es darauf angelegt hätte. Er nahm sie aber erst in Aussicht für den Fall, daß die Oesterreicher einen Teil ihres Heeres gegen die Türken würden detachiren müssen.

1778.

Die Preußen drangen in Böhmen ein, fast auf denselben Wegen wie 88 Jahre später im Jahre 1866, Friedrich aus Schlesien durch den Paß von Nachod, Prinz Heinrich von Norden her aus der Lausitz. 1866 führte dieser konzentrische Angriffe zur Entscheidungsschlacht bei Königgrätz; 1778 brachten die Oesterreicher die Preußen in Stellungen hinter der oberen Elbe und hinter der Iser zum Stehen. Es sind Stellungen, die auch 1866 die Oesterreicher einen Moment inne hatten. Der ganze Unterschied der Zeiten und der Abwandlung, die mittlerweile die Strategie erfahren hatte, zeigt sich in dem Gegensatz dieses Ergebnisses. 1866 vermochten die Preußen eine Entscheidung zu erzwingen, die den Krieg beendigte; die Kämpfe haben im ganzen sieben Tage in Anspruch genommen. 1778 lag man sich mit geringen Verschiebungen beobachtend einander gegenüber, und nach einem Vierteljahr gingen die Preußen über die böhmischen Grenzgebirge zurück und nannten den Feldzug den „Kartoffelkrieg“, weil er sich um das Ausbuddeln dieser jetzt erst in Massen angepflanzten Früchte gedreht hatte. Die Kräfte waren wie im Jahre 1866 auf beiden Seiten numerisch etwa gleich stark.

Das Bild des königlichen Feldherrn, wie es sich der Nachwelt eingeprägt hat, ist naturgemäß beherrscht von den Eindrücken der Feldzüge, in denen er gegen eine gewaltige Ueberlegenheit zu ringen hatte, sich gegen sie behauptete und sie überwand. Seine Strategie zu verstehen, muß man natürlich auch diejenigen Feldzüge heranziehen, in denen er mit gleicher oder überlegener Zahl im Felde stand, und das ist die Mehrzahl. Von seinen zwölf Feldzügen sind vier, 1741, 1742, 1756 und 1762, mit positiver Uebermacht geführt worden; bei dreieinhalb, 1744, 1745 und 1757 erste Hälfte darf man die Kräfte als etwa gleich annehmen; bei den übrigen, viereinhalb Feldzügen, 1757 zweite Hälfte, 1758, 1759, 1760, 1761, war die Uebermacht auf der feindlichen Seite.

Sechstes Kapitel.

Friedrich als Stratege.

So tiefgreifend, ja grundstürzend die Abwandlungen der Taktik von der Renaissance bis auf Friedrich den Großen sind, so sind die Grundzüge der Strategie doch dieselben geblieben. Aus den dicken tiefen Haufen der Infanterie sind die fadendünnen Linien geworden; aus den Spießern und Hellebardieren sind die Musketiere geworden; aus den einzelfechtenden Rittern sind die geschlossenen Schwadronen geworden; aus den wenigen, schwerfälligen Geschützen sind zahllose Batterien geworden, aber die Feldherrenkunst zeigt durch alle die Jahrhunderte das gleiche Gesicht. Immer wieder findet man dieselben Situationen und auf dieselbe Weise entstandene, auf dieselbe Weise motivierte Entschlüsse. Selten geht man sich von beiden Seiten direkt entgegen, um die Entscheidung herauszufordern. Manchmal beide Teile oder aber der sich schwächer fühlende suchen unangreifbare Stellungen. Schlachten entstehen, indem ein Teil eine gute Gelegenheit wahrzunehmen glaubt; z. B. angreifen kann, ehe der andere sich befestigt hat (am Weißen Berge 1620; Höchstädt 1704) oder bei Gelegenheit einer Festungs-Belagerung. Die Schlachten bei Ravenna 1512, bei Nördlingen 1634, bei Malplaquet 1709 entstehen ganz auf die gleiche Weise, indem der stärkere Teil eine Festung belagern will, der andere das durch eine vorteilhafte nahe Aufstellung zu verhindern sucht und dabei angegriffen wird. Kollin unterscheidet sich von den vorgenannten nur dadurch, daß der Belagerer dem Entsatzheer ein Stück weiter entgegengeht. Oder umgekehrt, eine Entsatzarmee greift eine an sich stärkere Armee, die aber durch die Belagerung in Anspruch genommen ist, an: Pavia 1525; Turin 1706. Ein guter Teil des

Siebenjährigen Krieges dreht sich um die Belagerung oder Deckung von Festungen, Prag, Olmütz, Dresden, Schweidnitz, Breslau, Küstrin, Neiße, Glatz, Kosel, Kolberg, Glogau, wie in den Kämpfen zwischen Karl V. und Franz I., wie im Dreißigjährigen, wie in den Kriegen Ludwigs XIV. Der Entschluß Gustav Adolfs zu den Schlachten von Breitenfeld und Lützen entsteht ganz ähnlich dem Entschlusse Friedrichs zu den Schlachten bei Leuthen und Torgau. Jede Periode, jeder Feldzug und jeder Feldherr zeigt dabei individuelle Züge, die sehr zu beachten sind. Gustav Adolf greift Wallenstein bei Lützen an, weil er ihn den Winter nicht in Sachsen, Friedrich greift die Oesterreicher bei Leuthen und bei Torgau an, weil er sie den Winter nicht in Schlesien beziehungsweise Sachsen lassen will. Insofern sind die Situationen ähnlich, aber es ist ein erheblicher Unterschied, insofern für Friedrich das Wagnis beidemale unendlich viel größer war als für den Schwedenkönig. Wiederum das weite Ausgreifen und die Beweglichkeit Torstenssons gaben seiner Strategie eine ganz eigene Farbe, aber die Grundzüge sind doch nicht andere als bei Gustav Adolf. Selbst in der Geschichte einzelner Feldherren finden wir auffällige Parallelen: Eugen wie Friedrich haben eine letzte große Schlacht mit sehr großem blutigem Verlust und mäßigem strategischen Erfolg geschlagen, jener bei Malplaquet, dieser bei Torgau, und dann nur noch Feldzüge geführt, in denen sie es nicht mehr zur Schlachtentscheidung trieben. Malplaquet war, was man mit dem uralten Wort als „Pyrrhus-Sieg“ bezeichnet, und Torgau war nur wenig mehr. Vom Gesichtspunkt der Welt-Kriegsgeschichte ist deshalb die Frage nicht sowohl darauf zu stellen, weshalb Friedrich sich nach 1760 so stark dem Manöverpol genähert hat, als, wie er nach den Erfahrungen der großen Feldherren vor ihm sich noch einmal von einer solchen Leidenschaft für den Schlachtpol ergreifen lassen konnte. Wir haben gesehen, daß es die gesteigerte Qualität der preußischen Truppen war, die taktische Gewandtheit, die schließlich die Idee der schrägen Schlachtordnung eingab und ausführbar erscheinen ließ, die auch strategisch dem Anrufen der Schlachtentscheidung durch einen genialen Wagehals neue Aussichten bot.

Wenn die Wirkungen auch der größten taktischen Entscheidung immer nur begrenzte sind und nicht erwartet werden kann,

daß sie als solche zum Frieden führen, so gewinnen die sekundären Werte eine derartige Bedeutung, daß der Feldherr diese nicht vernachlässigen und zu ihren Gunsten sogar der taktischen Hauptentscheidung Kräfte vorenthalten darf. Im Dreißigjährigen Kriege wird der bei weitem größte Teil der vorhandenen Heeresmacht durch die Besetzung zahlloser befestigter Städte verbraucht, die Schlachten werden nur von kleinen Heeren geschlagen. Bei Eugen und Marlborough nicht anders als bei Friedrich sind wir immer wieder auf Fälle gestoßen, daß bei einer Schlachtentscheidung Truppen fehlen, die, ideell betrachtet, hätten zur Stelle sein können. Friedrich stellte in den „General-Prinzipien" 1748 den Grundsatz auf, wenn man von mehreren Gegnern zugleich angefallen wird, „muß man alsdann dem Feind eine Provintz sacrificieren, indessen aber mit der gantzen Force denen anderen zu Leibe gehn, sie zu einer Bataille obligieren und seine äußersten Kräfte anwenden, um solche übern Hauffen zu werffen, alsdann man gegen die andere detachieren muß." Als der vorgesehene Fall 1756 wirklich eintrat, hat Friedrich sich zur Opferung einer Provinz doch nicht entschließen mögen und deshalb nicht seine g a n z e „Force" zusammengebracht. Ueberdies fügt er auch in den „General-Prinzipien" schon hinzu „Diese Arth von Kriegen ruinieren die Armeen durch Fatiguen und durch die Märsche, welche man selbige muß thun lassen, und daferne dergleichen Kriege dauern, so nehmen sie auf die letzt dennoch ein unglückliches Ende". Er hat daher den Grundsatz des „Operierens auf der inneren Linie", wie es eine spätere Theorie genannt hat, doch immer nur relativ angewandt. Denn so hoch er die Schlachtentscheidung einschätzte, er wußte, daß er es bis zur wirklichen Niederwerfung des Feindes doch nicht treiben könne und daß deshalb für das Durchhalten des Krieges die Deckung seiner Provinzen und im einzelnen Falle von Magazinen von nicht geringerer Bedeutung sei. Als er daher in einer theoretischen Betrachtung zum zweitenmal auf das Zusammenfassen seiner ganzen Kraft auf einen Punkt zurückkommt, ist es ihm nur das letzte Mittel der Verzweiflung, um mit Ehren zu sterben. Als im Winter 1761/62 die Not den höchsten Grad erreicht hatte und sich nirgends mehr eine Hilfe zu bieten schien, da hat er (9. Januar 1762), wenige Tage, ehe er die Nachricht vom Ableben der Zarin erhielt, seinem Bruder, dem

Prinzen Heinrich, diesen Ausweg gezeigt. Heinrich erwiderte ihm, mit der Vereinigung aller Streitkräfte auf einen Punkt, gäbe man allenthalben wo anders dem Feinde Magazine und Provinzen preis. Nicht anders hat der König selber gedacht, als er trotz seines Grundsatzes, in einer Schlacht möglichst stark zu sein, immer wieder seine Schlachten mit Teilkräften schlug, weil er Truppen zu Deckungen verbrauchte. Bei Kesselsdorf, bei Prag, bei Zorndorf und bei Kunersdorf hätte er auf dem Schlachtfelde stärker sein können, wenn ihn die Deckungsrücksicht nicht gebunden hätte. Schon als er Olmütz belagerte, kamen die Russen bis an die Oder und bedrohten Berlin; Prinz Heinrich wollte seine Armee in Sachsen mit den Truppen des Grafen Dohna verbinden und den Russen eine Schlacht liefern, um die Mark zu befreien. Aber die Deckung Sachsens schien dem König zu wichtig und der Plan kam nicht zur Ausführung. Daß wir immer wieder dieselbe Erscheinung haben, zeigt uns, daß es sich nicht um zufällige Fehler, sondern um Prinzipien handelt. Man sah um so leichter ab von der systematischen Vereinigung aller Kräfte, als die größere Menge sich auch schwerer lenkte. 20 oder 30 Bataillonsfronten nebeneinander aufmarschiert, gleichmäßig vorwärtszubewegen, war unermeßlich schwer[1]). Statt die größtmögliche Stärke anzustreben, wurde sogar immer von neuem der Gedanke erwogen, ob nicht nach oben eine Grenze zu ziehen sei, ob nicht die Menge zur Last und zum Hindernis werden könne, deren man sich besser entledige. Man überlegte, welche Stärke die vorteilhafteste sei, konstruierte also ein Normal-Heer. Schon Machiavelli erklärt ein Heer von 25000 bis 30000 Mann für das beste. Man könne mit ihm solche Stellungen nehmen, daß man nicht zur Schlacht gezwungen werden könne, und könne so auch ein größeres, das doch nicht lange zusammenzuhalten sei, ausdauern[2]). Turenne wünschte nur wenig zahlreiche Armeen zu kommandieren, höchstens 20000 bis 30000 Mann, aber die Hälfte davon Kavallerie[3]). Aehnlich wollte Montecuccoli

[1]) Das ist sehr anschaulich geschildert von General v. Caemmerer in „Wehr und Waffen" II, S. 101.

[2]) Wenn der „Trewe Rath" (Frundsberg) gegen einen mächtigen Feind „10000 Fußknecht, 1500 reisige Pferde und ziemlich Feldtgeschoß" verlangt, so hat auch das einen Anklang an das „Normalheer".

[3]) Susane, Hist. de l'infanterie française I, 106.

nicht mehr als 30 000 Mann. „Der Kampf wird mehr mit dem Geist, als mit dem Körper geführt, schreibt er, daher ist die große Zahl nicht immer nützlich". Allzu große Armeen seien unnütz[1]). Die Zahl wurde später etwas heraufgesetzt. Der Marschall von Sachsen setzte 40 000 als Maximum, Fleming in seiner Schrift „Der vollkommene Teutsche Soldat" (1726) schreibt (S. 260): „Ein Kriegsheer von 40—50 000 Mann wohl resolvierter und disziplinierter Leute ist capable, Alles zu unternehmen, ja es kann sich ohne Verwegenheit gleichsam versprechen, die gantze Welt zu gewinnen. Was demnach über diese Zahl sich findet, ist nur überflüssig und erweckt lauter Ungelegenheit und Konfusion". Guibert, ein halbes Jahrhundert später, ging auf 70 000[2]). Selbst zu Napoleons Zeit soll Moreau noch von 40 000 als dem Normalen gesprochen haben und der Marschall St. Cyr erklärte, daß es über menschliche Fähigkeiten hinauszugehen scheine, mehr als 100 000 Mann zu leiten[3]).

Der Gedanke eines Normalheeres ist das direkte Widerspiel zu dem Grundsatz der höchstmöglichen Vereinigung aller Kräfte zur Schlacht.

Wodurch werden denn die Schlachten gewonnen, wenn nicht durch die größere Stärke? Vorausgesetzt, daß Tüchtigkeit und Tapferkeit auf beiden Seiten etwa gleich hoch zu werten sind?

Clausewitz hat später den Satz geprägt: Die beste Strategie ist, möglichst stark zu sein, erstens überhaupt und zweitens auf dem entscheidenden Fleck. Dem Denker der alten Schule war diese Wahrheit so wenig selbstverständlich, daß Dietrich v. Bülow es für nötig hielt, den Vorzug der numerischen Ueberlegenheit besonders zu begründen: sie folge aus der Notwendigkeit, sich nicht überflügeln zu lassen. „Hat man mehr Leute, wie der Feind und versteht, von dieser Ueberlegenheit gehörig Gebrauch zu machen, so hilft die größere Geschicklichkeit und Tapferkeit der Soldaten desselben nichts"[4]).

---

[1]) Gesammelte Schriften I, 327, 364.

[2]) Essai général de Tactique II, 41 (Ausg. v. 1772).

[3]) Jähns III, 2861.

[4]) Bülow, Geist des neueren Kriegssystems, S. 209.

Wie jedes einzelne Glied des preußischen Kriegsstaates durch bessere Ausbildung und energischere Anspannung dem entsprechenden österreichischen überlegen ist, in derselben Weise ist endlich auch die Strategie Friedrichs derjenigen Launs überlegen. Die preußischen Truppen manövrieren geschickter, die Infanterie schießt schneller, die Kavallerie macht einen heftigeren Choc, die Artillerie ist beweglicher, die Verwaltung ist zuverlässiger und ermöglicht es, das Fünf-Märsche-System zu einem Sieben- und Neun-Märsche-System zu erweitern: Alles das faßt ein König-Feldherr, der keiner höheren Autorität, keinem Hofkriegsrat über sich Verantwortung schuldig ist, zu jener durch Kühnheit und Elastizität unendlich überlegenen Strategie zusammen.

Wir haben erfahren, welche Wunder die Führung zu vollbringen vermag. Immer wieder sind wir aber auch darauf hingewiesen worden, daß der Zufall, das ganz blinde Ungefähr eine sehr wesentliche Rolle spielt und diese Bedeutung des Zufalls hat sich in der Epoche, die wir überblickt haben, allmählich gesteigert, um in Friedrichs Zeit den höchsten Grad zu erreichen. Theodor von Bernhardi in seinem Werke „Friedrich der Große als Feldherr" spottet über die Zeitgenossen Friedrichs, die in der Schlacht-Entscheidung ein Produkt des Zufalls sehen wollten. Er sieht in dieser Auffassung einen charakteristischen Unterschied zwischen dem König und nicht nur seinen Gegnern, sondern auch seinen Gehilfen, Prinz Heinrich und Prinz Ferdinand von Braunschweig. Er hat aber übersehen, daß Friedrich selber an sehr zahlreichen Stellen ganz ebenso wie alle anderen Generale seiner Zeit, wenn er zu einer Schlacht schreitet, das als eine Herausforderung des Zufalls bezeichnet[1]), und er hat ganz besonders übersehen, daß tatsächlich bei den Verhältnissen des 18. Jahrhunderts der Zufall

---

[1]) In den „Generalprinzipien" (1748) in dem Artikel von den Feldzugsplänen. In den „Reflexions sur la tactique" (1758) Oeuvr. XXVIII S. 155. An den Prinzen Heinrich 8 März 1760, 15. November 1760, 21. April 1761, 24. Mai 1761, 15. Juni 1761. In der Einleitung zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges.

Aehnlich schrieb Marlborough nach seinem Siege bei Oudenarde an seinen Freund Godolphin, daß wenn es nicht unbedingt geboten gewesen wäre, er es vermieden haben würde, sich dem gefahrvollen Glücksfalle einer Schlacht bloßzustellen. Coxe, Marlborough, Life and Letters.

einen größeren Spielraum in der Entscheidung hatte, als in irgend einer anderen, früheren oder späteren Kriegsepoche.

Um die Feuerwirkung auszunutzen, hatte man die Linien der Infanterie sehr dünn und damit auch lang gemacht. Diese langen dünnen Linien waren nun aber sehr zerbrechlich, sie konnten durch irgend welche Unebenheiten im Gelände, Abhänge, Moräste, Gräben, Teiche, Gehölze leicht zerrissen und in Unordnung gebracht werden. Sie waren überdies höchst empfindlich auf den Flanken. Je tiefer eine Aufstellung ist, desto leichter bewegen sich die Truppen und desto leichter verteidigen sie sich auch in den Flanken. Je flacher sie ist, desto stärker ist ihre Feuergewalt, desto schwerer aber bewegt sie sich sowohl vorwärts wie seitwärts.

Die Schlachtentscheidung hängt also meist davon ab, ob es dem Angreifer gelingt, dem Verteidiger eine Flanke abzugewinnen und seine Linien leidlich geordnet an ihn heranzubringen; ferner muß der Angriff möglichst überraschend geschehen, da der Gegner sonst eine neue Front bilden kann.

Ob das alles gelingt, ist in hohem Grade vom Gelände abhängig, das der Feldherr vorher nicht so genau kennt und auch meist nicht ganz einsehen kann, und wenn man die Nacht zu Hilfe nimmt, so gibt es Schwierigkeiten für die Truppen, sich im Dunkeln richtig zu orientieren.

Die qualitative Ueberlegenheit der Preußen über ihre Gegner beruhte nicht zum wenigsten darauf, daß sie vermöge ihres intensiveren Exerzierens und ihrer besseren Disziplin dieser Schwierigkeiten leichter Herr wurden. Friedrich wagt es deshalb, den Satz aufzustellen, daß, wenn das Flanken-Manöver gelinge, man mit 30 000 Mann 100 000 Mann schlagen könne, und tatsächlich ist es ihm ja bei Soor und Leuthen gelungen, eine sehr große Ueberlegenheit auf diese Weise über den Haufen zu werfen.

Wie viel nun aber von den günstigen oder ungünstigen Vorbedingungen eintraf, war unberechenbar.

Chotusitz ging für die Oesterreicher nur deshalb verloren, weil sie sich bei ihrem Nachtmarsch zu lange aufgehalten hatten. Den Preußen gelang der Nachtmarsch, der sie nach Hohenfriedberg führte.

Bei Kesselsdorf muß man es als einen reinen Glücksfall für die Preußen bezeichnen, daß sie die Sachsen vor Ankunft der Oesterreicher angriffen.

Bei Lowositz hatten die Oesterreicher eigentlich die Schlacht gewonnen und der Sieg blieb nur deshalb den Preußen, weil Browne seinen Vorteil nicht erkannte und nicht verfolgte und in der Nacht abzog.

Bei Prag war Daun mit seiner Armee im Anzug, sich mit der Hauptarmee zu vereinigen. Die Vortruppen des Korps Puebla näherten sich während der Schlacht dem Kampfplatz im Rücken der Preußen schon bis auf 1½ Meilen. Das Korps war 9000 Mann stark und hätte, so schwankend wie die Schlacht verlief, den Ausschlag gegen die Preußen geben können.

Bei Leuthen ermöglichte es eine Hügelkette den Preußen, ihr Abbiegen gegen den linken Flügel der Oesterreicher verborgen zu halten, was bei Kollin nicht möglich gewesen war.

Bei Zorndorf war ein russisches Nebenkorps von 13000 Mann zwei Tagemärsche nördlich des Schlachtfeldes und hätte sehr leicht mit der russischen Hauptarmee vereinigt sein können.

Kay hätte vielleicht für die Preußen gewonnen werden können, wenn die Kolonne unter dem General v. Kanitz, die die Russen in weitem Bogen von Süden umgehen sollte, über einen Wasserlauf, das Eichemühlen-Fließ, hätte hinüberkommen können.

Bei Kunersdorf gelang es dem König, sein Heer ganz in die Flanke der Russen zu bringen, aber dieser Vorteil wurde wieder aufgehoben dadurch, daß das Gelände dem Angriff Schwierigkeiten bot, die der König vorher nicht erkannt hatte und zum Teil nicht hatte erkennen können.

Bei Torgau hing alles davon ab, daß die beiden Heereshälften unter dem König und unter Zieten, die ganz von einander getrennt vorgingen, zusammenwirkten; erst im allerletzten Augenblick kam es dazu.

An dieser Stelle ist es, wo man ansetzen muß, um sich die spezifische Größe des Preußenskönigs klarzumachen. Als der General Leopold v. Gerlach Rankes Preußische Geschichte gelesen hatte, schrieb er 1852 in sein Tagebuch (I, 791), Friedrichs „Kriegführung ist oft unbegreiflich schwach, hat aber die brillantesten

Momente". Was Gerlach als unbegreifliche Schwäche erschien, ist das Wesen der Ermattungs-Strategie, deren Verständnis den Soldaten des 19. Jahrhunderts verloren gegangen war. Wer den König nicht auf diesem Hintergrund zu sehen vermag, kann tatsächlich dem verdammenden Urteil nicht entgehn. Vollends auf den Abweg begibt man sich, wenn man Friedrich grundsätzlich als einen Anhänger der Niederwerfungs-Strategie auffassen will; da muß Friedrich auf Schritt und Tritt, ganz wenige Momente ausgenommen, als ein Schwächling erscheinen, der seine eigenen Prinzipien nicht zu Ende zu denken und auszuführen wagt. Friedrichs Größe ist nur dem voll erkennbar, der ihn als Ermattungs-Strategen sieht. In der Einschätzung der Schlachtentscheidung ist, wie wir gesehen haben, zwischen ihm und seinen Vorgängern und Zeitgenossen kein Unterschied. Er lebte durchaus in den Anschauungen der Ermattungs-Strategie, hat sich aber dem Pol der Schlachtentscheidung auf dem Höhepunkt seiner kriegerischen Laufbahn so genähert, daß die Vorstellung entstehen konnte, er sei ein Vertreter der Niederwerfungs-Strategie und als solcher ein Vorläufer Napoleons gewesen. Man glaubte ihm damit eine besondere Gloriole zu verleihen, in Wirklichkeit bringt man ihm dadurch in ein sehr ungünstiges Licht. Um nach den Grundsätzen der Niederwerfungs-Strategie zu handeln, sind Vorbedingungen notwendig, die in Friedrichs Staats- und Heeresverfassung fehlten; auf Schritt und Tritt bleibt Friedrich notwendig hinter den Anforderungen der Niederwerfungs-Strategie zurück. Man legt einen Maßstab an ihn, der für ihn nicht paßt und ihn selbst in seinen größten Tagen als kleinlich und beschränkt erscheinen lassen würde. Die späteren Jahre aber würden gar einen Abfall von sich selbst darstellen. Richtig eingestellt in den Rahmen und auf den Boden der Ermattungs-Strategie aber erscheint ein Bild lebensvoll und von gespenstischer Größe. Im Wesen der Ermattungs-Strategie liegt, wie wir gesehen haben, ein unausschaltbares Moment der Subjektivität; Friedrichs Heerführung ist, wie ich glaube sagen zu dürfen, subjektiver als die irgend eines anderen Feldherrn der Weltgeschichte. Immer wieder verbot er seinen Generalen, Kriegsrat zu halten; sogar bei Todesstrafe, als er den Grafen Dohna den Oberbefehl gegen die Russen übertrug

(Brief vom 2. August 1758). Im Kriegsrat, meint er, habe immer die timidere Partei die Oberhand. Er verlangt aber, daß auch auf das Ungewisse hin gewagt werde. Ein solcher Entschluß muß immer eine persönliche Farbe tragen, muß subjektiv sein. Ein Kriegsrat ist zu ängstlich, weil er zu objektiv ist. Will man den Vergleich mit der bildenden Kunst zulassen, so darf man daran erinnern, daß das 17. und 18. Jahrhundert die Epoche des Barock und Rokoko ist, wo die Phantasie in ihrer ungezügelten Subjektivität arbeiten darf, während die klassische Kunst sich an objektive Formen hält. Man darf darum Friedrich nicht etwa einen Rokoko-Helden nennen, denn mit diesem Wort würde man die Vorstellung einer gewissen Zierlichkeit und Kleinkunst mitschwingen lassen, die ganz unangebracht ist. Auf die französischen Feldherrn im Siebenjährigen Kriege ließe sich die Bezeichnung schon eher anwenden. Für Friedrich liegt der Vergleich nur in dem Gegensatz zu allem Schematischen, der sein Feldherrntum bezeichnet. Es ist so zu sagen nie eine naturgegebene Notwendigkeit, die seine Beschlüsse diktiert, sondern freier, persönlicher Wille. Statt der großen, allseitigen Invasion in Böhmen im Jahre 1757 hätte er sich auch auf der Defensive halten und dem Feinde die Initiative lassen können. Er hätte oft angreifen können, wo er es nicht getan hat[1]) und hätte die Angriffe bei Lowositz, Zorndorf, Kay und Kunersdorf auch unterlassen können. Formell kann das natürlich auch von Napoleons Entschlüssen gesagt werden; sachlich aber sind diese von einem inneren Gesetz bestimmt, das mit logischer Notwendigkeit ans Ziel führt. Je stärker das subjektive Moment in einer Erwägung ist, desto größer ist die Last der Verantwortung, desto schwerer der Entschluß. Der Held selber sieht seine Entscheidung nicht als das Ergebnis einer rationellen Kombination, sondern, wie wir gesehen haben, als eine Anrufung des Schicksals, des Zufalls an. Oft genug fällt diese Entscheidung gegen ihn aus. Aber hat er die Größe seines Charakters bewährt in dem Wagnis seines Entschlusses, so hat er sie noch mehr zu bewähren in der Standhaftigkeit, mit

[1]) Z. B. am 15. und 16. August 1761, wo er ein russisches Korps mit erheblicher Ueberlegenheit hätte angreifen können. Bernhardi, Friedr. d. Gr. als Feldherr II, 358 ff. schildert die Situation sehr anschaulich und findet die Erklärung nur in einer Art Laune, daß der König sich in den Kopf gesetzt habe, die Oesterreicher und nicht die Russen in offener Feldschlacht zu bekämpfen.

dem er dem Unglück Trotz bietet. Vergleicht man ihn mit seinem unmittelbaren Vorgänger, dem Prinzen Eugen, so ist die Feldherrnlaufbahn des Preußenkönigs viel reicher an Wechselfällen: beim Prinzen Eugen eine gewisse Zähflüssigkeit der Entwicklung, oft nur im Laufe von Jahren zu den ganz großen Momenten zuspitzend; bei Friedrich einmal in einem Jahr vier große Schlachten, Prag, Kollin, Roßbach, Leuthen und abwechselnd Siege und Niederlagen, deren Verwindung noch höheren Ruhm verdient als selbst die Siege. Kein Zweifel, daß in dem Versuch, die ganze österreichische Armee in Prag gefangen zu nehmen, eine Ueberspannung lag und daß der Angriff auf die doppelt so starke österreichische Armee bei Kollin in ihrer überaus günstigen Stellung eine Tollkühnheit war. Aber Siege wie Niederlagen dieser Art hatten eine geistige Bedeutung, die über den militärischen Erfolg weit hinausging und von ihm beinahe unabhängig war. Das war der ungeheure Respekt, in den sich der König dadurch bei den gegnerischen Feldherren setzte. Warum haben sie die günstigen Gelegenheiten, die er ihnen häufig genug bot, so selten ausgenutzt? Sie wagten es nicht. Sie trauten ihm alles zu. Liegt es ohnehin im Wesen der doppelpoligen Strategie, daß man nur mit großer Vorsicht an die großen Entscheidungen herangeht, so steigerte sich diese Vorsicht namentlich bei dem Hauptgegner, Daun, bis zur Aengstlichkeit, wenn er sich Friedrich persönlich gegenüber wußte. Der Krieg ist kein Schachspiel; der Krieg ist ein Kampf sowohl physischer, als intellektueller, als moralischer Kräfte. Schon wenn man die Feldzüge Ferdinands von Braunschweig gegen die Franzosen verfolgt, bemerkt man, wie dieser Jünger der friderizianischen Schulung den Gegnern überlegen bleibt allein durch den höheren strategischen Mut, der eben der Gefahr trotzt, der der Gegner ausweicht. Ferdinand stand 1759 mit 67000 Mann gegen 100000; 1760 mit 82000 Mann gegen 140000 und hat sich behauptet. Die Entscheidungen sind kleiner und weniger blutig, im übrigen sind die Gegensätze ganz dieselben, wie auf dem Hauptschauplatz des Krieges, dem Kampf Friedrichs gegen die Oesterreicher und Russen.

Die Zeitgenossen, an der Spitze sein Bruder, Prinz Heinrich, haben den König getadelt, oft in der allerschärfsten Form, daß

er unnötiges Blut vergossen habe; seine Kriegskunst habe darin bestanden, immer zu bataillieren. Der französische Oberst Guibert wollte finden (1772), daß er durch seine Märsche, nicht durch seine Schlachten gesiegt habe[1]). Die neueren haben umgekehrt seinen Genius gerade darin erblicken wollen, daß er und er allein unter allen seinen Zeitgenossen das Wesen der Schlacht richtig erkannt und in Anwendung gebracht habe. Der König selber hat schließlich eigentlich seinen zeitgenössischen Kritikern recht gegeben: er erklärte seinen Bruder Heinrich für den einzigen Feldherrn, der keinen Fehler gemacht habe; er ließ das Schlachtprinzip in seinen letzten Feldzügen fallen; er erklärte in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges die Methode Dauns für die gute. Wir haben auch gesehen, daß die Entscheidung im Siebenjährigen Kriege nicht durch den Ausgang der Schlachten bestimmt worden ist. Hätte Friedrich die Schlacht bei Prag und dann auch die Schlacht bei Kollin und weiter die Schlachten bei Zorndorf und Kunersdorf nicht geschlagen, so würde er den Krieg leichter und besser haben durchhalten können. Aber das ist eine sehr äußerliche Betrachtung. Es ist richtig, daß diese Schlachten vermeidbar waren; daß sie ihren Ursprung nicht in einer inneren sachlichen Notwendigkeit, sondern in dem persönlichen Gutbefinden, in der Subjektivität des Feldherrn hatten. Schlechthin notwendig aber waren Roßbach und Leuthen, und für den Feldherrn, der diese beiden Entschlüsse faßte, waren auch Prag, Kollin, Zorndorf, Kunersdorf mit freilich nur subjektiver, aber doch innerer Notwendigkeit gegeben. Phaeton ist gefallen, höhnte Prinz Heinrich nach der Niederlage von Kollin. Der Vergleich wäre richtig gewesen, wenn Preußen wirklich in diesem Sturze untergegangen wäre und der König nicht in sich die Kraft gefunden hätte, wieder empor zu steigen. Aber weil er diese Kraft in sich hatte, durfte er sich nicht nur vermessen auf der Sonnenbahn zu fahren, sondern mußte es auch tun. Er wäre nicht er selbst gewesen, wenn er nicht versucht hätte, das Schicksal zu zwingen. Es wäre sachlich vorteilhafter gewesen, aber es war für ihn eine innere Unmöglich-

[1]) Guibert (Essai général de tactique I, p. XXXIII) „Partout, où le roi de Prusse put manoevrer, il eut des succès Presque par-tout, où il fut reduit à se battre, il fut battu: événements qui prouvent combien ses troupes étaient supérieures en tactique, si elles ne l'étaient pas en valeur."

keit, einzutreten in den Siebenjährigen Krieg mit jenem bescheideneren strategischen Defensivprogramm, wie er es seit 1759 befolgte. Er hat es ja 1757 ursprünglich auch im Auge gehabt, aber als Winterfeld ihm die glänzende Möglichkeit des Offensiv-Erfolges zeigte, da konnte er sich der Himmelsgewalt einer solchen Aussicht nicht entziehen, durfte sich ihr nicht entziehen. Von hier aus muß er nicht nur selbst verstanden werden, sondern sind auch die widersprechenden Urteile über ihn zu verstehen. Die naive Anschauung der Zeitgenossen, die nur das Heldentum sah, vergötterte ihn; fachmännische Kritik der Zeitgenossen verdammte ihn; die spätere Kriegsgeschichtsschreibung fühlte wohl, daß die Verdammung absurd sei, brachte aber ihre Anerkennung in eine falsche Kategorie und geriet dadurch in unlösbare innere Widersprüche.

Friedrich schreibt in der Einleitung zu seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges, die Not habe ihm zuweilen gezwungen, die Schlachtentscheidung zu suchen. Theodor v. Bernhardi lehrte umgekehrt, die Not habe den König gezwungen, vom Schlachten-Schlagen abzulassen. Kann es etwas Wunderlicheres geben, als daß man hundert Jahre nach Friedrich im Preußischen Generalstabe seine Strategie nicht mehr verstand und ein umfangreiches, quellenmäßiges Werk über seine Kriege herausgab, um, als die Arbeit schon weit vorgeschritten und viele Bände herausgegeben waren, zu entdecken, daß man von einer falschen Grundanschauung ausgegangen war? So wunderlich es ist, es ist nicht nur Tatsache, sondern es ist auch wieder nicht einmal so unnatürlich. Zwischen der historischen Betrachtung und der Ausübung einer Kunst entsteht leicht eine derartige Spannung.

Die historische Vertiefung, so wertvoll sie für den Praktiker ist, ist auch gefährlich, weil sie so vieles als bloß relativ berechtigt erscheinen läßt, was der Praktiker sich zum absoluten Gesetz macht und machen muß, um die volle Sicherheit und Festigkeit der Anschauung für das Handeln zu verlangen. Nur sehr starke Geister vermögen beides zu vereinigen und so mag ich dieses Kapitel schließen mit der Erzählung, daß der Feldmarschall Blumenthal, der gewiß zu den entschiedensten Vertretern der Niederwerfungs-Strategie gehörte (er verlangte 1870 gleichzeitig mit der Ein-

schließung von Paris von Anfang an eine große Offensive in das innere Frankreich) mir einmal seine Zustimmung zu meiner Auffassung der Friderizianischen Strategie ausgesprochen hat, mit dem Bemerken, sie könne einmal wiederkommen.

Anhang.

Zur Geschichte des Strategie-Streits.

Als der eigentliche Entdecker der Wahrheit, daß es zwei verschiedene Grundformen der Strategie gibt, ist Clausewitz anzusehen. Diese Entdeckung findet sich bei ihm in der 1827, also nicht sehr lange vor seinem Tode, niedergeschriebenen „Nachricht", die dem Abdruck des Werkes „Vom Kriege" vorausgeschickt ist, und in einigen Andeutungen im siebenten Buch dieses Werkes, dessen Durcharbeitung er selber noch nicht als abgeschlossen angesehen hat. Da Clausewitz nicht mehr dazu gelangt ist, wie er beabsichtigte, sein Werk unter dem Gesichtspunkt, daß es eine „doppelte Art des Krieges" gebe, umzuarbeiten, und er weder in der Armee, noch unter den Gelehrten einen unmittelbaren Nachfolger gefunden hat, der seine Denkarbeit fortgesetzt hätte, so ist seine Entdeckung von der doppelten Art des Krieges in der nächsten Generation wieder verloren gegangen, und es bildete sich die Vorstellung, daß es nur eine wahre Art der Kriegführung gebe, und die Abweichungen, denen man in der Kriegsgeschichte begegnet, nicht als etwas in den Verhältnissen historisch Bedingtes und Begründetes, sondern als aus ungenügender Einsicht Entspringendes, als eine Verirrung, als doktrinäres Vorurteil anzusehen seien. Als die Vorstudien zu meiner Gneisenau-Biographie mich auf diese Probleme führten, erkannte ich bald das Irrige dieser Auffassung, und baute in meiner Eigenschaft als Historiker Clausewitz', des Kriegsphilosophen, Andeutungen mit den zur Hand liegenden geschichtlichen Tatsachen leicht in der Richtung aus, wie sie Clausewitz selber unzweifelhaft im Auge gehabt hat.[1] Nicht als eine neue Entdeckung, und nicht in der Meinung, damit etwas diesem Geschlechte Neues auszusprechen, sondern in der Vorstellung, daß es sich um eine ganz selbstverständliche historische Wahrheit handle, trug ich das im Jahre 1878 gelegentlich einer Rezension vor, indem ich dem betreffenden Autor seine Nichtkenntnis zum Vorwurf rechnete. Aber meine Auffassung wurde abgelehnt; als erster trat Colmar v. d. Goltz, der spätere Generalfeldmarschall, gegen

[1] Als Vorläufer könnte man vielleicht eine Bemerkung von Boyen ansehen in seinen „Beiträgen zur Kenntnis des Generals von Scharnhorst", wo es heißt (S 20): „Bei den Manö erkriegen, in denen künstliche Bewegungen die Schlachten zum Teil vermeiden oder sie nur unter vollständig günstigen Umständen herbeiführen sollen (dem System des großen Friedrichs)."

mich in die Schranken, und es stellte sich heraus, daß ich zu der herrschenden Meinung in solchem Widerspruch stand, daß ich nicht einmal verstanden wurde. Es entstand eine ganze Literatur über das Problem, aber der Hauptkampf, den ich zu führen hatte, war nicht sowohl die Verteidigung meiner Auffassung, als der Abwehr unausrottbaren Mißverständnisses zu widmen. Im Mittelpunkt stand naturgemäß die Strategie Friedrichs des Großen, von dem man sich die Vorstellung gebildet hatte, daß er als Vorläufer Napoleons in der Entdeckung der wahren Grundsätze der Strategie aufzufassen sei, während ich ihn als einen Vertreter der Ermattungs-Strategie hinstellte, der groß sei, nicht durch die Entdeckung neuer Grundsätze, sondern durch die Stärke seines Charakters und die Größe seiner Persönlichkeit. Der Mangel an Verständnis für das, was ich wollte, ging so weit, daß ein sehr angesehener Militärschriftsteller, General v. Boguslawski, offenbar ganz gutgläubig referierte, „ohne eine Schlacht", wo ich geschrieben hatte, „durch eine Schlacht". Im besonderen wollte man mir nicht glauben, daß meine Auffassung eine Rechtfertigung Friedrichs darstellte und darstellen solle, sondern sah darin einen boshaften Versuch, „an dem Lorbeerkranz des großen Königs zu zupfen". Aergerlich über diese Verkennung, griff ich zur Waffe der Parodie und wies nach in der „Strategie des Perikles", daß unter der Voraussetzung der Grundsätze der Niederwerfungs-Strategie der angeblich große Feldherr Friedrich ein strategischer Stümper gewesen sei, um zu erleben, daß der preußische Kultusminister im Herrenhause heftig angegriffen wurde, weil er einen Menschen zum Professor gemacht habe, der Friedrich den Großen einen strategischen Stümper genannt hätte.

Die Wurzel aller Mißverständnisse war das Wort „Ermattungs-Strategie". Ich habe diesen Begriff geprägt als Gegenstück zu dem Clausewitzschen Ausdruck „Niederwerfungs-Strategie" und muß zugeben, daß der Ausdruck den Mangel hat, das Mißverständnis einer reinen Manöver-Strategie nahezulegen. Ich habe aber bisher einen besseren Ausdruck nicht gefunden, da auch der Ausdruck „doppelpolige Strategie", den ich dann gebraucht habe, um jenes Mißverständnis auszuschließen, anfechtbar ist und sich nicht eingebürgert hat.

Lange Zeit habe ich mit meiner Auffassung so gut wie allein gestanden. Die führenden Historiker der Zeit, Droysen, Sybel und Treitschke waren mit dem Feldmarschall Moltke und mit der historischen Abteilung des Großen Generalstabes, die seit 1890 das quellenmäßige breit angelegte Werk „Die Kriege Friedrichs des Großen" herausgibt, einig, sie abzulehnen, und derjenige Gelehrte, dem das meiste Verständnis im Kriegswesen zugetraut wurde, Theodor v. Bernhardi, schrieb ein zweibändiges Werk „Friedrich der Große als Feld-

herr" (1881), um meiner Auffassung, die als eine Art Ketzerei, und zwar als eine, wie namentlich die „Kreuz-Zeitg." wiederholt ausführte, gefährliche und schädliche Ketzerei angesehen wurde, zu widerlegen. In den „Preußischen Jahrbüchern" stimmte Alfred Dove der Bernhardischen Auffassung ausdrücklich zu.

Jähns, im dritten Bande seiner Geschichte der Kriegswissenschaften (1891), trug allerdings dieselbe Auffassung über die Strategie Friedrichs vor wie ich. Er lehnt die Vorstellung Th. v. Bernhardis, daß Friedrich eine andere, tiefere Auffassung vom Wesen der Strategie und im besonderen der Schlacht gehabt habe, ausdrücklich ab, und stellt fest (S. 2029), daß der König groß geworden sei, nicht wegen, sondern trotz seiner strategischen Theorie; er habe sich von den überlieferten Anschauungen nicht völlig loszulösen vermocht, und zwischen diesen Doktrinen und seinem Temperament einen Kompromiß geschlossen. Den Zusammenhang zwischen den politisch-sozialen Verhältnissen der alten Monarchie, der Armeeverfassung und der Strategie schildert er ganz ebenso wie ich. Ein Unterschied ist nur insofern, als Jähns manchmal für den König etwas zu ungünstige Ausdrücke wählt, aus den unausgeführten Entwürfen des zweiten Schlesischen Krieges Schlüsse zieht, die ich nicht für berechtigt halte, und deshalb seine Ideen im Eingang des Siebenjährigen Krieges nicht für den Höhepunkt, sondern schon für einen Abfall Friedrichs von sich selbst ansieht (S. 2027). Jähns geht also sozusagen noch über mich hinaus. Er war sich dessen aber so wenig bewußt, daß er, meine Auffassung falsch referierend, glaubte (S. 2020), zwischen meinen Gegnern und mir eine vermittelnde Stellung einzunehmen. Als Gust. Roloff dann in einem Artikel in der Beilage der „Augsb. Allg. Zeitung" (1893, Nr. 16) nachwies, daß unsere Auffassungen in allem Wesentlichen übereinstimmten und Jähns auch dieselben Termini gebrauche, wie ich, hat dieser mir einmal im Gespräch den Zusammenhang so erklärt, daß er, wie alle Welt, in dem Mißverständnis befangen gewesen sei, ich wollte aus Friedrich einen bloßen sogenannten Methodiker machen; er habe sich deshalb, obgleich er unbewußt meine Termini zum Teil übernommen, im Gegensatz zu mir gefühlt. Da er aber in der „Geschichte der Kriegswissenschaften" sich einmal gegen meine Auffassung erklärt hatte, so blieb in der wissenschaftlichen Welt der Zweifel bestehen.

Noch ungünstiger für das richtige Verständnis wirkte die Stellungnahme des Spezialkenners der Epoche Reinhold Koser.

Sachlich lehrt auch er zwar dasselbe wie ich; im besonderen daß Friedrich die Niederwerfungs-Strategie nicht habe anwenden können, und ganz ähnlich wie ich beschreibt er auch die objektiven und subjektiven Gründe, die Friedrich auf die Schlacht-Entscheidung zutrieben. Er will aber unterscheiden zwischen der Strategie Friedrichs

und der seiner Gegner, indem er nur diese als Ermattungs-Strategie gelten läßt, da sie das Schlachtenglück zu erproben grundsätzlich vermeiden wollten, während Friedrich durch häufige Anwendung der Schlacht die Gegner zwar nicht niederzuwerfen, aber doch zu entmutigen und abzuschrecken bestrebt war. Das ist eine Formulierung, die sich hören läßt, wenn man sie auf die beiderseitige Praxis bezieht. Koser konstruiert aber sozusagen drei (oder sogar vier) verschiedene theoretische Grundformen der Strategie. Die Niederwerfungs-Strategie, die Friederizianische Strategie und die Ermattungs-Strategie. Das wirkt zunächst insofern verwirrend, als das Wort „Ermattungs-Strategie" aus meiner Terminologie übernommen, aber in einem ganz anderen Sinne (als „matte Strategie") gebraucht, ohne daß diese Abweichung doch dem Leser recht zum Bewußtsein gebracht wird. Sachlich aber ist leicht zu erkennen, daß die Kosersche Dreiteilung den historischen Tatsachen nicht gerecht wird. Was er sprachlich zulässig als „Ermattungs-Strategie" definiert, nämlich die reine Manöver-Strategie, ist eine Methode, die in der Wirklichkeit der Kriegsgeschichte nicht vorkommt, und wenn sie irgendwo nachzuweisen wäre, so doch nicht bei den Gegnern, die Friedrich zu bekämpfen hatte. Keiner von ihnen hat, wie Koser es darstellt, die Schlacht grundsätzlich gemieden. Sie haben sie vielmehr erwogen und erstrebt, wo sie es immer angezeigt glaubten. Bei Mollwitz erzwangen die Oesterreicher die Schlacht, indem sie sich auf die Rückzugslinie der Preußen setzten, bei Chotusitz, Breslau und Hochkirch haben sie angegriffen; bei Soor waren sie drauf und dran es zu tun; bei Liegnitz hatten sie gar alles auf eine Vernichtungsschlacht angelegt. Ebenso war es geplant bei Roßbach. Die Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Franz, ebenso wie der russische Ministerrat, haben immer wieder zur Schlacht gedrängt und das preußische Heer, nicht irgendwelchen Landgewinn, als das eigentliche Objekt der Kriegführung bezeichnet. Irgendein prinzipieller Unterschied zwischen Friedrich und seinen Gegnern ist also nicht zu entdecken. Wie hätte Friedrich auch sonst Dauns Methode als die richtige bezeichnen können? Friedrich selber würde, wenn in seiner Methode, im Unterschiede von der seiner Gegner, die Schlacht-Entscheidung unbedingt vorwaltete, 1762 und 1778 und schon, indem er nach Leuthen die Oesterreicher nur noch ein einziges Mal in fünf Jahren in großem Stil angriff, von sich selber abgefallen sein und unsicher hin und her geschwankt haben. Zu einer richtigen Würdigung Friedrichs gelangt man nur, wenn man den Unterschied zwischen ihm und seinen Gegnern nicht in einer anderen Theorie oder in anderen Prinzipien, sondern in der Stärke der Persönlichkeit, der Entschlußkraft, der Schnelligkeit des Blickes, der Fruchtbarkeit des Geistes, der Festigkeit des Willens findet. Auf diese Unterscheidung kommt Alles an, und da Koser hier nicht zu einer klaren und

bestimmten Auffassung gelangt ist, so blieb auch nach seinen Darlegungen, obgleich sie sachlich richtig orientiert waren, das Problem in einem gewissen Nebel.

Otto Hintze in seinem 1915 erschienenen Buch „Die Hohenzollern und ihr Werk" drückt sich so aus (S. 357), „Friedrich, der immer mit Vorliebe die Schlachtentscheidung suchte im Gegensatz zu den vorsichtigen Methodikern der alten Schule, die mehr das Manöver bevorzugten". Das könnte man sich so im Groben gefallen lassen. Wissenschaftlich gesprochen ist es aber inexakt oder direkt unrichtig. Weder sind Friedrichs Gegner als „Methodiker der alten Schule" zutreffend und erschöpfend charakterisiert, noch hat Friedrich selber „immer" mit Vorliebe die Schlachtentscheidung gesucht, nicht einmal 1756, geschweige 1742, 1761, 1762, 1778. Wo er sie angestrebt hat, war dies Streben öfter doch nicht stark genug, sie auch zu erzwingen, so 1744, oder aber, wo er geschlagen hat, sah er es selber als eine Art Verzweiflungs- als ein „Brechmittel" an, weil ihm nichts anderes übrig blieb, so 1741, 1745, 1760.

Während die Historiker noch vielfach schwankten und unsicher waren, und das Werk über die Kriege Friedrichs des Großen in seiner Fortführung die einmal eingeschlagene Richtung, wennschon mit einiger Abmilderung, festhielt, kam in der historischen Abteilung des Großen Generalstabes selber eine neue Richtung empor und setzte sich durch. Im Jahre 1899 erschien in den „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" als Heft 27, „Friedrichs des Großen Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwicklung von 1745 bis 1756", und stellte sich fast ohne Einschränkung auf den Boden meiner Anschauungen. Es wird ausdrücklich festgestellt, daß Friedrich es bewußt und bestimmt abgelehnt habe, einen Weg zu gehen, dem ähnlich, den fünfzig Jahre später Napoleon einschlagen sollte (S. 375). Was ich die Polarität in den strategischen Ansichten Friedrichs genannt habe, wird wiedergegeben mit der Wendung, daß die Ansichten des Königs unter sich im Streite gelegen hätten (S. 374). Auch die Vorstellung, die noch Jähns vertritt, daß Friedrich bei seinem ersten Auftreten im jugendlichen Schwung die überlieferten Anschauungen durchbrochen habe, wird ausdrücklich abgelehnt. Noch nach 1746 habe der König ganz auf dem Standpunkt der überkommenen Theorie gestanden, die die Schlacht mit Mißtrauen ansah (S. 267). Während aber in dieser Arbeit die richtige Auffassung vertreten wurde, wurde das große Werk über die Kriege Friedrichs im alten Geiste fortgesetzt und erschienen auch immer wieder Einzelarbeiten von Mitgliedern des Großen Generalstabes, die Friedrich die Grundsätze Napoleons zu vindizieren suchten.

Aus der Kontrovers-Literatur verzeichne ich:

v. Taysen, Das militärische Testament Friedrichs des Gr., in den Miszellaneen z. Gesch. Friedr. d. Gr. 1878.

Delbrück, Besprech. dieser Ausgabe in der Zeitschr. f. Preuß. Geschichte. Bd. 15. S. 217.

Colmar v. d. Goltz, Zeitschr. f. Preuß. Gesch., Bd. 16, (1879), mit meiner Replik.

Theod. v. Bernhardi, Friedrich d. Große als Feldherr. 2 Bde. 1881.

Delbrück, Besprechung dieses Werkes in der Zeitschr. für Preuß. Geschichte, Bd. 18, S. 541.

v. Taysen, Zur Beurteilung d. 7jähr. Krieges, 1882.

v. Caemmerer. Friedrichs d. Gr. Feldzugsplan f. d. Jahr 1757. 1883. Beide letzteren Arbeiten von mir besprochen, Histor. Zeitschr., Bd. 52, S. 155.

v. Malachowski (Major), Die methodische Kriegführung Friedr. d. Gr. In den Grenzboten 1884, Nr. 31. Beantwortet von mir Preuß. Jahrb., Bd. 54, S. 195.

Delbrück, Ueber die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs und Napoleons. In den Histor. u. Polit. Aufsätzen, 1887.

Delbrück, Die Strategie des Perikles, erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen, 1890.

Max Jähns, Gesch. d. Kriegswissenschaften, dritte Abteilung, 1891.

v. Rößler, Major, Die Angriffspläne und die Verteidigungspläne Friedrichs in den beiden ersten Schles. Kriegen. Mil. Wochenbl. 1891.

Fr. v. Bernhardi, Delbrück, Friedrich der Große und Clausewitz, 1892.

Delbrück, Friedrich, Napoleon, Moltke, 1892.

Dalhoff-Nielsen (dänischer Hauptmann), Jahrb. f. die deutsche Armee und Marine. Febr.-Heft. 1892.

Fritz Hönig (Hauptmann), Deutsche Heeres-Zeitung, 1892, Nr. 18, 19, 22.

v. Boguslawski (Generalleutnant), Die Strategie in verschiedener Beleuchtung. Nation.-Zeitung, 1892, Nr. 169, Nr. 175.

Gustav Roloff, Augsb. Allg. Zeit. 1892, Beil. Nr. 16.

Fr. v. Bernhardi, Augsb. Allg. Zeit. 1892, Beil. Nr. 65.

Rich. Schmitt, Gött. Gel.-Anz., 1892. Nr. 23.

R. Koser, König Friedrich der Große, 1. Bd. 1893. 2. Bd. 1903.

Großer Generalstab, Abteil. f. Kriegsgesch., Friedr. d. Gr. Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwicklung von 1745 bis 1756. Kriegsgesch. Einzelschriften, Heft 27. 1899.

E. Daniels, Nation.-Zeitg. v. 28. Dez. 1898 u. v. 8. Jan. 1899. Polemik mit Bogulawski u. Jähns.

Koser, Die preußische Kriegführung im Siebenj. Kriege. Hist. Zeitschr., Bd. 92 (1904), S. 239. Dazu Bd. 93, S. 71. Antworten von mir ebenda, Bd. 93, S. 66, S. 449.

v. Caemmerer, Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert. 1904. Bespr. von mir, Preuß. Jahrb. 115, S. 347.

Viertes Buch.

Die Epoche der Volksheere.

Erstes Kapitel.

Revolution und Invasion.

Nach dem Abschluß des Siebenjährigen Krieges verfielen die politischen Gebilde Europas in eine Art Erstarrung. Das ungeheure Ringen der sieben Jahre hatte ohne territoriale Veränderung in Europa und ohne Abwandlung in den Machtverhältnissen geendet. Die Mächte hatten erkannt, daß sie sich gegenseitig nichts anzuhaben vermöchten. Man suchte sich ohne Waffenentscheidung zu verständigen. Die erste polnische Teilung, die Westpreußen, Galizien und große östliche Grenzgebiete von Polen losriß, vollzog sich vermöge diplomatischer Verhandlungen. Was von der Politik gilt, gilt auch von der Strategie und vom Kriegswesen im allgemeinen. Wir haben gesehn, wie Friedrich der Große schon während des Siebenjährigen Krieges sich immer mehr dem Manöverpol näherte. Während der beiden letzten Feldzüge 1761 und 1762 und ebenso im bayerischen Erbfolgekrieg 1778 hat er keine Schlacht mehr geschlagen, 1762 obgleich er die numerische Ueberlegenheit, 1778 obgleich er etwa gleiche Kräfte mit dem Gegner hatte. Die Theorie ging denselben Weg. Man glaubte, von der Schlacht-Entscheidung ganz absehen zu dürfen und bildete die reine Manöver-Methodik aus, wie sie ja auch schon früher hier und da angeraten war.

Fäsch, Regeln und Grundsätze der Kriegskunst, I, 213 (1771) zitiert aus Turpin de Crissé: „Ein General muß sich niemals zu einer Schlacht zwingen lassen, und solche nicht ohne Not liefern. Wenn er sich aber dazu entschließt, so muß er die Absicht haben, das Menschenblut vielmehr zu schonen, als solches zu vergießen."

Der sächsische Hauptmann Tielcke[1]) lehrt (1776), daß nicht

[1]) Beyträge zur Kriegskunst I, Vorbericht.

allein die Sitten durch die Wissenschaften verfeinert werden, sondern „daß, jemehr die Taktik ihre wahre Höhe und Vollkommenheit erreichen wird und die Offiziers in selbiger Einsicht und Stärke erlangen, je seltener werden die Schlachten, ja die Kriege selbst werden“.

General Lloyd, ein Engländer, der im französischen, preußischen, österreichischen und russischen Heer gedient, und das erste zusammenfassende und räsonnierende Werk über den Siebenjährigen Krieg verfaßt hatte, schreibt (1780): „Kluge Generale werden immer eher diese (Kenntnis des Landes, der Wissenschaft der Stellungen, des Lagerwesens, der Märsche) zur Grundlage ihrer Maßregeln machen, als die Sachen auf den ungewissen Ausgang einer Schlacht ankommen lassen. Wer sich auf diese Dinge versteht, kann Kriegsunternehmungen mit geometrischer Strenge einleiten und beständig Krieg führen, ohne jemals in die Notwendigkeit zu kommen, schlagen zu müssen“[1]).

Lloyd war keineswegs etwa ein nicht weiter beachtlicher, unbedeutender Mann. Er legt z. B. sehr gut dar (I, 320), daß der einzig vernünftige Zweck alles Manövrierens sei, an einem Punkt mehr Leute ins Feuer zu bringen als der Feind.

Auch der geistreiche französische Militär-Schriftsteller Graf Guibert, der vielgelesene Werke über Taktik schrieb, von König Friedrich sehr freundlich aufgenommen wurde und 1773 den preußischen Manövern beiwohnen durfte, soll 1789 geschrieben haben (ich habe die Stelle jedoch nicht auffinden können), die großen Kriege seien zu Ende und man werde keine Schlachten mehr erleben.

Da der Krieg mit Manövrieren geführt werden sollte, so suchte man nach Grundsätzen, Regeln und Rezepten für diese Kunst. Man machte geographische Studien, um festzustellen, wo Stellungen zu finden seien, die für den Feind schwer angreifbar und zugleich für die Zufuhr der Bedürfnisse des eigenen Heeres gut zugänglich seien. Besonders vorteilhafte Stellungen dieser Art oder Festungen nannte man Schlüssel des Landes. Man stellte fest, daß Ströme oder Gebirge innerhalb der Länder „Abschnitte“ bildeten, an denen ein operierendes Heer sich erst sammeln müsse, ehe es sie

[1]) Des H. General von Lloyds Abhandlung über die allgemeinen Grundsätze der Kriegskunst“. Deutsch. S. XVIII.

überschreite. Man übertrug Formen und Regeln der Taktik und des Festungskrieges auf die Strategie. Die Länder wurden betrachtet wie Courtinen und Bastionen einer Festung und etwa der Satz, daß eine Truppe sich hüten muß, im Gefecht im Rücken angegriffen zu werden, auch auf die Strategie angewandt, wo unter Umständen das gerade Gegenteil gilt, nämlich dann, wenn die Möglichkeit vorliegt, den Feind auf der einen Seite zu schlagen, ehe er von der anderen Seite heran ist und eingreifen kann, während taktisch ein Angriff im Rücken sich stets unmittelbar geltend macht und so weit wirkt, wie die Kanonen und das Gewehr schießen. Da es im Kampf vorteilhaft ist, höher postiert zu sein als der Gegner[1]), deduziert man daraus das strategische Prinzip, daß das Innehaben der Wasserscheiden von ausschlaggebender Bedeutung sei. Man nannte das Gebiet, aus dem ein operierendes Heer seine Bedürfnisse bezieht, seine Basis und suchte festzustellen, wie sich die Operation zu der Basis zu verhalten habe. Die einfache Wahrheit, daß, je näher das Heer seiner Basis ist, es sich desto leichter versorgt, wurde in gelehrte mathematische Formeln gekleidet. Die Linie, die von der Basis über das eigene Heer zum feindlichen führt, wurde Operationslinie genannt; wenn man die Spitze des operierenden Heeres mit den Endpunkten seiner als Linie gedachten Basis verbindet, so gibt das ein Dreieck; willkürlich, aber sehr bedeutsam klingend war es dann, wenn gelehrt wurde, die Entfernung des Heeres von seiner Basis dürfe nicht weiter sein, als daß der Winkel an der Spitze höchstens einen Winkel von 60° (keinen spitzeren) bilde.

Die „Geschichte der Kriegskunst" von Joh. Gottfried Hoyer (1797), die im Uebrigen als historisches Werk sehr wertvoll ist, kennzeichnet die Auffassung der Zeit dadurch, daß sie, in einem Sammelwerk über die „Geschichte der Künste und Wissenschaften" als Unterabteilung der „Mathematik" ausgegeben wurde. Die Kriegskunst wurde aufgefaßt als die praktische Anwendung gewisser von der Theorie festgestellter mathematischer Gesetze.

---

[1]) Friedrich schreibt an Fouqué (1758): „Das Kanonen- und Musketenfeuer hat von unten nach oben keine Wirkung, und den Feind mit Feuer von unterwärts anzugreifen, heißt sich mit Stöcken gegen Waffen schlagen; es ist unmöglich".

Der letzte Ausläufer dieser Richtung ist Dietrich Heinrich von Bülow, ein Bruder des späteren Generals Bülow von Dennewitz. Er zog die letzte Konsequenz aus dem Wesen der Manöver-Strategie, indem er feststellte, daß das Objekt der Operationen nicht das feindliche Heer, sondern dessen Magazine seien. „Denn die Magazine sind das Herz, durch dessen Verletzung man den zusammengesetzten Menschen, die Armee, zerstört". Durch strategische Manöver in den Flanken und im Rücken des Feindes könne man jeden Sieg, den dieser mit den Waffen erfechte, unkräftig machen. Da man bei dem Fußvolk bloß schieße und die Schußlinien alles entscheiden, kommen die moralischen und physischen Eigenschaften nicht mehr in Betracht. „Denn ein Kind kann einen Riesen erschießen".

So absurd die letzten Sätze sind, so ist doch immer zu beachten, daß der Grundbegriff, die reine Manöver-Strategie, das tatsächliche Ergebnis der voraufgehenden Kriegsepoche gewesen war, und daß diese systematisierenden Schriftsteller doch auch einige Begriffe geschaffen haben, wie „Operationslinie" und „Basis", die sich als sehr praktisch erwiesen haben und von den Kriegstheoretikern beibehalten worden sind[1]).

Das seelenlos gewordene Kriegswesen, dessen Exponenten jene Schriftsteller sind, erzeugte auch jene Generale, wie Saldern, der Erwägungen darüber anstellte, ob die Infanterie in der Minute besser 75 oder 76 Schritt mache, oder Tauentzien, der mitten im Revolutionskrieg, 1793, verordnete: „Der Zopf muß hinten an den Schoß gehn und der Degen hoch über der Hüfte; zwei Hammelpfoten (Locken) mit einen Tuppé in der Frisur."

Nach Hoyer[2]) hat das preußische Heer im Revolutionskriege insofern noch einen Fortschritt gemacht, als es von der dreigliedrigen Aufstellung der Infanterie zu der noch dünneren zweigliedrigen überging, aber eine wirkliche Schlacht haben die Preußen in den drei Jahren dieses Krieges — wenn schon mehrfach gefochten worden ist — nicht geschlagen. Wie wenig man von dem Heranwogen der neuen Zeit ahnte, erhellt nicht zum wenigsten

[1]) Die entscheidenden Sätze von Bülow sind zusammengestellt bei Caemmerer. Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert (1904), wobei aber nicht genügend beachtet ist, daß manche von den angefochtenen Sätzen Bülows sich doch sehr ähnlich auch in den Schriften Friedrichs d. Gr. finden.

[2]) Gesch. der Kriegskunst II, 949.

daraus, daß mehrere von den angezogenen Werken erschienen, als sie eigentlich schon da war: Hoyers Geschichte der Kriegskunst 1797, Bülows „Geist des neueren Kriegssystems" 1799.

Erst drei Jahre war es her, seit der große Preußenkönig verschieden war, als in Frankreich die große innere Bewegung ausbrach, die allmählich ganz Europa in ihren Strudel ziehen sollte. Den Ausschlag für den Sieg der Revolution gab der Abfall der Armee, ihr Uebertritt von der königlichen auf die republikanische Seite, und dieser Sieg der Revolution hat wiederum nicht nur den Charakter der Armee, sondern auch die Taktik und schließlich die Strategie von Grund aus verändert und eine neue Epoche in der Geschichte der Kriegskunst heraufgeführt.

Die wiederholten Niederlagen der französischen Armee im Spanischen Erbfolgekriege haben ihr Gefüge doch noch nicht wesentlich erschüttert und Frankreich hat unter Ludwig XV. noch den großen äußeren Erfolg der Einverleibung Lothringens davongetragen. Dann machte es noch zweimal einen gewaltigen Anlauf, gleichzeitig zur kontinentalen Hegemonie emporzusteigen und in Amerika und Indien den Engländern die Kolonialherrschaft streitig zu machen. Das erstemal im Bunde mit Preußen, das zweitemal im Siebenjährigen Kriege im Bunde mit Oesterreich. Beide Male erfolglos. Die Armee war zahlreich und gut ausgerüstet; den Führern fehlte es auch nicht an persönlicher Tapferkeit und Geschick. Aber den ganz großen Entschlüssen, wie sie die Strategie verlangt, waren die Hofgenerale, die im Siebenjährigen Kriege die französische Armee kommandierten, nicht gewachsen. Ich glaube, man darf sagen, daß das Studium der Feldzüge des Siebenjährigen Krieges auf dem westlichen Kriegsschauplatze eine sehr gute Vorschule ist für das Studium der Genesis der französischen Revolution[1]). Nicht in dem Sinne, als ob ungeheuerliche Mißbräuche oder Pflichtwidrigkeiten in der herrschenden Schicht und bei den leitenden Persönlichkeiten zu Tage träten. Der Hof und die Generale, so exklusiv adlig sie dachten, waren doch vorurteilslos genug, die wichtige Stelle des Generalintendanten der Armee einem bürgerlichen Beamten anzuvertrauen, Du Verney, dem Sohn eines

---

[1]) E. Daniels, Ferdinand v. Braunschweig. Preuß. Jahrb. Bd. 77, 78, 79, 80, 82.

Schankwirts, der, wenn auch über ihn geklagt wird, doch offenbar viel geleistet hat. Aber es sind allenthalben nur kleine Geister an der Spitze, und die Heerführung wird gehemmt durch persönliche Intrigen.

Die wiederholten Mißerfolge und Niederlagen, die die französischen Feldherren davontrugen, zersetzten das moralische Gefüge der Armee, die Disziplin. Die französische Armee war ja nie in dem Sinne und in der Art diszipliniert gewesen wie die preußische. Von der Strenge und Exaktheit des preußischen Exerzierens, von der unendlichen Mühe, die man hier Tag für Tag auf diese Kunst verwandte, wußte man in Frankreich nichts. Die französische Disziplin hatte immer nur grade gereicht, die äußere Ordnung aufrecht zu erhalten und die Truppen ins Gefecht zu führen. Als man nun mit wenig Ruhm, aber viel Selbstironie und Kritik aus dem Siebenjährigen Kriege heimkehrte, blieb von militärischer Autorität überhaupt nicht viel übrig. Der Kriegsminister St. Germain machte einen großen Anlauf, die Zucht in der Armee wiederherzustellen, indem er nach preußischem Muster das Fuchteln mit der blanken Klinge, statt der Arreststrafe einführte. Aber sowohl das Offizierskorps wie die Mannschaft widersetzte sich. Aus so üblen Elementen sich das Heer auch zum größten Teil rekrutierte, das Prügeln wollten die Soldaten sich doch nicht gefallen lassen, und die Offiziere entzogen sich der Anwendung eines Verfahrens, das ihnen nicht zusagte. Denn der Geist der Humanität, der von der französischen Literatur der Epoche ausging, hatte auch den französischen Adel ergriffen, und die Disziplin war nicht nur gegenüber den Mannschaften, sondern auch im Offizierkorps selber lax geworden. Die Strenge, zu der man wieder zu gelangen wünschte, hätte von oben nach unten durchgehen müssen, hätte, wie es in Preußen war, das Offizierkorps ebenso scharf anfassen müssen, wie den gemeinen Mann. Das war mit kriegsministeriellen Verordnungen und dem Hinweis auf das Beispiel der glorreichen preußischen Armee nicht zu erreichen.

Saint Germain schrieb 1758 an den General-Intendanten Du Vernay: „Die Subordination ist das Band, das die Menschen verbindet und das die Harmonie der Gesellschaft ausmacht; wo es

keine Subordination mehr gibt, gerät alles in Verwirrung und das Chaos und der Umsturz folgen bald." Aber so gewiß Disziplin Macht gibt, so gehört auch Macht dazu, sie zu schaffen. Diese Macht hatte das bourbonische Königtum nicht mehr, und indem St. Germains Versuch der Einführung einer strengeren Zucht mißglückte, wurde der Schade nur um so größer und der Geist der Widersetzlichkeit verstärkt und angefeuert. Der Absolutismus Ludwigs XIV. hatte zwar den alten, trotzigen Widerspruchsgeist des feudalen Adels gebändigt, ihn aber doch nicht ganz ausgerottet. Indem die königliche Autorität zurückging und angefochten wurde, lebte auch diese Opposition wieder auf, ging als solche mit der Demokratie Hand in Hand und zog auch das Offizierkorps in die oppositionelle Bewegung hinein. So geschah es, daß das Königtum im Jahre 1789 keine Armee zur Verfügung hatte, um die Volksbewegung niederzuhalten, und die öffentliche Gewalt ging über an die Nationalversammlung, die dem Staate eine neue Verfassung gab.

Nach dieser Verfassung sollte die Armee eine Soldarmee bleiben wie bisher. Die Einführung der Wehrpflicht wurde als despotisch fast einstimmig abgelehnt. Da nun die Verfassung aufgebaut wurde nach dem Grundsatz der Teilung der Gewalten, so wäre die Verfügung über die Armee wie bisher bei dem Königtum, als der Gewalt der Exekutive geblieben. So wollte es die Doktrin, aber, wie so oft, paßte die Doktrin nicht auf das Leben. Man sagte sich, daß der König als das Haupt der Armee für die neue Freiheit sehr gefährlich bleiben würde und schränkte deshalb seine Exekutive auf die verschiedenste Weise ein. Er sollte nur einen Teil des Offizierkorps ernennen; die andere Stelle sollte nach einem komplizierten System von Anciennität und Wahl besetzt werden. In einem Umkreis von 8 Meilen um den Sitz der Nationalversammlung durfte der König keine Truppen halten außer seiner Garde, die nicht stärker als 1800 Mann sein durfte. Die fremden Regimenter sollten abgeschafft werden. Neben der stehenden Armee sollte eine zweite bewaffnete Macht, eine Bürgerwehr, National-Garde genannt, geschaffen werden, über die nicht der König, sondern die vom Volk gewählten Bürgermeister die Verfügung hatten. Diese Nationalgarde stellte eine ungeheure Masse dar, denn sämtliche Urwähler sollten ihr angehören.

Trotzdem würde bei einer Reaction in der öffentlichen Meinung der König die Zügel wohl wieder in die Hand bekommen haben, wenn sich die innere Bewegung nicht jetzt mit einem auswärtigen Kriege kompliziert hätte.

Bei allen politischen und nationalen Spaltungen ist Europa doch zu sehr eine Einheit, als daß eine Bewegung, wie die französische Revolution, nicht auch jenseits der Grenzen starke Wirkungen hätte auslösen müssen. Es ist freilich nicht richtig, daß die Könige sich verbunden hätten, um die junge Freiheit in Frankreich zu ersticken, aber immerhin suchten sie durch Drohungen einen Druck auszuüben, protegierten die Emigranten, die sich in großen Massen an den Grenzen sammelten und versagten eine freundschaftliche Verständigung über die in Elsaß noch vorhandenen Feudalrechte deutscher Fürsten. Alles das nahmen die französischen Demokraten als Veranlassung, um ihrerseits dem Kaiser Franz den Krieg zu erklären, von dem sie hofften, daß er sie nicht nur moralisch stärken, sondern Frankreich auch das alte Objekt des nationalen Ehrgeizes, die Annexion von Belgien bringen werde. Oesterreich aber erhielt Hilfe von Preußen, das die Friderizianische Politik fallen ließ und jetzt im Verein mit Oesterreich und im Gegensatz zu dem sozialen Umsturz in Frankreich, glaubte, neue Bahnen beschreiten zu können, die zu Macht und Eroberung führen würden.

Die französische Armee war durch die Folgen der Revolution derart aufgelöst, daß sie so gut wie aktionsunfähig war. Das Offizierkorps, das im Beginn der Bewegung noch selber frondiert hatte, hatte durch den Fortgang der Revolution den Boden unten den Füßen verloren. Die Mehrzahl, die sich mit den neuen Ideen und Zuständen nicht befreunden konnte, verließ die Armee und auch das Land.

Man machte einen Einfall in Belgien, das kaum verteidigt war, aber schon beim Anblick eines Feindes stoben die Franzosen auseinander, hielten sich für verraten und ermordeten ihre Offiziere. Ehe die eigentliche österreichische Armee und die Preußen herankamen, verging mehr als ein Vierteljahr ohne Kriegshandlungen. Die französische Armee war mittlerweile etwas verstärkt durch Aufgebote von Freiwilligen aus der Nationalgarde, aber die meisten dieser Bataillone erwiesen sich als unbrauchbar. Dennoch

behaupteten sich die Franzosen. Das preußische Heer unter dem Herzog von Braunschweig war mit seinen Hilfskorps 82 000 Mann stark; die Oesterreicher, die eben einen Türkenkrieg hinter sich hatten, waren in Belgien immer noch sehr schwach, etwa 40 000 Mann. Man unternahm dennoch die Invasion in der Erwartung, daß die große Masse der französischen Bevölkerung royalistisch gesinnt sei und die deutschen Truppen als Befreier begrüßen werde. Das erwies sich als eine vollständige Täuschung. Als die Preußen Longwy und Verdun genommen hatten, nahm der Kommandierende der Franzosen, Dumouriez, hinter den Argonnen eine Defensiv-Stellung und blieb in ihr stehn, auch als die Preußen sie vollständig umgangen hatten. Er hatte 60 000, die Preußen am ersten Tage 30 000, am zweiten 46 000 Mann zur Stelle. Der Rest des Heeres war zur Sicherung gegen die noch unbezwungenen, rückwärts liegenden französischen Festungen (Sedan, Diedenhofen, Metz) verbraucht. Es handelte sich darum, ob die Preußen unter solchen Umständen eine Schlacht mit verkehrter Front wagen sollten. Wurden sie geschlagen, so waren sie der Vernichtung ausgesetzt. Selbst wenn sie gesiegt hätten, hätten sie aber bei der Feindseligkeit der Bevölkerung schwerlich bis nach Paris vordringen können. Die französischen Truppen hatten allerdings keine Angriffsfähigkeit, waren aber an der Zahl überlegen und gut mit Artillerie versehn. In richtiger Einsicht und mit einer der höchsten Anerkennung würdigen Entschlossenheit hatte Dumouriez sich auf die Defensive beschränkt und behauptete seine Stellung. Nach einer Kanonade, die beiden Seiten kaum 200 Mann kosteten (20. September 1792), beschlossen die Preußen, von einem Angriff abzusehen und schließlich den Rückzug anzutreten.

Hätte Friedrich den Angriff bei Valmy unternommen? Blickt man auf die ungeheure Verwegenheit seiner Angriffe bei Kollin, bei Leuthen, bei Zorndorf, Kunersdorf, Torgau, so möchte man die Frage bejahen. Ueberlegt man aber, wie sehr Friedrich immer vor zu tiefem Eindringen in feindliches Land, der „Pointe" gewarnt hat, wie ihm schon ein Vorgehn in Böhmen bis Budweis eine solche „Pointe" war, daß er nie an eine ernstliche Bedrohung von Wien gedacht hat, so möchte man doch zweifeln und bescheidet sich, die Entscheidung in das Subjektive seines Feldherrntums

zu verlegen, für das nachträglich nicht einmal eine Wahrscheinlichkeit zu begründen ist.

Man kann auch die Frage umgekehrt stellen: War es die Verbildung der Theorie, die Vorstellung des Kriegsführens ohne Blutvergießen, die die Entscheidung oder besser gesagt die Nichtentscheidung verursacht hat? Diese Vorstellungen mögen psychologisch mitgespiell haben, als entscheidend aber dürfen sie nicht angesehen werden. Das Entscheidende war die Erkenntnis, daß man auf einen erheblich stärkeren Widerstand gestoßen war, als man erwartet hatte; daß die Hilfe aus dem französischen Volk, auf die man gerechnet hatte, ausblieb und daß man deshalb für ein so ungeheures Unternehmen, als welches auch Friedrich den Marsch auf Paris angesehen haben würde, zu schwach war.

Die Invasion war gescheitert. Sie ist abgewehrt worden nicht mit den Mitteln der Revolution, nicht mit einem bewaffneten Volksaufgebot, sondern wesentlich mit den Resten des alten königlichen Kriegsstaats, namentlich mit den sachlichen Mitteln, den Festungen und der Artillerie. War dieser alte Kriegsstaat auch durch die Revolution sehr in Unordnung gebracht und reduziert und dieser Verlust nicht entfernt ersetzt durch eine kleine Anzahl von Freiwilligen und Föderierten-Bataillonen, so war die preußisch-österreichische Offensive doch auch sehr viel schwächer als einst etwa die vereinigte Macht Eugens und Marlboroughs, und so war das strategische Ergebnis des Feldzuges von 1792 das natürliche Fazit der beiderseitigen Kräfte, das zu besonderen kritischen Vorbehalten oder persönlichen Anklagen keine Veranlassung gibt.

Zweites Kapitel.

Die Revolutionsheere.

Erst nach Abwehr der Invasion bildete sich allmählich in Frankreich das neue Kriegswesen auf Grund der neuen politischen Ideen und Zustände.

Man hatte zunächst das überlieferte Söldnerheer verstärkt durch Bataillone von Freiwilligen. Bei der Abwehr der Invasion haben diese noch nicht wesentlich mitgewirkt. Als aber Dumouriez nach dem Rückzug der Preußen sich gegen die Oesterreicher in Belgien wandte, gewann er durch diese Freiwilligen eine so erhebliche Verstärkung, daß er ein österreichisches Korps von knapp 14000 Mann bei Jemappes in der Nähe von Mons mit dreifacher Ueberlegenheit und gewaltiger Artillerie angreifen konnte (6. November 1792). Trotzdem gingen die Franzosen nur sehr zaghaft ins Feuer und wurden von den Oesterreichern anfänglich zurückgeschlagen, aber ihre Ueberzahl war doch zu groß, als daß die Oesterreicher ihren Erfolg hätten ausnützen können. Sie räumten das Schlachtfeld und mußten schließlich ganz Belgien den Franzosen preisgeben[1]).

Nach vier Monaten erfolgte der Rückschlag. Die Franzosen wurden von den Oesterreichern bei Neerwinden geschlagen (18. März 1793) und über die Grenze zurückgetrieben. Eben in dem dem Augenblick aber hatte der Konvent bereits beschlossen (24. Februar), von der freiwilligen Werbung zur zwangsweisen Aushebung überzugehen und zunächst 300000 Mann aufgerufen. Sie sollten von den Gemeinden bestimmt oder ausgelost werden. Das

---

[1]) De la Jonquière, La bataille de Jemappes (Paris 1902), gibt den Oesterreichern S. 124 16000 S. 143 knapp 14000 Mann, Dumouriez (S. 146), eingeschlossen das Korps Harville, das sehr wesentlich mitwirkte, 40—42000 Mann.

Gesetz kam also der allgemeinen Wehrpflicht schon ziemlich nahe, wurde aber von der Mehrzahl des französischen Volkes mit heftigstem Widerstreben aufgenommen und zurückgewiesen. Bei der Hinrichtung des Königs war die Vendee noch ruhig geblieben, aber als nun die Bauernsöhne gar für die kirchenfeindliche Republik fechten sollten, erhob sich die ganze Landschaft und bald folgten die großen Provinzialstädte, Lyon, Marseille, Bordeaux und über 60 Departements von im ganzen 83. Nur das Seinebecken mit Paris und die Landschaften des Kriegsschauplatzes blieben im Gehorsam des Konvents. Während an den Grenzen österreichische, englische, preußische, piemontesische, spanische Heere Frankreich bedrohten, war es im Innern erfüllt von einem mit fürchterlicher Grausamkeit geführten Bürgerkriege. Die Republik aber behauptete sich nach außen, weil die Gegner untereinander haderten, und siegte im Innern, weil die demokratisierte Armee mit den 1791 und 1792 gebildeten Freiwilligen-Bataillonen zu ihr hielt. Der großen Rekrutierung im Frühjahr konnte man im Sommer die prinzipielle allgemeine Wehrpflicht, die levée en masse, folgen lassen (23. August 1793). Ausgehoben wurden alle unverheirateten Dienfttauglichen vom 18. bis 25. Jahr ohne Stellvertretung. Bis zum 1. Januar 1794 wurde damit die Armee, zwar nicht auf 1000000 Streiter, wie die Tradition wollte, aber doch nach einer Berechnung des Herzogs von Aumale auf 770000 Mann gebracht, wovon gegen den äußeren Feind etwa eine halbe Million in Waffen standen[1]).

Das gab eine gewaltige Uebermacht über die Söldnerheere der alten Mächte und bei Hondschoten (8. September 1793) und Wattignies (16. Oktober 1793) konnten die Franzosen mit angeblich 50000 gegen 15000 und 45000 gegen 18000 Vorteile erfechten. Eine wirkliche Ueberlegenheit aber gewannen sie noch nicht, da die terroristische Regierung unfähig war, die große Masse in Form zu bringen. Von den 9000 Offizieren der alten Armee hatten Zweidrittel, etwa 6000, die Fahnen verlassen; von den alten Generalen blieben nur drei, Custine, Beauharnais, Biron, die alle drei guillotiniert wurden. Es mußte also von unten auf

[1]) Die Ergebnisse der Rekrutierung vom Februar werden auf 180000, der levée en masse vom August auf 425000 bis 450000 Mann geschätzt. Kuhl, Bonapartes erster Feldzug, S. 32, 33.

ein neues Offizierkorps gebildet werden. Besonders hinderlich war dabei, daß der Konvent noch lange vom Argwohn gegen die ehemals königliche Armee erfüllt blieb und deshalb auf die selbständigen Freiwilligen-Bataillone nicht verzichten wollte. Als der General Custine, der Eroberer von Mainz, in einem Tagesbefehl Ausreißern, Meuterern und Aufwieglern Erschießen androhte, erteilte ihm der Kriegsminister Bouchotte einen Tadel, da der freie Mann seinen Befehl nicht durch Schrecken, sondern durch Vertrauen bei seinen Brüdern durchsetze. Custine antwortete, er sei ein zu guter Republikaner, um einen Dummkopf, auch wenn er Minister sei, für einen Gott zu halten. Custine wurde darauf guillotiniert. Der Abgeordnete Carnot aber, ein ehemaliger Hauptmann, den der Wohlfahrts-Ausschuß zum Kriegsminister berief (August 1793), setzte die Verschmelzung der alten Linien-Regimenter mit den Freiwilligen-Bataillonen durch, baute wieder ein brauchbares Offizierkorps auf und gelangte so weit, die Unordnung, Vergeudung und Unterschlagung einigermaßen einzuschränken. Die ganz unbrauchbaren Elemente verliefen sich wieder und, so zu sagen, der Krieg selbst bildete im dritten Kriegsjahr, 1794, den Franzosen ein neues Kriegswesen. In der Uebergangszeit finden wir nebeneinander entgegengesetzte Eigenschaften und Erscheinungen. Der General Elie berichtet einmal von den neuen Bataillonen, sie seien mit „vive la république“, „vive la montagne“, „ça ira“ in den Kampf gezogen, bei den ersten Kugeln aber hätte die Losung gelautet „nous sommes perdus“ und beim Angriff des Feindes „sauve qui peut“. Carnot mußte nach Uebernahme des Ministeriums 23000 Offiziere entlassen, da die meisten von denen, die überhaupt bei der Fahne geblieben waren, hatten nicht Gemeine, sondern Offiziere sein wollen. Umgekehrt aber, in kleineren Verhältnissen, wo gerade tüchtige Männer an der Spitze standen, haben auch die Revolutions-Truppen schon im Jahre 1793 sich gut geschlagen, so z. B. bei der Belagerung von Toulon, wo dem ausgezeichneten Kommandeur der Belagerungstruppen, dem General Dugommier, als Konvents-Kommissar der zynische, aber tapfere und tätige Barras und als Chef der Artillerie der Leutnant Bonaparte zur Seite standen[1]).

---

[1]) Nach der offenbar im Ganzen zuverlässigen Schilderung von H. Duruy zu den Memoiren von Barras.

Ganz ähnliche Bilder zeigt der Bürgerkrieg in der Vendee und zwar auf beiden Seiten, sowohl bei den aufständischen Bauern, wie bei den republikanischen Nationalgarden. In dem vortrefflichen Buche des Generals v. Boguslawski über diesen Krieg (Berlin 1894) kann man sich allseitig und zuverlässig unterrichten, was diese Volksaufgebote geleistet haben und was sie nicht leisten konnten.

Je länger der Krieg nun dauerte, desto mehr wurden die Schwächen überwunden und es kristallisierten sich wieder festere militärische Formen heraus, in denen doch der Geist der Revolution weiterlebte.

Der sächsische Leutnant, spätere General Thielmann, schrieb schon aus dem Revolutionskrieg nach Hause (1796): „Nahe sind wir dem Zeitpunkt, wo die große Nation, die wir bekriegen, uns Gesetze vorschreiben und den Frieden befehlen wird. Man kann nicht anders, als diese Nation bewundern; ich habe gestern einen Husarenoffizier gefangen, dessen Betragen so edel war, daß man verzweifeln möchte, es bei uns so zu finden[1]). Und 1808 in einer Denkschrift bezeugte er, „der deutsche Soldat ist religiöser als der französische, aber der französische ist sittlicher, insofern, das Prinzip der Ehre ohne Vergleich mehr auf ihn wirkt, als auf den deutschen."

Die Demokratisierung der Armee in der neuen Kriegsverfassung brachte noch einen besonderen Vorteil durch die Herabsetzung der Ansprüche des Offizierkorps. Der Train konnte ganz wesentlich vermindert werden, weil man den Offizieren nur noch das Notwendigste an Bagage zugestand. Die Ueberlieferung übertreibt wohl einigermaßen in den Erzählungen von den Kommoditäten, die die Offiziere der alten Armee bis herab zu den Leutnants mit ins Feld geschleppt hätten, immerhin liegt es in der Natur der Dinge, daß mit der Annäherung zwischen Offizierkorps und Mannschaft jenes genötigt war, sich im äußerlichen Luxus nicht gar zu sehr über diese zu erheben. In Preußen hatte jeder Leutnant sein Reitpferd und sein Packpferd[2]), die Kaptäns drei bis fünf Packpferde, und ganze Reihen von Wagen und Karren pflegten den Truppen

[1]) Andere Urteile über das neugebildete französische Offizierskorps lauten allerdings ganz entgegengesetzt, z. B. v. d. Marwitz, Lebensbeschreibung, Ausg. von Meusel I, 459.

[2]) Nach den „Kriegen Friedr. d. Gr." v. Gr. Gen.-Stab Bd. I, Anlage Nr. 2, S. 38* war das schon im Jahre 1740 so gewesen.

noch über das Reglementsmäßige hinaus nachzuziehen. Die französischen Offiziere, sagte man in Preußen, hätten eine solche Ausstattung allerdings nicht nötig, da sie ja sozial nichts anderes als Unteroffiziere seien, die preußischen Offiziere aber seien Edelleute und würden, wenn man sie dem gemeinen Mann gleichsetzte, sich gekränkt und gedemütigt und unter ihren Stand herabgewürdigt fühlen[1].

Nicht bloß die französischen Offiziere, auch die Mannschaften mußten sich im Dienste der Vaterlandsverteidigung Entbehrungen auferlegen, die die Söldner der alten Zeit nicht auf sich genommen hätten. Die Zelte wurden abgeschafft und man biwackierte unter freiem Himmel, während jedem preußischen Infanterie-Regiment nicht weniger als 60 Packpferde folgten, die die Zelte trugen[2].

Die neue Kriegsverfassung gebar auch eine neue Taktik.

Die Heere des 18. Jahrhunderts bestanden ziemlich gleichartig, wenn schon mit gewissen Variationen, aus Berufssoldaten, dem Offizierkorps, das lebte in dem übernommenen ritterlichen Ehr- und Treubegriff, und der Mannschaft, die als mehr oder weniger indifferent angesehen wurde. Die Disziplin schmiedete sie zu festen taktischen Körpern zusammen und je fester diese Formationen waren, desto höher wurden sie geschätzt. Der vollkommenste Typus ist die in drei Gliedern vorrückende, Salven feuernde Linie. Die neueren republikanischen Heere sind nicht mehr Söldnerheere im Dienste eines Herrn, sondern sie sind erfüllt von einer eigenen Idee, von einer neuen Weltanschauung, von Freiheit und Gleichheit, von der Verteidigung des Vaterlandes. Diese Ideen verloren nichts an ihrer Kraft dadurch, daß die ursprüngliche Freiwilligkeit ersetzt wurde durch eine gesetzliche Wehrpflicht und ergaben ein Soldaten-Material, das, grundverschieden von dem alten Söldnertum, sich zu hervorragenden kriegerischen Eigenschaften erziehn ließ. Es ist dabei aber nicht zu übersehn, daß in den französischen National-Regimentern auch vor der Revolution schon ein gewisser Nationalgeist lebte, der freilich militärisch noch nicht wirksam wurde, in der Revolution sogar dazu beigetragen hat, die Disziplin und damit die alte Armee aufzulösen, dann aber in den neuen Geist über-

[1] Lehmann, Scharnhorst II, 147.
[2] Beih. z. Mil. Wochenbl. 1901, S. 436.

leitete und den Uebergang erleichterte. So ist es auch mit der neuen Taktik[1]).

Die neuen republikanischen Heere versuchten sich natürlich zunächst in den überlieferten Formen zu bewegen. Aber sie konnten nicht leisten, was da verlangt wurde. Für das Avancieren in Linie und Salverschießen fehlte ihnen die Disziplin und das Exerzitium. Da man in den dünnen Linien die Mannschaften nicht zusammenhalten und bewegen konnte, faßte man sie in tiefen Kolonnen zusammen und gab diesen Kolonnen Feuerkraft, indem man ausgewählte Leute oder ganze Truppenteile als Schützen oder Tirailleure vorauf und nebenhergehen ließ.

Diese Fechtart war nicht etwas durchaus Neues. Nicht nur die Kroaten und Panduren hatten schon in den Friderizianischen Kriegen mit großem Erfolg das Schützengefecht gepflegt, sondern auch die Preußen hatten zu demselben Zweck Freibataillone errichtet. Auch die Franzosen fügten schon im österreichischen Erbfolgekriege den Linien-Infanterie-Regimentern einzelne Kompagnien leichter Infanterie bei. Aber alle diese Formationen waren nicht sowohl zur Unterstützung der Linien-Infanterie im Gefecht, als für die sekundären Zwecke des Krieges, Aufklärung, Patrouillen, Razzias bestimmt, wofür die Schlachten-Infanterie weniger geeignet war. Die Erfahrungen des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, wo die Volksaufgebote mit den regulären Truppen in englischem Solde fertig geworden waren, führten ein Stück weiter. Man errichtete eigene Bataillone leichter Infanterie, die Füsiliere (neben den Musketieren) und gab jeder Kompagnie eine Anzahl Schützen mit gezogenen Gewehren bei. Das gezogene Gewehr, die Büchse, die schon im 15. Jahrhundert erfunden worden ist, hat den Vorzug des sicheren Schusses, das glatte Gewehr den des schnelleren Ladens; es ist ein ähnlicher Unterschied wie zwischen Bogen und Armbrust (Bd. III, S. 405). Viele Theoretiker aber hielten den Vorzug des schnelleren Ladens für den wichtigeren, weil in der Aufregung des Gefechts doch nicht scharf gezielt werde und mehrere nur beiläufig gezielte Schüsse des Gewehrs, namentlich in der Masse stärker

[1]) Das ist mit Recht stark betont von Caemmerer, Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert. 1904. 2 Kapitel.

wirkten, als die vereinzelten, wenn schon leidlich gezielte Schüsse aus der Büchse.

Den Tirailleurs der französischen Revolutionsherre folgten als Reserve und zu dem schließlichen, entscheidenden Stoß die Kolonnen. Wie das Schützengefecht, so hat auch die Kolonnen-Taktik der Revolutionskriege ihre Vorläufer. Während aber jenes aus der Praxis geboren wurde, so diese aus der Theorie. Die Entwickelung der Infanterie-Taktik hatte dahin geführt, daß, um der vermehrten Feuerwirkung willen, die Aufstellung immer flacher geworden war. Die dünne Linie sollte aber schließlich doch nicht bloß schießen, sondern auch stoßen. Bei der Schwierigkeit des Feuerns in der Bewegung hatten die Preußen sogar zeitweilig den Stoß ohne Feuer machen wollen. Das hatte man bald wieder aufgegeben, aber es waren Theoretiker aufgetreten, namentlich der Franzose Folard, die darauf hingewiesen hatten, daß die tiefere Kolonne eine ganz andere Stoßwirkung habe, als die dünne Linie. Die Kolonne müßte die Linie notwendig durchbrechen und zerreißen. Man wollte ihr sogar statt der Bajonettflinte wieder die Pike in die Hand geben. Graf Lippe, der Kriegsherr und Lehrer Scharnhorsts vertrat diesen Standpunkt und der junge Scharnhorst stimmte ihm zu (1784)[1]). Es wird auch von einem französischen Manöver berichtet (1778) unter dem Herzog von Broglie, einem der fähigsten französischen Generale dieser Epoche, wo die Verbindung vorbereitenden Feuergefechts mit schließlichem Angriff in Kolonnen die neue Kampfweise vorzeichnete[2]); ja schon im Siebenjährigen Kriege, in der Schlacht bei Bergen (13. April 1759) hatte Broglie seine Infanterie in dieser Art fechten lassen. In dem ganzen Menschenalter zwischen dem Siebenjährigen Kriege und den Revolutionskriegen war theoretisch über die Vorzüge der Linie und der Kolonne debattiert worden, und wenn auch die Verteidiger der Linie dabei im allgemeinen die Oberhand behalten hatten, so hatte doch das französische Exerzier-Reglement von 1791, also schon in der Revolution, aber noch unberührt von ihrem Geist, neben der Linie

---

[1]) Klippel, Leben Scharnhorsts I, 44 Anmerk. Die hier ausgesprochene prinzipielle Zustimmung war praktisch nach Lehmann, Scharnhorst I, 51 doch sehr eingeschränkt.

[2]) Jähns III, 2588.

auch mehrere Kolonnen-Formationen vorgesehn, darunter auch eine Bataillons-Kolonne nach der Mitte. Das Reglement selbst zieht daraus keine weiteren Konsequenzen; es ist durchaus im Geiste der Linear-Taktik gehalten. Die Kolonnen scheinen nur äußerlich angereiht, aber nicht organisch der Fechtweise der Infanterie eingefügt[1]). Die Praxis der Revolutionsheere aber ließ nun fallen, was ihr nicht zusagte, die langen, ausgerichteten Linien, und benutzte die auch ohne peinliche Ordnung immer noch brauchbare Kolonnen-Formation, indem sie sie mit dem ja auch schon früher bekannten, aber jetzt sehr verstärktem Schützengefecht kombinierte. Die Kolonnen hatten nicht nur den Vorzug des stärkeren Stoßes, sondern konnten sich auch im Gelände mit viel größerer Leichtigkeit bewegen, als die langen Linien und fanden leicht eine Deckung, die sie dem Auge und der Geschützwirkung des Feindes entzog.

Man könnte die neue Fechtweise so charakterisieren, daß die Taktik der alten Linien- und leichten Infanterie untereinander verschmolzen und aus der Theorie die Kolonne hinzugefügt worden sei. Aber das würde die Nebenvorstellung erwecken, als ob es sich um eine bewußte Neuschöpfung handle, und das wäre unrichtig. Nirgends ist mir in der Ueberlieferung aufgestoßen, daß man in dem Bewußtsein gelebt habe, hier, wie in der Staatsordnung etwas neues, besseres zu schaffen und schaffen zu wollen, sondern man gebrauchte von den überlieferten Formen, was man anzuwenden vermochte und ließ das Unverwendbare fallen. So entstand eine ganz neue Fechtweise, indem doch jedes einzelne Moment an etwas Ueberliefertes, Vorhandenes anknüpfte[2]).

Auch als die Disziplin wieder hergestellt und die Armee wieder in festere Formen gebracht war, hat eine systematische Neuordnung nicht stattgefunden. Napoleon hat ein neues Exerzier-Reglement

---

[1]) So gewiß zutreffend Kuhl, S. 43.

[2]) Ein besonders wertvoller Zeuge ist Duhesme, der die Revolutionskriege von Anfang an mitgemacht hat und 1814 als Generalleutnant ein Buch „Essai sur l'infanterie légère" veröffentlichte, das er 1805 zu schreiben begonnen hatte. Er bezeugt, daß das Tiraillieren nur als Notbehelf angenommen wurde und sagt S. 114, daß im Jahre 1793 die ganze französische Infanterie die Fechtweise der leichten Infanterie angenommen habe. Das ist insofern nicht ganz zutreffend ausgedrückt, da ja zu der neuen Fechtweise nicht bloß das Tiraillieren, sondern auch die nachfolgenden Stoßkolonnen gehörten, die nicht zum Wesen der leichten Infanterie gehören.

nicht gegeben, sondern bis zum Jahre 1831 ist die französische Armee nach dem Reglement von 1791 ausgebildet worden. Die Revolution knüpfte also auf dem Gebiete der Taktik nicht nur direkt an Ueberliefertes an, sondern nahm auch in ihrem Fortgang Momente aus der Ueberlieferung, die schon verloren gegangen waren, wieder auf. Das gilt im besonderen von der Disziplin. Die Generale, die in den Revolutionskriegen emporkamen, waren fast sämtlich (hauptsächlich Moreau ausgenommen) schon vor der Revolution Soldaten gewesen, die meisten von ihnen junge Leutnants, wie Bonaparte, und die Einsicht, daß die Frucht des Exerzierens die Disziplin sei und daß die Leistungsfähigkeit im Kriege auf der Disziplin beruhe, war auch in allen Wirren und Wehen der Revolution erhalten geblieben. Sobald die neuen Generale die Armee wieder in der Hand hatten, wurde mit Eifer und Strenge in diesem Sinne gearbeitet. Bonaparte befahl sofort nach Abschluß des Friedens 1797, daß die Reglements studiert würden, daß morgens Einzelexerzieren, abends Bataillonsexerzieren, zweimal wöchentlich Regimentsexerzieren gehalten werde. Er inspizierte persönlich so eifrig, „wie ein Kasernen-Troupier"[1]). Als er erst Herr geworden war, ließ er die Rekruten nicht eher in die Regimenter einstellen, ehe sie nicht nur äußerlich abgerichtet, sondern auch innerlich in die militärische Ordnung eingewöhnt waren[2]).

Ein bizarres Zeugnis, wie Altes und Neues, Militarismus und nationaler Geist sich in der neuen französischen Armee mischten, ist ein Befehl Napoleons über Einstellung von Negern. Als er in Aegypten, von der Heimat abgeschnitten, seine Armee zusammenschmelzen sah, schrieb er den General Desaix (22. Juni 1799): Bürger-General, ich möchte 2000 oder 3000 Neger über 16 Jahre alt ankaufen und etwa 100 davon in jedes Bataillon stecken".

So lange das Tiraillieren ein bloßer Notbehelf war, war immer die Gefahr gewesen, daß es zu weit ausgedehnt wurde und für den eigentlichen Angriffsstoß nicht genügend Truppen in der Hand der Führung blieben. Als also die Ordnung sich wieder durch-

1) Die Zitate bei Kuhl, S. 44.

2) Ueber andere Zweige in Napoleons militärischer Tätigkeit berichtet sehr anschaulich und quellenmäßig zuverlässig: Hermann Giehrl, „Der Feldherr Napoleon als Organisator" Betrachtungen über seine Verkehrs- und Nachrichtenmittel, seine Arbeits- und Befehlsweise. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1911.

setzte, suchte man das Tiraillieren wieder zu beschränken. Schützengefecht, Linear-Aufstellung und Kolonnen wurden je nach Bedarf gleichzeitig und abwechselnd angewandt. Der fundamentale Gegensatz zwischen der neuen und der alten Taktik fiel daher dem äußeren Beobachter nicht so sehr in die Augen, wie man meinen möchte, und die Zeitgenossen, namentlich die Franzosen selber sind sich der Abwandlung, die sich vor ihren Augen vollzog, kaum bewußt geworden und aus mancherlei Zeugnissen ist zu erkennen, wie wenig man an systematischen Ausbau der neuen Formen dachte. Zum Schützengefecht gehört naturgemäß Ausbildung des Mannes im Schießen; dafür aber geschah so wenig, daß der Stabschef Bonapartes, Berthier, noch im Jahre 1800 ein paar Tage vor dem Abmarsch über den großen St. Bernhard befehlen mußte: „Von morgen an soll man alle Konskribierten ein paar Gewehrschüsse abgeben lassen; man soll sie unterweisen, wie man mit richtigem Augenmaß das Gewehr anlegt, um zu zielen und endlich, wie man das Gewehr ladet.“ In eben diesem Jahr (1800) erschien in Deutschland die schon erwähnte, vortreffliche „Geschichte der Kriegskunst“ von Hoyer. Hier fragt der Verfasser (II, 891): „Hat wohl die Kriegskunst durch diesen Krieg (seit 1792) an Ausbildung gewonnen?“ „Unmöglich könne man, meint er, diese Frage ohne Einschränkung mit ja oder nein beantworten“. Dann werden aufgezählt: Vervielfältigung des Gebrauchs der Artillerie, die glückliche Anwendung der Tirailleurs im Gebirgskriege; der Gebrauch der Luftbälle zum Rekognoszieren: „Es läßt sich aus diesem Grunde allerdings behaupten, daß die Kriegskunst überhaupt durch diesen, wie durch jeden Krieg mehr erweitert worden sei, daß keineswegs aber die Taktik einen gänzlichen Umsturz erlitten habe.“ An einer Stelle (II, 958) spricht er von dem Schützengefecht in der Vendee. Die Kolonnen sind ihm, was ja äußerlich zutrifft, bloße regellose Haufen. In keinem Kriege, meint er (S. 1017), „ward wohl die Feldverschanzungskunst so häufig angewendet, als in dem gegenwärtigen“. Wieder an anderer Stelle (Bd. I, Vorrede) spricht er von der Verbesserung der Gewehre, dem stärkeren Pulver, den Signal-Telegraphen, die man erfunden habe. Endlich (S. 886) meint er, diejenigen Revolutions-Generale hätten gesiegt, die die von den alten französischen Generalen in den Grenz-

gegenden gefundenen und im Kriegsministerium verzeichneten Stellungen herausgefunden, die Karten zu lesen verstanden, und sich zu Nutzen gemacht hätten.

Wir, die wir die Entwickelung in ihrem Fortgang überblicken, sehen die kriegsgeschichtliche Bedeutung der Revolutionskriege nicht in der Verbesserung des Pulvers und der Gewehre; was da geschah, erscheint uns so unbedeutend, daß wir sogar sagen, die Kriege Friedrichs und Napoleons seien mit demselben Gewehr ausgefochten worden. Auch was damals die Beobachtung aus dem Luftballon geleistet hat, scheint es uns kaum mehr als ein Kuriosum. Niemand sieht eine wesentliche Eigenschaft der Revolutionskriege in dem Gebrauch der Feldbefestigungen oder leitet gar die Siege der Revolutionsgenerale daraus ab, daß sie aus den Karten, die von früheren Generalen herausgefundenen guten Stellungen abzulesen verstanden. Das einzig Entscheidende ist uns die neue Armee-Verfassung, die erst eine neue Taktik gebar und aus der dann auch eine neue Strategie erblühen wird. Hoyer, dieser kluge, fachmäßig gebildete Beobachter, sieht die neue Taktik nur im Gebirgskrieg und in der Vendee und von der neuen Strategie ahnt er nichts.

Als der allgemeine Krieg herannahte, haben die Franzosen den Oberbefehl über ihr Heer dem Herzog Ferdinand von Braunschweig angetragen, demselben, der dann das Heer der Koalition gegen sie führte und 1806 bei Auerstädt besiegt wurde. Friedrich der Große hatte den tapferen Prinzen so hoch gestellt und mit solchen Lobsprüchen bedacht, daß man ihn für den größten lebenden General hielt. So trugen einst die Goten dem gegnerischen Feldherrn Belisar die Krone an[1]), und wie dieser naive Gotenplan uns als Beweis dient, daß irgend ein politischer Gedanke ihrem Kriegertum fremd war, so darf jene französische Idee als ein Zeugnis verwertet werden, daß die Franzo[illegible] da[illegible] ohne jede Ahnung davon gewesen sind, daß ihre Revolution [illegible]h eine ganz neue Epoche des Kriegswesens heraufzuführen im Begriff sei.

Bei der neuen Fechtweise waren die Verluste erheblich geringer, als in der Linear-Taktik, wo die geschlossenen Truppenteile ins Kartätsch-Feuer kamen oder sich gegenseitig mit ihren

1) Bd. II. 360.

Salven überschütteten. Das ist schon von Zeitgenossen bemerkt worden. Scharnhorst führte 1802 gelegentlich der Rezension eines französischen Buches aus[1]), daß in den Revolutionskriegen wenig höhere Generale gefallen seien. Ganz anders war es bei der preußischen Armee im siebenjährigen Kriege. Gleich in den ersten Jahren verlor diese nur sehr kleine Armee ihre beiden Feldmarschälle — Schwerin und Keith — außerdem noch Winterfeld und andere der berühmtesten und ältesten Generale. Aber auch in einer Schlacht dieses Krieges (z. B. Prag, Zorndorf, Kunersdorf, Torgau) blieben mehr Menschen auf der Stelle, wie in einem ganzen Feldzuge des Revolutionskrieges (d. i. in mehr als vier bis zehn Schlachten) selbst den in Italien unter Bonaparte nicht ausgenommen.

Auch 1813 ist, so weit ich mich erinnere, Scharnhorst selbst der einzige preußische General geblieben, der gefallen ist. Im allgemeinen aber sind die Verluste im Verlauf der Napoleonischen Kriege wieder sehr gestiegen[2]).

Bei den alten Mächten sah man in der neuen französischen Fechtweise nichts als eine Entartung und lehnte sie selbstbewußt ab. Der österreichische Feldmarschalleutnant und Generalquartiermeister Mack verfaßte im Oktober 1796, also als Bonaparte in Italien gesiegt hatte, Jourdan und Moreau aber aus Deutschland wieder hatten zurückweichen müssen, eine Denkschrift, in der er die Vorzüge der alten Fechtweise darlegt. Auch die österreichische Armee habe sich in Flandern, wo das koupierte Terrain den Angriff in geschlossener Front nicht möglich mache, den „Angriff en Tirailleurs" angewöhnt. Auch ohne angeordnet zu sein, arte der Infanterie-Angriff dazu aus, sobald die Hitze des Gefechts die erste Ordnung im Anrücken verschwinden mache. Diesem Mißbrauch müsse man entgegentreten, weil er den Nachdruck des Angriffs schwächt, [illegible]inem unerwarteten Widerstande des Feindes die ersten Vorteile aus den Händen winden kann und im Falle

---

1) Wieder abgedruckt in Klippel, Bd. III, S. 40.

2) In einer eingehenden Untersuchung „Der Menschenverbrauch in den Hauptschlachten der letzten Jahrhunderte" (Preuß. Jahrb. Bd. 72, S. 105, 1893) hat Gustav Roloff ein wellenartiges Sinken und Steigen der Verlustziffern seit dem 17. Jahrhundert festgestellt, wobei verschiedene Ursachen (Waffen, Taktik, Strategie) zusammen- und gegeneinander wirken.

des Erscheinens einiger feindlicher Kavallerie den Untergang der zerstreuten siegestrunkenen Truppe unvermeidlich macht.... Eine reguläre, abgerichtete und solide Infanterie kann, wenn sie mit geschlossener Front in gestreckten Schritten mutvoll unter Protektion ihres Artillerie-Feuers avanciert, von zerstreuten Plänklern in ihren Fortschritten gar nicht aufgehalten werden, muß es daher verachten, sich weder mit Plänkeln noch mit Abteilungsfeuer aufhalten, und ihrem Gegner mit möglichster Geschwindigkeit bei stets anhaltender größter Ordnung zu Leibe gehen.... Diese Methode ist die wahre Menschenschonung; alles Schießen und Plänkeln kostet Leute und entscheidet nichts."

In Preußen dachte man natürlich ebenso. Sehr anschaulich sind diese Gedankengänge dargelegt in einer Denkschrift, wohl aus dem Jahre 1800, die General v. Fransecky in einer Arbeit über Gneisenau 1856 (Beih. z. Milit. Wochenbl. S. 63) veröffentlicht hat. Hier heißt es: „Das Tirailliren ist unter allen Fechtarten die natürlichste, d. h. sie entspricht dem Erhaltungsinstinkt in uns am allermeisten; daraus folgt keineswegs, daß sie die zweckmäßigste sei, wie Einige haben beweisen wollen. Der Krieg selbst ist ja der menschlichen Natur entgegen, ihn derselben übereinstimmender machen, heißt, ihn unkriegerisch machen, und das kann wenigstens kein Gegenstand der Kriegskunst sein. Es sagte einst Jemand sehr wahr: „„das Tirailliren nährt den natürlichen Hundsfott, der, wenn wir aufrichtig sein wollen, doch in uns allen steckt; und diesen muß man zu unterdrücken suchen."" Hier hören wir eine Menge Stimmen verwirrt sich durch einander gegen uns erheben. Die Großthaten der Französischen Armee! ruft man uns entgegen; die Verwegenheit ihrer Tirailleurs; ihre Stürme in geschlossener Kolonne in den Schlachten Italiens! beweisen alle diese nicht das Gegentheil? Wir antworten darauf ganz gelassen: für uns nicht. Wie viele Hochachtung wir auch für die Erfahrung haben, so halten wir doch viel zu wenig von dergleichen allgemeinen Citationen, um dabei unsere gesunde Vernunft gefangen zu nehmen. Diese aber lehrt uns, daß ein Mensch, der gewohnt ist, immer irgend eines Schutzes gegen die Gefahr zu genießen, furchtsam sein wird, wenn er, dieses Schutzes beraubt, ihr entgegen gehen soll. Wir wollen doch das Gewirr dieser Stimmen

zu entwirren suchen, um zu sehen, was wir darauf zu antworten haben. Die, welche uns die französischen Großthaten entgegenrufen, wollen wir daran erinnern, daß die Franzosen in dem Feldzug von 93 eben so gut als 94, und in dem von 99 eben so gut als 1800 und daß sie aus Schwaben sich eben so gut heraus als hineintiraillirt haben. Man muß dergleichen Trivialitäten sagen, wenn man sieht, daß man diese Fakta nicht mehr denkt oder nicht mehr denken will. Ueber die Verwegenheit der Französischen Tirailleurs, wenn es anders eine wirkliche Verwegenheit ist, wollen wir folgendes bemerken. Jede Art von Gefahr hat ihre eigene Art von Muth. Der Holländer kann nicht begreifen, wie man seine Gebeine dem ungezähmten Mut eines wilden Rosses anvertrauen könne, dagegen befährt er mit der größten Gelassenheit die stürmischen Wellen des Ozeans. Ein im Reih und Glied zu stehen gewöhnter Mann wird sich ganz gewiß nicht so keck unter die Kanonen einer Festung heranschleichen, wie ein französischer Tirailleur, er wird sich besonders vor der Gefahr, gefangen genommen, oder von Kavallerie niedergehauen und geritten zu werden, fürchten; dagegen wird ein Tirailleur, des gewohnten Schutzes seiner Hecken, Gräben, Löcher usw. beraubt, meinen, es sei nichts anderes zu thun, als davon zu laufen, und jenen Schutz zu suchen.

„Allein dieser Mangel an Muth, welcher aus gegenseitiger Unbekanntschaft mit der Gefahr entspringt, würde noch nicht beweisen, was wir oben behauptet haben, daß das Tirailliren den Muth überhaupt, oder vielmehr die Verachtung der Gefahr schwächt. Um hiervon zu überzeugen, geben wir folgendes zu bedenken. Wenn der Tirailleur immer dreister wird, so kommt dies daher, weil er einsehen lernt, die Gefahr ist nicht so groß als er sich gedacht hat; und weil er täglich listiger und reicher mit Hilfsmitteln wird. Es wächst also nicht seine Verachtung der Gefahr, sondern er lernt sie bloß geschickt bekämpfen. Da, wo er dies nicht kann, wo er ihr nichts als die Verachtung derselben entgegenstellen kann, da wird es sich zeigen, wie sehr der natürliche Hundsfott indeß in ihm genährt und gewachsen ist.

„Was endlich die Italienischen Schlachten betrifft, in denen die Franzosen unsern eben gemachten Folgerungen so ganz ent-

gegen, mit außerordentlicher Verachtung der Gefahr, in geschlossenen Angriffen unbedeckt dem Tode entgegen gingen, so ist darauf folgendes zu antworten. Erstens, kennen wir diese Gefahren viel zu wenig, um zu wissen, welchen Grad von Muth und Tapferkeit die Franzosen dabei gezeigt, und welchen Widerstand sie zu überwinden gehabt haben. Alle Beschreibungen dieser Gefechte sind reich an pomphaften Tiraden und arm an Detail. Im allgemeinen muß man den Muth, welchen die Truppen gegenseitig im Gefecht bewiesen haben, nach der Anzahl der Todten und Verwundeten abmessen, und da ist nach sehr bekannten Resultaten der Französische Revolutionskrieg in keine Vergleichung mit dem siebenjährigen Kriege zu stellen. Zweitens, es ist hier nicht von jenem ungestümen Muth die Rede, der die Menschen beim Chock wie eine Art von Leidenschaft beseelt, und der eine natürliche Aussteuer der Franzosen ist, weil sie lebhafter sind, als andere Nationen; sondern von der kalten Verachtung der Todesgefahr, die im anhaltenden Gefechte Ordnung und Ausdauer erhält, und die wir bei den alten Spanischen Banden in der Schlacht von Rocroy, und bei dem von Leopolds Geist gebildeten Preußischen Heere bei Mollwitz in einem so ausgezeichneten Grade finden. Unser Resultat steht daher fest.

„Der Tirailleur verliert durch die Gewohnheit seiner Fechtart den Muth, welcher zum geschlossenen Gefecht erfordert wird. Hieraus folgt, daß Linieninfanterie nie tirailliren muß, wenn sie nicht von ihrer Brauchbarkeit als Linieninfanterie verlieren soll.

„Diejenigen, welche das Tirailliren einführen wollen, behaupten, man könne in einem durchschnittenen Terrain nicht anders als tiraillirend fechten. Hier liegt ein Hauptirrtum zum Grunde.

„Wenn man mit einem Bataillon, welches nie tiraillirt hat, sondern sklavisch an seine Rotten hält, durch ein Holz, es sei so dicht als möglich, geht, um den Feind durch den Anlauf anzugreifen, so kann man nicht in Reih und Glied marschiren, wie sich das von selbst versteht, sondern müssen beide sich etwas öffnen, und die Leute einzeln durchgehen. Heißt das nun tirailliren? — Keineswegs! Will man denn in diesem Augenblick tirailliren? Noch viel weniger! Geht denn hier das Wesen des geschlossenen

Angriffs verloren? Auch nicht! — Man will auf den Feind anlaufen und ihn umrennen, wie dies eigentlich bei allen Angriffen der Fall ist. Ein Bataillon, welches in der schönsten Ebene eine Batterie stürmt, wird wahrhaftig nicht bis auf den letzten Augenblick in Reih und Glied bleiben, darum bleibt doch der Geist des geschlossenen Angriffs.

„Muß man mit Linien-Infanterie nicht tirailliren, so braucht man derselben das Tirailliren auch im Frieden nicht zu lehren, ja man muß es ihr nicht lehren, aus eben dem Grunde, warum man es im Kriege da nicht erlauben muß, wo es, als Maßregel betrachtet, wenigstens unschädlich sein könnte.

„Es ist wahrlich kein Wunder, wenn die französischen Tirailleurs, so wie sie zu Hunderttausenden sich aus dem Innern des Reichs ergossen, unsere alten Grundsätze mit hinweggeschwemmt haben. Allein man darf wohl vor so einer Erscheinung erschrecken und ein wenig den Kopf verlieren, man muß doch aber zu sich selbst kommen, wenn man ein Mann heißen will."

Nach ihren Niederlagen kamen auch die alten Mächte zu besserer Einsicht und nahmen die neufranzösische Fechtweise an. Auch bei ihnen hatte es ja schon in den leichten Truppen und den den Kompagnien zugeteilten Büchsenschützen Ansätze dazu gegeben und hier vollzog sich nun die Fortbildung naturgemäß auf dem Wege neuer, reformierter Reglements, zuerst bei den Oesterreichern, 1806, dann in Preußen 1809 und 1812. Wären zufällig nur die französischen und preußischen Exerzier-Reglements erhalten, so würde man glauben, den urkundlichen Beweis in Händen zu haben, daß die Tirailleur-Taktik im Jahre 1812 von den Preußen erfunden worden sei; und man würde das um so eher glauben, wenn jemand aufspürte, daß schon im Jahre 1770 Friedrich der Große in seiner Schrift „Eléments de castrametrie et de tactique" vorgeschrieben hat, daß beim Angriff der ersten Staffel der Linie ein Tirailleur-Treffen von Freibataillonen vorangehen solle, und daß der große König noch kurz vor seinem Tode die Errichtung von Bataillonen leichter Infanterie verfügt hat. In Wirklichkeit sind diese Freibataillone nicht bestimmt, positiv zu wirken, sondern nur das feindliche Feuer auf sich abzulenken und die leichte Infanterie haben wir kennen gelernt nicht als eine

reformierte Infanterie, sondern als eine Nebenwaffe. Um die neue Taktik zu schaffen, dazu gehörte der neue Staat. Die zufällig erhaltenen Einzelnachrichten können immer dann erst als beglaubigt angesehen werden und ein richtiges Bild geben, wenn man feststellen kann, daß sie sachlich mit der Gesamtrichtung der Entwickelung in Uebereinstimmung sind. Auf dem Gebiete der Geschichte der Kriegskunst ist diese Methode der Kritik von besonderer Bedeutung. Was ist die Forschung hier genarrt worden durch jene Angabe bei Livius (VIII, 8), daß die Römer schon in uralter Zeit verstanden hätten, sich in ganz kleinen taktischen Körpern zu bewegen und zu fechten, oder durch jene zufällig erhaltenen Kapitularien aus den letzten Jahren Karls des Großen, aus denen man schließen zu müssen glaubte, daß damals das Lehnswesen eingeführt worden sei! Auch umgekehrt, negativ kann man diese Analogien anrufen. Die tiefstgreifende Abwandlung, die die antike Taktik erfahren hat, war der Uebergang von den Massendruck der Phalanx in die Treffenaufstellung im Fortgang des zweiten punischen Krieges. Aber Polybius, der Zeitgenosse der Scipionen, erzählt uns davon so wenig, wie Hoyer, der Zeitgenosse Bonapartes, von der Umwandlung der Linear-Taktik in die Tirailleur-Taktik, obgleich wir den einen wie den anderen als fachmännisch gebildeten Beobachter von hohem Range anerkennen müssen. Auch über den Ursprung des Lehnswesens entbehren wir einer quellenmäßigen Erzählung. Mit dem Untergang der römischen Legionen im dritten Jahrhundert der Kaiserzeit ist es nicht anders. So grundstürzend derartige Abwandlungen sind, so vollziehen sie sich doch in gewissen Uebergängen, die sie den Augen der Zeitgenossen verbergen und die Zufälle bei der fragmentarischen Erhaltung der Traditionen oder Mißverständnisse eines sachunkundigen Erzählers (wie Livius) bringen dann Wirrnisse hervor, die die Kritik erst in der Arbeit von Generationen aufzuräumen vermag.

Alle Kriegskunst bewegt sich, wie wir uns im Beginn dieses Werkes klargemacht haben, zwischen den beiden Polen oder Grundkräften, der Tapferkeit und Tüchtigkeit des einzelnen Mannes und dem Zusammenhalten, der Festigkeit des taktischen Körpers. Die beiden Extreme sind auf der einen Seite der Ritter, der ganz auf die individuelle Leistung eingestellt ist, und das salvenfeuernde In-

fanterie-Bataillon Friedrichs des Großen, wo der einzelne in dem Grade als Glied in die Maschine gepreßt ist, daß sogar widerwillige Elemente eingestellt und nutzbar gemacht werden können. Das regulierte und von oben geleitete Tirailleurgefecht will die Vorteile des taktischen Körpers mit den Vorteilen des guten Willens des einzelnen Mannes vereinigen. Voraussetzung für diese Abwandlung ist also ein Soldatenmaterial, von dem anzunehmen ist, daß es einen guten Willen mitbringt. Einen solchen guten Willen hatten die alten Söldner gehabt, die sich freiwillig anwerben ließen. Diese Heere konnten aber immer nur klein sein. Die wachsende Größe der Heere hatte das schlechtere Material gebracht. Die neue Idee der Vaterlandsverteidigung brachte nicht nur eine abermalige Vergrößerung, sondern auch in dieser Masse einen so viel besseren Willen, daß aus ihm die neue Taktik entwickelt werden konnte.

In der Artillerie war die Konstruktion der Geschütze noch in den letzten Jahren der alten Monarchie durch Gribeauval wesentlich verbessert worden. Man hatte mehr und mehr herausgefunden, wo an Metall und Gewicht zu sparen war, ohne die Solidität der Geschütze zu beeinträchtigen. Bisher waren die schweren Geschütze vor Beginn der Schlacht an den Stellen, die dafür bestimmt wurden, aufgefahren und hatten ihren Platz dann gewöhnlich nicht mehr verändert. Man hatte deshalb damit auskommen können, sie von Bauern fahren zu lassen. Die vorgehenden Truppen aber wurden von den ganz leichten Bataillonsgeschützen begleitet, die von Mannschaften gezogen wurden. Gribeauval erleichterte nun die Feldgeschütze so weit, daß sie auf dem Schlachtfelde von den Soldaten selbst gezogen werden konnten, die er zu den Zweck mit ledernen Gurten ausstattete. Die Revolution führte reitende Artillerie nach Art der preußischen ein. Napoleon verbesserte gleich bei Beginn seines Kommandos diesen Zustand dadurch, daß er das Fahrpersonal militarisierte. Die Bauernknechte waren nur zu sehr geneigt gewesen, wenn sie in den Bereich des feindlichen Feuers kamen, mit den Pferden davonzugehn. Mit dem methodisch geschulten Personal und Pferden konnte die Artillerie jetzt der Infanterie auch auf dem Schlachtfelde nach Bedürfnis folgen und die von den Mannschaften gezogenen leichten Geschütze wurden dafür abgeschafft. Gewann die Artillerie auf diese Weise durch

ihre größere Beweglichkeit sehr an Bedeutung, so trat ihre Bedeutung ebenso wie die der Kavallerie zurück, weil das zahlenmäßige Wachsen der Heere ausschließlich der Infanterie zugute kam. Während Friedrich der Große zuletzt 7 Geschütze auf 1000 Mann Infanterie mit sich geführt hatte, sank das Verhältnis in den Revolutionskriegen auf 2, ja bis auf 1 Geschütz auf 1000 Mann, um dann unter dem Kaiserreich allmählich wieder zu steigen. Bei Wagram hatte Napoleon etwas über zwei Geschütze auf 1000 Mann (395 auf 180000), 1812 ungefähr drei[1]). Die größere Beweglichkeit dieser Artillerie aber ermöglichte die Aufstellung eines neuen taktischen Grundsatzes, für ihre Verwendung. Man konzentrierte die Feuerwirkung auf einen bestimmten Punkt, den man dadurch für den Einbruch der Infanterie reif machte. Das konnte um so leichter erreicht werden, wenn es gelang, den Feind damit zu überraschen. Auch diese Idee war bereits vor der Revolution in der französischen Armee aufgetreten und gelehrt worden[2]).

Die alten Armeen hatten als höchste dauernde Einheit das Regiment, und für jedes Gefecht wurden besondere ordres de bataille ausgegeben, die das Kommando der Treffen oder Treffenteile an die Generale verteilten. Das Tirailleur-Gefecht, das auf längere Dauer berechnet und oft auf gegenseitige Unterstützung der verschiedenen Waffengattungen angewiesen war, machte dauernde Verbände wünschenswert. Die Franzosen schufen deshalb die Divisionen und später die Armeekorps. Das scheint eine bloß äußerliche Anordnung, ist aber der Exponent eines ganz anderen Geistes in der Gefechtsführung. Die Friderizianische Schlacht war angelegt auf einen vom Oberfeldherrn selbst angesetzten, einheitlichen Gewaltstoß, der sehr schnell zur Entscheidung führen sollte und mußte. Jetzt zerfiel eine Schlacht in getrennte, vielleicht sogar zahlreiche getrennte Akte, in denen der Divisions- oder auch der Korps-Kommandeur über seine verschiedenen Waffen, seine Tirailleurs, seine geschlossene Infanterie, seine bewegliche Artillerie, nach eigenem Ermessen verfügte und der Feldherr erst in der Ent-

---

[1]) Freytag-Loringhoven, Die Heerführung Napoleons, S. 43, berechnet für 1809 „kaum mehr als $1^1/_2$ Geschütze auf 1000 Mann", für 1812 $3^1/_2$.

[2]) Caemmerer, Gesch. d. strateg. Wissenschaft S. 14 f. nach Colin. L'éducation militaire de Napoléon.

wickelung des Gefechts und je nach den Umständen den Entschluß faßte über den Stoß, der die Entscheidung bringen sollte.

Die treffenweise Aufstellung wurde zwar nicht aufgegeben, trat aber zurück. Statt dessen wurde immer bedeutsamer für den Verlauf der Schlacht die Zurückhaltung und Verwendung einer Reserve. Das Gefecht war nicht mehr angelegt auf die Entscheidung durch den ersten Stoß, sondern wurde zunächst eingeleitet und dann aus der Tiefe genährt, hingehalten oder gesteigert. „Die Schlachten werden nur gewonnen, indem man die Linie in einem kritischen Augenblick verstärkt", schrieb der Marschall St. Cyr[1]).

Man kann den Unterschied zwischen einer Friderizianischen und einer Napoleonischen Schlacht, wenn man die einzelnen Ausdrücke nicht gar zu sehr preßt, schematisch etwa in folgender Weise einander gegenüberstellen[2]).

Friderizianisch.	Napoleonisch.
Die Armee bildet einen einzigen, einheitlichen Körper.	Die Armee zerfällt in Korps und Divisionen.
Die Führer der Treffen oder Treffenteile haben keine andere Funktion, als das Kommando des Feldherrn weiterzugeben und voranreitend den Truppen ein Beispiel der Todesverachtung zu geben.	Die mittleren Führer haben selbständige Aufgaben und Gelegenheit, ihre militärische Erfahrung und ihr sachkundiges Urteil in Anwendung zu bringen.
Der Feldherr läßt nach einer bestimmten Idee aufmarschieren und angreifen.	Der Feldherr läßt die Schlacht an der ganzen Front beginnen und entscheidet von Moment zu Moment, wo und wie er sie fortsetzen und die Entscheidung suchen soll (on s'engage partout et après on voit)

²) Einen meisterhaften Ueberblick über den Gegensatz in der Schlachtenführung zwischen Friedrich und Napoleon gibt v. Caemmerer in „In Wehr und Waffen" II, S. 100 ff., besonders S. 108.

Keine oder sehr geringe Reserven.	Sehr starke Reserven.
Erster Stoß am heftigsten.	Letzter Stoß am heftigsten.
Der Zufall spielt eine große Rolle.	Der Zufall hat seine Macht, vermag aber Ueberlegenheit an Zahl und Führung nicht aufzuheben.

Wie der Feldherr die Schlacht in einzelne Akte zerlegt, deren Leitung er seinen Untergeneralen überträgt, so entbindet er sich auch von der Anordnung der Einzelheiten der Märsche. Von Napoleon berichtet Jomini, er habe mit einen auf 7—8 Wegstunden Luftlinie geöffneten Zirkel auf der Karte die Märsche der Armeekorps bestimmt. Auf dem Marsche von Boulogne nach der Donau 1805 sind 100 Meilen, also 2½ Meilen Luftlinie täglich im Durchschnitt gemacht worden.

Wie das Tiraillieren, so verlieh das neue Kriegswesen der französischen Armee noch eine zweite sehr wesentliche Eigenschaft. Die alten Armeen beruhten auf der geregelten Magazinal-Verpflegung; für 18 Tage sollte die Armee stets mit sich führen; für drei Tage Brot trug der Soldat selber, für sechs enthielt der Brotwagen, der jeder Kompagnie folgt, für neun Tage Mehl führten die Mehlwagen des Proviant-Fuhrwesens[1]). Die strenge Disziplin war ohne derartige Vorsorge nicht aufrecht zu erhalten. Je feiner diese Armeen ihr eigentümliches Wesen im Laufe des 18. Jahrhunderts ausgebildet hatten, desto mehr Gewicht hatte man darauf gelegt, daß der Soldat durch die Heeres-Verwaltung gut und zuverlässig versorgt werde. Das unmittelbare Bedürfnis der Disziplin und die allgemeine Staatsverfassung stimmten darin überein. Der Krieg war Sache der Obrigkeit und nicht der Untertanen; diese sollten, falls nicht gerade bei ihnen gefochten wurde, gar nicht merken, daß Krieg sei. Aufs strengste wurde der Soldat angehalten, Land und Volk bei seinen Durchmärschen und Lagerungen zu schonen. Die Franzosen ließen solche Schonung nicht gelten. Wie bei ihnen der Krieg Sache des ganzen Volkes war, das sein Blut opferte, so durfte der Krieg auch aus dem Lande nehmen, was er gebrauchte. Die Soldaten trieben, wo die Magazine ver-

[1]) Nach Lehmann, Scharnhorst II, 149.

sagten, das Nötige aus der Bevölkerung bei, wo sie gerade waren. Dieses Requirieren ging sehr leicht in Plünderung über, löste die Truppenverbände auf und beförderte das Marodieren mit seiner ansteckenden Kraft. Friedrich der Große hätte, wenn er das zuließ, besorgt, sein Heer durch Desertionen wegschmelzen zu sehen. Nur in einigen ganz seltenen Notfällen hat er die Soldaten durch die Quartierwirte verpflegen lassen. Auch die französischen Revolutions-Heere litten anfänglich sehr unter der Desertion, aber mit der Verpflegung hatte diese Desertion nichts zu tun und eine disziplinarische Aufsicht, sie zu verhindern, existierte ohnehin nicht. Nach Abschmelzen der unzuverlässigen Elemente blieb immer noch ein sehr erheblicher Teil bei den Fahnen, der ihnen aus eigenem Antrieb weiter folgte, freilich in seiner Zuchtlosigkeit wieder an die Banden des 30jährigen Krieges erinnerte.

General Laharpe meldete 1796 seinem Oberfeldherrn Bonaparte, seine Truppen seien schlimmer als jemals die Vandalen gewesen, zwei Brigadechefs gaben an einem Tage ihre Entlassung ein und Bonaparte selber schrieb dem Direktorium, er schäme sich, ein solches Raubgesindel zu befehligen. Unter dem Jubel der Bevölkerung waren die Franzosen, die ja den Völkern die Freiheit bringen wollten, in Mailand eingezogen, acht Tage darauf erhob sich, durch die Mißhandlungen zur Verzweiflung gebracht, die Bevölkerung gegen sie, wurde aber durch Füsilladen gebändigt. Nicht anders als Bonaparte aus Italien, berichtete Moreau aus Deutschland (17. Juli 1796): „Ich tue das Mögliche, den Plünderungen zu steuern, aber die Truppe hat seit zwei Monaten keinen Sold und die Proviantkolonnen können unsern raschen Märschen nicht folgen; die Bauern flüchten, die Soldaten verwüsten die leeren Häuser". Ebenso Jourdan (23. Juli): „Die Soldaten mißhandeln das Land aufs äußerste; ich erröte, ein Heer zu führen, welches sich auf so unwürdige Art beträgt. Wenn die Offiziere sich gegen die Mannschaften erheben, werden sie bedroht, ja es wird auf sie geschossen". Mit der Zeit gelang es den Generalen doch, die Zügel der Disziplin wieder in die Hand zu bekommen. Nicht bloß die Menschlichkeit, sondern auch das militärische Interesse verlangte es. Schon in dem angeführten Bericht weist Jourdan darauf hin, daß die Einwohner in ihrer Not zu den Waffen griffen und daß

es bald unmöglich sein werde, ohne Schutzmannschaft auf der Kommunikationslinie zu reisen. Es kam vor, daß Truppen, die sich nach einem siegreichen Gefecht requirierend und plündernd zerstreuten, nun überfallen und geschlagen wurden. Mit der Wiederherstellung der Ordnung wurden, wie in der Taktik, auch im Verpflegungswesen der französischen Armee die alten Formen sachgemäß wieder aufgenommen und nur im Notfalle der Soldat auf die regellose Selbstversorgung angewiesen. Der französische Verpflegungstrain blieb aber trotz der so sehr vergrößerten Armeen erheblich kleiner als in der alten Zeit. Nehmen wir hierzu die Verminderung der Offiziersbagage und die Abschaffung der Zelte, so mag es stimmen, wenn Rüstow berechnet hat, daß der ganze Troß der Infanterietruppe bei den Franzosen nur den achten oder zehnten Teil des preußischen im Jahre 1806 betragen habe[1]).

Friedrich schrieb einmal an den Feldmarschall Keith (11. August 1757) über einen Verpflegungstransport, den er erwartete, „auf ihn gründe ich die letzte Hoffnung des Staates". In Napoleons Munde wäre ein solcher Ausspruch eine Unmöglichkeit.

Kein zeitgenössischer Schriftsteller erwähnt, so weit ich gesehen habe, wie sehr die unmittelbare Verpflegung von Heeresmassen es dem Lande durch die Verbreitung und Zunahme des Anbaus der Kartoffeln in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erleichtert worden ist. Im Siebenjährigen Kriege spielte sie noch keine Rolle. 20 Jahre später ist der Bayerische Erbfolgekrieg scherzhafterweise schon danach benannt worden. Im Herbstfeldzug von 1813 waren sie zweifellos von großer Bedeutung.[2])

In eine so vortreffliche Ordnung Napoleon seine Armee gebracht hat, im Verpflegungswesen sind die alten Wunden doch immer von Zeit zu Zeit wieder aufgebrochen, und sobald hier etwas

---

[1]) Gesch. d. Infanterie II, 296.

[2]) Vergl. Gneisenaus Aeußerung zu York am Abend der Schlacht an der Katzbach. Delbrück, Leben Gneisenaus, I, 342. Napoleon schrieb am 24. Okt. 1805 in Augsburg an den Generalintendanten der Armee Petit er habe notgedrungen ohne Magazine operiert, aber trotz der günstigen Jahreszeit und trotz der fortgesetzten Siege habe der Soldat sehr gelitten. „Dans une saison, où il n'y avait point de pommes de terre dans les champs, ou si l'armée éprouvait quelques revers, le défaut de magasins nous conduirait aux plus grands malheurs."

fehlte, stellten sich auch sofort wieder die Uebel der Auflösung und der Undisziplin ein[1]).

Napoleon vollendet zugleich die Revolution und schließt sie ab. Er übt die höchste Gewalt nicht kraft eigenen Rechts, sondern als der Erwählte des Volkes; in einer allgemeinen Abstimmung hatte das französische Volk ihn in einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit erst zum Konsul, dann zum Kaiser ernannt. Trotz der Wiedererrichtung der Monarchie behielt also die Armee wesentliche Eigenschaften des in der Republik neugebildeten Charakters. Die Unterscheidung zwischen Offizierkorps und Mannschaft hatte nicht mehr die Natur einer ständischen Scheidung, sondern zwischen höherer und geringerer Bildung und Eignung, noch weiter überbrückt dadurch, daß auch ganz ungebildete Mannschaften bei bewährter Tüchtigkeit bis zum Hauptmann und bei besonderer Auszeichnung bis in die höchsten Stellen avancieren konnten. Jeder Soldat trug, wie man sagte, den Marschallsstab im Tornister. Das ist nun freilich nicht so zu verstehen, als ob die großen Marschälle Napoleons aus der Tiefe des Volkes emporgestiegen gewesen wären; bei weitem die meisten von ihnen waren, wie Bonaparte selber, schon vor der Revolution Berufssoldaten gewesen und ihre hervorragenden Leistungen beruhten nicht zum wenigsten darauf, daß die Revolution, von aller Tradition befreit, sie in einem Alter in führende Stellungen gebracht hatte, wo jugendliche Kraft sich mit jugendlichem Ehrgeiz und Wagemut paarte, um das Unerhörteste zu vollbringen. Napoleon selber war 27 Jahre alt, als er das

---

[1]) Lauriston au major-général 25. Mai 1813: „Je dois appeler l'attention de V.-A. sur la marche des troupes. La privation de distributions depuis plusieurs jours porte le soldat à oser tout pour se procurer des vivres Il y a bien moins de traînards que de gens qui vont en avant, du moment que l'on aperçoit quelque ville ou village. Les généraux font tout leurs efforts pour arrêter ce désordre; le petit nombre d'officiers paralyse les mesures, d'autant plus que ces officiers eux-mêmes cherchent des vivres." Rousset, La grande armée de 1813.

Den Zusammenhang von Disziplin und regelmäßiger Verpflegung kennzeichnet sehr gut ein Blücherscher (von Gneisenau aufgesetzter) Korpsbefehl vom 8. Mai 1813. „Wir müssen zur Behauptung unserer Disziplin den Soldaten zwar auf der einen Seite zwingen, daß wir zur Befriedigung seiner Bedürfnisse alle Mittel, die uns nur irgend zu Gebote stehen, ergreifen, aber auf der andern Seite auch einen strengen Haushalt beobachten." Weiter heißt es „. . . damit der Soldat sich von der Fürsorge seiner Oberen vollständig überzeugt . . "

Mitgeteilt im Leben Reihers, Beihefte z. Mil. Wochenblatt 1861, p. 84.

Kommando der italienischen Armee übernahm und die meisten seiner Marschälle waren nicht oder nur wenig älter.

Die allgemeine Wehrpflicht für die fünf Jahrgänge, vom 20. bis 25. Lebensjahre, wurde als Prinzip noch einmal im Jahre 1798 ausgesprochen, aber im Jahre 1800 durch die Gestattung der Stellvertretung eingeschränkt. Auch bis dahin war sie praktisch insofern nicht eigentlich in Geltung gewesen, als die jungen Leute sich massenhaft dem Dienst entzogen oder selbst, wenn sie schon bei der Armee waren, wieder nach Hause gingen. Die Verwaltung war nicht stark und durchgebildet genug, das zu verhindern, und man hatte auch die Stellvertretung schon einmal erlaubt, dann aber wieder abgeschafft. Die durch die Gesetze von 1798 und 1800 geschaffenen Konskription mit Stellvertretung ist nun ihrer Natur nach ein sehr dehnbares System und wurde tatsächlich sehr milde gehandhabt. Während jeder Jahrgang an dienstfähigen jungen Männern wenigstens 190 000 Köpfe zählte, hob Napoleon für die Jahre 1801 bis 1804 jährlich nur 30 000 Mann für die aktive Armee und 30 000 für eine Reserve aus, die nur 15 Tage im Jahr und einmal im Monat Sonntags exerzieren sollte. Bei Vollendung des 25. Lebensjahres war der Mann zu entlassen.

Von 1806 an wurden die Anforderungen größer und größer und die Bestimmung der Entlassung mit dem 25. Lebensjahr ist wohl, da jetzt der Kriegszustand dauernd wurde, nicht mehr zur Ausführung gekommen. Eine positive Ueberlieferung darüber gibt es nicht, ebenso wenig wie eine sichere Zahl, wie stark die tatsächlichen (nicht die verkündeten) Aushebungen 1812 bis 1814 geworden sind. Sicher ist nur, daß selbst in der Zeit vor 1805 die ganz milde Konskription auf starken Widerstand stieß und nur mit Gewalt durchzusetzen war. Man nannte die Ausgehobenen, die sich der Einstellung entzogen, „réfractaires“, spürte sie mit eigenen Gensdarmerie-Kommandos im Lande auf und führte sie gebunden den Regimentern zu oder drangsalierte ihre Eltern und Verwandten mit Einquartierung oder machte die Gemeinde verantwortlich[1]).

Von dem idealen Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht, wie ihn die Revolution verkündet hatte, hat man sich also sehr stark

[1]) v. Lettow-Vorbeck, Die französische Konskription unter Napoleon I. Beih. z. Mil. Wochenbl. (1892), 3. Heft.

entfernt. Man könnte sagen, diese Konskription sei nichts als die Wiederaufnahme des Systems der alten Monarchie: die Stellvertreter, die als Kapitulanten weiter dienten, bildeten ein berufsmäßiges Söldnertum und neben diesem hatten ja auch die Ludwige schon ausgehoben. Noch mehr würde der Vergleich stimmen mit der preußischen Kriegsverfassung, wo ja die Aushebung aus den Kantons eine wesentliche Rolle spielte und die Hälfte der Armee lieferte. Trotzdem ist, wenn auch gebrochen, von dem Geist des republikanischen Heeres viel in das napoleonische übergegangen, nicht bloß in dem anderen Geist des Offizierkorps, dem anderen Verhältnis zwischen Offizierkorps und Mannschaft, sondern auch im Wesen und im Geiste der Mannschaft. Sie waren eben ihrem Ursprung nach nicht Söldner, sondern Söhne und Verteidiger des französischen Vaterlandes, selbst dann, wenn sie es wider Willen waren. Es sind dies bloß relative, nicht absolute Gegensätze, auch in der altfranzösischen Armee hatte bereits ein nationaler Geist gelebt. Aber die Steigerung war so bedeutend, daß man den Gegensatz der beiden Typen als einen Art-Unterschied bezeichnen darf und muß.

Verglichen mit Preußen kann man wohl sagen, daß auf Grund des Kanton-Reglements hier schon ebenso scharf und noch schärfer ausgehoben wurde, als in Frankreich durch die Konskription, aber in Frankreich brachte diese ganz andere Massen, weil Frankreich fünfmal so viel Einwohner zählte wie Preußen und die preußischen Kantonisten, wenn sie auch vielfach eine starke Anhänglichkeit an den König und den Staat hatten, entbehrten doch notwendig der eigentlichen Kraft der Vaterlands-Idee, weil Preußen bloß ein dynastischer Zufalls-, kein National-Staat war. Endlich ist zu beachten, daß selbst, wenn die Eingeborenen die Hälfte und mehr als die Hälfte der Armee bildeten, gerade sie doch nur kurze Zeit unter der Fahne waren, während die in der Fremde Geworbenen dauernd den Dienst versahen, dem Ganzen also ihren Geist, das ist einen mehr oder weniger ehrenhaften militärischen Standesgeist, aber nicht den der Vaterlands-Verteidigung aufprägten.

Man kann sich den Unterschied nicht besser veranschaulichen, als wenn man die schon angeführten Vorschriften Friedrichs in seine bedeutendsten Lehrschrift über die Verhütung der

Desertion zusammenstellt mit dem Armeebefehl, mit dem sich Napoleon vor der Schlacht bei Austerlitz an seine Truppen wandte. Friedrich lehrte: „Es ist ein essentielles Devoir eines jeden Generals, der Desertion vorzubeugen. Dieses geschieht nun dadurch, wenn man evitieret, nahe an einem Walde zu kampieren; wenn man die Burschen öfters in ihren Zelten visitieren lässet; daß man Husaren-Patrouillen rund um das Lager gehen lässet; wenn man des Nachts Jäger in das Getreide postieret und gegen den Abend die Feldposten von der Kavallerie doublieren lässet; wenn man nicht leidet, daß der Soldat sich debandieret, sondern daß man die Offiziere obligieret, ihre Leute in Reihe und Gliedern zu führen, wenn Stroh und Wasser geholet wird; wenn das Marodieren sehr ernstlich bestrafet wird; wenn an den Marschtagen die Wachten in denen Dörfern nicht eher zurückgezogen werden, bis die Armee schon unter Gewehr stehet; wenn man bei Nacht nicht marschieret; wenn rigoureux verboten wird, daß bei Marschtagen kein Soldat sein Peloton verlassen darf; daß man seitwärts Husarenpatrouillen gehen lässet, wenn die Infanterie durch ein Holz passieret; wenn man jederzeit aufmerksam ist, damit es denen Truppen an keinen nöthigen fehle, es sei Brod, Fleisch, Branntwein, Stroh und dergleichen mehr."

Der Tagesbefehl Napoleons vom 24. November 1805 aber lautet: „Vorläufig soll Ruhe sein. Die Korpschefs werden Sorge tragen, eine Liste der Marodeure zu machen, die ohne legitime Ursache zurück geblieben sind. Sie werden den Soldaten anempfehlen, es jene als Schande empfinden zu lassen, denn die größte Strafe in einer französischen Armee, nicht teilgenommen zu haben an den Gefahren und Siegen, ist der Schimpf, der ihnen angetan wird von ihren Kameraden. Sollte es Leute geben, die sich in diesem Fall befinden, so zweifelt der Kaiser nicht, daß sie bereit sein werden, sich zu sammeln und sich um ihre Fahnen zu schließen."

Das den alten Söldner-Armeen eigentümliche Auslösen der Kriegsgefangenen um Geld, das „Ranzionieren" hatte die französische Nationalversammlung schon durch Dekrete (19. September 1792, 25. Mai 1793) verboten.

In seinen späteren Jahren, 1812 und 1813, als Napoleon gezwungen war, die Konskription immer schärfer anzuspannen, hat

auch er sehr unter der Desertion zu leiden gehabt. Ja man kann sagen, daß er die Feldzüge von 1812 und 1813 geradezu durch die Desertion verloren hat. Denn vermöge des Abströmens der Mannschaften schon auf dem Hinmarsch, kam er so schwach in Moskau an, daß er den Krieg nicht fortsetzen konnte, und wenn er den Herbstfeldzug 1813 mit einem Heer eröffnete, das den Verbündeten an Zahl nur wenig nachstand, zwei Monate darauf bei Leipzig aber nur wenig mehr als halb so stark war, wie seine Gegner, so wirkte dazu zwar manches zusammen, ganz besonders aber die unerhörte Stärke der Desertionen auf der französischen Seite.

Auch Friedrichs Heer wurde im Laufe des Siebenjährigen Krieges schlechter und schlechter, und wir haben gesehen, wie der König den Mangel bei der Infanterie zu ersetzen suchte durch Vermehrung der Artillerie. Bei Napoleon haben wir oben gesehen, ist ganz dasselbe, wenn auch nicht in demselben Maße festzustellen. Bei Friedrich führte diese innere Abwandlung in der Armee auch zu einer Abwandlung in der Strategie, bei Napoleon, wie wir noch sehen werden, nicht.

Auf die kürzeste Formel gebracht, unterscheidet sich das neue, in und von der Revolution geschaffene Kriegswesen von dem der alten Monarchie durch ein Dreifaches: das Heer ist viel größer, es tirailliert und es requiriert. Von diesen drei militärischen Qualitäten, in denen sich das neue Kriegswesen über die vorhergehende Epoche erhob, ist aber schließlich noch zu bemerken, daß sie nicht alle drei gleichmäßig und von Anfang an zur Geltung kommen. Die große Zahl trat namentlich im Anfang bei der levée en masse in Erscheinung, sank dann aber wieder zeitweilig zurück, so daß Napoleon in seinen ersten Feldzügen den Gegnern an Zahl nur gerade gewachsen war.

Die Generale der Republik und Marschälle Napoleons.

Dumouriez, geb. 1739; schon im Siebenjährigen Kriege Offizier.
Kellermann, geb. 1735; schon im Siebenjährigen Kriege Offizier.
Servan, geb. 1741, bei Ausbruch der Revolution Stabsoffizier.
Carnot, geb. 1753; bei Ausbruch der Revolution Ingenieur-Hauptmann.
Houchard, geb. 1740; bei Ausbruch der Revolution Dragoner-Rittmeister.
Hoche, geb. 1768; 1784 Soldat in der Garde, 1792 Leutnant.
Marceau, geb. 1769; 1785 Soldat, 1789 Sergeant, 1792 Chef eines Freiwilligen-Bataillons.
Pichegru, geb. 1761; Lehrer der Mathematik, 1783 Soldat, bei Ausbruch der Revolution officier de fortune.
Moreau, geb. 1763; Jurist, 1791 Chef eines Freiwilligen-Bataillons.
Jourdan, geb. 1762; 1778 Soldat und mit seinem Regiment 1784 in Amerika. Dann eine Zeit lang Hausierer. 1791 Chef eines Freiwilligen-Bataillons.
Scherer, geb. 1747; Offizier in österreichischen und holländischen Diensten, 1791 französischer Hauptmann.
Kleber, geb. 1753; Architekt, zeitweilig österreichischer Leutnant, 1792 Offizier in einem Freiwilligen-Bataillon.
Serrurier, geb. 1742; als officier de fortune bei Ausbruch der Revolution Hauptmann.
Berthier, geb. 1753; bei Ausbruch der Revolution Generalstabs-Offizier.
Moncey, geb. 1754, 1779 Unterleutnant, 1782 Leutnant.
Perignon, geb. 1754; 1784 Unterleutnant.
Lefebvre, geb. 1755; 1770 Soldat, 1782 Sergeant, 1789 Leutnant in der Nationalgarde.
Massena, geb. 1756; 1775 Soldat, bei Ausbruch der Revolution officier de fortune.
Augereau, geb. 1757; 1774 Soldat, 1776 desertiert, wird in Preußen Fechtmeister, kehrt bei Ausbruch der Revolution nach Frankreich zurück und wird adjutant-major (officier de fortune) bei der legion germanique.
Bernadotte, geb. 1763; Soldat 1779, bei Ausbruch der Revolution officier de fortune.

Brune, geb. 1763; Jurist, 1791 Freiwilliger.
Gouvion St. Cyr, geb. 1764; Kunstmaler, 1792 Freiwilliger.
Victor, geb. 1764; Soldat seit 1781.
Macdonald, geb. 1765; 1784 Leutnant.
Grouchy, geb. 1766; 1781 Leutnant.
Oudinot, geb. 1767; 1784 Soldat.
Murat, geb. 1767; Soldat 1787.
Bessières, geb. 1768; aus einer Juristenfamilie, wird 1792 Soldat, 1793 Unterleutnant.
Mortier, geb. 1768; Sohn eines Abgeordneten der Nationalversammlung 1791 Freiwilliger und sofort zum Hauptmann gewählt.
Desaix, geb. 1768; 1783 Unterleutnant.
Ney, geb. 1769; 1788 Soldat.
Soult, geb. 1769; Soldat 1785, bei Ausbruch der Revolution Unteroffizier.
Lannes, geb. 1769; Sohn eines Stallknechts, Färber, 1792 Freiwilliger.
Bonaparte, geb. 1769; 1785 Leutnant.
Suchet, geb. 1770; 1792 Soldat.
Davoust, geb. 1770; auf der Kriegsschule zu Paris, 1788 Leutnant.
Marmont, geb. 1774; Sohn eines Ritters des Ludwigsordens, 1790 Unterleutnant.

Offiziere schon in der alten Armee waren also:
(abgesehen von Lafayette, Custine, Biron, Beauharnais)

Dumouriez, Kellermann, Servan, Carnot, Houchard, Berthier, Moncey, Grouchy, Desaix, Macdonald, Bonaparte, Perignon, Davoust, Marmont.

Officiers de fortune:

Pichegru, Bernadotte, Massena, Serrurier.

Aussicht auf diese Carriere hätten gehabt:

Augereau, Soult, Ney, Murat, Victor, Oudinot.

Offiziere in fremden Diensten:

Scherer, Kleber.

In der alten Armee wären Gemeine geblieben oder höchstens Unteroffiziere geworden:

Jourdan, Hoche, Marceau, Lefebvre, Lannes.

Zivilisten mit höherer Bildung, die erst bei der Revolution in die Armee eintraten:

Moreau, Brune, Mortier, Bessières, Suchet, St. Cyr.

Drittes Kapitel.

Napoleonische Strategie.[1])

Das natürliche Grundgesetz der Strategie ist, wie wir uns wiederholen wollen, die Kräfte zusammen zu nehmen, die Hauptmacht des Feindes aufzusuchen, sie zu schlagen, und den Sieg zu verfolgen, bis der Besiegte sich dem Willen des Siegers unterwirft und seine Bedingungen annimmt, äußersten Falles bis zur Besetzung des ganzen feindlichen Landes. „Die Vernichtung der feindlichen Streitkraft ist unter allen Zwecken, die im Kriege verfolgt werden können, immer der über Alles gebietende" (Clausewitz). Diese also, nicht ein geographischer Punkt, ein Gebiet, eine Stadt oder eine Stellung oder ein Magazin ist das Objekt des Angriffs. Ist es gelungen, vermöge einer großen taktischen Entscheidung die feindliche Streitmacht physisch und moralisch so weit zu zerstören, daß sie nicht weiter zu kämpfen vermag, so dehnt der Sieger seinen Sieg so weit aus, wie er es für seinen politischen Zweck angezeigt hält.

Die Heere der alten Monarchie waren zu klein, in ihrer Taktik zu unbeholfen, in ihrer Zusammensetzung zu unzuverlässig,

[1]) Napoleon als Feldherr von Graf York ist ein gern und viel gelesenes Buch, und ich habe ihm dies und jenes entnommen; es muß aber doch in den wesentlichsten Zügen abgelehnt werden. Der Autor lehnt sich zu seinem Schaden mehr an Jomini als an Clousewitz an: es ist, als ob der alte Gegensatz Gneisenau-York hier noch einmal zum Ausdruck käme, als ob der Enkel des Generals York den Freund und Jünger Gneisenaus, Clausewitz, nicht anerkennen wolle. Das Quellenstudium ist oft unzureichend, und ganz besonders ist die Vorstellung abzuweisen, als ob die Kraft Napoleons seit 1809 im Niedergang begriffen gewesen und er von sich selber abgefallen sei. Eine Hauptstelle, die er dafür anführt (II 95, Brief an Clarke v. 21. August 1809) beruht auf falscher Uebersetzung. Napoleon sagt nicht, man dürfe eine Schlacht nur schlagen „wenn man keine neue Glückswendung mehr zu hoffen hat", sondern man solle sie nicht schlagen so lange man hoffen darf, daß die Chancen des Erfolges sich noch bessern. Vgl. S. 491 Anm.

um diese Grundsätze in ihrer Kriegführung durchführen zu können. Sie lagen fest vor Stellungen, die für ihre Taktik unangreifbar waren, sie konnten sie nicht umgehen, weil sie ihre Verpflegung mit sich schleppen mußten. Sie konnten sich nur mäßig tief ins feindliche Land hineinwagen, weil sie große Gebiete nicht zu decken vermochten und die gesicherte Verbindung mit ihrer Basis unter allen Umständen hüten mußten.

Napoleon sieht sich von diesen Fesseln befreit. Er legt von vornherein alles an auf die taktische Entscheidung, die das feindliche Feldheer außer Spiel setzen soll, und verfolgt dann seinen Sieg, bis der Feind sich seinen Bedingungen unterwirft. Aus diesem obersten Grundsatz ergeben sich Konsequenzen, die von den Feldzugplänen bis in jede einzelne kriegerische Handlung reichen. Da von vornherein alles angelegt ist auf eine überwältigende taktische Entscheidung, so sind alle anderen Zwecke und Rücksichten diesem einen obersten Zwecke untergeordnet und der Feldzugsplan ist von einer gewissen natürlichen Einfachheit. Die Ermattungsstrategie ist aufgebaut auf einzelne Unternehmungen, die so oder auch anders gestaltet sein können. Friedrich hat im Beginn des Siebenjährigen Krieges geschwankt zwischen den allerverschiedensten, ja entgegengesetzten Plänen. Je unternehmender, je aktiver der Feldherr ist, desto mehr Möglichkeiten erscheinen vor seiner Phantasie und desto subjektiver sind seine Entscheidungen. Napoleons Feldzugspläne haben eine innere objektive Notwendigkeit. Wenn man sie erst erkannt und sich klar gemacht hat, hat man das Gefühl, daß sie gar nicht anders sein konnten, daß die schöpferische Tat des strategischen Genius nur darin bestand, das herauszufinden, was die Natur der Dinge gebot. Der Empire-Styl, von dem man in der Kunstgeschichte spricht, mit seinem Klassizismus, seiner gradlinigen Einfachheit läßt einen gewissen Vergleich auch mit der Kriegskunst der Epoche zu.

Suchen wir einen Ueberblick zu gewinnen über die positiven Konsequenzen, die sich unmittelbar aus diesem Gegensatz der Grundprinzipien ergeben. Wir brauchen sie nicht dialektisch zu entwickeln, sondern können sie ablesen aus den Taten der großen Meister, Napoleon und Friedrich.

Napoleon faßte bei seinen Feldzugsideen das feindliche Heer ins Auge und legt von vorn herein alles darauf an, dieses nicht nur anzugreifen, sondern womöglich zu vernichten. Auch Friedrich hat den Grundsatz aufgestellt, „wer alles konservieren will, der konserviert nichts. Das essentiellste Stück, woran man sich also zu halten hat, ist die feindliche Armee." Wir haben aber gesehen, daß für Friedrich dieser Grundsatz doch nur eine relative Bedeutung hatte, daß er immer wieder und sehr stark davon abgewichen ist. Für Napoleon galt er unbedingt. Napoleon kann, wenn er es mit mehreren Gegnern zu tun hat, sie alle einzeln, einen nach dem andern abtun. 1805 hatte er die Oesterreicher besiegt (bei Ulm), ehe die Russen zur Stelle waren; dann die Russen mit den Resten der Oesterreicher (bei Austerlitz), ehe die Preußen eingriffen. 1806 besiegte er wieder die Preußen, ehe die Russen da waren (bei Jena) und 1807 die Russen, ehe die Oesterreicher sich von neuem aufgerafft hatten.

Friedrich hat bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges ganz anders gehandelt. Schon im Juli 1756 war die Situation völlig reif, die Oesterreicher noch nicht gerüstet, die Russen und Franzosen fern. Statt aber so schnell wie möglich zuzuschlagen, hat Friedrich den Kriegsbeginn künstlich bis Ende August hinausgezögert. Wäre er Niederwerfungsstrateg gewesen, d. h. hätten ihm seine Mittel erlaubt, Niederwerfungsstrateg zu sein, so müßten wir in diesem Verhalten den schwersten strategischen Fehler seiner ganzen Kriegslaufbahn feststellen. Da aber selbst unter den allergünstigsten Verhältnissen der Plan einer völligen Niederwerfung Oesterreichs für ihn ausgeschlossen war, so handelte er richtig, indem er für dieses Jahr sich auf die Okkupation Sachsens beschränkte und sie so spät vornahm, daß die Franzosen es nicht mehr für angezeigt hielten, ihn darin zu stören.

Man sieht, wie zweckwidrig diejenigen handeln, die zu höherem Ruhme Friedrichs zu beweisen suchen, daß er im folgenden Jahr, 1757, den Plan der Niederwerfung Oesterreichs (Schlacht bei Prag; Belagerung von Prag) wirklich gehabt habe. Wenn dieser Plan 1757 wirklich ausführbar gewesen wäre, wie viel leichter hätte er es 1756 sein müssen! Klar und folgerichtig ist Friedrichs Verfahren nur auf dem Boden der Ermattungsstrategie.

Ist dem aber so, so dürfen wir umgekehrt diesen Eingang des Siebenjährigen Krieges in seinem fundamentalen Gegensatz zu Napoleons Verfahren 1805 und 1806 verwerten als schönsten und fruchtbarsten Beleg für den natürlichen Gegensatz zwischen dem Wesen und den Grundsätzen der beiden historisch festzustellenden Arten der Strategie.

Suchen wir auf diesem Wege weiter.

In der Ermattungsstrategie stehen Festungsbelagerungen, ihre Verhinderung, der Entsatz im Vordergrund der Ereignisse; bei Friedrich weniger als bei seinen Vorgängern, aber immer noch sehr bedeutsam. Napoleon hat in all' seinen Feldzügen (abgesehen von Nebenunternehmungen) nur zwei Festungen belagert, Mantua 1796 und Danzig 1807.

Auch zu diesen beiden Belagerungen entschließt er sich nur, weil er im Augenblick mit den vorhandenen Kräften den Krieg im freien Felde, gegen die feindliche Heeresmacht, nicht fortzusetzen, nicht weiterzutreiben vermag. Man belagert in der Niederwerfungsstrategie nur, was man schlechterdings nicht vermeiden kann, zu belagern, es sei denn, daß es die feindliche Hauptstadt selber sei, wie 1870 Paris, oder daß ein ganzes feindliches Heer in der Festung eingeschlossen ist, wie 1870 in Metz, oder daß es sich um kleinere Neben-Aktionen handelt. Für Friedrich ist die Einnahme einer Festung, wie Neiße (1741), Prag, Olmütz, Schweidnitz (1762) oft das eigentliche Ziel eines Feldzuges.

Friedrich lehrte ausdrücklich: „Wenn ihr ein Land findet, wo es viele feste Plätze gibt, so lasset keine hinter euch, sondern nehmt sie alle ein; alsdann geht ihr methodisch vor und ihr habt nichts für Euren Rücken zu fürchten"[1]).

Wenn die Verbündeten sich bei ihrem Eindringen in Frankreich im Jahre 1814 an diesen Friderizianischen Grundsatz hätten halten wollen, hätten sie Napoleon niemals überwältigt.

Friedrich baute Kanäle; er gebrauchte die Wasserstraßen nicht nur für den Handelsverkehr, sondern auch für die Verpflegung seiner Truppen. Napoleon baute Chausseen; er führte den Krieg vor allem mit Marschieren.

---

[1]) Pensées et règles générales pour la guerre (1755). Artikel Projets de campagne.

Für Friedrich ist die Schlacht nach einem öfter von ihm gebrauchten Ausdruck ein „Brechmittel“, das man einem Kranken gibt. Es blieb mir nichts anderes übrig, schreibt er öfter, wenn er den Entschluß zu einer Schlacht rechtfertigen will[1]). Sie ist ihm eine Frage an das Schicksal, eine Herausforderung des Zufalls, der in unberechenbarer Weise den Ausgang bestimmen kann. Napoleon erklärte es für seinen Grundsatz, sich auf keine Schlacht einzulassen, wenn er nicht 70% Chancen des Gewinns für sich habe.[2]) Hätte Friedrich sich an diesen Grundsatz halten wollen, so hätte er kaum je eine Schlacht schlagen können. Das ist nicht etwa ein Unterschied in der Kühnheit der beiden Feldherren, von der nicht die Rede sein kann, sondern liegt in der Verschiedenheit des Systems: wollte der Niederwerfungsstrateg die Schlacht als eine Zufallsentscheidung ansehn, so wäre der ganze Krieg auf den Zufall gestellt, denn die Schlacht ist es, die ihn entscheidet. In der Ermattungsstrategie ist die Schlacht nur ein Moment unter mehreren und ihre Entscheidung kann wieder ausgeglichen werden. Friedrich schrieb einmal, als er eine Schlacht erwog, selbst wenn sie verloren gehen sollte, so würden unsere Angelegenheiten darum nicht schlechter stehen, als es ohnehin der Fall sei[3]). In Napoleons Munde wäre ein solcher Satz unverständlich und unmöglich. Eine verlorene oder gewonnene Schlacht ändert für ihn und in seinen Augen unter allen Umständen die Situation von Grund aus. Kunersdorf war für Preußen zu verwinden, Jena nicht. Von Friedrich haben wir gesehn, wie sehr der auch von ihm öfter proklamierte Satz, daß zur Schlacht alle verfügbaren Kräfte herangezogen werden müßten, in der Praxis eingeschränkt wurde. Napoleon führte ihn wirklich

---

[1]) Vergl. oben S. 360; ferner an Winterfeld, 5. August 1757: „Ich wollte zwischen Reichenbach und Bernstädtel marschieren, um ihm (dem Feinde) Jalousie auf Görlitz zu geben; geht es, so ist es gut, will er aber nicht von Zittau fort, so bin ich schon gezwungen, ihm zu attaquiren, wo ich ihm finde, anderen Rath weiß ich nicht.“

[2]) An den Kriegsminister Clarke 21. 8. 09. „. . . que les batailles ne doivent pas se donner, si l'on ne peut calculer en sa faveur 70 chances de succès sur 100, que même on ne doit livrer bataille que lorsqu'on n'a plus de nouvelles chances à espérer, puisque de sa nature le sort d'une bataille est toujours douteux; mais qu'une fois qu'elle est resolue on doit vaincre ou périr.“

[3]) An den Prinzen Heinrich, 8. März 1760.

durch, obschon auch das natürlich nicht absolut zu nehmen ist[1]). Er schrieb an Marmont (15. November 1805): „Man schreibt mir etwas mehr Talent als Andern zu und doch, um einem Feinde, den ich gewohnt bin zu schlagen, eine Schlacht zu liefern, glaube ich niemals genug Truppen zu haben; ich rufe zu mir heran Alles, was ich vereinigen kann."

Friedrich hatte den Grundsatz, einen möglichst weit ausgreifenden Feldzugsplan zu entwerfen, von dem er sich selber von vornherein sagte, daß er in der Ausführung zusammenschrumpfen werde. Immer von Neuem bekennt er sich zu diesem Grundsatz. „Großzügige Feldzugspläne", heißt es im Politischen Testament von 1768, „sind unzweifelhaft die besten, weil man bei ihrer Ausführung sofort bemerkt, was unausführbar sein würde, und indem man sich auf das Ausführbare beschränkt, kommt man weiter, als bei einem kleinen Projekt, was niemals zu etwas Großem führen kann." „Solche großen Pläne sind nicht immer erfolgreich; gelingen sie, so entscheiden sie den Krieg." „Macht vier Projekte dieser Art, und wenn eins davon glückt, so seid Ihr für alle Mühe belohnt."[2]) Vergleicht man also seine ursprünglichen Entwürfe mit der späteren Ausführung, so ist man dem Eindruck ausgesetzt, als ob seine Tatkraft nicht auf der Höhe seiner strategischen Ideen gewesen sei. Nichts wäre falscher. Mit vollem Bewußtsein entwarf er zunächst Pläne, die über das Mögliche hinausgingen, um unter keinen Umständen unter dem Möglichen zu bleiben. Die harten Tatsachen setzten ihre Grenzen; er wußte, daß sie es tun würden und wollte, daß es so sei. Seine strategischen Ideen dürfen also immer nur mit diesem Vorbehalt gewürdigt und eingeschätzt werden. Für Napoleon gilt das Gegenteil. Seine Pläne sind in der Ausführung nicht zusammengeschrumpft, sondern eher noch gewachsen. Er sagte von sich selber: „Es gibt keinen kleimütigeren Men-

---

[1]) Die Stellen, in denen Napoleon sich für das Zusammenhalten aller Truppen vor der Schlacht ausspricht, sind zusammengestellt in einer vorzüglichen Untersuchung von Balck, „Napoleonische Schlachtenanlage und Schlachtenleitung", Beih. z. Mil. Wochenbl., 2. Heft, 1901.

[2]) Aehnlich Oevr. XXIX, 70, 78, 91, 148. Réflexions sur les projets de campagne. 1775. Exposé sur le gouvernement prussien. 1776. Réflexions sur les mesures à prendre au cas d'une guerre nouvelle avec les Autrichiens. 1779.

schen als mich, wenn ich einen Feldzugsplan entwerfe; ich stelle mir alle Gefahren übertrieben vor und sehe alle Umstände so schwarz wie möglich; ich bin in einer peinlichen Aufregung. Das hindert mich freilich nicht, vor meiner Umgebung durchaus heiter zu erscheinen. Ist aber mein Entschluß einmal gefaßt, dann vergesse ich alles und denke nur an das, was ihn gelingen lassen kann."

In der friderizianischen Schlacht ist alles angelegt auf eine einheitliche zusammenhängende Wirkung; der erste Stoß soll auch die Entscheidung bringen. Napoleon tritt ein in eine Schlacht oft ohne einen bestimmten Plan, ohne auch nur eine genauere Vorstellung von der Position des Gegners. Man engagiert sich, sagt er, und sieht dann, was zu tun ist. Ein sehr bedeutender Teil der Armee muß also in der Reserve bleiben, um mit ihr an der von dem Feldherrn anzuweisenden Stelle die Entscheidung zu erkämpfen. In erster Linie geht dieser Unterschied zwischen der friderizianischen und der Napoleonischen Schlacht auf die verschiedene Taktik zurück, die Linear-Aufstellung und das Schützengefecht. Es ist jedoch auch ein Zusammenhang mit der Strategie vorhanden. Die Napoleonische Schlacht erwächst organisch aus den vorhergehenden Operationen, oft unvorhergesehen. Die friderizianische Schlacht entspringt einem mehr oder weniger vorbereiteten subjektiven Entschluß, sieht also ab von einer langen Einleitung und sucht die Entscheidung je schneller, je lieber.

Friedrich konnte sich sein Leben lang nicht genug tun in Erwägungen über strategische Grundsätze, Hilfsmittel und Pläne. Napoleon sagte: „Je ne connais que trois choses à la guerre; c'est faire dix lieues par jour, combattre et rester en repos".

Was von der einzelnen Schlacht gilt, daß Napoleon sie sich ohne vorgefaßte Idee entwickeln ließ, das gilt auch von seiner Strategie. Er selber hat gesagt, er habe niemals einen Feldzugsplan gehabt. Das steht nicht etwa im Widerspruch zu dem Satz, den wir oben gehört haben, daß er bei der Ausarbeitung seiner Pläne überaus ängstlich gewesen sei. Ein oft zitiertes Wort von Moltke lautet: „Kein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus. Nur der Laie glaubt in dem Verlauf eines Feldzuges die konsequente Durchführung eines im voraus gefaßten,

in allen Einzelheiten überlegten und bis ans Ende festgehaltenen, ursprünglichen Gedankens zu erblicken". In diesem Sinne meint auch Napoleon, daß er nie einen Feldzugsplan gehabt habe. Nichtsdestoweniger hatte er für und bei dem Aufmarsch seiner Truppen natürlich eine sehr bestimmte Idee und erwog mit Sorgsamkeit die Möglichkeiten, die sich daraus ergaben, ohne sich aber für diese oder jene im voraus zu entscheiden. In der Ermattungsstrategie finden wir immer wieder die von weit her festgelegten Feldzugspläne, bei Friedrich wohl nicht in dem Maße, wie bei seinen Zeitgenossen, aber der Natur der Dinge gemäß doch auch bei ihm.

Auch Napoleon war nicht stark genug, die Niederwerfung seiner Gegner bis auf den Punkt zu treiben, wie etwa Alexander der Große, der ganz Persien in Besitz nahm. Selbst die Preußen hätten 1807 noch weiter gekämpft, wenn die Russen sich dazu bereit gefunden hätten. Nicht bloß durch den Sieg, sondern schließlich auch durch Politik, hat Napoleon seine Kriege zu Ende gebracht. Man könnte also sagen, zwischen ihm und seinem Vorgänger sei der Unterschied doch nur ein relativer. Wir haben aber gesehen, daß die praktischen Unterschiede fundamental sind, und daß Napoleon tatsächlich nach den sich logisch aus dem Wesen der Niederwerfungsstrategie sich ergebenden Grundsätzen gehandelt hat, nicht anders als Alexander der Große. Er konnte das, weil er sicher war oder sicher zu sein glaubte, daß, wenn ihm an der völligen Niederwerfung des Feindes schließlich noch etwas fehlte, ihm sozusagen der Atem ausging, er fähig sein werde, das Fehlende durch die Politik zu ergänzen. Ja, man darf sagen, eben hier liegt seine historische Größe. Seiner tiefsten Anlage nach ist Napoleon noch viel mehr Staatsmann als Soldat. Weder als junger Mensch noch später hat er kriegsgeschichtliche oder theoretische Studien getrieben. Alle denkenden Militärs beschäftigten sich mit der Frage, ob man nicht von den dünnen Linien wieder zur tiefen Kolonne zurückkehren solle; bei dem Leutnant Bonaparte findet sich keine Spur davon. Friedrich las, was es immer an alter und neuerer Literatur über Kriegswesen und Kriegsgeschichte gab. Auch Napoleon hat allerdings öfter darauf hingewiesen, daß ein Soldat die Taten der großen Feldherren studieren müsse, um von ihnen zu lernen — er nennt Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne,

Eugen, Friedrich — aber er selber kannte neben Cäsar wesentlich nur die recht unmilitärischen Biographien Plutarchs und las lieber politische und moralphilosophische Schriften. Nichts charakteristischer für ihn als das Verhalten beim Ausbruch des Revolutionskrieges. Er war französischer Leutnant; wäre die militärische Neigung in ihm die stärkste gewesen, so hätte es ihn treiben müssen, mit seinem Regiment in den Kampf zu ziehen an die Front, umsomehr, da er mit Eifer den neuen politischen Ideen anhing. Aber das ganze erste Jahr hat der junge Offizier sich dem Kriege entzogen und sich mit etwas abenteuerlichen Plänen korsikanischer Politik umgetrieben. Erst als diese gescheitert waren, ging er zur Armee. Gleich sein erster großer Feldzugsplan aber, nachdem ihm 1796 der Oberbefehl in Italien übertragen war, war politisch aufgebaut, auf die Trennung Sardiniens von Oesterreich, und politisch hat er schließlich auch den Kampf gegen Oesterreich 1797 zu Ende gebracht, indem er, schon nahe vor Wien stehend, den Besiegten doch nicht bloß Abtretungen auferlegte (Belgien und Mailand), sondern ihnen auch eine große Erwerbung in Aussicht stellte (Venetien). Ganz ähnlich ist es bei seinen späteren Kriegen; bei all seiner ausschweifenden Phantasie hat er doch auch Blick für die Grenzen seiner Kraft. Ob seit 1812 diese Besonnenheit ihn verlassen hatte und ihn nicht mehr in Schranken hielt, oder ob eine unentrinnbare innere Notwendigkeit ihn darüber hinausführte, mag zunächst dahingestellt bleiben. Wir halten uns daran, daß seine Verhältnisse ihm ermöglichten, was Gustav Adolph, den Feldherrn Ludwig XIV., dem Prinzen Eugen und Friedrich dem Großen versagt war, seine Feldzugspläne nicht auf bloße Ermattung, sondern auf Niederwerfung des Gegners anzulegen, um dann sein Werk politisch zu vollenden.

Wenn man etwa meinen wollte, daß nun auf dem Boden der neuen Verhältnisse die neue Strategie als ein Naturprodukt von selbst erwachsen wäre, so wäre das ein Irrtum. Erst das schöpferische Genie einer großen Persönlichkeit hat aus dem gegebenen Stoff die neue Erscheinung tatsächlich gestaltet. Grade an solchen Stellen erkennt man mit besonderer Deutlichkeit, daß die Weltgeschichte keineswegs, wie die Materialisten meinen, ein Naturprozeß ist. Man ersieht das, wenn man die ersten Feldzüge, in denen die

neue Strategie zur Tat wird, die Feldzüge des Generals Bonaparte vergleicht mit denjenigen des bedeutendsten seiner Kollegen, des Generals Moreau.

Nachdem das Jahr 1795 ohne große Entscheidungen vorübergegangen, Preußen aber mit dem Baseler Frieden ausgeschieden war, stellten die Franzosen im Frühjahr 1796 drei Heere auf, eines unter Bonaparte in Italien, eines unter Moreau am Oberrhein, eines unter Jourdan am Mittelrhein bis Düsseldorf. Mit Hilfe der englischen Subsidien hatten die Oesterreicher zusammen mit ihren kleineren Bundesgenossen es fertig gebracht, den Franzosen Heere gegenüber zu stellen, die ihnen an Zahl nicht nur gewachsen, sondern sogar um einiges überlegen waren. Hier wie dort waren die Truppen nach dem Grundsatz der Gebietsdeckung auf eine lange Front verteilt. Bonaparte, dessen Truppen teils in den Alpen, teils an der Riviera entlang bis in die Nähe von Genua standen, zog nun seine Hauptkraft auf seinen äußersten rechten Flügel in der Riviera zusammen, so daß er seine Verbindung mit Frankreich nur schwach gedeckt ließ. Von beiden Seiten ging man sich über die Apenninpässe entgegen, aber obgleich im ganzen um einige 1000 Mann schwächer, waren die Franzosen vermöge ihrer Truppenverteilung in jedem einzelnen Gefecht ihren Gegnern überlegen, schlugen die mittelste Kolonne, drängten sich dadurch zwischen die österreichische und die sardinische Armee[1]) und gewannen vollends die Oberhand, indem der General dem König von Sardinien einen vorteilhaften Waffenstillstand bewilligte. So trieb Bonaparte die Oesterreicher zurück bis auf Mantua, schloß die Reste der Armee hier ein und belagerte sie. Viermal kamen die Oesterreicher aus den Alpen herabgestiegen, Mantua zu entsetzen. Jedesmal wurden sie von den Franzosen geschlagen; einmal in der Art, daß Bonaparte die Einschließung der Festung aufgab und sein schweres Geschütz opferte, um die Ueberlegenheit bei der Entscheidung im freien Felde zu gewinnen.

Als er gesiegt hatte und über den Waffenstillstand bei Leoben verhandelte, sagte er zu den österreichischen Generalen: „Es gibt

---

[1]) Für die Einzelheiten sei verwiesen auf die „Studien zur ersten Phase des Feldzuges von 1796 in Italien“ von Erich Eckstorff, Berl. Dissert. 1901, wo die ganz falschen Darstellungen von Jomini und Graf York zurückgewiesen werden, auch ein Irrtum von Clausewitz berichtigt ist.

in Europa viele gute Generale; aber sie sehen zu viel auf einmal. Ich, ich sehe nur eins, das sind die Massen. Ich suche sie zu vernichten, weil ich sicher bin, daß alles andere damit zugleich fällt".

Etwas später sagte er in Mailand: „Das Wesen der Strategie besteht darin, mit einer schwächeren Armee stets mehr Kräfte auf dem Angriffspunkt oder auf dem Punkt zu haben, auf dem man angegriffen wird, als der Gegner". Endlich auf St. Helena: „In den Revolutionskriegen hatte man das falsche System, seine Kräfte zu zersplittern, Kolonnen nach rechts und Kolonnen nach links zu senden; was ganz verkehrt ist. Was mir in Wahrheit so viel Siege verschafft hat, das ist das entgegengesetzte System. Denn am Tage vor der Schlacht zog ich meine Divisionen, statt sie auseinandergehen zu lassen, alle auf den Punkt zusammen, den ich überwältigen wollte. Dort war meine Armee massiert, und warf mit Leichtigkeit das, was ihr gegenüberstand und notwendigerweise stets schwächer war, über den Haufen[1])."

Es wäre sachlich für Moreau und Jourdan durchaus angängig gewesen, in Deutschland in derselben Art zu operieren, wie Bonaparte in Italien. Die Oesterreicher unter Führung des Erzherzogs Karl standen verteilt auf einer Front, die von Basel bis zur Sieg reichte. Die Kräfte waren, nachdem ein Korps unter Wurmser wegen der Erfolge Bonapartes nach Italien abgegeben war, ziemlich gleich. Die Franzosen hätten unter Konzentrierung ihrer Truppen die österreichischen Korps einzeln angreifen und schlagen können. Kräftige Schläge wurden auch beabsichtigt; als das eigentliche Ziel aber wurde angesehn nicht die Vernichtung der feindlichen Streitmacht, sondern der Geländegewinn. Unter wenig bedeutenden Gefechten manövrierten die beiden französischen Generale den Erzherzog bis nach Bayern zurück. Moreau kam bis an die Isar. Mittlerweile aber hatte der Erzherzog sich mit seinen Hauptkräften gegen Jourdan gewandt, brachte diesem bei Würzburg eine Schlappe bei und drückte ihn bis an den Rhein zurück. Moreau hatte an der Isar mehr als die doppelte Ueberlegenheit über seine Gegner; dennoch trat auch er den Rückzug an, wußte auch weiter seine

[1]) Die drei Zitate nach Kuhl, „Bonapartes erster Feldzug 1796". Berlin 1902, S. 319.

Ueberlegenheit nicht auszunutzen, und nach vier Monaten standen die beiden Gegner wieder ziemlich in denselben Stellungen wie bei Beginn der Feindseligkeiten. Die öffentliche Meinung aber rechnete Moreau den glücklichen, verlustlosen Rückzug durch das Höllental noch als eine große strategische Leistung an.

Der französische Feldzugsplan mit der Aufstellung der drei Heere Bonaparte, Moreau, Jourdan stammte von dem Kriegsminister Carnot, und man hat in ihm eine strategische Konzeption größten Stiles sehen wollen in der Meinung, daß Carnot den drei Heeren konzentrisch die Richtung auf Wien habe geben wollen. Richtig ist, daß Carnot ein Zusammenwirken vom italienischen und deutschen Kriegsschauplatz aus ins Auge gefaßt hat, aber doch nicht in dem Sinne, daß die drei Heere, jedes auf gesonderter Basis vorrückend, sich endlich auf dem Schlachtfeld zur Vernichtung der feindlichen Streitkraft zusammenfinden sollten, sondern das Ziel war ihm das gegenseitige Sekundieren, um durch Flankenbedrohung den Gegner weiter und weiter zurückzumanövrieren und Gelände zu gewinnen. Man kann den Plan einigermaßen mit dem Einmarsch Friedrichs in Böhmen im Jahre 1757 vergleichen. Wie Friedrich das Wesen dieses Planes darin erblickte, daß er den Feind „fast aus Böhmen herausjage"[1], aber auch möglichste Schläge dabei austeilen wollte, so schrieb auch Carnot an die Generale, indem er ihnen ausmalte, wie sie den Gegner überflügeln und seine Magazine nehmen würden, gleichzeitig, sie sollten immer kräftig angreifen und mit der Verfolgung nicht nachlassen, bis sie den Feind völlig geschlagen und aufgelöst hätten. Diese Instruktion kann als Schulbeispiel für die doppelpolige Strategie dienen. Der Unterschied aber zwischen 1757 und 1796 ist, daß, als die Gelegenheit sich bot, Friedrich die Gefechtstendenz steigerte bis zu der gewaltigen Schlacht von Prag und schließlich zu der Idee, die ganze feindliche Armee in Prag gefangen zu nehmen, während Moreau bei sehr mäßigen Gefechten in dem Manövergedanken stecken blieb und auch dann sich nicht über ihn erhob, als der Abfall der deutschen Reichsfürsten von Oesterreich dessen Streitkräfte noch wesentlich geschwächt und den Franzosen die unzweifelhafte, wesentliche Ueberlegenheit gegeben hatte.

[1] Brief an Feldmarschall Lehwaldt v. 16. April 57.

Ganz dasselbe Bild zeigt ein Vergleich des Doppelfeldzuges im Jahre 1800. Die Oesterreicher hatten 1799 mit Hilfe der Russen die Franzosen, während Bonaparte in Aegypten war, aus Italien vertrieben. Bonaparte, Erster Konsul geworden, hatte nun ursprünglich die Absicht, den Feldzug in Deutschland zu führen. Er wollte die Reserve-Armee, die er bei Dijon bildete, mit den Truppen Moreaus vereinigen, von der Schweiz aus die Oesterreicher umfassend angreifen, ihr Heer möglichst vernichten und dann den Weg auf Wien nehmen. Der Plan erwies sich als unausführbar, weil Moreau nicht unter dem Ersten Konsul kommandieren wollte und dieser auf den nächst ihm angesehensten älteren General Rücksicht nehmen mußte. Es wäre für ihn politisch zu bedenklich gewesen, wenn Moreau verstimmt den Abschied gefordert hätte.

So entschloß sich Bonaparte, die Reserve-Armee nicht nach Deutschland, sondern durch die Schweiz nach Italien zu führen. Er stieg jenseits (östlich) des Genfer Sees aus den Alpen herab, zog über den St. Gotthard noch ein Hilfskorps von Moreau heran und erschien damit zum höchsten Erstaunen der Oesterreicher in deren Rücken. Mit höchster Verwegenheit verteilte er seine Divisionen so, daß er ihnen auf jedem Wege, auf dem sie den Abzug versuchen konnten, entgegentreten konnte, und hielt sie doch vorsichtig so nahe beieinander, daß sie sich gegenseitig helfen konnten. Als man nun bei dem Dorfe Marengo unvermutet zusammenstieß (14. Juni 1800), blieben die Oesterreicher, die an 30000 Mann beieinander hatten, gegen die nur 20000 Mann starken Franzosen im Vorteil. Es war ganz nahe daran, daß die Schlacht mit einer völligen Niederlage der Franzosen endete. Die gemäß Bonapartes Befehl heranrückende Division Desaix aber (noch 6000 Mann) und ein spontaner Kavallerie-Angriff des Generals Kellermann brachten die Wage zum Umschlag. Der schon ältliche österreichische Kommandierende Melas hatte das Schlachtfeld bereits verlassen und die Truppen waren in wenig geordnetem Vormarsch, als ganz unvermutet noch der Gegenstoß erfolgte. Die Franzosen siegten also trotz ihrer Minderzahl wesentlich durch die Tüchtigkeit ihrer Truppen und ihrer jugendlich tatkräftigen Generale. Da die Schlacht mit verkehrter Front geschlagen war, glaubten die Oesterreicher keinen Rückzug mehr zu haben, und Bonaparte gewann Oberitalien bis

zum Mincio, indem er Melas gegen Räumung dieses Gebietes freien Abzug gewährte.

Moreau hatte in Deutschland einen ähnlichen Erfolg, indem er, freilich sehr langsam, die Oesterreicher bis hinter den Inn zurücktrieb. Der Unterschied ist, daß Deutschland der Hauptkriegsschauplatz war, Italien der Nebenkriegsschauplatz, und daß Bonaparte auf diesem mit geringen Kräften vermöge der unerhörten Kühnheit seiner Führung denselben Erfolg erfocht, wie Moreau ohne besonderes Wagnis mit seiner Methodik. Der Vergleich wird auch nicht verändert dadurch, daß Moreau am Schluß noch (nach Ablauf eines Waffenstillstandes) den Sieg von Hohenlinden erfocht (3. Dezember 1800). Denn dieser Sieg war nicht die Frucht einer vorbedachten Strategie, sondern, wie Napoleon ihn ganz richtig bezeichnet hat, ein „glückliches Renkontre", freilich in sehr großem Stil.[1]) Der Erfolg blieb den Franzosen wieder durch die qualitative Ueberlegenheit der Truppen und den Schneid des jugendlichen Generals Richepanse.

Noch 1813, als Moreau, von den Verbündeten gerufen, ihnen mit seinem strategischen Rate zu dienen, die Lage der Nordarmee mit Bernadotte besprach, riet er diesem dringend, nicht dem Trachenberger Plan gemäß, die Offensive zu ergreifen, da seine Operationslinie zu wenig gestützt sei[2]).

Vergleicht man Moreau mit Friedrich und Daun, so sieht man, wie große Verschiedenheiten bei denselben Grundanschauungen noch möglich sind. Entscheidungen, wie Friedrich sie in seinen großen Schlachten herausforderte, hat Moreau niemals geschlagen. Er hat sich aber auch vom Schlachtpol nie so weit entfernt, wie in seinen späteren Jahren der König. Auch mit Daun aber kann man deshalb Moreau nicht zusammenstellen, denn diesem ist der Franzose an Tatkraft und Beweglichkeit entschieden überlegen. Schon

---

[1]) Die französisch'n Historiker, z. B. Martin und Thiers finden das Urteil Napoleons eingegeben von seiner Eigenliebe, die niemand neben sich anerkennen wollte. Es mag sein, daß eine solche Empfindung bei der etwas herabsetzenden Formulierung mitgesprochen hat. Aber daß Moreau im Unterschiede von Bonaparte „Methodiker" war wird auch von seinen Bewunderern zugegeben, oder, wenn man will, hervorgehoben. Z. B in einer Untersuchung des Pariser Kriegsarchivs (Dépôt de la guerre) vom Jahre 1829. Zitiert bei Lort de Serignan, S. 212.

[2]) Wiehr, Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzug 1813. S. 61.

die Jugendlichkeit seiner Armee gab ihm ein Feuer und eine Triebkraft, deren das traditionelle Oesterreichertum entbehrte.

Nichts wäre verkehrter, als Moreau etwa geringschätzig behandeln zu wollen, weil er Ermattungsstrateg war. Um es nicht zu sein, hätte er eben ein Napoleon sein müssen. Er hätte nicht nur die unfehlbare Sicherheit des Verstandes, sondern auch jene unvergleichliche Vereinigung von Wagemut und Vorsicht, von glühender Phantasie und kältester Berechnung, von Heldentum und Staatskunst haben müssen, die Napoleons Strategie kennzeichnen. Kein Napoleon zu sein, ist noch kein Vorwurf. Nicht um die beiden Männer aneinander zu messen, haben wir den Vergleich gemacht, sondern um uns klarzumachen, daß die Weltgeschichte sich nicht bloß aus den Verhältnissen aufbaut, sondern daß die Persönlichkeiten zum wenigsten eins der vielen Elemente sind, die in ihr mitwirken. Noch nicht die französische Revolution hat die moderne Niederwerfungsstrategie geschaffen und an die Stelle der Ermattungsstrategie gesetzt, sondern der General Bonaparte mit den Mitteln der französischen Revolution ist ihr Schöpfer[1]). Er war sich auch dessen bewußt. Nur ein vulgärer Ehrgeiz, sagte er, könne jene Mittel gebrauchen, deren sich Ludwig XIV. und Friedrich II. bedienten. So berichtet der Marschall St. Cyr in seinen Memoiren und will Napoleon tadeln, weil er die allgemein als gut anerkannten Regeln verachtet und gemeint habe, sie seien nur für mittelmäßige Geister.

Für die Zeitgenossen waren die Leistungen der Generale Moreau und Bonaparte in ihrer Wesenheit noch nicht zu unterscheiden. Wohl sprach man von einer italienischen und einer

[1]) Der Vergleich zwischen der Strategie Moreaus und Napoleons ist zum ersten Male richtig herausgearbeitet in den beiden Dissertationen Theodor Eggerking, Moreau als Feldherr in den Feldzügen 1796 und 1799, Berlin 1914, und Siegfried Mette, Napoleon und Moreau in ihren Plänen für den Feldzug von 1800, Berlin, R. Trenkel, 1915. Alfred Herrmann, Marengo, Münster 1903 ist interessant, aber zuweilen überkritisch und sieht Fehler in Napoleons Führung oft gerade da, wo in Wahrheit seine Größe liegt. Vergl. dazu die Besprechung von E. Daniels, Preuß. Jahrb. 116, 347. Die richtige Auffassung des Feldzuges, quellenmäßig auf's trefflichste begründet, vertritt Major De Cugnac, La campagne de Marengo. Paris 1904. Bespr. von v. Caemmerer, Mil. Liter. Zeit. 1905, Nr. 2, Sp. 86.

Ueber Moreau im Jahre 1813 unterrichtet sein Gespräch mit Bernadotte in Recueil des ordres de Charles Jean, Prince royal de Suède (Stockholm 1838) S. 11. Einen bemerkbaren Einfluß hat er nicht geübt.

deutschen Schule der Strategie, dort Bonaparte hier Moreau, aber man erkannte weder die eigentliche Natur des Gegensatzes, noch die absolute Ueberlegenheit der einen „Schule", d. h. Persönlichkeit über die andere.[1]) Bonaparte nahm es auf sich, den Staatsstreich zu machen und wurde dadurch zum Herrn Frankreichs, aber ob er wirklich der dazu vom Schicksal Berufene und der allein Berufene sei, das war der Mitwelt noch keineswegs von vornherein bewiesen, und dieser Zweifel hat zu einem Nachspiel zu dem Marengo-Feldzug geführt, das uns auch kriegsgeschichtlich Veranlassung zu einem Anhang dazu gibt.

Als Napoleon sich 1804 zum Kaiser hatte wählen und krönen lassen, stand er ja noch in der Vorhalle seiner Größe, seiner Taten und seines Ruhmes. Sein phantastischer Zug nach Aegypten hatte mit einem Mißerfolg geendet und man konnte die Frage aufwerfen, ob er wohlgetan, seine Truppen dort im Stich zu lassen. Seine Erfolge von 1796 und 1800 waren glänzend, aber Moreau stand neben ihm und die bösen Zungen zischelten, daß der Sieg von Marengo im Grunde nicht ihm, sondern dem auf dem Schlachtfelde gebliebenen Desaix zu verdanken sei. Dem zu begegnen, ließ der Kaiser einen amtlichen Bericht über den Feldzug ausarbeiten, den er selbst korrigierte und der gemäß diesen Korrekturen umgearbeitet werden mußte und die Wahrheit auf das gröblichste vergewaltigte, in dem Sinne, daß der Feldherr alles vorher gewußt und vorher berechnet habe, das zeitweilige Zurückweichen der Franzosen aber und die kritischen Momente der Schlacht unterdrückte. Für den kritischen Historiker ist mit diesen, sagen wir offen, Fälschungen der Ruhm des Feldherrn nicht erhöht, sondern gemindert. Denn es gibt keine große strategische Handlung, die nicht ein großes Wagnis, also auch einen kritischen Moment einschlösse, und das Verdienst des allenthalben und unbedingt richtigen Vorausberechnens ist entweder fiktiv oder zufällig, da solche Vor-

---

[1]) Auch in dem Buch Napoléon et les grands généraux de la revolution et de l'empire von Lort de Sérignan Paris 1914 ist bei im allgemeinen richtiger Orientierung doch das eigentlich Wesentliche des Problems noch nicht gefaßt Als vollen Napoleons-Schüler nimmt der Verfasser nur Davoust. Als Moreau-Schüler behandelt er Lecourbe, Desaix, St. Cyr. Der öfter geäußerten Behauptung, die auch Sérignan aufnimmt, daß Napoleon keine Schüler gebildet habe, sondern nur Werkzeuge, möchte ich ausdrücklich widersprechen.

ausberechnung immer nur in gewissem mäßigem Umfange möglich ist. War sich also Napoleon seines eigenen Tuns so wenig bewußt, oder narrte ihn die Eitelkeit so sehr, daß er einen Popanz aus sich machen ließ? Er wußte es besser. Er wußte, daß die wahre Größe dem Volke nicht faßbar ist. Wie das Volk die Tapferkeit sich immer am liebsten vorstellt in dem Sieg einer Minderzahl über eine Mehrzahl, so sieht es die Feldherrnkunst am klarsten verbürgt, wenn ihm bewiesen wird, daß der große Mann alles ganz genau vorher berechnet und gewußt habe. Daß die Strategie die Bewegung in einem undurchsichtigen Element bedeutet und die wesentlichste Eigenschaft eines Feldherren der Wagemut ist, das ist eine Erkenntnis, die erst Clausewitz gefunden und in die Kriegswissenschaft eingeführt hat. Hätte Napoleon eingestehn lassen, wie nahe es daran gewesen, daß er die Schlacht verlor, ja, daß das Gros tatsächlich bereits geschlagen war, als Desaix spät am Abend anlangte, so würde das französische Volk nicht seine Kühnheit bewundert, sondern seinen Leichtsinn getadelt haben, der die Truppen zersplitterte und nur durch Glücksfall noch gerettet wurde. Auch die Athener wußten ja ihren Kindern die Größe des Themistokles nicht anders vor die Augen zu führen, als durch die Erzählung von der listigen, geheimen Botschaft, durch die er den Perserkönig bei Salamis zum Angriff verführte.

Gleichzeitig mit dem General Bonaparte trat der noch um zwei Jahre jüngere Erzherzog Karl (geb. 1771) als Feldherr auf die Weltbühne. Der Erzherzog war ein theoretisierender Geist, hat schon früh neben den Degen die Feder geführt und sehr zahlreiche Schriften verfaßt. Er steht strategisch durchaus auf dem Boden der Ermattungsstrategie. Wohl verkündigt er, wie Friedrich der Große, daß man alles anwenden müsse, damit die Kriege so kurz dauerten, als es nur immer sein kann, und daß der Zweck sich nur durch entscheidende Schläge erreichen lasse, gleichzeitig schränkt er diesen Satz aber dadurch ein, daß er lehrt: „In jedem Lande gibt es strategische Punkte, die für das Schicksal desselben entscheidend sind; weil man durch ihren Besitz den Schlüssel des Landes gewinnt und sich seiner Hilfsquellen bemächtigt.“ Und weiter: „Die entscheidende Wichtigkeit der strategischen Linien macht es zum Gesetz, sich zu keiner Bewegung, auch selbst durch die

größten taktischen Vorteile verleiten zu lassen, durch welche man sich so weit oder in einer solchen Richtung von denselben entfernt, daß sie den Feinden Preis gegeben werden.“ Oder: „Die wichtigsten taktischen Maßregeln haben selten einen dauernden Nutzen, sobald sie an Orten oder in einer Direktion geschehen, die nicht strategisch sind“ [1]).

Für die Ermattungsstrategie sind diese Sätze berechtigt und zutreffend. Hier kam in der Tat sehr viel darauf an, nicht nur daß, sondern auch wo ein Sieg erfochten wurde, denn ein Sieg, den man nicht verfolgen kann, hat nur einen vergänglichen Wert, und der Verfolgung sind oft enge Grenzen gesetzt. Wir haben gesehen, wie Friedrich nach einem seiner glänzendsten Siege, bei Soor, sogar zurückging. In der Niederwerfungsstrategie ist der Sieg nicht in Abhängigkeit von dem „Punkt“, wo er erfochten wird, oder der „strategischen Linie“, auf der man sich bewegt, sondern der Feldherr nimmt an, daß er mit dem Siege auch die strategischen Punkte in seine Hand bekomme und die strategischen Linien bestimme. Grade indem Napoleon seine strategische Linie preisgab, faßte er, wie wir sofort sehen werden, die Preußen bei Jena und Auerstädt im Rücken und besiegte sie nicht bloß, sondern vernichtete sie [2]).

Die Napoleonische Strategie ist frei von jedem Schematismus. Eine Grundform aber kehrt bei Napoleon so häufig wieder, daß sie hervorgehoben zu werden verdient. Er schiebt beim Aufmarsch seine ganze Macht auf den einen Flügel oder in die eine Flanke des Gegners, sucht ihn zu umfassen, von seiner Basis abzudrängen und ihn auf diese Weise möglichst vollständig zu vernichten. Das war sein Plan schon im Frühjahr 1800, als er mit Moreau zusammen von der Schweiz aus die Oesterreicher in Süddeutschland angreifen wollte. So hat er es gemacht 1805, als er die Oesterreicher an der Donau von Norden aus umfassend angriff und zu diesem

---

[1]) Die Stellen sind aus den „Grundsätzen der Strategie“ (1813).

[2]) Die Theorien und Schriften des Erzherzogs sind vortrefflich behandelt von Heinrich Ommen, Die Kriegführung des Erzherzogs Karl. Berlin 1900. E. Ebering. Auch die Heeresverfassung, Taktik, Verpflegung usw. sind darin sehr lehrreich behandelt. In der Strategie aber macht Ommen einen Fehler. Er faßt die alte Strategie zu sehr als bloße Manöverstrategie (was sie doch nur da wurde, wo sie erstarrte) und bringt deshalb den Erzherzog (S. 13)) in einen Gegensatz zu ihr, der tatsächlich nicht vorhanden ist. Vgl. W. Kraus, Die Strategie des Erzh. Karl 1796. Berliner Dissert. 1913.

Zweck Bernadotte von Hannover durch das Ansbachische marschieren ließ. So machte er es auch im nächsten Jahr, als er die Preußen in Thüringen angriff, nicht in der Richtung vom Rhein her, sondern vom oberen Main aus; er umging sie so vollständig, daß die Schlachten bei Jena und Auerstädt mit verkehrter Front geschlagen wurden: die Preußen mit dem Gesicht, die Franzosen mit dem Rücken gegen Berlin. Wären die Franzosen in dieser Aufstellung geschlagen worden, so hätten sie einen noch schlechteren Rückzug gehabt als die Preußen; sie hätten, gegen das Erzgebirge und die österreichische Grenze gedrängt, vernichtet werden können. Aber seines Sieges gewiß, wagte Napoleon es daraufhin und konnte nun die von ihrer Basis abgedrängte preußische Armee auf ihrem Rückzug vollständig aufreiben.

Der preußische General v. Grawert soll die Operation Napoleons 1806 richtig vorausgesagt und sie dahin ausgelegt haben, „daß der Feind unseren linken Flügel umgehe und uns von der Elbe, von allen unsern Hilfsquellen, d. h. von der Oder, von Schlesien abschneiden werde“[1]). Man kann den Unterschied zwischen der älteren und neueren Strategie nicht besser charakterisieren, als durch den Vergleich dieser Auslegung mit der wahren Absicht Napoleons. Grawert hat alles richtig gesehn im Sinne der Fridericianischen Strategie. Napoleon aber lag gar nichts an dem „Abschneiden“ von den „Hilfsquellen“, was die preußische Armee zurückmanövriert und ihm ein Stück Land überliefert haben würde, sondern er legte sich auf die Rückzugslinie der Preußen, um sie selber abzufangen.

Auch Napoleons Plan für den Herbstfeldzug 1813 gehört hierher. Er wollte sich mit seiner Hauptmacht zunächst dem böhmischen und schlesischen Heer gegenüber defensiv verhalten, bis die Nordarmee unter Bernadotte geschlagen und das Land bis Danzig in seiner Hand war. Dann sollte die große Offensive in der Richtung von Norden nach Süden einsetzen, die die Russen von der Verbindung mit ihrem Lande abdrängte. Der Plan scheiterte, weil die Nordarmee, von Bernadotte vorsichtig, aber wohlüber-

[1]) Rühle von Lilienstern, Bericht eines Augenzeugen vom Feldzug des Fürsten Hohenlohe. 1807. I p. 63.

legt geführt, die französischen Heere bei Groß-Beeren und Dennewitz zurückschlug.

Erst mit dem Wiederausbruch des allgemeinen Krieges im Jahre 1805 ersteigt Napoleon die volle Höhe nicht nur seines Ruhmes und seiner Größe, sondern auch seiner Strategie. Die Unordnungen der Revolution sind überwunden; die große Masse, der patriotische Geist, die neue Taktik sind in Disziplin genommen; der Kaiser Napoleon ist in der Lage, unbehindert von anderen Potenzen auszuführen, was er für richtig erkannt hat.

Das eigentliche Geheimnis des großen Feldherrn ist die Vereinigung von Kühnheit und Vorsicht. Wir finden sie bei Alexander, wenn er, ehe er den Feldzug in das innere Persien antritt, sich erst den Rücken deckt durch die Eroberung von Tyrus und Aegypten und sein Heer wesentlich verstärkt. Wir finden sie bei Hannibal, wenn er statt der Belagerung von Rom sich die Loslösung der italienischen Bundesgenossen von der Kapitale als Ziel setzt. Wir finden sie bei Scipio, wenn er es zwar auf die Entscheidungsschlacht ohne Rückzug ankommen läßt, aber vorher die Verstärkung durch Masinissa heranzieht. Wir finden sie bei Cäsar, der sich erst gegen das Heer ohne Feldherrn und dann gegen den Feldherrn ohne Heer wenden will. Wir haben sie gefunden bei Gustav Adolf und Friedrich. Wir finden sie auch bei Napoleon. So verwegen er das Schicksal immer wieder herausfordert, so stürmt er doch keineswegs ins Grenzenlose, sondern weiß, wo er Halt machen muß, fällt aus der Offensive in die Defensive, läßt es darauf ankommen, ob der Feind seinerseits ihn angreifen wird und sucht zugleich seinen Sieg durch Politik zu ergänzen.

Das schönste Beispiel für dieses Verfahren ist der Feldzug von Austerlitz. Napoleon hat eine österreichische Armee bei Ulm vernichtet, hat Wien genommen und ist bis in die Nähe von Olmütz in Mähren eingedrungen, wo ihm die Russen mit ihrer Hauptmacht entgegentreten. Auf einer solchen „Pointe" eine Offensivschlacht zu schlagen, scheint Napoleon zu gewagt, da der Feind numerisch um einiges überlegen ist. Er fängt Verhandlungen an, und als der Feind anrückt, da nimmt er Aufstellung zu einer Defensivschlacht. Er gewinnt sie (2. Dezember 1805), indem er im richtigen Augenblick aus der Defensive heraus einen Offensiv-

stoß macht. Um ihn zu umfassen, haben die Gegner sich sehr lang ausgereckt und dadurch ein dünnes Zentrum ohne eigentliche Reserven gestaltet. Hier galt es hineinzustoßen. „Wie lange gebrauchen Sie, um jene Höhe (bei Pratzen) zu nehmen?" fragte der Kaiser den neben ihm haltenden Marschall Soult. „20 Minuten". „Dann wollen wir noch eine Viertelstunde warten". Diese Viertelstunde richtig abzupassen, darauf kam es an.

Von allen Schlachtformen ist die Defensiv-Offensiv-Schlacht die wirksamste. Defensive und Offensive haben jede ihre Vorteile und ihre Schwächen. Der Hauptvorteil der Defensive ist die Auswahl des Schlachtfeldes und volle Ausnutzung des Geländes und der Feuerwaffen. Der Hauptvorteil der Offensive ist der moralische Schwung des Angriffs, die Wahl des Angriffspunktes und die positive Entscheidung. Die Defensive bringt zunächst immer nur eine negative Entscheidung. Reine Defensivschlachten werden deshalb nur sehr selten gewonnen (Crecy 1346, Omdurman 1898). Das Höchste aber wird erreicht, wenn der Feldherr aus einer guten Defensive im richtigen Augenblick und an der richtigen Stelle zum Gegenstoß übergeht. Als das klassische Beispiel der Defensiv-Offensiv-Schlacht haben wir Marathon kennen gelernt. Austerlitz ist das moderne Gegenstück dazu. Sowohl in der Anlage wie in der Durchführung ist uns diese Schlacht wichtig, weil sie uns den Feldherrn zeigt in seiner Selbstbeherrschung, weil wir hier sehen, wie dieser Mann bei aller Verwegenheit doch keineswegs sich der Besonnenheit entschlug. Seine Vorsicht ging sogar so weit, daß, als das Anrücken der Gegner gemeldet wurde, er Talleyrand, der in Wien verhandelte, den Befehl gab, einen billigen Frieden zu schließen. Obgleich er sicher auf den Sieg rechnete, wollte er sich also auch für den Fall der Niederlage diplomatisch den Rücken decken.

Zu dem Allerverwegensten in seiner Laufbahn gehört der Uebergang über die Donau, der zur Schlacht bei Aspern führte (am 21. und 22. Mai 1809). Ganz nahe dem Uebergangspunkt stand auf dem Nordufer Erzherzog Karl mit der ganzen österreichischen Armee, über 100 000 Mann. Auf einer einzigen, improvisierten Brücke hatten die Franzosen den mächtigen Strom zu überschreiten. Die Brücke zerriß das erstemal, als sie erst 22 500 Mann hinüber hatten, und das

zweitemal am nächsten Tage, morgens 8 Uhr, als einige 60 000 Mann drüben waren. Aber trotz ihrer am ersten Tage vierfachen, am zweiten immer noch mehr als anderthalbfache Uebermacht, gelang es den Oesterreichern nicht, die Franzosen in den Fluß zu werfen. Erzherzog Karl hatte noch Reserven, aber er setzte sie nicht ein. Der ganze Unterschied zwischen ihm und Napoleon tritt an diesem Punkt zu Tage. Für Friedrich den Großen existierte die Frage der Verwendung der Reserve noch nicht eigentlich, da er ja alles mit dem ersten Stoß machen wollte, diesen deshalb so stark wie irgend möglich ausstattete und keine wesentlichen Reserven zurückbehielt. Mit der neuen Taktik hatten auch die Oesterreicher das Prinzip der Reserven annehmen müssen, aber wie die geistige Kraft des Erzherzogs nicht ausgereicht hatte, sich zur Niederwerfungsstrategie aufzuschwingen, so hatte er auch keine rechte Vorstellung von dem Wesen und der Verwendung der Reserve. Er stellte den Grundsatz auf: „Die Reserve darf nur dann in das Gefecht gezogen werden, wenn ihre Mitwirkung ohne allen Zweifel entscheidet". „Sie darf wohl hier und dort zum Gefecht gezogen werden, wenn es nur eines letzten Druckes zur Vollendung des Sieges bedarf; sonst ist ihr Hauptzweck stets die Versicherung und Deckung des Rückzuges"[1]). Selbst nach diesem Grundsatz, so matt er ist, hätte bei Aspern alles hineingeworfen werden müssen, um einen möglichst vollständigen Sieg zu erringen. Es konnte keine schönere Gelegenheit geben. Dem Erzherzog fehlte dazu der Schwung. Er steckte ja noch in den Vorstellungen der Ermattungsstrategie, die dem Siege als solche keine besondere Wichtigkeit beimaßen. Nur ein Heros wie Friedrich der Große, konnte sich innerhalb solcher Vorstellungen dennoch zu den großen Herausforderungen des Schicksals erheben, die seine Schlachten uns bezeugen. Erzherzog Karl war zu klein, um das Geschenk, das die Schicksalsgöttin ihm bei Aspern lächelnd entgegentrug, zu ergreifen. Er sah immer hinter sich, so wie ihn mit unbewußter, grausamer Ironie das Reiter-Denkmal in Wien heute abbildet. Die Franzosen verteidigten mit ihrer Infanterie die beiden Dörfer Aspern und

---

[1]) Vergl meinen Aufsatz „Erzherzog Carl" in den „Erinnerungen" S. 590. Dazu Kriegsgesch. Einzelschriften Heft 27, S 380, wo ältere Theoretiker zitiert werden, deren Lehre der Erzherzog sich zu eigen gemacht hat.

Eßlingen und hielten die Zwischenräume mit einer schwachen Kavallerie, die eine kühne Attacke über die andere machte. Napoleon selber setzte sich aufs stärkste aus und ritt die Reihen der Seinigen im Feuer entlang, um ihren Mut zu stärken. Die Oesterreicher zwangen schließlich ihre Gegner, auf die Donau-Insel nahe dem nördlichen Ufer zurückzugehen, aber Erzherzog Karl wagte nicht, sie dort anzugreifen oder sonstirgendwie seinen Erfolg auszunutzen[1]). Sechs Wochen darauf hatte Napoleon sich so verstärkt, daß er den Versuch erneuern konnte, und jetzt gelang er. Schlacht bei Wagram, 6. Juli 1809. Napoleon gewann die Schlacht vermöge seiner großen numerischen Ueberlegenheit, indem er den linken Flügel der Oesterreicher umfaßte. Die großen Artillerie- und Infanteriemassen, die er im Zentrum zusammenballte, haben nicht, wie öfter angenommen wird, die Entscheidung gebracht. Mit Unrecht ist Erzherzog Karl gerühmt worden, weil er den linken Flügel der Franzosen von einer selbständigen Armee-Abteilung aus der Flanke angreifen ließ; das erscheint wie eine Vorahnung Moltkescher Schlachtenführung. Die Aehnlichkeit ist jedoch nur äußerlich. Der Angriff war zu schwach, um wirksam zu sein, und der Erzherzog hatte, obgleich er Zeit genug gehabt hatte, sich auf einen neuen Donauübergang der Franzosen zu präparieren, überhaupt keinen durchdachten Schlachtplan, sondern schwankte haltlos zwischen Defensiv- und Offensiv-Gedanken hin und her[2]).

---

[1]) Aug. Menge, Die Schlacht bei Aspern. Berlin, Georg Stilke, 1900. Holtzheimer, Schlacht bei Wagram Berl. Dissert. 1904. Graf York in seinem Buche „Napoleon als Feldherr (II. 247) hat diesen mit Friedrich und Erzherzog Carl folgendermaßen zusammengestellt: „Wenn die napoleonische Strategie eine Großartigkeit in den Entwürfen, eine Kühnheit in der Ausführung besitzt, die in gleichem Maße ich wenigstens in der Friedrichs oder des Erzherzogs Carl nicht zu erkennen vermag, so zeigt dagegen das Verfahren der letzteren auch nicht dieses Herabsinken von der ehemaligen Höhe, sie blieben getreu dem eigenen Verfahren, wenn dieses auch die volle militärische Größe des napoleonischen niemals erreichte.“ Diese Art der Vergleichung muß in jeder Beziehung abgelehnt werden Weder ist Napoleon von seiner Höhe herabgesunken, noch darf der Erzherzog in dieser Art neben Friedrich gestellt, noch darf in dem Vergleich zwischen Napoleon und Friedrich die Verschiedenheit der Epochen ignoriert, noch darf die Abwandlung bei Friedrich selbst außer Acht gelassen werden. Wenn man den Strategen nur an der „Großartigkeit der Entwürfe und Kühnheit in der Ausführung“ messen wollte, so wäre ja gerade Friedrich „von seiner Höhe herabgesunken“.

[2]) Napoleon hat im Anschluß an diese Schlacht einem österreichischen Offizier einmal den Unterschied zwischen seiner und der österreichischen Schlachtenführung entwickelt (abgedr. z. B. in Knesebecks „Trilogie“ und bei Ranke, Hardenberg, Werke 48, 125) und Ranke findet, es sei das eine generalisierte Beschreibung des

Das eigentliche Problem der Napoleonischen Strategie ist der **Feldzug von 1812**. Napoleon schlug die Russen bei Borodino, nahm Moskau, mußte wieder zurück und verlor dabei so gut wie seine ganze Armee. So wäre es Friedrich ergangen, wenn er sich hätte vermessen wollen, Wien zu nehmen. Auch bei den Kräften, über die Napoleon gebot, hatte die Niederwerfungsstrategie ihre Grenze: hätte nun Napoleon besser getan, sich 1812 zur Ermattungsstrategie zu bekehren, und den Krieg in Friedrichs Art zu führen? Clausewitz hat die Frage mit guten Gründen verneint und dargelegt, daß der französische Kaiser noch immer die meiste Aussicht hatte, diesen Krieg zu gewinnen, wenn er ihn nach der Methode führte, die ihm bisher noch immer den Sieg verbürgt hatte. Wie die Kräfteverteilung einmal war, konnte er aber weder mit der Ermattungs- noch mit der Niederwerfungsstrategie siegen. Er hatte im ganzen nach den neuesten Untersuchungen gegen Rußland 685 000 Mann unter Waffen, eingeschlossen die Garnisonen. 612 000 Mann haben die Grenze überschritten; davon kam die größere Hälfte, wenigstens 350 000 Mann auf die Hauptarmee im Zentrum. Als er aber in Moskau anlangte, hatte er nur noch 100 000 Mann um sich. Schon 14 Tage nach dem Uebergang über den Niemen hatte er 135 000 Mann verloren, fast ohne Gefechte, nur durch Desertion, schlechte Verpflegung, Krankheit. Die französische Hälfte des Heeres bestand zum größten Teil aus ganz jungen, erst 1811 ausgehobenen Leuten, unter ihnen sehr viele Refraktaires, die man auf den holländischen Inseln, wo sie nicht desertieren

---

zweiten Tages von Wagram. „Ihr pflegt," so heißt es hier, „in kleinen Korps vorzurücken, die durch euren Schlachtplan zu einem Ganzen verknüpft werden; ihr macht eure Dispositionen am Tage vor der Schlacht, wo ihr noch nicht das Manöver des Gegners kennt. Ihr könnt dabei nur das Terrain berechnen. Ich stelle mich nicht vor dem Kampfe auf, ich halte in der Nacht vor der Schlacht meine Massen vorsichtig zusammen. Bei den ersten Strahlen der Sonne rekognosziere ich den Feind. Sobald ich unterrichtet bin über seine Bewegungen, mache ich meine Disposition, aber sie richten sich mehr nach dem Feinde als nach dem Terrain." Ich kann nicht finden, daß Napoleon hiermit gerade den Unterschied zwischen Franzosen und Oesterreichern getroffen hat. Es ist vielmehr der Unterschied zwischen der Offensiv- und Defensivschlacht, den er malt. Deshalb trifft es zu auf die Schlacht bei Wagram. Bei Austerlitz aber hat auch Napoleon seinen Schlachtplan am Tage vorher gemacht und seine Truppen nach dem Terrain aufgestellt. Wenn drüben auf der andern Seite kein Feldherr war, der erst am Schlachtmorgen unmittelbar den Anmarsch und Angriff anordnete, sondern der Generalstab eine ausführliche Disposition ausgab, so ist doch nicht gesagt, daß gerade hier der wesentliche und entscheidende Unterschied der beiderseitigen Anordnungen zu finden ist.

konnten, militärisch ausgebildet hatte. Diese Erziehung hielt aber bei dem Vormarsch durch das öde russische Land nicht stand. Die Magazinalverpflegung funktionierte nicht genügend; Napoleon hatte ihr seiner Gewohnheit gemäß wenig Aufmerksamkeit geschenkt und nicht recht in Betracht gezogen, daß das russische Gebiet nicht leisten würde, was ihm Italien und Deutschland geboten hatten[1]. So hat er den Krieg eigentlich an der Desertion und an der Verpflegung verloren, nicht etwa an dem russischen Winter, der ihm nur den Rest der Armee aufrieb, überdies im Jahre 1812 später und milder war, als in anderen Jahren. Wäre Napoleon statt mit 100000 mit 200000 Mann in Moskau angekommen, so hätte er es wohl durchsetzen können, sich in dem eroberten Gebiet zu behaupten und der Zar hätte schließlich seine Bedingungen angenommen.

Man kann Napoleons Feldzug von 1812 vergleichen mit Friedrichs Eindringen in Böhmen 1744, wo er schließlich, ohne eine Schlacht verloren zu haben, durch bloße Wirkung auf seine Verbindungen aus dem Lande wieder verdrängt wurde und einen sehr großen Teil seiner Armee einbüßte. Er hat sich diese „Pointe" in Feindesland selber als Fehler angerechnet, war aber imstande, im Winter seine Armee wieder aufzubauen und durch Hohenfriedberg das Gleichgewicht wieder herzustellen. Immerhin hatte Friedrich mit seiner „Pointe" doch nur einen Feldzug der Ermattungsstrategie führen wollen und die Niederlage war deshalb nicht unverwindlich, Napoleon aber hatte viel Größeres, hatte eine volle Entscheidung angestrebt, und da ihm das mißglückt war, so war auch der Rückschlag viel schwerer. Er bestand ja nicht nur in dem Verlust der Armee, sondern ganz wesentlich auch darin, daß die beiden gezwungenen Bundesgenossen, Preußen und Oesterreich, jetzt den Mut fanden, ihm aufzusagen.

Der Fehler, an dem Napoleon zugrunde gegangen ist, ist

[1] Am 11. Oktober 1805 ließ Napoleon durch Berthier an Marmont schreiben: „In allen Briefen, welche mir der General Marmont schreibt, spricht er mir von Verpflegung. Ich wiederhole ihm, daß in den Bewegungs- und Invasionskriegen, welche der Kaiser führt, es keine Magazine gibt; es ist Sache der kommandierenden Generale der Korps, sich die Mittel zur Verpflegung in den Ländern zu verschaffen, die sie durchschreiten." 8. Juli 1812 an Poniatowski, daß S. Maj. sehr unzufrieden gewesen ist, zu sehen, daß er von Löhnung, von Brot spricht, wo es sich darum handelt, den Feind zu verfolgen.

also nicht sowohl, daß er strategisch falsch operiert hat, als daß er den inneren, moralischen Zusammenhalt des französischen Volkes in seinem Kaiserreich überschätzt hat. Wohl hing ein großer Teil des französischen Volkes mit Verehrung und Dankbarkeit an ihm oder war durch seinen Ruhm geblendet und hingerissen; bei einem sehr großen Teil aber waren diese Empfindungen nur schwach oder sogar entgegengesetzt. Man wollte nicht für ihn fechten, und die mit Gewalt Ausgehobenen desertierten. Wohl ist es ihm gelungen, auch 1813 noch eine gewaltige Armee wieder aufzustellen, aber auch diese ist in dem strapaziösen Herbstfeldzug zum sehr erheblichen Teil nicht durch den Feind, sondern durch Desertion zerstört worden. Merkwürdigerweise haben wir keine Nachricht darüber, was eigentlich aus den Deserteuren von 1812 geworden ist. Man muß doch wohl annehmen, daß ein sehr großer Teil nach Deutschland und Frankreich zurückgelangt und 1813 wieder eingestellt worden ist. Da aber jede Aufzeichnung darüber fehlt, so ist nicht zu berechnen, wie groß tatsächlich die Menge der Rekruten gewesen ist, die Frankreich in diesen Jahren dem Kaiser gestellt hat.

Der Feldzug 1814 ist, wie tieferes Eindringen der Forschung gelehrt hat, ganz von politischen Motiven beherrscht, ist aber für eine „Geschichte der Kriegskunst" dadurch interessant, daß diese politischen Motive sich in das Gewand der Regeln der alten Strategie zu hüllen verstanden. Die eine Partei, unter Führung Metternichs, suchte einen Ausgleich mit Napoleon und wollte, falls dieser nicht zustande kam, die Wiederherstellung der Bourbonen, die andere Partei wollte den Sturz Napoleons, und Kaiser Alexander wollte an dessen Stelle Bernadotte setzen. Um nicht für gegnerische Zwecke zu kämpfen, verweigerten die Oesterreicher das Vorrücken und kleideten bewußt oder unbewußt diese Zurückhaltung in strategische Erwägungen. Sie beriefen sich darauf, daß Eugen und Marlborough, die doch auch große Feldherrn gewesen seien, niemals auf Paris operiert hätten; der König von Preußen wollte schon die Verfolgung nicht über den Rhein fortsetzen, weil der Rhein ein Abschnitt sei und man sich an einem Abschnitt erst sammeln müsse, und sein General-Adjutant Knesebeck wollte auf dem Plateau von Langres Halt machen, weil dort die Wasserscheide von Frankreich sei und man von diesem Punkte aus also Frankreich beherrsche.

Auch in den Feldzug von 1815 spielt der Gegensatz der beiden Methoden der Strategie noch hinein. Wellington, der gewiß ein sehr bedeutender General war, lebte doch noch in den Vorstellungen der Ermattungsstrategie. Vereinigt waren die verbündeten Heere in Belgien Napoleon um nicht viel weniger als das Doppelte überlegen gewesen (220 000 zum Teil allerdings sehr minderwertige Truppen gegen 128 000 vorzügliche), dennoch kam der Kaiser dem Siege sehr nahe, weil Wellington, immer auf Deckung bedacht, seine Truppen nicht rechtzeitig zur Schlacht vereinigte, zur Schlacht bei Ligny deshalb zu spät kam und auch noch am 18. während der Schlacht bei Belle-Alliance ein ganzes Korps, 18 000 Mann, zwei Meilen seitwärts vom Schlachtfelde stehn ließ. Mit Recht hat man diese Abzweigung verglichen mit dem Verfahren Friedrichs, als er das Korps Keith während der Schlacht bei Prag auf der anderen Seite der Stadt stehn ließ. Was aber in der Epoche der friderizianischen Strategie, wenn auch nicht als geboten, doch als natürlich erschien, war in der Napoleonischen Zeit ein schwerer Fehler. Er wurde wieder ausgeglichen dadurch, daß Gneisenau umgekehrt, allein geleitet von dem Gedanken der Schlachtentscheidung, die direkte Verbindung der bei Ligny geschlagenen Armee mit der Heimat aufgab und den Rückzug auf Wavre, in die Nähe der Engländer dirigierte, so daß die Preußen ihnen am Tage darauf zuziehen konnten[1]). Durch den schließlichen Sieg sind die Fehler Wellingtons so übersonnt worden, daß man sie wenig bemerkt hat. Kriegsgeschichtlich aber sind sie stark zu betonen, nicht weil sie Fehler waren, sondern als Beleg für die Macht und die Schädlichkeit falscher Theorien. Der viertägige Feldzug von 1815 kann betrachtet werden als der Zusammenstoß der beiden entgegengesetzten Methoden der Strategie in der vollendetsten Ausprägung. Wenn Erzherzog Karl Napoleon gegenüber versagte, so erlag ein hohler Kopf und schwächlicher Charakter einem Genie. Daß aber Wellington Napoleons Absichten so gründlich verkannte und ihm zutraute, ihn zurückmanövrieren zu wollen, um Brüssel zu nehmen, und deshalb seine

[1]) Die Darstellung in meinem „Gneisenau“ wird ergänzt durch einen Aufsatz „General Wolseley über Napoleon, Wellington und Gneisenau“ in meinen „Erinnerungen, Aufsätze und Reden“.

Truppen nicht rechtzeitig zusammenzog, das ist bei einem so bedeutenden Mann und ausgezeichneten Soldaten wie Wellington doch nur zu erklären, wenn man sich vergegenwärtigt, daß er befangen war, nämlich in den Anschauungen der älteren Strategie.

Hätte Wellington nur in Spanien gekämpft, und 1814 seine Karriere abgeschlossen, so würde man gar nichts gegen ihn einwenden können, als daß er auf die höchste Probe nicht gestellt worden sei, und man hätte dann aus seinem Charakter Schlüsse ziehen können, wie er sich voraussichtlich darin bewährt haben würde. Nun ist er aber 1815 auf diese Probe gestellt worden und hat die Frage als Taktiker glänzend, als Strateg aber nicht bestanden. Er hat nur den defensiven Teil der Aufgabe gelöst und die spanischen Methoden angewandt, wo sie nicht mehr paßten. Der schließliche vollständige Erfolg wurde dadurch erreicht, daß die Blücher-Gneisenausche Heerführung die seinige gerade in dem mangelhaften Punkte so glänzend ergänzte.

Nachtrag.

Ueber den Gegensatz der Ermattungs- und Niederwerfungsstrategie.

Indem ich die Korrektur des Vorstehenden lese, geht mir der Aufsatz „Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Kriege und das Politische Testament von 1768 von Otto Hintze (Forschungen zur Brandenbr.-Pr. Geschichte, Band 32) zu, der mir zeigt, daß trotz Heft 27 der Einzelschriften des Generalstabes die Zeit des Mißverständnisses in der Frage der friderizianischen Strategie immer noch nicht abgeschlossen ist. Ich will den Passus des Hintzeschen Aufsatzes wörtlich hierher setzen, um mit möglichster Deutlichkeit und Vollständigkeit noch einmal die Punkte aufzuzeigen, wo die Abirrung einsetzt oder zutage tritt. Das „Politische Testament“ selbst wird in Bälde als Ergänzungsschrift zur „Politischen Korrespondenz“ des Königs veröffentlicht werden; Herr Prof. Hintze hatte die Freundlichkeit, mir die Korrekturbogen zur Verfügung zu stellen, so daß ich den Wortlaut der betr. Stelle hier einfügen kann. Hintzes eigene Darlegung lautet:

„Der König hat nur einen Verteidigungskrieg gegen Oesterreich und seine etwaigen Bundesgenossen im Auge; aber er ist der Meinung, daß man diesen Krieg nicht in strategischer Defensive beginnen, sondern gleich eine wirksame Offensive ins Werk setzen muß, deren Ziel die feindliche

Hauptstadt ist. Es ist seine alte strategische Normalidee, die schon A. Naudé ganz richtig an den Verhandlungen über den Feldzugsplan von 1757 erläutert hatte: man muß mit dem Hauptheer in Mähren eindringen und gleich der March entlang Streifpartien bis in die Nähe von Wien senden. Das ist der empfindlichste Punkt für die Oesterreicher; durch Bedrohung von Wien können sie am ersten zum Frieden gezwungen werden. Natürlich muß zugleich auch in Böhmen vorgegangen werden; alles Weitere muß von den Umständen abhängig gemacht werden Diese Idee hatte ja der König schon 1757 gehabt; er hatte sie dann unter dem Einfluß der Ratschläge von Schwerin und Winterfeld durch den konzentrischen Einmarsch in Böhmen mit dem Ziel einer Entscheidungsschlacht bei Prag ersetzt. 1758 war er dann doch wieder darauf zurückgekommen; aber der hartnäckige Widerstand von Olmütz und die Wegnahme eines großen Transports durch die Oesterreicher hatten damals den Plan vereitelt. Die Idee saß aber fest im Kopfe des Königs und hier tritt sie wieder hervor, als strategischer Normalplan, der dem Nachfolger empfohlen wird. Friedrich selbst hat im bayerischen Erbfolgekrieg 1778 danach zu handeln versucht; aber die Schwierigkeiten, die der in Böhmen kommandierende Prinz Heinrich machte, der das Hauptheer zur Deckung seiner Flanke in der Nähe zu haben wünscht, haben auch damals die Ausführung verhindert.

„Auch Rußland gegenüber gedachte Friedrich unter Umständen nicht in der strategischen Defensive zu bleiben, wobei aber wohl eine Unterstützung nicht nur durch Oesterreich, sondern auch durch England vorausgesetzt wird. Er denkt dabei an einen Marsch auf Petersburg. an der Küste des baltischen Meeres entlang; die Verpflegung der vorrückenden Armee soll dabei durch eine an der Küste den Vormarsch begleitende Flotte sicher gestellt werden. Woher diese Flotte kommen soll, ist nicht angedeutet; es ist wohl an die Unterstützung durch eine verbündete Seemacht zu denken; denn in dem Politischen Testament von 1768 hat sich Friedrich noch entschiedener als 1752 gegen die Begründung einer preußischen Kriegsflotte ausgesprochen.

„Man sieht, die Kühnheit und Großzügigkeit der strategischen Entwürfe hat sich nach dem Kriege nicht vermindert, sondern eher noch erhöht. In dem Kapitel über die Fundamentalprinzipien des Krieges gibt der König den großen Entwürfen der Niederwerfungsstrategie durchaus den Vorzug vor den kleinen Plänen der Ermattungsstrategie. Die Art, wie er hier die Generalidee des Feldzuges von 1757 auseinandersetzt, zeigt einen großen, fast modern anmutenden Zug und ist bei dem Streit um die strategischen Grundsätze des Königs nicht immer genügend berücksichtigt worden. Man kann hier nicht die gewöhnliche kritische Methode anwenden, wonach spätere memoirenartig zurückblickende Ausführungen weniger Gewicht haben als die gleichzeitigen, das Handeln selbst begleitenden Zeugnisse, die in den einzelnen Weisungen, in oft nur bruchstückartig erhaltenen Verhandlungen u. dergl. vorhanden sind. Diese einzelnen Weisungen und Befehle erhalten ihren richtigen Zusammenhang und Hintergrund erst durch diese später verlaut-

barten Generalideen. Die Ausführung bleibt meist hinter dem Entwurf zurück. Es kommt hier darauf an, ob die Zeit und der Mann überhaupt einer Konzeption im Stil der Niederwerfungsstrategie fähig war, und das muß man bei Friedrich durchaus bejahen. Allerdings waren seine Kriegsmittel und die allgemeinen Umstände, die die Kriegsführung bedingen, wie z. B. Anbau der Länder, Zustand der Straßen, Verpflegungsmöglichkeiten, damals so beschaffen, daß sie der Ausführung solcher Entwürfe größere Schwierigkeiten entgegengesetzten als zurzeit Napoleons oder Moltkes. Das hat Friedrich zur Genüge erfahren, und darum hat seine Kriegführung das Schwankende behalten, das sie auf der anderen Seite doch wieder der alten methodischen Manövrierstrategie nähert. Die Magazinverpflegung vor allem bleibt ihm die Grundlage aller Operationen, und er sieht auch voraus, daß man den Oesterreichern gegenüber in Zukunft sich auf einen bloßen Stellungskrieg (guerre de postes) gefaßt machen müsse. Der Feldzug von 1778 hat diese Voraussage bestätigt".

Daß die Kühnheit und Großzügigkeit der strategischen Entwürfe des Königs nach dem Siebenjährigen Kriege nicht vermindert erscheint, wird man unterschreiben dürfen; daß sie eher noch erhöht sei, soll wohl in der Idee eines Marsches auf Petersburg begründet sein, und das scheint ja in der Tat über Alles hinauszugehn, was der König früher je ins Auge gefaßt hat. Selbst Wien hat Friedrich ja nie ernstlich bedroht, Petersburg ist aber noch ein ganz anderes Stück. Die Erklärung liegt in der Flotte, die das Heer begleiten soll, und der Kommentar ist zu finden in den „Betrachtungen über das militärische Talent Karls XII". Hier legt Friedrich ausführlich dar, wie der Schwedenkönig dadurch gefehlt habe, daß er, statt auf Petersburg auf Smolensk, Richtung Moskau, vorgegangen sei. Damit habe er seine Verbindungen und die Möglichkeit, sein Heer zu verpflegen und auszurüsten, wie wir heute sagen, seine Basis aufgegeben. Indem Friedrich für sich selbst einen Krieg gegen Rußland im Bunde mit Österreich und einer Seemacht voraussetzte, bewegte er sich also nur in älteren Gedankenzügen, als er einen Marsch auf Petersburg ins Auge faßte. Indem ihn die Flotte auf diesem Marsch begleitete, nahm er seine Basis so zu sagen, mit sich. Einen anderen Weg, die Russen zu besiegen oder zum Frieden zu nötigen, gab es nicht. Wenn die Phantasie einmal einen Krieg einer großen Koalition gegen Rußland zu gestalten unternahm, so mußte ein Friedrich auf Grund seiner strategischen Anschauungen den Marsch in das innere Rußland verwerfen; es blieb also nur das Ziel Petersburg und dies nur unter der Voraussetzung der begleitenden Flotte.

Der Fehler der Hintzeschen Untersuchung liegt in dem Satz „der König gibt den großen Entwürfen der Niederwerfungsstrategie durchaus den Vorzug vor den kleinen Plänen die Ermattungsstrategie". Diese Zusammenstellung zeigt, daß die beiden Begriffe „Niederwerfungsstrategie" und „Ermattungsstrategie" von dem Verfasser nicht richtig aufgefaßt werden. Daß Friedrich großen Entwürfen den Vorzug vor kleinen gab, ist bekannt und er hat

sein ganzes Leben daran festgehalten. In der Ausführung sagte er sich, schrumpften die Pläne ohnehin zusammen, und wenn einmal ein wirklich großer Plan gelinge, so habe man gewonnen. Sind aber große Entwürfe deshalb schon Niederwerfungsstrategie? Gibt es nicht auch in der Ermattungsstrategie große Entwürfe? Wenn große Entwürfe den Niederwerfungsstrategen macht, so waren auch Gustav Adolf, Marlborough, Eugen Niederwerfungsstrategen; Gustav Adolfs Vormarsch bis nach München, Marlboroughs Marsch von den Niederlanden zur Donau 1704 (Schlacht bei Höchstädt), Eugens Marsch von der Etsch südlich des Po bis Turin (1706) sind so groß angelegt wie irgend etwas, was Friedrich je unternommen hat. Ist also der große Zug das Entscheidende, dann ist der Unterschied zwischen dieser und jener Methode der Strategie nichts als ein Unterschied zwischen bedeutenden und unbedeutenden Feldherren. Nur derjenige Forscher aber hat den Unterschied richtig aufgefaßt, der erkannt hat, daß die Aufgabe der Ermattungsstrategen nicht weniger bedeutend und durch ihre Doppelseitigkeit subjektiv oft noch schwieriger ist, als die der Niederwerfungsstrategen. In der größeren oder kleineren Anlage der Operationen also liegt der Unterschied nicht.

Wir müssen den sachlichen Inhalt der von Hintze herangezogenen „großen Entwürfe" Friedrichs prüfen, um zu sehen, ob sie in die Kategorie der Niederwerfungsstrategie gehören. Er sagt uns, der König habe in dem Testament empfohlen, eine „Offensive ins Werk zu setzen, deren Ziel die feindliche Hauptstadt sei." Das klingt nach Niederwerfung. Gleich in dem folgenden Satz aber wird nur von „Streifpartien bis in die Nähe von Wien" gesprochen. Es ist klar, daß da von „Niederwerfung" nicht mehr die Rede sein kann. Ganz abgesehen davon, daß Wien südlich der Donau liegt, daß nicht einmal die Armee, sondern nur Streifpartien bis in die Nähe von Wien kommen sollten, daß also eine wirkliche Bedrohung der Hauptstadt gar nicht einmal in Frage kommt, so ist in Betracht zu ziehen, daß in eben diesem selben „Politischen Testament" jene oben (S. 360 f.) ausführlich wiedergegebenen Betrachtungen niedergelegt sind, in denen der König dringend von Schlachten, nicht nur auf bergigem Gelände, sondern auch in der Ebene abrät. Der König will also suchen bis in die Nähe von Wien vorzurücken, aber nicht schlagen[1]). Wenn so ein Niederwerfungsfeldzug aussieht, so verstehen wir offenbar unter „Niederwerfung" etwas ganz Verschiedenes. Wenn der Begriff einer „Niederwerfung", den ich habe, angewendet wird, so hätte Friedrich schreiben müssen: Wir begnügen uns nicht damit, Wien zu bedrohen, sondern gehen über die Donau und erobern es;

---

[1]) Vgl. „Ueber die Verschiedenheit" usw. in meinen historischen und politischen Aufsätzen, S. 273; zweite Auflage S. 269 f. und „Friedrich, Napoleon, Moltke" S. 45, wo ausgeführt ist, daß selbst wenn eine Schlacht in Aussicht genommen wird, wie es 1778 tatsächlich geschehen ist, das an dem strategischen Grundcharakter des Kriegsplanes sich nichts ändert. Schlachten gibt es ja auch in der Ermattungsstrategie.

das österreichische Heer, das die Hauptstadt zu decken sucht, wird angegriffen und geschlagen.

Daß der Friderizianische Plan, Oesterreich durch eine Operation auf Wien durch Mähren zu bezwingen, in die Kategorie der richtig verstandenen Ermattungsstrategie gehört, wird indirekt auch dargetan dadurch, daß Hintze, nach dem Vorgang von Naudé und Koser, diesen Plan als Friedrichs „strategische Normalidee" bezeichnet. Der Ausdruck ist anfechtbar. Aber wenn man ihn annimmt, so ist klar, daß die „strategische Normalidee" nur auf dem Boden der Ermattungsstrategie erwachsen sein kann. Das Objekt, welches die Niederwerfungsstrategie ins Auge faßt, ist immer die feindliche Armee; diese muß aufgesucht und geschlagen werden. Wer den Plan für eine Niederwerfungsstrategie entwirft, fragt also: wo steht vermutlich das feindliche Heer? Bei Friedrich aber ist die Frage eine geographische: welche von den beiden in Betracht kommenden Provinzen bietet die besseren und vorteilhafteren Gelegenheiten zum Eindringen und zum Kriegführen? Friedrichs „Normalidee" besteht darin, daß er sich klargemacht hat, daß eine Invasion in Mähren gewisse Vorzüge hat vor einer Invasion in Böhmen. Für eine so simple Erwägung den so bedeutsamen Name „Normalidee" zu prägen, klingt nach mehr als dahinter ist. Friedrich ist ja auch nach Lage der Umstände viel häufiger in Böhmen eingebrochen, als in Mähren[1]).

Sehen wir uns nun vollends den Wortlaut jenes Passus im „Politischen Testamente" an, den Hintze seiner Betrachtung zu Grunde legt. Er lautet (S. 244):

„Aussi souvent que nous aurons des raisons de tirer l'epée, les uns vis à vis des autres, il faut toujours commencer par envahir la Saxe et porter de là un corps en Bohême le long d'Elbe. Il faut une plus grande armée en Silésie qui, tenant des détachements à Land-hut et dans le comité de Glatz, pénètre en Moravie du côté de Hultschin. Si nous avons des alliés, qui agissent de concert, nous pouvons les rejeter, la seconde campagne, au délà du Danube. Il faudrait, que les Turcs agissent en même temps en Hongrie ou q'un détachement de 30000 Russes pénétrât sur le Danube entre Pressburg et Bude. Ce serait le moyen de s'emparer de la Bohême, pour la troquer ensuite contre un électorat plus voisin de nos frontières."

---

[1]) Koser, Friedrich d. Gr., II, S. 400 (4. Aufl.) faßt es einmal so: „In Mähren mußten, Friedrichs Theorie nach, die Würfel eines Krieges zwischen Preußen und Oesterreich fallen." Aehnlich S. 457. An anderer Stelle (S. 585) wird umgekehrt zitiert, daß „durch die Wegnahme von Prag dem Gegner der „Keulenschlag" versetzt werden soll, von dem er sich nicht würde erholen können. Der Fehler liegt darin, daß der Frage „Böhmen oder Mähren" als solcher eine entscheidende Bedeutung beigelegt wird. Die Bedeutung ist aber je nach den Umständen eine verschiedene. Bald, wie es ja auch die Praxis gezeigt hat, ist das eine, bald ist es das andere Land, wo es vorteilhafter erscheint, die Entscheidung zu suchen. Theoretisch bot ein Feldzug nach Mähren manche Vorteile; sie waren aber nicht so groß, um Friedrich nicht sehr häufig doch den Einmarsch in Böhmen vorziehen zu lassen.

Der König also, obgleich er ein Bündnis sowohl mit den Russen wie mit den Türken voraussetzt, gedenkt wohl bis an die Donau zu kommen — aber erst im zweiten Feldzug. Das soll Niederwerfungsstrategie sein? Da hat uns Moltke im Juli 1866 etwas anderes gelehrt. Er führte nicht einen Teil der Armee nach Böhmen und den anderen nach Mähren, sondern er suchte sobald wie möglich alle Teile zu einer Hauptschlacht zu vereinigen, und er führte nicht im ersten Jahr die Preußen bis an die Donau, um dann in die Winterquartiere zu gehen und den Krieg im nächsten Jahre fortzusetzen, sondern er setzte alles daran, um den Krieg in einem Zuge so lange fortzusetzen, bis der Gegner unsere Friedensbedingungen annehme. So sieht Niederwerfungsstrategie aus.

Richtiger als Hintze scheint mir Jähns geurteilt zu haben, der von diesem Plan, den der König 1775 und 1778 nahezu identisch entwickelt hat, sagt (Gesch. d. Kriegsw. III, 2015), diese Pläne liefen eigentlich auf bloße Demonstrationen hinaus.

Erstaunlich genug, daß Friedrich geglaubt hat, mit solcher Kriegführung dem Hause Habsburg Böhmen abpressen zu können, um es dann gegen Sachsen einzutauschen. Nicht weniger erstaunlich aber, daß Hintze die Vorstellung festhält, einen Krieg, bei dem Preußen die Türken und Russen an seiner Seite hatte, und der ihm schließlich Sachsen einbringen sollte, sei von Friedrich politisch als — Verteidigungskrieg gedacht.

Es ist ja kein direkter Widerspruch, immerhin zieht es die Physiognomie des Königs nach entgegengesetzten Seiten auseinander, daß er zugleich der harmlose Politiker sein soll, der nur Verteidigungskriege führt, und der phantastische Strateg, der mit seinen beschränkten Mitteln sich vermißt, die gewaltigsten Gegner niederzuwerfen.

Im Einzelnen glaube ich noch folgendes in der Hintzeschen Darstellung als irrig bezeichnen zu müssen.

Friedrich hat 1757 nicht ursprüglich die Idee einer Invasion in Mähren gehabt und hat sich von Winterfeld und Schwerin bereden lassen, davon abzugehen, sondern er hat sich ursprünglich in Sachsen zur Defensive aufstellen wollen und erst wenn er in dieser Defensive durch einen taktischen Offensivstoß die Oesterreicher geschlagen hatte, erst dann wollte er, ganz im Einverständnis mit den beiden Generalen, bis nach Mähren gehen.

Friedrich ist auch keineswegs 1757 in Böhmen „mit dem Ziel einer Entscheidungsschlacht bei Prag" einmarschiert. Friedrich selber stellt es in dem Testament von 1768 allerdings so dar und ich gebe gern zu, daß man solche rückblickenden, memoirenartigen Ausführungen neben dem gleichzeitigen, das Handeln selbst begleitenden Zeugnissen nicht vernachlässigen darf. Im vorliegenden Falle aber ist diese memoirenartige Aufzeichnung keine Ergänzung, sondern steht in vollem Widerspruch mit den urkundlichen Zeugnissen und stimmt auch nicht ganz überein mit den eigentlichen, fünf Jahre früher aufgezeichneten, dieser Zeit gewidmeten Memoiren, der Geschichte des Sieben-

jährigen Krieges. Ein vollwichtiges Zeugnis ist die Aussage von 1768 also ganz gewiß nicht.

Auch die Wendung, daß die Wegnahme des großen Transports im Jahre 1758 den Plan des Königs vereitelt habe, muß ich anfechten. Gleichzeitig mit der Wegnahme jenes Tranports war es Daun schon gelungen, Olmütz auf der Ostseite zu entsetzen und damit war der Plan des Königs zum Scheitern gebracht, auch wenn der Transport glücklich durchgekommen wäre.

Endlich, was den Feldzug von 1778 betrifft, so ist es doch nicht bloß der persönliche Widerspruch des Prinzen Heinrich, sondern auch die Natur der Dinge, die den Abmarsch der Armee des Königs nach Mähren verhinderte, während die andere Hälfte in Böhmen stand.

Hintze schreibt weiter: „Es kommt darauf an, ob die Zeit und der Mann überhaupt einer Konzeption im Stil der Niederwerfungsstrategie fähig war, und das muß man bei Friedrich durchaus bejahen". Natürlich muß man das in dem Sinne, wie Hintze es versteht. Aber das muß man bei Kaiser Franz, bei dem russischen Ministerrat, bei dem Feldmarschall Daun, bei dem General Soubise auch, wie wir oben zur Genüge gesehen haben. Die „Konzeption", wie Soubise die Preußen bei Roßbach umfassen, wie Daun sie bei Liegnitz völlig einkreisen und vernichten wollte, ist so schön, wie Friedrich je irgend etwas geleistet hat. Wenn aber Hintze sich weigern wird, deshalb Daun und Soubise zu Niederwerfungsstrategen zu stempeln, so bekennt er damit, daß er den Begriff auch auf Friedrich zu Unrecht angewandt hat.

Noch mehr bekennt er das, indem er fortfährt: „Allerdings waren seine Kriegsmittel und die allgemeinen Umstände, die die Kriegführung bedingen, wie z. B. der Anbau der Länder, Zustand der Straßen, Verpflegungsmöglichkeiten, damals so beschaffen, daß sie der Ausführung solcher Entwürfe größere Schwierigkeiten entgegensetzten als zur Zeit Napoleons und Moltkes. Das hat Friedrich zur Genüge erfahren, und darum hat seine Kriegführung das Schwankende behalten, das sie auf der anderen Seite doch wieder der alten methodischen Manöverstrategie nähert."

Wenn man den Anhauch von Tadel, der in dem Ausdruck „das Schwankende" liegt, überhört, so könnte man sagen, daß mit diesem Satz Hintze Friedrich vollkommen richtig und vollkommen mit mir übereinstimmend, in die Kategorie der doppelpoligen oder Ermattungsstrategie einreiht. Weshalb nennt er ihn dann vorher einen Niederwerfungsstrategen? Man darf einem Gelehrten wie Hintze nicht zutrauen, daß er sich selbst so direkt widerspricht. Die Erklärung liegt eben einfach darin, daß er die Worte „Ermattungsstrategie" und „Niederwerfungsstrategie" in ganz anderem Sinne gebraucht, als ich diese Terminologie einst gebildet habe und sie anwende. Da muß sich denn freilich Mißverständnis über Mißverständnis ergeben. Es ist genau wie mit Koser, der auch meine Terminologie anwandte, ohne sich selbst und die Leser darüber aufzuklären, daß er mit

diesen Worten einen anderen Sinn verbinde, als ich. Wer unter „Ermattungsstrategie“ eine schwung- und kraftlose Kriegführung versteht und unter „Niederwerfungsstrategie“ eine geniale und kühne, der wird freilich aus der Verwunderung, daß ich Friedrich zu den Ermattungsstrategen rechne, nicht so leicht herauskommen.

Im besonderen ist an den letzten Hintzeschen Sätzen noch auszusetzen, daß die Gründe, weshalb Friedrich nicht Niederwerfungsstrateg sein konnte, doch nur sehr unvollkommen angegeben sind und gerade die Hauptsachen fehlen. So groß war der Fortschritt im „Anbau der Länder, Zustand der Straßen, Verpflegungsmöglichkeiten“ in den achtzehn Jahren zwischen dem letzten Feldzug Friedrichs und dem ersten Napoleons nicht gewesen, um eine ganz andere Strategie zu ermöglichen. Hintze sagt ja auch bloß „größere Schwierigkeiten [für Friedrich] als zur Zeit Napoleons“. Wenn es sich nur um „größere Schwierigkeiten“ handelte, so würde man sagen müssen: „Schwierigkeiten“ sind dazu da, damit sie überwunden werden, und man könnte aus Hintzes Ausdruck wieder einen Tadel für Friedrich herauslesen. Tatsächlich handelt es sich aber keineswegs um „Schwierigkeiten“, sondern um Unmöglichkeiten. Diese Unmöglichkeiten sich klarzumachen, darauf kommt es an, um Friedrich richtig zu würdigen, und indem Hintze das nicht getan hat, haben wir wieder das Ergebnis, daß indem er ihn durch die Charakteristik als Niederwerfungsstrategen besonders zu glorifizieren wünscht, er ihn durch die Einschränkungen, die er notgedrungen hinzufügen muß, so klein macht, daß man an ihm irre wird. Mir fällt wieder die Parodie ein, in der ich nachwies, daß Friedrich „ein strategischer Stümper“ werde, wenn man ihn als Niederwerfungsstrategen ansehen wolle. Friedrich selber hat sich eigentlich schon gegen dieses Verfahren verwahrt, indem er über Voltaire spottet, er habe seinen militärischen Kursus nur bei Homer und Virgil durchgemacht; Voltaire aber rühmte Karl XII., der (nach dem Prinzip der Niederwerfungsstrategie) die fliehenden Russen unablässig verfolgte und von Schlacht zu Schlacht eilte.

Viertes Kapitel.

Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz.

Das Fridericianische Kriegswesen war zum erstenmal mit dem neufranzösischen zusammengestoßen bei Valmy, hatte den Kampf dann noch zwei Jahre, 1793 und 1794 fortgesetzt und sich in dieser Zeit qualitativ immer noch überlegen gezeigt. Aus politischen Gründen, aber militärisch unbesiegt, schied Preußen durch den Frieden von Basel im Frühjahr 1795 aus dem Kriege aus. Als es elf Jahre später von neuem die Waffen mit den Franzosen kreuzte, hatten diese sich mittlerweile zu den Soldaten Napoleons entwickelt, und jetzt krachte Preußen beim ersten Stoß zusammen. Man erschöpft die Natur dieses Vorganges nicht, wenn man mit der Königin Luise sagt, Preußen sei eingeschlafen gewesen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen. So stolz man war auf den ererbten Ruhm, so waren doch auch Kritik und Reformbestrebungen recht lebendig und Altes und Neues stehn schon vor der Krisis im Kampf miteinander. Noch ehe man sich in Frankreich selber so recht des eigenen Schaffens in der Taktik bewußt war, trug am 10. Juli 1794 der damalige hannoversche Major Scharnhorst in sein Tagebuch den Satz ein „Der jetzige französische Krieg wird das jetzt angenommene taktische System in einigen Punkten gewaltig erschüttern" und schrieb dann gegen Ende des Jahrhunderts mehrere Abhandlungen, in denen er von dem Satz ausging (1797), „es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß die französischen Tirailleurs den größten Teil der Affairen in diesem Kriege entschieden haben", und daran seine Vorschläge für die Fortbildung der in den deutschen Heeren noch herrschende Taktik knüpfte[1]). Er wollte das Alte

[1]) Lehmann, Scharnhorst I, 254.

und Neue organisch miteinander verbinden. Die Linear-Aufstellung aufzugeben oder gar die ganze Infanterie in Schützen aufzulösen, erschien ihm abwegig, aber er schlug vor, das dritte Glied für den Tirailleur-Kampf zu verwenden[1]). Für die Salve war das dritte Glied ohnehin nicht recht verwendbar gewesen und man war im Revolutionskrieg schon tatsächlich zur zweigliedrigen Aufstellung übergegangen. Das ergab aber generell durchgeführt unregierbar breite und gefährlich dünne Linien. Indem man nun ein Drittel der Infanterie ausschwärmen ließ und dazu nicht das erste, sondern das dritte Glied nahm, blieb die alte, wohlgeordnete und fest zusammenhaltende Front bestehn und konnte ihre Vorzüge zur Geltung bringen, die Schützen aber, die sich um die Flügel der Bataillone nach vorn zogen, verstärkten die Feuerkraft des Ganzen viel intensiver, als wenn sie im dritten Gliede der Linear-Front verblieben, wo sie überdies doch im Bedarfsfalle zur Verdickung der Front wieder ihren Platz fanden. Die Erhaltung der festgeschlossenen Front für das Salvenfeuer und schließlich die Attacke schienen Scharnhorst so wichtig, daß er die Mannschaften der beiden ersten Glieder das Schützengefecht nicht einmal gelehrt wissen wollte.

Auch als Scharnhorst in den preußischen Dienst übernommen wurde (1801), drangen nun seine Ideen noch keineswegs durch. Der General Fürst Hohenlohe führte allerdings für dieselben schlesischen Regimenter, die er nachher bei Jena kommandierte, das Tiraillieren des dritten Gliedes ein (1803). Aber in demselben Jahr erließ der Feldmarschall v. Möllendorff in Berlin einen Befehl, in dem er das Zielen beim Schießen direkt verbot — die Soldaten sollten „den Kopf grade aufrecht haltend horizontal anschlagen"[2]).

---

[1]) Diesen Gedanken, das dritte Glied für den Schützenkampf zu verwenden, hat nach dem Nachtrag in Lehmanns Scharnhorst I, 513 vielleicht zu allererst Prinz Ferdinand von Braunschweig ausgesprochen der im Januar 1761 einem General befahl, bei den hannoverschen leichten Truppen das dritte Glied mit gezogenen Büchsen auszurüsten.

[2]) Urkundl. Beiträge z. Gesch. des preußischen Heeres. 5. Heft. Die Gefechtsausbildung der preußischen Infanterie von 1806. Von Jany 1903. Der Befehl Moellendorffs lautet: „Denen Leuten muß das Anschlagen besser gezeigt werden, daß sie den Kopf nicht mehr wie bisher auf die Kolbe legen und zi len, sondern die Kolbe an die Schulter drücken, den Kopf gerade aufrecht haltend, und so horizontal anschlagen als welches Seine Majestät der König bei der diesjährigen Revue hauptsächlich erinnert und be'ohlen habe." Im Jahre 1807 beantragte die Reorganisations-Kommission die „Einführung mehr gekrümmter Kolben, die das Zielen möglich machen". Scherbening, Die Reorganisation der preußischen Armee.

Altes und Neues haben also schon vor 1806 in Preußen mit einander gerungen, aber in allem wesentlichen war das Alte unerschüttert und die Armee war ihrer Struktur nach noch durchaus die alte Friderizianische. Als solche aber war sie nicht etwa schlechter, sondern besser als zu Friedrichs Zeit. Ihre Disziplin war unerschüttert, das Offizierkorps tapfer, aber der Geist war entwichen, die Führung war kläglich, der Gegner ein Riese, und so mußte sie erliegen. Ich habe mich über diese Zeit und diese Ereignisse, die Katastrophe, den Wiederaufbau und den endlichen Sieg Preußens, in anderen Arbeiten eingehend geäußert und will mich hier nicht wiederholen[1]). Das Ergebnis ist, daß Preußen die Ideen der französischen Revolution, denen es unterlegen war, nunmehr selber aufnahm, sich mit ihrer Hilfe verjüngte, auf dem Gebiete des Kriegswesens noch überbot und praktisch und theoretisch die letzten Konsequenzen herausarbeitete.

Einzuschieben ist, daß auch Oesterreich nach der Niederlage von 1805 unter der Leitung des Erzherzogs Karl die alte Taktik reformierte und das Tiraillieren und die Kolonnen in geschickter Weise mit der Linear-Ordnung verband, so weit das bei einem Heer, das der nationalen Grundlage entbehrte, möglich war[2]). Ich habe oben schon die Argumentation des Generals Mack angeführt (S. 468 f.), weshalb das Tiraillieren zu verwerfen sei. Ein drastisches Zeugnis, wie anders der Geist der alten Militär-Pädagogik war und wie schwer es werden mußte, den Uebergang in den neuen Geist zu finden, ist ein Bericht des Feldmarschalleutnant Vukassowicz an den Hofkriegsrat (1803): „Im Türkenkrieg hat man bei Vesania-Damm eine Truppenabteilung auf den halben Mann das Bajonett zu fällen beordert, und da auch der Mann sonst nichts andres damit zu tun gelernt hat, ist auch derselbe wie eine Statue unbeweglich geblieben. Die Türken haben davon profitiert und mit bloßem Messer sich unter die Musketen begeben, sofort die Füße

---

[1]) Leben Gneisenaus, 3. Aufl. 1907. Ergänzt durch den Aufsatz „Neues über 1813" i. d. Preuß. Jahrb Bd. 157, Juliheft 1914. General v. Clausewitz. Der preuß. Offizierstand. Beide in den „Historischen und politischen Aufsätzen", 2. Aufl, 1907. Ueber Max Lehmanns Stein. Preuß. Jahrb. Bd. 134, 1908. Von Armin bis Scharnhorst. In dem Sammelwerk „In Wehr und Waffen", herausgegeben von v. Cämmerer und v. Ardenne.

[2]) Sehr gut dargestellt bei Ommen, Die Kriegführung des Erzherzogs Karl.

der Soldaten abgehauen, wessentwegen die Truppen nach der Hand lernen mußten, mit dem Bajonett auf das Kommandowort: Stich! — zu stechen[1])".

Die Russen folgten noch dem Worte Suwarows „die Kugel ist eine Närrin, das Bajonett aber ist ein ganzer Mann". Noch 1813 haben in der russischen Armee nur die Jäger=Regimenter tirailliert; die übrige Infanterie das Einzelgefecht gar nicht gekannt[2]).

In Preußen verwandelte Scharnhorst als Kriegsminister die alte Söldnerarmee in ein Volksheer, indem er die fremde Werbung abschaffte und die allgemeine Wehrpflicht, die die Franzosen wieder hatten fallen lassen, verwirklichte. Die Idee fand so viel Widerspruch, daß sie nicht in der Vorbereitungszeit, sondern erst mit dem Moment der Erhebung selbst durchgesetzt und zur Ausführung gebracht werden konnte (9. Februar 1813). Sie war auch zunächst nur für die Dauer des Krieges verkündet, wurde aber 1814 von dem Jünger und Nachfolger Scharnhorsts, Boyen, von neuem und definitiv zur Annahme gebracht[3]).

Das Tirailleur=Gefecht war, wie wir gesehen haben, bei den Franzosen zwar zu größter Bedeutung gelangt, aber eine wild=wachsende Pflanze geblieben. In Preußen, wie vorher schon in Oesterreich, wurde es nunmehr in Anlehnung an die Vorschläge, die Scharnhorst schon 1797 literarisch gemacht hatte, systematisch durch Reglements eingeführt. Nach wie vor blieb die dreigliedrige Linear=Aufstellung mit ihrem alles wegfegenden Salvenfeuer die Grundform. Aber das dritte Glied sollte vor der Front zum Schützengefecht ausschwärmen und nötigenfalls (darin ging Scharnhorst jetzt über seinen Vorschlag von 1797 hinaus) durfte auch das ganze Bataillon in Tirailleurs aufgelöst werden[4]).

---

[1]) Dasselbe berichtet Valory von der preußischen Kavallerie im Jahre 1742. Brandenb.=preuß. Forsch., Bd. VII, S. 310. Ein hervorragender preußischer Offizier habe ihm erzählt, daß in der Schlacht bei Chotusitz, als die geschlossenen preußischen Schwadronen den Feind erreicht hatten, man den Leuten erst habe zurufen müssen, daß sie hauen sollten. Dasselbe hat Friedrich selbst dem Grafen Gisors gesagt. Rousset, Le comte de Gisors, S. 105.

[2]) Nach Müffling A., Mein Leben, S. 31.

[3]) Fr. Meinecke, Leben Boyens.

[4]) Die Instruktionen sind vom Jahre 1809, die dann 1812 zu einem Exerzier=Reglement zusammengefaßt wurden. In Fortwirkung der Unterscheidung zwischen Linien= und leichter Infanterie blieb auch noch der Unterschied zwischen den Musketier= (resp. Grenadier=) und Füsilier=Bataillonen, kann aber übergangen werden, da er keine praktische Bedeutung erlangt hat.

Das in Linie aufgestellte Bataillon sollte aber nicht bloß Salvenfeuer abgeben, sondern auch beim Angriff mit der Stoßkraft der Tiefe wirken können. Das zu ermöglichen, konstruierte Scharnhorst, auch nach französischem Muster, die „Kolonne nach der Mitte“, zwei Züge breit, vier Züge tief. Mit der denkbar größten Schnelligkeit konnte das Bataillon aus dieser Kolonne zur Linie aufmarschieren oder aus der Linie die Kolonne bilden, da sich zugleich von rechts und links die äußeren Züge hinter die mittleren setzten.

Die Kolonne nach der Mitte war (da das Bataillon 4 Kompagnien oder 8 Züge zählte) 12 Mann oder bei ausgeschwärmten Schützen noch 8 Mann tief. Das war die Normaltiefe der griechischen Phalanx, also nach den älteren Begriffen noch eine Linear-Aufstellung, im Verhältnis zu der dreigliedrigen Aufstellung aber zu der man im 18. Jahrhundert gelangt war, schon eine Kolonne.

Wie Scharnhorst die französischen Organisations-Gedanken auf Preußen übertragen und zugleich erneut hat, so ist Gneisenau, der schon bei der Armee-Reform Scharnhorst zur Seite gestanden hatte, derjenige unter den Gegenspielern Napoleons, der dessen Strategie ganz in sich aufgenommen hatte, so daß er den Gewaltigen mit seinem eigenen Schwerte zu schlagen vermochte. Die große Aufgabe der Verbündeten im Herbstfeldzug 1813 war, ihre Heere, die in Brandenburg, Schlesien und Böhmen im Halbkreis um Napoleon herum standen, auf einem Schlachtfeld zu vereinigen, ohne dem Gegner die Gelegenheit zu geben, von seiner Zentralstellung aus sie einzeln zu fassen und zu schlagen. Das wurde erreicht, indem die Schlesische Armee, als Napoleon sie nach ihrem Uebergang über die Elbe bei Wartenburg (3. Oktober) packen wollte, nicht über die Elbe zurückwich, sondern, ihre Verbindungen preisgebend, um Napoleon herummarschierte und sich in seinem Rücken an der Saale mit dem Schwarzenbergischen Heer zusammenschloß. Napoleon war durch dieses Manöver von Frankreich abgeschnitten und hätte mit seiner ganzen Armee durch die Uebermacht der Verbündeten eingeschlossen und vernichtet werden können. Schwarzenbergs Generalstabschef Radetzky hatte auch in diesem Sinne bereits eine Disposition entworfen, die bis in unsere Tage auf die gröblichste Weise mißverstanden und entstellt worden ist, als ob ihr Sinn gewesen

sei, nicht sowohl das französische Heer zu vernichten, als es ohne Schlacht im Sinne der alten Strategie durch Manöver zum Rückzug zu bewegen. Radetzkys genialer Plan wurde zerrissen durch die Einmischung des Kaisers Alexander auf Betreiben seines militärischen Beraters, des Generals v. Toll. Die Heere der Verbündeten trennten sich wieder und gaben den Franzosen die Rückzugsstraße nach Westen dadurch frei[1]).

Ein Zug von ähnlicher Anlage und Kühnheit, wie 1813 der Marsch von der Elbe an die Saale, ist 1815 der Marsch von Ligny über Wavre nach Belle-Alliance[2]) Beide Manöver waren um so wirksamer, als Napoleon sie nicht in Rechnung gezogen hatte und infolgedessen selber falsch operierte, 1813 einen Luftstoß machte, 1815 das Korps Grouchy nicht rechtzeitig auf das Schlachtfeld berief. „Ces animaux ont appris quelque chose“ rief er aus.

Zur Vollendung einer großen Erscheinung in der realen Welt gehört auch ihre Theorie. Merkwürdig genug, daß auch der theoretische Denker, der das strategische Handeln Napoleons begrifflich zu fassen wußte, dem preußischen Heer angehörte, Clausewitz, ein Jünger Scharnhorsts, der Freund Gneisenaus. Wie die drei Männer zusammenzuordnen sind, ist ausgeprägt in dem Satz, den Gneisenau an Clausewitz schrieb, als man Scharnhorsts Gebeine von Prag, wo er gestorben war, nach dem Invaliden-Kirchhof von Berlin überführte: „Sie waren sein Johannes, ich nur sein Petrus, obgleich ich ihm nie ungetreu geworden bin, wie jener seinem Meister“.

Schon vor Clausewitz hat der französische Schweizer Jomini Napoleons Kriegskunst zu analysieren unternommen. Er war ein begabter und belesener, sehr fruchtbarer Schriftsteller, hat auch

[1]. Die Geschichte der Freiheitskriege ist durch kein Werk zugleich mehr gefördert und mehr in die Irre geführt worden, als durch die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des k. russ. Generals der Inf. Carl Friedrich Grafen v. Toll“ von Theodor v. Bernhardi. Das Buch ist hinreißend geschrieben, der Verfasser ist ein kompetenter Militärkritiker, die hinterlassenen Tollschen Papiere boten ihm das kostbarste Material — kein Wunder, daß sein Urteil lange ein fast kanonisches Ansehen genoß. Auch ich habe mich lange seiner Autorität hingegeben und erst in mühsamer Einzelforschung Punkt für Punkt seine Parteilichkeit überwinden gelernt.

[2]) Hyperkritik hat auch an dieser Großtat herumbasteln wollen. Widerlegung, außer in meinem „Gneisenau“, sehr gut bei Caemmerer, Die Befreiungskriege. Ein strategischer Ueberblick, 1907.

den entscheidenden Punkt in der Napoleonischen Strategie, das Streben nach der Schlachtentscheidung, gut erfaßt und beschrieben (schon 1805), in das eigentliche Wesen des Napoleonischen Handelns und der Strategie überhaupt ist er jedoch nicht eingedrungen. Dazu gehörte jener Trieb zu philosophischer Vertiefung, der seit Kant und Hegel das Leben in Deutschland erfüllte und in dem preußischen Offizier den Interpreten des Kriegsgottes erweckte, dessen Taten die alte Welt umgestürzt und die Menschen gezwungen hatten, eine neue aufzubauen. Jomini suchte das Wesen der Strategie in den Operationslinien und prüfte die Vorzüge der inneren Operationslinie und der äußeren. Clausewitz erkannte, daß Basis und Operationslinie und was dahin gehört, wohl sehr brauchbare Begriffsbildungen seien, sich zu verständigen und Situationen klar zu erfassen, daß jedoch Regeln für Pläne und Entscheidungen sich daraus nicht ableiten lassen, weil im Kriege die Elemente des Handelns alle unsicher und relativer Natur sind. Das strategische Handeln kann daher nicht doktrinärer Natur sein, sondern entspringt der Tiefe des Charakters. Der Krieg aber ist eine Handlung der Politik und die Strategie darf daher überhaupt nicht isoliert, sondern immer nur im Zusammenhange mit der Politik betrachtet werden. Wer sich darüber beschwert, daß die Politik sich in die Kriegführung gemischt habe, sagt etwas logisch Widersinniges und meint in Wahrheit, daß die sich einmischende Politik als solche ihm falsch erscheine. Eine richtige Politik kann auch die Strategie — falls der Politiker nicht etwa militärisch unrichtig denkt — nur richtig dirigieren. In den höchsten entscheidenden Momenten sind Politik und Strategie nicht von einander zu unterscheiden und die weltgeschichtliche Wirkung des großen Strategen geht aus von der Persönlichkeit im ganzen. Friedrichs gemäßigter Kriegsplan beim Ausbruch des Siebenjährigen Krieges und die Steigerung im nächsten Jahr sind durchaus bestimmt durch die politischen Momente, die Rücksicht auf die Bundesgenossen der Kaiserin, und nicht, weil er glaubte, mit seiner schrägen Schlachtordnung die Oesterreicher sicher zu besiegen, sondern weil er sich mit dem Gedanken des ehrenvollen Unterganges vertraut gemacht hatte, wagte er den Angriff auf die Uebermacht bei Leuthen. Die Ueberlegenheit, die dem General Bonaparte über alle die anderen tapferen und glänzenden Sol-

daten der Revolutionsheere erhob, wurzelte nicht nur in seinen eminenten militärischen Qualitäten, sondern ebenso sehr in seinem Sinne für Politik. Denn erst die politische Ueberlegung war es, die ihm erlaubte, die ausgreifenden strategischen Ideen zu vollführen, weil er in Aussicht nahm, den militärischen Erfolg politisch zum Abschluß zu bringen, ehe ein Rückschlag das Gewonnene wieder zerbrach. Daß Napoleon am Tage von Belle-Alliance nicht mit dem Wiedererscheinen der Preußen rechnete, kann ihm rationell als ein schwer begreiflicher Fehler angerechnet werden. Hier aber liegt sein Heldentum. Hätte er auf die Ankunft der Preußen gerechnet, so hätte er gegen die erdrückende Uebermacht den Kampf gar nicht aufnehmen können und hätte geendet, wie 1870 Bazaine, der von vorn herein am Erfolge verzweifelte und schließlich, ohne eine Schlacht wirklich durchgeschlagen zu haben, kapitulieren mußte. Auch Napoleon konnte gegen die erdrückende Uebermacht unter zwei Feldherren, wie Wellington und Gneisenau, den Feldzug auf keine Weise gewinnen. Daß er aber dem Siege ganz nahe gekommen und schließlich nicht schmachvoll, sondern ruhmvoll unterlegen ist, hat ihm selber einen unvergänglichen Glanz und seinem Volke einen Brunnen moralischer Kraft geschaffen, aus dem es sich immer wieder neues Leben getrunken hat.

Die Epoche von der Renaissance bis zum Ende der alten Monarchie zeigt eine unendliche Fülle von großen Soldaten und Heerführern. Aber in der ersten Hälfte wird man den Ausdruck „große Strategen" noch nicht anwenden wollen; die Dimensionen der kriegerischen Ereignisse sind trotz der gewaltigen Schlachten, denen wir begegnen, nicht groß genug, oder besser ausgedrückt, das Kriegerische im großen Zusammenhang der Dinge bewegt sich noch mehr in der Sphäre einzelner Kriegstaten auf dem politischen Hintergrunde, als in jener Einheit von Politik und kriegerischer Aktion, die das Wesen der Strategie ausmacht.

Die großen Strategen im vollen Sinne des Worts beginnen erst mit Gustav Adolf. In Wallenstein spielt der Staatsmann und Organisator eine größere Rolle, als grade der Strateg. Die großen Feldherren aus der Schule Gustav Adolfs, Cromwell, die Reihe der großen französischen Marschälle unter Ludwig XIV. werden im Gedächtnis der Nachwelt überragt durch Eugen von

Savoyen und Marlborough. Ihren Höhepunkt und ihren Abschluß findet die Epoche in Friedrich dem Großen. Man hat diesem lange eine besondere Stellung anweisen wollen, indem man ihn charakterisierte als den Vorläufer Napoleons. Diese Formulierung haben wir als falsch erkannt und verworfen. Friedrich war nicht ein Vorläufer, sondern ein Vollender. Erst durch Clausewitz' philosophische Vertiefung des Begriffs der Strategie in Verbindung mit der Politik und seine damit verbundene psychologische Analyse des Wesens der Heerführung, ist das volle Verständnis für die Gleichheit wie für die Verschiedenheit der beiden Kriegsgewaltigen erschlossen worden. Clausewitz selber hat diese Konsequenz seines Gedankenbaus noch erkannt, aber nicht mehr ausgeführt. In einer „Nachricht", die er am 10. Juli 1827 niederschrieb und die an die Spitze seines hinterlassenen Werkes „Vom Kriege" gestellt ist, nimmt er sich vor, dieses Werk noch einmal umzuarbeiten unter dem Gesichtspunkte, daß es eine doppelte Art des Krieges gebe, nämlich diejenige, „wo der Zweck das Niederwerfen des Gegners ist", und diejenige, „wo man bloß an den Grenzen des Reiches einige Eroberungen machen will". Die „ganz verschiedene Natur" dieser beiden Bestrebungen müssen überall von einander gesondert werden. Ehe er diese Arbeit ausführen konnte, ist Clausewitz im Jahre 1831 gestorben. Die Lücke, die er gelassen hat, auszufüllen, war eine der Aufgaben des vorliegenden Werkes.

Mit dem Erscheinen von Clausewitz' Werken nach seinem Tode (1831) schließt sozusagen die Napoleonische Periode der Geschichte der Kriegskunst. Sie leitet über in die neue, insofern sich Moltke in seinem Denken an den Clausewitzschen Werken gebildet hat. Diese neue Epoche wird in ihrem Inhalt bestimmt durch die neue Technik, nicht nur der Waffen, sondern auch des Verkehrs und aller Hilfsmittel des Lebens, von den Eisenbahnen und Telegraphen bis zu den Nährmitteln, die in so unendlicher Fülle im Laufe des 19. Jahrhunderts emporgestiegen sind.

Bis zu diesem Punkte wollte ich dieses Werk führen. Was folgte, beschlossen in dem phänomenalen Aufstieg Preußens und seinem endlichen Zusammenbruch, das werden sich einmal Andere angelegen sein lassen.

Register.

